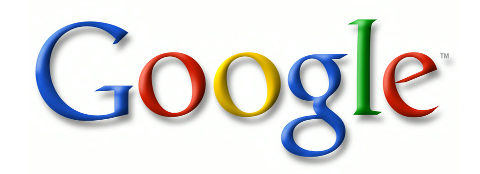
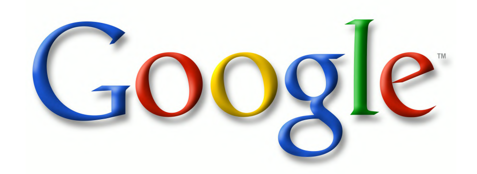
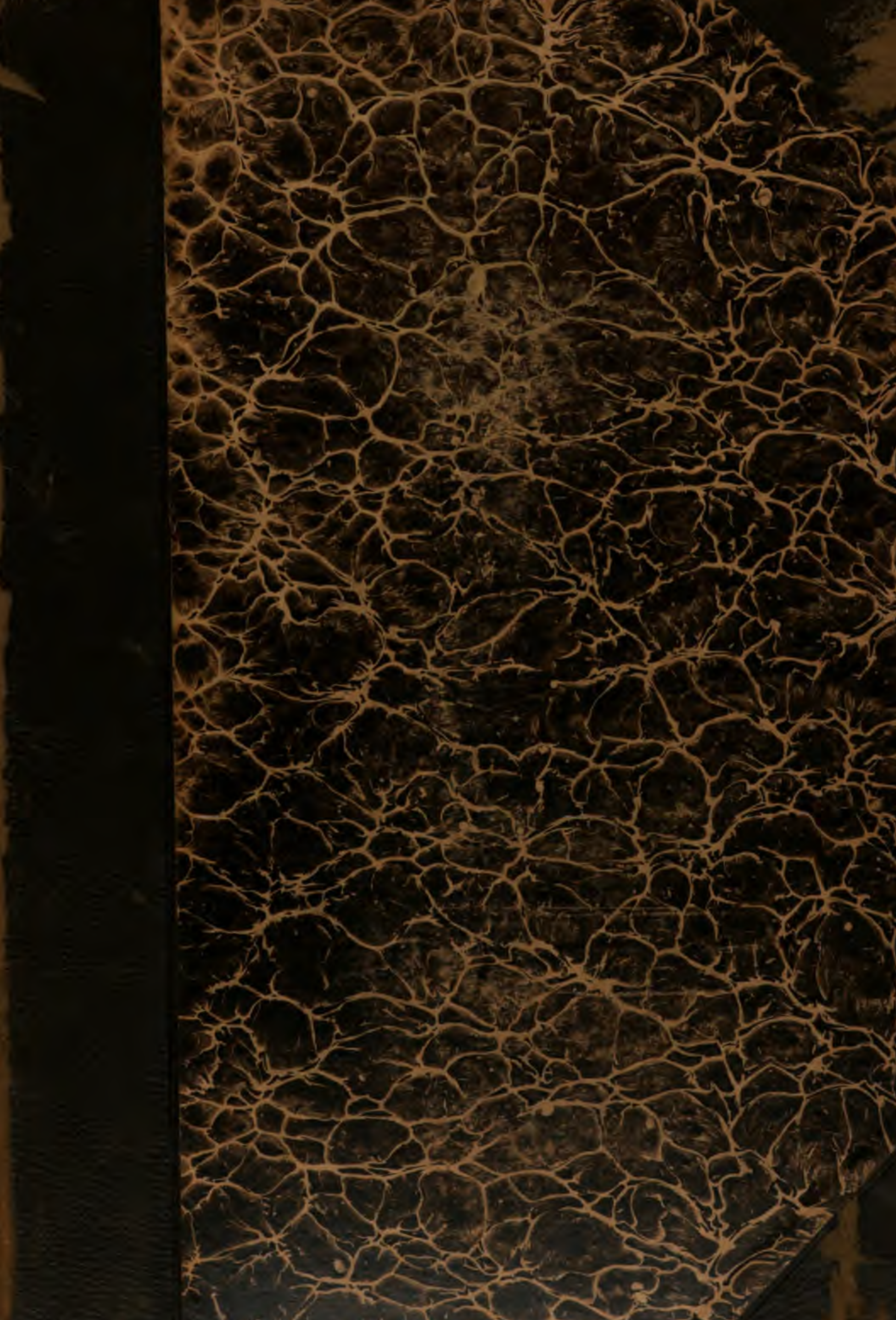







Geo 44.1.20
SIGILL : COLL : HARVARD : CANTAB : NOV : ANGL : 1650.
CHRISTO
ECCLESIAE
BOUGHT WITH
THE INCOME FROM
THE GIFT OF
MRS. HARRIET J. G. DENNY,
OF BOSTON.
24 April, 1889.



# JAHRBÜCHER

DES

# VEREINS VON ALTERTHUMSFREUNDEN

IM

# RHEINLANDE.

---

HEFT LXVI.

MIT 5 TAFELN UND 4 HOLZSCHNITTEN.

AUSGEGEBEN AM 20. OCTOBER 1879.

BONN.

GEDRUCKT AUF KOSTEN DES VEREINS.

BONN, BEI A. MARCUS.

1879.

# I. Geschichte und Denkmäler.

## 1. Römische Heerstrassen zwischen Maas und Rhein. (Schluss.)

(Hierzu Taf. I.)

Vom Rheine bei Xanten ziehen sechs Strassenarme nach Westen, die sich auf der Höhe zu einer Hauptstrasse vereinigen, welche dann unter dem Namen »Hochstrasse« über Sonsbeck, durch den Winkel'schen Busch, in dessen Nähe auf der Bönninghardt eine römische Bronze gefunden wurde, und Kapellen, rechts an Geldern vorbei, nach Pont geht. Dieselbe hat in dieser Strecke noch mehrere Reste des Kiesdammes bewahrt, und ist von vielen Alterthümern — bei Sonsbeck, an der Willich'schen Mühle, am Canal, bei Diesdonk — begleitet. Von Pont setzt sie sich der Chaussee entlang, an Dartmannshof vorbei, wo viele römische Alterthümer gefunden werden, fort bis zu dem steinernen Kreuz, wo jene eine Biegung rechts macht, und geht geradaus weiter unter dem Namen »Hochstrasse« über die Lohrheide, wo ebenfalls römische Alterthümer gefunden wurden, und durch die Bauerschaft Hetzert, durchschneidet die Chaussee von Straelen nach Haus Caen, in der Nähe des Hauses Kuhl, worauf die Spuren verschwinden bis südlich von Zand[1]). Etwa 500 Schr. von letzterem Orte geht sie über die Straelen-Heronger Chaussee und führt als breiter Grasweg über Heide und durch Gebüsch direct nach der Paesmühle; hier überschreitet sie ein Thälchen und geht jenseits als schmaler Grasrain mit Kiesresten, die sich auch nebenan in den Feldern zeigen, dicht an einem Bildstock vorbei, zwischen Dreihöfen und Damm hindurch, am Hause Nachtigal vorbei bis zum Nordcanal, von wo sie bis Niederdorf unterbrochen ist. Jenseits der Chaussee von Venloo nach Herongen geht die Strasse vom Südende von Niederdorf, wo römische Alterthümer zum Vorschein kamen, als alter Grasweg mit Kiesspuren durch die Felder, dann durch den Wald, an Louisenburg vorbei, wo ebenfalls

1) Hr. Geometer Buyx hat hier den Strassendamm noch gekannt.

römische Alterthümer gefunden wurden, und zuletzt über die Heide, wo sie plötzlich verschwindet. Wir haben die gegenwärtig mit Tannenwald bedeckte Heronger Heide nach verschiedenen Richtungen durchsucht, ohne weitere Spuren zu finden; erst da, wo der von Venlo nach Hinsbeck führende Weg die Chaussee am Wegweiser durchschneidet, treten die Reste 400 Schritt von der Chaussee im Walde als niedriger Kiesrücken deutlich auf, und lassen sich verfolgen bis zur Westseite von Leuth, wo römische Alterthümer gefunden wurden; von da folgt sie der Chaussee bis Kaldenkirchen. Dann zieht sie, streckenweise von Seitenwällen begleitet, unter dem Namen »Ravenstrasse« zuerst durch Feld, dann über die jetzt bewaldete Heide, indem sie alsbald eine Wendung nach Süden macht. Nachdem sie dann am weissen Pfahl in die Maasniederung getreten, geht sie unter dem Namen »Prinzendyk« auf der deutsch-holländischen Grenze, an einigen Grabhügeln vorbei, bis zum Ende des Brüggener Busches, wo sie sich etwas links dreht und auf niederländisches Gebiet tritt. Hier lässt sich der Kiesdamm, indem die Strasse über die Swalm setzt, auf beiden Ufern deutlich erkennen, und fernerhin, zwischen Maasniel und Maelbroek durch, bald über, bald unter dem Boden, unter dem Namen »Kaiserstrasse«, bis Melich verfolgen, wo die Strasse den Landleuten im Boden wohlbekannt ist; hier in der Nähe wurden auch viele römische Alterthümer gefunden, ebenso wie bei dem darauffolgenden Orte Tüddern, an dessen Ostseite vorbei die Strasse wieder auf niederländisches Gebiet tritt und nicht weiter verfolgt worden ist. Sie mündet später in die bereits beschriebene, von Mülheim resp. Cöln nach Mastricht führende Heerstrasse.

Aus den noch vorhandenen Resten ist zu entnehmen, dass die Strasse, gleich den meisten Römerstrassen in der niederrheinischen Ebene, aus einem Erddamm bestand, der in seinem oberen Theile eine Kiesdecke trug und von Seitenwällen begleitet war.

Von Xanten bis in die Nähe von Zand ist die Strasse bereits von Schmidt, Buyx und uns selbst näher beschrieben worden; von Zand aus lassen sowohl Schmidt als Buyx sie mit der Chaussee von Straelen nach Herongen gehen, indem sie den der Chaussee eine längere Strecke entlang ziehenden Kiesdamm für unsere Strasse ansehen; allein dies beruht auf einer Verwechselung dieser Römerstrasse mit der bereits beschriebenen von Goch über Straelen nach Mülheim, welcher, wie früher gezeigt, dieser Kiesdamm angehört. Die Xantener Strasse geht nicht mit der Chaussee, weder mit der nach Venlo, wie

wir vor vielen Jahren vermuthet, noch mit der nach Herongen, sondern durchschneidet, wie wir oben gesehen, die Letztere bei Zand, und führt über die Paesmühle nach Niederdorf[1]). Von hier an stimmen die Angaben von Schmidt und der niederländischen Forscher mit unseren Auffindungen überein; dagegen ist Rein geneigt, den von ihm sogenannten »Bubenweg« bei Schinveldt mit der Römerstrasse in Verbindung zu bringen und dadurch ihren Lauf wesentlich zu ändern[2]). Wir haben dieses in mancher Beziehung interessante Erdwerk an Ort und Stelle genau untersucht und gefunden, dass der bei den Landleuten sogenannte »Buvegraaf« (Bubengraben, nicht Bubenweg) durchaus keiner Strasse angehört, sondern ein blosser Graben ist, der an jeder Seite von einem aus demselben herrührenden Aufwurfe begleitet wird. Derselbe hat auch keine Aehnlichkeit mit den alten Grenzwehren, und zieht sich über eine Meile weit von Norden nach Süden durch die Heide, begleitet von vielen germanischen Grabhügeln. In der Schmidt'schen Karte ist unsere Strasse im Ganzen richtig gezeichnet, jedoch nur mit zwei Seitenarmen bei Xanten; ebenso in der Kiepert'schen Karte in der Strecke von Xanten bis Geldern und von Kaldenkirchen über Melich und Tüddern[3]).

Das Antoninische Itinerar enthält folgende Angaben, welche sich auf die Römerstrasse beziehen:

Colonia Trajana (Trojana)

| | | | |
|---|---|---|---|
| Mediolano | M. | P. | VIII |
| Sablonibus | „ | „ | VIII |
| Mederiacum | „ | „ | X |
| Teudurum | „ | „ | VIIII. |

Es lassen sich die Positionen des Itinerars mit den Oertlichkeiten nunmehr besser als früher in Einklang bringen, nachdem die Strasse in ihren verschiedenen Theilen genauer festgestellt ist. Nimmt man zunächst Col. Trojana an der Windmühle vor dem Clever Thor zu Xanten und Teudurum bei Tüddern an; so beträgt die Gesammtent-

1) Vor etwa 15 Jahren soll der dortige Kreisbaumeister die Römerstrasse im höheren Auftrage in dieser Strecke aufgenommen haben, und es wäre die Veröffentlichung der Resultate erwünscht, um dieselben mit den unserigen zu vergleichen.

2) Rein, die röm. Stationsorte und Strassen zwischen Col. Agrippina und Burginatium, S. 73 ff.

3) Jahrbb. XXV, XXXI, LXIII. Buyx, die alten Wege und Strassen in der Umgegend von Geldern. Der Niederrhein, Jahrg. 1878.

fernung zwischen diesen beiden Punkten nach dem It. VIII + VIII + X + VIIII = 35 g. Meilen = 105000 Schr. Die wirkliche Entfernung aber beträgt, auf der Strasse gemessen, 109000 Schr.; also ist die Route auf der Strasse 4000 Schr. länger, als das It. angiebt. Misst man aber von dem Vereinigungspunkte der bei Xanten heraufkommenden Seitenstrassen, wo erst die Hauptstrasse beginnt; so stimmen die Entfernungen ganz überein, und damit stimmen dann auch alle folgenden Positionen. Nach dem It. beträgt nämlich die Entfernung von C. Tr. bis Mediolanum 8 g. M. = 24,000 Schr.; misst man diese von dem genannten Punkte aus auf der Strasse ab, so kommt man in die Nähe von Dartmannshof bei Pont, wo man bisher, auf Grund der vielen dort gefundenen Alterthümer, Mediolanum angesetzt hat; die wirkliche Entfernung beträgt 26000 Schr. = 8⅔ g. M., was mit dem It. hinreichend stimmt. Für die folgende Station Sablones gibt das It. die Entfernung 8 g. M. = 24000 Schr.; misst man diese auf der Strasse ab, so kommt man mit 23000 Schr. nach Leuth, wo römische Alterthümer gefunden wurden, und dessen Lage am Ende der grossen sandigen Heide, die sich nördlich bis Niederdorf hinzieht, mit der Benennung »Sablones« ganz übereinstimmt. Hiermit stehen im vollen Einklange die ferneren Angaben des It., wonach die Entfernung von Sablones bis Teudurum X + VIIII = 19 g. M. = 57000 Schr. beträgt, was mit der wirklichen Entfernung 56000 Schritt von Leuth bis Tüddern hinreichend stimmt[1]). Es ergibt sich zugleich hieraus, dass wir durchaus keine Veranlassung haben, die Angaben des Itinerar's, wie so oft geschehen, für fehlerhaft zu erklären. —

Bei Twisteden geht von der Goch-Mülheimer Heerstrasse ein Arm über das Nielerfeld an mehreren Fundorten römischer Alterthümer vorbei nach Geldern, wo ebenfalls römische Alterthümer zum Vorschein kamen. Von hier zieht die Fortsetzung, meist unter dem Namen »Hochstrasse«, rechts von der heutigen Chaussee und an den Ortschaften Winternam, Nieukerk, Aldekerk und Rahm vorbei, in welcher Strecke sie von zahlreichen römischen Alterthümern begleitet ist, dann am Wartsberg vorbei bis südlich von Tönnisberg, wô sie sich rechts wendet und in der Richtung der Chaussee nach Crefeld führt, wo römische Gräber und andere Anticaglien gefunden wurden. Von hier folgt sie wiederum der Chaussee bis Fischeln, wo römische Alter-

---

1) Mederiacum wird gemeinlich bei dem niederländischen Dorfe Melich gesucht; die Entfernung von Tüddern trifft 3000 Schr. nördlich von diesem Orte.

thümer zum Vorschein kamen, und geht jenseits dieses Ortes rechts ab über Neusserfurth, wo ebenfalls römische Funde zu verzeichnen sind, nach Neuss, in dessen Nähe sie von römischen Gräbern begleitet ist. Von Aldekerk ging ein Seitenarm über Schaphuysen, Vluyn und Mörs nach Homberg und an den Rhein; Alterthümer verschiedener Art wurden an diesem Arme gefunden bei Schaphuysen und Vluyn.

Die vorstehend beschriebene Heerstrasse ist eine Seitenstrasse, welche von der genannten Hauptstrasse, mit der sie dieselbe Beschaffenheit hatte, in zwei Armen nach dem Rheine führte. Ihre Ueberreste sind von Geldern bis Tönnisberg durch Buyx genauer beschrieben worden; er lässt sie aber von letzterem Orte nach Uerdingen gehen, während wir in dieser Richtung bis jetzt keine Spuren gefunden haben; es ist aber nicht unwahrscheinlich, dass ein dritter Arm von Tönnisberg aus bei Uerdingen an den Rhein ging. —

Von der Maas bei Arcen geht eine Heerstrasse nach Geldern, die in dieser Strecke bereits in der Kiepert'schen Karte gezeichnet ist. Ihre Fortsetzung zieht durchweg mit der Chaussee von Geldern nach Wesel; bei Alpen ging wahrscheinlich ein Seitenarm in der Richtung der alten Landstrasse bei Drüptstein an den Rhein. Die Spuren der Strasse lassen sich längs der Chaussee an vielen Stellen in den alten Seitengräben sowie mehreren Dammresten bald im Gebüsch, bald auf der Heide erkennen. Die Zahl der Alterthumsfunde an der Strasse ist ziemlich bedeutend, zumal bei Geldern, Issum, Alpen, Büderich und Drüptstein. —

Von der Nordseite von Neuss geht eine Heerstrasse in westlicher Richtung, südlich von Driesch, bis in die Nähe von Eikerend, wo die Spuren verschwinden; sie hat die Richtung nach Gladbach, und geht von hier, der Chaussee entlang, rechts derselben über die Höhe bis Beltinghausen. Von diesem Orte aus fällt sie mit der Chaussee, neben welcher noch die alten Seitengräben sichtbar sind, zusammen bis Hardt, und geht dann wieder rechts derselben bis Waldniel. Von diesem Orte aus lässt sich die Strasse als alter Grasweg verfolgen bis Brempt, geht dann als Hohlweg bis zur Chaussee von Niederkrüchten nach Brüggen, wo sie sich in zwei Arme theilt: der eine führt als alter Grasweg nördlich von Birth zur Chaussee von Niederkrüchten nach Elmpt bei Nummerstein 18,9 und jenseits derselben über die Felder, dann durch den Elmpter Busch auf niederländisches Gebiet. Der andere Arm geht über Damm nach Elmpt und hierauf mit der Chaussee über Maasniel nach Roermonde. —

Ausser den vorbeschriebenen gibt es noch eine Anzahl Römerstrassen zwischen Maas und Rhein, die bis jetzt nur theilweise untersucht sind und einer späteren Gelegenheit vorbehalten bleiben; die vorstehenden aber geben zu einigen nicht unwichtigeu Betrachtungen Anlass.

Zunächst lässt sich in dem genannten Landstriche dieselbe Beobachtung machen, wie in demjenigen, durch welchen die römische Rheinstrasse zieht, dass nämlich fast alle Funde von Alterthümern, germanischen sowohl wie römischen, nur allein an den Heerstrassen gemacht werden; und dass ferner die germanischen am häufigsten in den öden Heidegegenden und ausgedehnten Waldungen, die römischen häufiger in den der Cultur zugänglichen, fruchtbaren Gegenden vorkommen. Dabei tritt ferner der bemerkenswerthe Umstand auf, dass da, wo sich ein römisches Gebäude in dichter Waldung oder auf öder Haide vorfindet, dieses sich durch eine gewisse luxuriöse Ausstattung auszeichnet, die mit seiner Lage in einer meist noch jetzt der Cultur unzugänglichen Localität nicht stimmt, und schliessen lässt, dass die römische Anlage keineswegs landwirthschaftlichen Zwecken ihren Ursprung verdankt. Spuren von Marschlagern oder Castellen, wie sie sich zahlreich an der Rheinstrasse vorfinden, sind an unsern Strassen nicht aufgefunden worden, dagegen lassen einzelne Reste schliessen, dass sie gleich den übrigen Römerstrassen mit Warthügeln besetzt waren.

Die Reiseroute, welche das Ant. Itinerar angiebt, geht über zwei verschiedene Strassen, und zwar ist die von Xanten herkommende, zuletzt beschriebene, nur eine Seitenstrasse von der früher beschriebenen, bei Mastricht über die Maas und nach Mülheim resp. Cöln führenden Heerstrasse. Offenbar ist diese Route des Itinerars ein späteres Einschiebsel, das als Bruchstück mit den übrigen in keinem Zusammenhange steht, und wir hegen die Vermuthung, dass sie nicht sowohl den Zweck hatte, den Weg von Xanten nach Cöln zu bezeichnen, — da wohl Niemand von Xanten zuerst nach der Maas in die Gegend von Mastricht reiste, um nach Cöln zu gelangen, — als vielmehr die auf dieser Route gelegenen römischen Ansiedelungen namhaft zu machen; da nun ausser den in dem Itinerar aufgeführten Ortschaften sich keine Localitäten finden, an welchen die Römerfunde auf Ansiedelungen von grösserer Ausdehnung schliessen lassen, so gewinnt unsere frühere Vermuthung an Gewicht, dass ausser den in den Itinerarien namhaft gemachten Ortschaften überhaupt keine römischen Ansiedelungen von einiger Bedeutung vorhanden waren, was, wenn es sich auch fernerhin

bestätigte, wohl geeignet wäre, uns über die Culturzustände in den Rheinlanden zur Römerzeit sehr wichtige Aufschlüsse zu gewähren.

Wir schliessen diese Mittheilungen mit dem Wunsche, dass die von den Alterthumsforschern (in Folge der im LVII. Hefte ergangenen Aufforderung) untersuchten Römerstrassen zu einer recht baldigen Publication gelangen mögen, da wir der Ansicht sind, dass sowohl diese wie die unserigen, wo es nöthig scheint, auch von Andern vorher an Ort und Stelle müssen geprüft werden können, bevor sie als sichere Ergebnisse in die Wissenschaft aufzunehmen sind[1]).

Indem wir die Untersuchung der, ausser den schon beschriebenen, noch zwischen Maas und Rhein vorhandenen Strassenreste den dortigen Alterthumsforschern empfehlen, wünschen wir lebhaft, dass die von uns beschriebenen auch jenseits der Maas, in ihrem ferneren Laufe durch Holland und Belgien, näher erforscht werden mögen, namentlich auch, um eine hinsichtlich ihres Laufes bereits für den Rhein constatirte interessante Wahrnehmung auch für die Maas feststellen zu können. Wir haben nämlich gesehen, dass die nach dem Rheine ziehenden Heerstrassen, sobald sie sich dem Flusse nähern, sich in mehrere Arme theilen, die in geringen Entfernungen von einander am Flusse endigen. In ähnlicher Art theilen sich auch manche Strassen, sobald sie in die Nähe der Maas gekommen, in Arme, die auch hier bis an den Fluss laufen. Nun findet sich ferner, dass am Rhein jeder der einzelnen Strassenarme jenseits des Flusses seine Fortsetzung hat, und dass diese Arme nach kurzem Laufe hier sich wiederum zu einer Hauptstrasse vereinigen. Es wäre daher erwünscht, zu erfahren, ob auch die nach dem rechten Maasufer sich verzweigenden Strassen auf dem linken Ufer des Flusses sich in einzelnen Zweigen fortsetzen, um auch hier wiederum zu einer Hauptstrasse zusammenzulaufen. Die Art und Weise, wie sich die römischen Strassenzweige auf dem rechten Rheinufer alsbald vereinigen, nachdem sie kurz vorher auf dem linken auseinander gegangen, wird sich aus der Beschreibung des Laufes der römischen Heerwege des rechten Rheinufers ergeben, die in Kurzem veröffentlicht werden wird.

J. Schneider.

1) Wir wollen nicht unterlassen, zu bemerken, dass die beigegebenen Kartenskizzen nur zur Verdeutlichung des Textes dienen sollen; sämmtliche Strassen sind mit allen ihren Details in die Generalstabskarten eingezeichnet und können zu jeder Zeit in beliebigem Massstabe zur genauen Darstellung gelangen.

## 2. Die Römerstrasse von Mainz nach Coblenz, bei Coblenz neu aufgedeckt 1878.

Im Anschlusse an meine früheren Mittheilungen über die römischen Strassenrichtungen bei und zu Coblenz: Heft XLII von 1867 S. 37, Heft L u. LI von 1871 S. 62 Anmerkung und Heft LVIII von 1876 S. 95 kann ich nunmehr die Richtung der von Mainz nach Coblenz und über die Mosel weiter rheinabwärts führenden Römerstrasse von der Laubbach ab bis zum Uebergange über die Mosel als unzweifelhaft feststehend bekunden.

Die Aufdeckung der Römerstrasse gelegentlich der Auswerfung der Fundamente für die städtische Gasfabrik an der Laubbach im Jahre 1871 liess deren Richtung von Süden nach Norden längs den Weinbergen am Ostabhang der Carthause nach dem unteren Flankenthurm des Forts Constantin und weiterhin als zusammenfallend mit der Löhrchaussee, Löhr-, Markt- und Judenstrasse bis zu den 1865 in der Mosel entdeckten Resten einer römischen Brücke bereits muthmassen.

Nunmehr ist gelegentlich des Baus der Berlin-Metzer Staatsbahn der alte römische Strassenkörper an vier Stellen auf eine Distanz von einer halben Stunde Wegs wirklich blossgelegt worden.

Die genannte Bahn schneidet nach Ueberbrückung des Rheins einige hundert Schritte von der Gasanstalt mit einer scharfen Curve in den Ostabhang der Carthause ein, geht dann in der Form eines langgestreckten umgekehrten S um das Fort Constantin herum und biegt dann in das Moselthal ein, hat somit die Terrasse am Ostabhange des Carthauser Bergs, worüber das „Engelspfädchen" läuft (worin wir schon früher den römischen Strassendamm erkannten), zweimal durchschnitten.

Sowohl an diesen beiden Stellen, wie an zwei anderen der Stadt Coblenz noch nähergelegenen, haben die im verflossenen Jahre ausgeführten Erd- und Nivellirungsarbeiten den römischen Strassenkörper aufgedeckt.

Der erste wie der zweite Punkt, welche noch in der Richtung

des nunmehr gänzlich zerstörten Engelspfads lagen, zeigten die Strasse in der nördlichen Verlängerung des 1871 an der Gasfabrik gefundenen Stückes in der dort angegebenen Breite von $18^{3}/_{4}$ Fuss rhein., ohne Baustiel und in der Heft XLII S. 173 beschriebenen Bauart. Auch die Verlängerung der dort beschriebenen Wasserleitung wurde gefunden. Sie begleitete die Strasse in der Richtung von der Laubbach nach Coblenz hin einige Minuten lang westlich, führte zu einem quadratisch behauenen horizontal im Boden liegenden Sandsteinblocke mit viereckigem Loche in der Mitte und gab somit der Vermuthung Raum, dass der Wasserlauf hier senkrecht in den Boden hinab, sodann horizontal unter der Strasse weg, zu einem ostwärts der Strasse in der Rheinebene gelegenen Etablissement geführt haben könnte.

Viel interessanter war der Befund an der dritten Stelle, welche wiederum in beinahe schnurgrader nördlicher Verlängerung einige Minuten näher an Coblenz heran liegt. Es kreuzen sich nämlich unter dem Aufgange zur Carthause, etwa hundert Schritte von dem mächtigen Thurm des Forts Constantin entfernt, die zum Carthäuser Plateau von Coblenz aus führende Chaussee der Löhrthorvorstadt mit dem sogenannten Kreuzwege, einem Feldwege, welcher in der Richtung von Osten nach Westen von den Anlagen gegenüber Pfaffendorf am Kirchhofe vorbei nach Moselweiss führt.

An diesem Punkte hatten die Nivellirungsarbeiten für das Eisenbahnplanum einen harten Strauss mit dem hier 9 Fuss dicken, aus sieben bis acht übereinanderliegenden Strassenschichten bestehenden Chauseekörper und entwickelten hier ein culturhistorisch sehr interessantes Profil der successiven Strassenbauten von vielleicht zwei Jahrtausenden.

Die oberste Schicht aus gekleintem Basalt auf Thonbruchsteinbettung bildete die zur Zeit der Festungsbauten auf der Carthause, also etwa 1819 oder 20, angelegte moderne Chaussee von $1^{1}/_{2}$ Fuss Dicke und 40 Fuss Breite. Darunter lagen die schüchternen Versuche eines regelmässigen Chausseebaus aus letzter kurtrierischer Zeit, als noch der Thurn- und Taxissche Eilwagen über den Hundsrücken nach Bingen fuhr, bestehend aus zwei Schichten rothen Lehms wechselnd mit unordentlich gelagertem Thonschiefergestücke, etwa 4 Fuss dick und 36 Fuss breit. Dann folgte eine fast 2 Fuss starke, 30 Fuss breite, aus Sand und Lehm mit unterliegendem Rheinkieselgerölle zusammengestampfte Schicht, wohl aus mittelalterlicher Zeit, darunter eine felsenhart gewordene Strasse aus Sand und Lehm mit einzelnen Ziegel-

stücken und zu unterst ein regelmässiges Steinpflaster, welches einer auf dem gewachsenen Boden endenden Kiesschicht auflag, 18 Zoll dick und 20 Fuss breit.

Referent hatte dem allmähligen, sehr mühseligen Aufhacken und Abgraben dieser Strassenschichten wochenlang mit gespanntem Interesse beigewohnt, da ihm sicher schien, dass die unterste die gesuchte Römerstrasse sein müsse, war aber doch überrascht, eine Pflasterung zu finden und ersuchte daher den Abtheilungs-Commissar der Staatsbahn Herrn Sarrazin um gefällige Mitwirkung zu einer gründlichen Untersuchung dieser Stelle. Herr Sarrazin ist dieser Bitte in der liebenswürdigsten Weise nachgekommen und hat durch den Bauaufseher Preusser sowohl ober- wie unterhalb Querdurchschnitte ziehen lassen, welche nicht nur den Umfang und den Zweck der Pflasterung, sondern auch die Fortsetzung der Strasse noch weiter nach Coblenz hin, das Vorhandensein eines Bankets, dessen Bau und Dimensionen, sowie endlich den römischen Ursprung der ganzen Anlage aufs Unzweifelhafteste darthaten.

Es zeigte sich, dass die Pflasterung in der ganzen Breite der Strasse sich nur auf den Kreuzungspunkt (die Vierung) der Löhrchaussee und des Kreuzwegs beschränkte, und diese also doppelt benutzte Stelle verstärken sollte, dass sich aber nach Coblenz zu auf der Westseite der Strasse ein gepflastertes Banket daran anschloss.

Das Pflaster sowohl des Uebergangspunkts wie des Bankets bestand aus gewöhnlichen Findlingsfeldsteinen (Grauwacke) und liess eine gewisse Regelmässigkeit in der Einsenkung erkennen, indem die grösseren Steine (wie noch heute häufig geschieht) in schrägen Bändern zusammengestellt und die Zwischenräume zwischen diesen Bändern mit kleinen Steinen ausgefüllt waren. Der Hauptstrassenzug neben dem Banket bestand an den nicht gepflasterten Stellen von unten nach oben aus 10″ hohen Thonschieferbruchsteinen, 8″ Kleinschlag aus Rheingeschiebe und 10″ Beschüttung aus grobem Lehm und Rheinsand. Er zählte 21 Fuss Breite und war nach dem Banket zu mit aufrechtstehenden grossen Bordsteinen eingefasst.

Man konnte deutlich in dem ausgefahrenen Niveau zwei Wagengleise und bei dem Banket eine durch die Benutzung bewirkte Einsenkung nach der Strasse zu erkennen.

Das Banket zeigte an verschiedenen Stellen bis zu 6 Fuss Breite, war also zum Ausweichen von zwei belasteten Personen geeignet.

Es hätte nur noch des Funds eines Meilenzeigers mit Inschrift bedurft, um den Beweis zu liefern, dass auch in der Archaeologie die Analysis oft durch die Synthesis und umgekehrt bestätigt wird. Schon glaubten wir durch das Auffinden einer 4 Fuss langen, 10 Zoll starken Basaltsäule, welche in zwei Stücke zerbrochen, in der Nordwestseite des gepflasterten Theils lag, uns einer solchen Entdeckung zu nähern. Es ergab sich aber, dass die Säule den antiken Prellstein für den nach Moselweiss weiter gehenden Kreuzweg abgegeben hatte.

Ausser einigen Hufeisen und kleineren behauenen Kalk- und Sandsteinen aber auch einigen Quadern von Mendiger Lava wurde nichts gefunden, namentlich keine Münzen und Ziegelfragmente.

Auch war leider nicht zu constatiren, ob und wo die vom Hundsrücken über das Carthäuser Plateau herabsteigende alte Strassen-Verbindung von Trier über den stumpfen Thurm (Belginum) und von Bingen über Rheinböllen — deren römischen Ursprung die im Walde unter dem Kühkopf noch sichtbaren Reste nicht verleugnen können — sich mit der oben beschriebenen römischen Rheinstrasse vereinigt habe.

War die Richtung derselben mit dem modernen Strassenzuge identisch, dann musste der gesuchte Vereinigungspunkt sich mit Nothwendigkeit an der Stelle des gepflasterten Uebergangs am Kreuzwege finden und wäre vielleicht in der über dem Pflaster liegenden stärkeren und breiteren Schicht erkennbar, die Hundsrücker Strasse somit jünger als die Rheinstrasse. Indessen giebt es auch einen alten steilen Aufgang zur Carthause in der Richtung vom Kirchhofe nach dem Fort Constantin hin (an dessen Stelle das 1020 auf der Stätte einer bereits im 8. Jahrhunderte zerstörten Martyrerkirche neu gegründete Kloster Beatusberg oder die Carthause lag), zu dem man von der Rheinstrasse her durch den oben erwähnten Kreuzweg gelangt.

Durch diese Ermittelungen ist somit als erwiesen anzusehen, dass die von Mainz nach Coblenz und Cöln längs dem Rheine laufende Römerstrasse nach dem Uebergange über den Laubbach, $^{3}/_{4}$ Stunde oberhalb Coblenz, links westlich von der jetzigen Rheinchaussee und der rheinischen Eisenbahn in gerader Linie der untersten Weinbergterrasse des Ostabhangs der Carthause folgte; dass der Strassenkörper von dem Gasometer der städtischen Gasfabrik und zweimal durch den Einschnitt der Berlin-Metzer Eisenbahn durchschnitten ist; dass derselbe nur wenige

Schritte von dem westlichen Endpfeiler des neu angelegten Viadukts über die rheinische und Berlin-Metzer Bahn zur Carthause, welcher in den Strassenkörper hinein fundamentirt ist, von dem uralten Kreuzweg zwischen Pfaffendorf und Moselweiss durchkreuzt ist; dass von dem Kreuzungspunkte an die Römerstrasse mit einem westlich anstossenden Banket in schnurgerader Linie etwa zwei Fuss unter dem Planum der Berlin-Metzer Bahn, sodann unter dem Durchschnittspunkte der rheinischen Bahn, und unter dem Niveau der Löhrthorchaussee, durch das Löhrthor, die Löhrstrasse, Markt- und Judengasse zur oberen Ecke des Florinsmarkts führte, dort auf der 1865 entdeckten hölzernen Brücke die Mosel überschritt und jenseits derselben ihre Richtung nach Cöln und dem Niederrhein fortsetzte.

Herrn Bau-Commissar Sarrazin, welcher die Güte gehabt hat, durch den Bauaufseher Preusser einen kurzen Fundbericht nebst Grundriss und vier Profilen entwerfen zu lassen, spreche ich hiermit für diese Unterstützung meinen besten Dank aus.

Coblenz, Januar 1879. v. Eltester, Archivrath.

---

## 3. Zum römischen Grenzwall in Deutschland.

Erster Nachtrag.

Dass die Uebersicht über unsere bisherigen Kenntnisse von den römischen Grenzwällen in Deutschland, welche in diesen Jahrbüchern [1]) versucht worden ist, Veranlassung zu mancherlei Nachträgen, Erweiterungen und Berichtigungen geben werde, ist vorausgesehen worden. In dieser Voraussicht hat der Vorstand des Vereins den Stein erworben, mit welchem H. Kieperts Karte gedruckt worden ist; sodass ohne grofse Mühe in Zukunft eine berichtigte Ausgabe der Karte veranstaltet werden kann. Auf derselben werden alle diejenigen noch nicht eingetragenen Stücke des Grenzwalles sowie diejenigen Strafsenzüge und Castelle zu verzeichnen sein, welche als sicher ermittelt angesehen werden können. Ebenso werden diejenigen Eintragungen getilgt werden, welche sich als auf unsicherer oder trügender Beobachtung ruhend herausstellen. Mit dem Anspruch ein solches negatives Resultat zu begründen ist jüngst ein Beitrag zur Kunde des Grenzwalls veröffentlicht worden, welcher ausdrücklich an die oben bezeichnete Zusammenstellung in diesen Jahrbüchern anknüpft; er darf daher wohl beanspruchen, wiederum auch den Lesern dieser Jahrbücher zur Beurtheilung vorgelegt zu werden.

Es handelt sich dabei um eines der vielen noch wenig bekannten Stücke des Grenzwalls, und zwar um den dritten, den hessen-nassauischen Abschnitt nach meiner Eintheilung. Bei Freudenberg am südlichen Ufer des Mains endet der zweite (oder würtembergische) Abschnitt des Walls, jene schnurgerade süd-nördliche Linie, die bei Welzheim am Hohenstaufen beginnt. Bei Arnsburg und Grüningen ungefähr, zwischen Lich und Weilburg, beginnt das Taunusstück des Walles, zu seinem gröfsten Theil durch Rossel genau erforscht (siehe die gröfsere Nebenkarte auf Kieperts Plan). Dass irgend eine Verbindung der befestigten Linien zwischen diesen beiden Punkten

1) Heft 63 (1878) S. 17 ff.

vorhanden gewesen ist, kann nach den von mir gegebenen Ausführungen füglich nicht bezweifelt werden. Es fragt sich, wo sie zu suchen.

Die sämmtlichen älteren Autoren, Ch. E. Hansselmann (1768), der Mainzer Historiker Fuchs (1771), Wenck[1]) u. A. nahmen mit allerlei Abweichungen im Einzelnen ungefähr die Linie an, welche auf der Kiepertschen Karte, allerdings absichtlich nur als eine hypothetische durch Intervalle angezeigt, eingetragen ist, sodass also der östliche Abhang des Spessart und des Vogelsbergs noch innerhalb der Reichsgrenze fallen. Karl Arnd, ein hessischer Baumeister, der im Jahr 1867 in dem hohen Alter von 79 Jahren zu Hanau gestorben ist, ein begeisterter und liebenswürdiger, wenn auch unkritischer Dilettant, wie häufig Localantiquare, hat seit dem Jahr 1858 in verschiedenen Schriften diese Linie des Grenzwalls näher beschrieben. Da auch in diesen Dingen *incipiendum est a credendo*, so sind ihm die Späteren, wie Ph. A. F. Walther[2]), W. Arnold[3]) und mit H. Kiepert ich selbst gefolgt. Doch habe ich mich im Text über diese Strecke des Walls absichtlich ganz kurz und mit grofser Vorsicht geäussert, weil mir die Vorarbeiten, insbesondere die Arnds, nicht hinreichendes Vertrauen einflöfsten.

Mit gleicher Vorsicht schien es gerathen von denjenigen Anlagen südlich des Mains zu sprechen, welche mit dem letzten Stück der von Paulus untersuchten und im wesentlichen festgestellten Linie Walldürn bis Freudenberg parallel, aber beträchtlich weiter westlich, am östlichen Abhang des Odenwaldes zwischen Mudau bis zur Gersprenz östlich von Stockstadt (nördlich von Schafheim zwischen Aschaffenburg und Dieburg, auf dem zweiten Nebenkärtchen des Kiepertschen Plans) beobachtet worden sind. Es ist dies die nach dem bei Obernburg in den Main mündenden Mümlingbach benannte Linie, deren genauere Erforschung als eine dringende Aufgabe den betheiligten Gelehrten an das Herz gelegt worden ist. Vorausgesetzt, dass hierin wirklich eine muthmafslich ältere, engere Reichsgrenze zu erkennen ist, über welche hinaus später die weiter öst-

---

1) In seiner hessischen Landesgeschichte Bd. 2 (1789) S. 35 f.

2) In der Schrift 'die Alterthümer der heidnischen Vorzeit innerhalb des Grofsherzogthums Hessen' (Darmstadt 1869 8.).

3) In dem soeben erschienenen Werke 'Deutsche Urzeit' (Gotha 1879 8.) S. 81 ff.

lich gehende Linie Welzhofen-Freudenberg vorgeschoben wurde liegt es allerdings nahe anzunehmen, dass diese Linie auch nördlich des Mains ihre Fortsetzung gefunden habe. Den natürlichen Anschlusspunkt bildet hier das Dorf Grofskrotzenburg am nördlichen Mainufer, südwestlich von Hanau gelegen (und auf der Kiepertschen Hauptkarte sowie auf dem gröfsten Nebenkärtchen verzeichnet). Die vorauszusetzende Verbindungslinie von dem Punkte nördlich von Schafheim an der Gersprenz, wo die Mümlingslinie zu enden scheint, bis nach Grofskrotzenburg ist freilich meines Wissens nicht beobachtet worden. Aber jenseits des Mains, von Grofskrotzenburg nördlich, fehlt es nicht an allerlei Resten römischer Anlagen. Das gröfste Nebenkärtchen Kieperts (im Texte ist auf diese Detailfragen absichtlich nicht eingegangen worden) verzeichnet nichts weniger als vier muthmaafsliche Parallelen zu der äussersten, ebenfalls problematischen Limeslinie: zunächst westlich von jener die Linie Grofskrotzenburg-Rückingen-Altenstadt-Staden-Bisses; dann weiter westlich das Stück Eichen-Wickstadt; ferner noch weiter westlich zwei Stücke zwischen Okarben und einem Punkte im Taunus am grofsen Limes östlich von der Saalburg; endlich am nächsten zu Frankfurt ein dem grofsen Taunuslimes paralleles Stück von Dornolzhausen östlich bis gegen den Abhang des Feldbergs. Ueber diese Anlagen ein sicheres Urtheil zu gewinnen ist mir wenigstens aus den bisher darüber vorliegenden Aufnahmen nicht möglich gewesen.

Es wird nicht unangemessen sein hier einige Bemerkungen anzuknüpfen über die Methode, welche für Forschungen und Mittheilungen über Grenzwälle angewendet werden sollte, aber leider auch in den neuesten Arbeiten noch häufig vermisst wird. Wer sich durch wiederholte, von Nachgrabungen unterstützte Anschauung unzweifelhafter Stücke des Grenzwalls den Blick so weit geschärft hat, dass er zufällige Eigenschaften des Bodens ebenso wie mittelalterliche und moderne Anlagen von den römischen sogleich zu unterscheiden weiss, dem steht gewiss ein Urtheil über diese Fragen zu, welches unter allen Umständen auf Beachtung Anspruch hat. Allein dieser Anspruch muss durch methodische Darlegung Dritten gegenüber begründet werden, und diess geschieht im vorliegenden Falle einzig auf folgende Weise. An einer Reihe von Stellen der bayerischen, würtembergischen und nassauischen Strecke sind die Maafse des Walls und der Gräben sowie die Art der Construction (gemauerter Kern von verschiedenem Umfang) mit hinreichender Genauigkeit ermittelt worden. Es ist nach allen uns vor-

liegenden Nachrichten und Analogieen vorauszusetzen, dass auch in den nördlichen Abschnitten des Walls, wenn sie auch den südlichen nicht ganz gleichzeitig sind, doch im Wesentlichen die gleichen Maaſse und Bauweisen zur Anwendung gekommen sind. Die sicheren oder wenigstens wahrscheinlichen Indicien römischer Anlage müssen also in unzweideutiger Weise, womöglich durch Pläne und Profile, nachgewiesen werden. Ohne solchen Nachweis sind alle Versicherungen von der Festigkeit der eigenen Ueberzeugung ebenso wie die polemischen Ausführungen gegenüber entgegenstehenden Beobachtungen Anderer von nur bedingtem Werthe. Hierzu kommt noch eines. Es liegt im Wesen jeder wissenschaftlichen Untersuchung, dass der zweite Beobachter mehr oder anders sieht als der erste und dass keinem der Nachfolgenden die Nachprüfung der Wahrnehmungen seiner Vorgänger erlassen werden kann. Gewiss spielt hierbei die Kritik der Personen, wie ebenfalls in allen anderen wissenschaftlichen Discussionen, eine nicht unbedeutende Rolle. Allein wichtiger ist doch noch, zumal wo es sich um theilweis noch sichtbare Baureste handelt, die Trennung der Sache von der Person. Auch der weniger gut vorbereitete und geringer beanlagte Forscher hat einen gewissen Anspruch auf vorurtheilslose Prüfung seiner Angaben. Es macht auf den ferner stehenden Beurtheiler nothwendig einen verwirrenden Eindruck, wenn er findet, dass am Niederrhein und im Thal der Lippe Jac. Schneider die Beobachtungen Hölzermanns, im Taunus von Cohausen diejenigen Rossels, in der Wetterau Duncker die Arnds, im Odenwald K. von Becker die von Paulus als unzuverlässig verwirft. Gewiss ist in solcher Kritik vieles Berechtigte; aber da einmal auch in solchen Dingen jeder Nachfolger nothwendig auf den Schultern seiner Vorgänger steht, so sollte er dieses sein Fundament, wo es angeht, sorgfältig schonen und nur nach reiflichster und unbefangenster sachlicher Prüfung ganz beseitigen. Nur so wird er für sich selbst das Anrecht auf gleiche Behandlung Seitens seiner Nachfolger und Beurtheiler erwerben. Stellt sich auch hier und da die Beobachtung eines Vorgängers nach eingehender Prüfung als nicht stichhaltig heraus, so genügt das noch nicht, um über alle seine übrigen Beobachtungen ohne Weiteres den Stab zu brechen. Nur eine Schritt vor Schritt nachgehende und vollständige Untersuchung berechtigt zu allgemeinen Urtheilen. Es wäre daher sehr zu wünschen, dass unsere verehrten Mitforscher auf den weiten Gebieten der römisch-deutschen Alterthumskunde sich überall einer möglichst objectiven Darlegung des Thatsächlichen befleissigen,

alle Polemik gegen Personen und alles Ziehen von allgemeinen Schlüssen aber bei Seite lassen wollten. Bei den Limesforschungen ist vor Allem auf Zeichnungen und Profile Bedacht zu nehmen (wie sie z. B. Rossels Werk giebt); ohne sie entbehrt selbst die beredteste Schilderung der rechten Ueberredungskraft.

Herrn Albert Dunckers neue Arbeit[1]), zu welcher ich mich nun wende, beschäftigt sich nach einigen Vorbemerkungen über 'die besonderen Schwierigkeiten der wetterauischen Limesforschung', welche mit Recht unter Anderem auf die Wichtigkeit der Benutzung von Flurkarten und der in ihnen zu findenden Ortsnamen hinweisen[2]), in ihrem ersten Abschnitt mit dem römischen Castell zu Grofskrotzenburg am Main (S. 6—27). Dasselbe ist bereits von Steiner[3]) beschrieben worden; die daselbst gefundenen Inschriften und Ziegel (der zweiundzwanzigsten Legion und der vierten Cohorte der Vindeliker) stellt Brambach[4]) zusammen. Duncker giebt aus einer älteren

1) Beiträge zur Erforschung und Geschichte des Pfahlgrabens (*Limes imperii Romani Transrhenanus*) im unteren Maingebiet und der Wetterau; mit einer Kartenskizze und zwei Cartons von A. D., Oberlehrer am Real-Gymnasium zu Wiesbaden (Separatabdruck aus Bd. VIII N. F. der Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde) Kassel 1879 (104 S.) 8.

2) Ich trage zu meinen früheren Nachweisungen hier Duncker folgend nach, dass für die nassauische Limesstrecke von Kemel bis Pfaffenwiesbach (zwischen Adolfseck und Laufenstetten auf der gröfseren Nebenkarte zu Kieperts Plan) der Freiherr W. C. Preuschen-Liebenstein im Correspondenzblatt der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine von 1856 No. 13. 14 aus Urkunden eine Art von Limesregesten zusammengestellt hat. Solche Arbeiten sind für das ganze Limesgebiet nothwendig.

3) In seiner Geschichte und Topographie des Maingebietes und Spessarts unter den Römern (Darmstadt 1834 8.) S. 162 ff.

4) C. I. Rh. No. 1432—1435. Die gröfste der daselbst gefundenen Inschriften, ein Altar von dem Legaten der Provinz Germania superior Q. Aiacius Modestus Crescentianus dem Hause des Kaisers Severus (etwa zwischen 208 und 211) gesetzt, ist neuerdings in der Sammlung des Bisthumsverwesers Hahne in Fulda wieder aufgetaucht. Die auch bei Brambach nicht richtig gedeutete Schlussformel lautete unzweifelhaft *leg(atus)* [*Aug*]*g.* [*dev*]*otu*[*s numini maiestatique eorum*]. Der Text einer anderen der Grofskrotzenburger Inschriften (Brambach 1434) wird von Duncker in evidenter Weise berichtigt; nur hätte uns der Excurs über den Namen Speratus billiger Weise erspart werden können. Es ist nichts wohlfeiler und überflüssiger als zu ganz gewöhnlichen Cognominibus, wie dieser, aus jedem epigraphischen Index zu entnehmende Beispiele anzuführen.

Terrainaufnahme des Dorfes und seiner Flur von dem Lehrer J. Kullmann einen sehr dankenswerthen Plan des Castells, das (nach dem Excurs II S. 94 ff.) einen Umfang von etwa 196 zu 150 Schritt (also etwa die Gröfse der Capersburg) hatte. Danach ist der Plan auf der der Abhandlung Dunckers beigegebenen Karte (im Maafsstab von 1—12000) wiederholt. Dass das Castell schon vor Severus bestand, ist sehr wahrscheinlich; aber eine andere Frage ist die, ob es am Limes lag. Mit der Erörterung dieser schwierigen Frage hat es sich der Herr Verf. meines Erachtens etwas zu leicht gemacht. Die von mir oben erörtete Möglichkeit, dass die sogenannte Mümlingslinie bis zu einem Punkte gegenüber Grofskrotzenburg am südlichen Mainufer ihre Fortsetzung gefunden und dann von Grofskrotzenburg weiter nordwärts bis zum Taunus gegangen sei, zieht er gar nicht in Betracht. Sondern er lässt den Limes mit Paulus viel weiter östlich, bis Freudenberg gehen und nimmt dann ohne Weiteres und als selbstverständlich an, dass von Freudenberg bis Grofskrotzenburg, also auf einer Strecke von sieben bis acht deutschen oder fast vierzig römischen Meilen, den Limes gebildet habe — der Main! Allerdings unterstützt durch die — freilich in sehr weiten Abständen liegenden — Castelle von Miltenberg, Obernburg, Stockstadt und Seligenstadt. Sie liegen je zwei bis drei deutsche Meilen von einander entfernt. Dass ein Fluss wie der Rhein eine Zeitlang Galliens Grenze bildete, wissen wir; aber in welchem Sinne? Nur um die Basis für eine weitere Offensive nach Osten hin abzugeben, gerade so, wie noch in unseren Tagen unsere Nachbaren in Frankreich die Rheingrenze verstanden haben und verstehen. Einen gewissen Abschluss dieser offensiven Politik bildet die Anlage des Limes, und in ihm sollte eine solche Lücke, wie sie der jeder Zeit auf das leichteste überschreitbare Main bildet, gelassen worden sein? Die wenigen Castelle am Main ändern daran so wenig, wie

---

Das ist gerade so, wie wenn Jemand zu einem etwa in einer mittelalterlichen Urkunde vorkommenden Werner von So und So Beispiele des Namens Werner aus verschiedenen Jahrhunderten und Gegenden sammeln wollte. Das Gentile Speratius, wofür auch ein Beispiel angeführt wird, gehört erst recht nicht hierher. Selbst wo Gentile und Cognomen übereinstimmen (wie z. B. bei dem M. Iulius Valentinus des Rüdinger Matronensteins in Mannheim, bei Brambach 613, und dem Bataver Iulius Valentinus bei Tacitus *hist.* IV. 68 ff.) ist darum Identität oder auch nur Verwandtschaft der betreffenden Personen noch keineswegs ohne Weiteres erwiesen. Vgl. archaeol. Zeitung 34 (1876) S. 64 f.

die am Rhein gelegenen je dem Fluss den Charakter einer schliessenden Grenze verleihen konnten. Ferner fragt es sich, wie es mit der Fortsetzung des Limes nördlich von Großkrotzenburg steht. Hier greift eine frühere Arbeit Dunckers mit ein, welche in meiner Darstellung des Limes nur eben erwähnt werden konnte[1]). In dem die Altenburg genannten Feld an der Kinzig bei Rückingen haben die Herren Duncker und Suchier ein römisches Castell nachzuweisen gesucht. Die schon bei Brambach verzeichneten Legions- und Cohortenziegel[2]), welche sich hier und in den nächsten Umgebungen in beträchtlicher Menge vorgefunden haben, machen es allerdings unzweifelhaft, dass hier irgendwo in der Umgebung ein römischer Lagerplatz gelegen war. Die sorgfältig beschriebenen Ergebnisse der bisherigen Funde haben einen Begräbnissplatz und die Reste eines seinem Zwecke nach, wie so häufig, nicht bestimmbaren römischen Gebäudes (im Volksmund das Römerbad genannt) nachgewiesen. Welcher Art die hier oder in der näheren Umgebung vorauszusetzende römische Niederlassung gewesen, blieb also unsicher; dafür dass die ganze Anlage ein Castell gewesen gebrach es bis jetzt, wie H. Duncker selbst ausführt, an den entscheidenden Beweisen (der oblongen Form der Anlage, den Resten der Umwallung, der Thore u. s. w.). Die allgemeinen aus der Lage und Nähe des Limes, so wie aus der Zahl der auf dem Begräbnissplatz aufgedeckten Gräber entnommenen Anzeichen dafür vermag ich als entscheidend nicht anzusehen. Das war der Grund, wesshalb ich mir erlaubte in jener Anmerkung, in welcher ich die Arbeit der Herren Duncker und Suchier anführte, hinter das Wort Römercastell ein Fragezeichen zu setzen. Ich kann hinzufügen, dass die briefliche Aeusserung eines sehr competenten Forschers auf diesen Gebieten mich in meinen Zweifeln lediglich bestärkte. Mit diesem, wie man sieht, nicht grundlosen Fragezeichen beschäftigt sich ein besonderer Excurs der neuen Arbeit des Herrn Duncker[3]). Seinem Verlangen, dass man ihn mit Gründen, nicht mit Fragezeichen bekämpfen solle, ist hiermit entsprochen; an jener Stelle liess sich das, wie Herr Duncker selbst einsieht, in der Kürze nicht wohl machen. Inzwischen hat derselbe schon selbst das Bedürfniss gefühlt, seiner Annahme eine

1) Anm. 42 (Heft 63 S 31).

2) Brambach No. 1436.

3) S. 86 f. Excurs I 'war die Römerstätte Altenburg an der Kinzig bei Rückingen nur bürgerliche Ansiedelung oder Limescastell'.

festere monumentale Grundlage zu schaffen. Am 16. April ist, wie er mir soeben mittheilt[1]), eine kleine Ausgrabung auf dem Felde 'Altenburg' angestellt worden, bei welcher die Reste eines weiteren römischen Gebäudes und die unterste Fundamentschicht einer fast zwei Meter breiten Mauer einige Meter weit aufgedeckt worden sind. Wenn weitere Grabungen, welche in Aussicht genommen worden wird, bestätigen, was durchaus nicht unwahrscheinlich ist, dass diess ein Rest der Umfassungsmauer des Castells ist, so wäre damit das Vorhandensein eines solchen an jener Stelle allerdings erwiesen und ich würde mein Fragezeichen unbedenklich streichen. Immerhin aber bleibt dann noch zu erweisen, dass der von Großkrotzenburg in gerader Linie nach Rückingen laufende sogenannte Pfaffendamm in der That die Fortsetzung des, wie oben bemerkt, westlich von Stockstadt an der Gersprenz aufhörenden Limes sei.

Diess führt zu dem zweiten Abschnitt der Abhandlung Dunckers (S. 27 ff.). Durch den Titel und, nicht zum Vortheil der Sache, auch in der Behandlung ist der negative Zweck in den Vordergrund gestellt, 'die Unzulänglichkeit der Arndschen Limesforschung und ihrer wissenschaftlichen Hülfsmittel' darzuthun. Damit sucht der Verfasser den positiven Nachweis zu verbinden, dass nicht bloß der oben genannte Pfaffendamm der Limes sei, sondern dass derselbe auch jenseits der Kinzig (allerdings nach einer großen Lücke, wo er in der sumpfigen Lache verschwindet und durch eine Balkenbrücke ersetzt worden sein soll) zwischen Langendiebach und Oberissigheim bis zur sogenannten 'Burg' bei Marköbel, wiederum einem Limescastell, dann wieder in gerader Richtung als 'hoher oder Schweinegraben' auf 'Altenstadt'[2]) lief, endlich von da in nur spärlich vorhandenen Resten über Staden (vielleicht aus *statio*?) bis hinter Bisses verfolgt werden kann (die erste der oben erwähnten Parallelen), von wo aus dann der Anschluss an die bekannte Taunusstrecke irgendwo zwischen Hungen und Grüningen zu suchen sein würde. Dass Arnd hier vielfach irrthümliche Angaben macht und voreilige Schlüsse zieht, hat der Verf.

1) Siehe den Hanauer Anzeiger vom 17. April d. J.

2) Hier ist die Inschrift Brambach No. 1410, eine Dedication *in honorem domus divinae* an den Genius eines *collegium iuventutis Cons*..... (darin steckt vielleicht der Ortsname) aus dem Jahr 242, gefunden worden; der Wall soll daselbst vor vierzig Jahren noch 6—10, vor zwanzig noch 7, durchschnittlich noch 5 Fuß hoch gewesen sein.

erwiesen und kann nicht eben Wunder nehmen. Weder ihm noch auch Duncker war es möglich eine gleichmäfsig die erhaltenen Reste wie alle Arten von Ueberlieferungen, bis zu den vielfach trügerischen der Ortsnamen herab, berücksichtigende, überhaupt eine erschöpfende Durchforschung des hier in Betracht kommenden Terrainabschnitts anzustellen. Allein unzweifelhaft ist, dass Dunckers Bemerkungen über diese Anlagen, welche durch die beigegebene sehr dankenswerthe Karte des Pfahlgrabens zwischen Kinzig und Nidder (im Maafstab von 1:100000) erläutert werden, weit gröfseren Anspruch auf Beachtung und Glaubwürdigkeit haben, als alle bisher über diese Strecke veröffentlichten Notizen. Dennoch sind Dunckers wesentlich auf in den Flurkarten verzeichnete Namen und andere Ueberlieferungen gegründeten Annahmen von der Richtung des Limes an sich noch nicht durchgehends beweisend. Zu bedauern bleibt daher, dass nach der ganzen Anlage der Arbeit detaillierte Terrainaufnahmen und Profile fehlen. Erst wenn sich durch solche herausstellt, dass der Pfaffendamm und der Schweinegraben den sonsther bekannten Formen des Grenzwalls einiger Maafsen entsprechen, gewinnt die Annahme, dass sie Theile der grofsen Befestigungsanlage sind, an innerer Wahrscheinlichkeit. Dass sie römische Werke sind, war schon nach den früher gegebenen Beschreibungen anzunehmen; aber es fragt sich, ob sie nicht, ähnlich etwa wie die Anlagen im Thal der Lippe, für strategische Linien von nur localer Bedeutung und temporärem Zweck zu halten sind, bestimmt dem offensiven Vordringen der römischen Macht gegen die Chatten zu festen Replis zu dienen, die neu angelegten Castelle mit einander zu verbinden und etwa dahinter liegende Strafsen zu schützen. Desswegen können sie auch noch nach der abschliefsenden Anlage eines weiter nach Osten vorgeschobenen zusammenhängenden Grenzwalls weiter unterhalten worden sein; auch die schon occupierten Abschnitte des Barbarenlandes erheischten ja, wie wir wissen, fortgesetzte militärische Bewachung.

Diess leitet uns zu den letzten Abschnitten der Abhandlung Dunckers (S. 51 ff.), welche sich mit der, wie oben gesagt wurde, besonders auf Arnds Autorität hin angenommenen äussersten und zusammenhängenden Befestigungslinie an den Ostabhängen des Spessarts und des Vogelsbergs beschäftigen. Die beigegebene 'Karte der Spuren römischer Ansiedelungen, Strafsen, Castelle und Grenzwälle der unteren Maingegend und der östlichen Wetterau nach K. Arnd's Angaben und Vermuthungen (im Maafsstab von 1:300000)' bildet eine sehr erwünschte

Ergänzung zu diesem Theil der Kiepertschen Karte des ganzen Limes. Hierbei ist nun zunächst ein Irrthum Arnds zu beseitigen, für welchen, wie Duncker nachweist (S. 68 ff.), eigentlich nicht er selbst, sondern der Engländer Gibbon verantwortlich zu machen ist. Der berühmte Geschichtschreiber des Sinkens und Verfalles des römischen Weltreichs hatte sich, wie er dem Zweck seiner lichtvoll übersichtlichen Darstellung entsprechend oft zu thun veranlasst war, durch geschickte aber mehr als kühne Combination der spärlichen Nachrichten über den deutschen Grenzwall die sehr willkürliche Ansicht gebildet, der Kaiser Probus habe an Stelle des von Hadrian errichteten Erd- und Pallisadenwerkes eine steinerne Mauer aufgeführt. Vielleicht spielten dabei Erinnerungen an die zum Theil auch irrthümlichen Ansichten seiner Landsleute über den Wall des Hadrian und dessen vermeinte Vollendung durch Severus mit. Arnd hat diesen Irrthum aufgegriffen und in seiner unkritischen Weise eine Stelle im Leben des Probus [1]), welche Gibbon fälschlich hieher zog, dahin gedeutet, dass Probus der Urheber jenes späteren äusseren Limes gewesen sei. Auf die Widerlegung dieses Irrthums hat Duncker viel Raum verwendet; die Erörterung einschlägiger Fragen der römischen Kaisergeschichte war schon Gegenstand einiger früheren Arbeiten von ihm [2]). Ich habe mich begnügt, darüber

---

1) In des Vopiscus Leben des Probus C. 14 wird von den gallischen und germanischen Siegen des Kaisers und von seiner Fürsorge für die rechtsrheinischen Garnisonen berichtet und von den harten Bedingungen, welche er den unterworfenen germanischen Fürsten auferlegt habe, und dann gesagt *dicitur iussisse his acrius, ut gladiis non uterentur, Romanam expectaturi defensionem, si essent ab aliquibus vindicandi.* Der Kaiser verbietet also den unterworfenen deutschen Fürsten selbständige Kriegspolitik gegen die freien Germanen zu treiben; *sed visum est id non posse fieri,* heisst es dann, *nisi si limes Romanus extenderetur et fieret Germania tota provincia.* Diese ganz verständliche Bemerkung besagt vielmehr ausdrücklich, dass Probus den Limes nicht erweitert hat. Dass er, wie es in demselben Capitel des Vopiscus vorher heisst, *contra urbes Romanas castra in solo barbarico posuit atque illic milites collocavit* geht vielmehr, wie Duncker richtig ausführt, auf die innerhalb des Limes liegenden, aber nie völlig unterworfenen Landschaften auf dem rechten Rheinufer.

2) Der Schrift 'Claudius Gothicus, ein Beitrag zur römischen Kaisergeschichte', Marburg 1868 8. und des Aufsatzes im Philologus Bd. 27 (1868) S. 348 ff. 'zum dritten Jahrhundert n. Chr.', welcher sich mit chronologischen und historischen Fragen in Bezug auf die gallischen Kaiser jener Zeit beschäftigt.

stillschweigend hinwegzugehen. Aber für die Sache ist es natürlich ziemlich gleichgültig, ob Probus oder wer sonst der Urheber jener Anlagen war, wenn sie nur als vorhanden erweislich sind. Ich leugne gar nicht, dass die von Arnd nach dem Vorgang der älteren Limesforscher, wie oben schon hervorgehoben wurde, vorgebrachten Beweise dafür viel zu wünschen übrig lassen; ich gebe zu, dass die sämmtlichen von ihm und Anderen gesehenen und verzeichneten Wälle am Spessart und am Vogelsberg germanischen Ursprungs sein können. Unsere Limesforscher haben sämmtlich, wie es scheint, noch nicht hinreichende Fühlung mit den Kennern der Gestalt unseres heimischen Bodens, seiner Grenzwehren und Befestigungen in den verschiedenen Perioden des Mittelalters gewonnen. Ich vermisse eine Vergleichung zum Beispiel mit den aus anderen Gegenden Deutschlands bekannten Marken Karls des Grofsen [1]), mit den Waldverhauen und Heckenanlagen deutschen oder slavischen Ursprungs, welche in Thüringen und Schlesien vorkommen. Richtig ist, dass bis jetzt keine Castelle mit römischen Resten, Inschriften u. s. w. längs jener 'äusseren Limesstrecke' gefunden worden sind. Aber ist denn je ernstlich danach gesucht, ist ein Spatenstich desswegen gethan worden? Richtig ist ferner, dass auch die Messungen und Aufnahmen von 48 Ueberresten jener Strecke durch Arnd nicht ausreichend sind. Aber dasselbe gilt von der Strecke von Grofskrotzenburg bis Bisses, dem 'inneren Limes', wie wir oben sahen. Für das Vorhandensein des äusseren Limes sprechen die oben entwickelten allgemeinen Gründe; sie reichen freilich nicht aus, um seine Existenz gegen jeden Zweifel festzustellen. Dunckers Untersuchung kommt am Schluss zu den drei Thesen, dass die von Arnd gefundenen Reste des 'äusseren Limes' sich durch Detailuntersuchung als nicht römischen Ursprungs erweisen würden, dass der Pfahlgraben unzweifelhaft identisch sei mit dem 'inneren Limes', trotzdem auch hier Arnds Untersuchungen mangelhaft seien, dass endlich zur noch nicht vorhandenen Feststellung dieser inneren und wahren Limeslinie besonders die Flurnamen wissenschaftlich zu benutzen seien, 'da durch die fortwährende Beseitigung der Spuren des Limes die Lösung der Frage immer schwieriger wird'. Man wird diese Thesen wohl unterschreiben

1) Vergl. darüber die Schrift von W. G. Beyer der *limes Saxoniae* Karls des Grofsen (mit drei autographischen Zeichnungen, zum Jubiläum von G. C. F. Lisch) Schwerin [Parchim] 1877 (34 S.) 4. (und dazu C. F. Wehrmann in der Jenaer L.-Z. 1879 S. 149).

können; man wird auch mit andern Beurtheilern [1]) in Dunckers Arbeit einen anerkennenswerthen Fortschritt nicht verkennen. Aber den Beweis für die beiden Hauptsätze, welche er aufstellt, erstens dass der Limes bei Freudenberg aufgehört habe, bis Grofskrotzenburg durch den Main unterbrochen und dann von da nordwärts durch die Wetterau nach dem Taunus hin geführt worden sei, und zweitens, dass es mithin überhaupt keine Fortsetzung des Limes von Freudenberg unmittelbar nordwärts (jenseit des Mains) um Spessart und Vogelsberg herum gegeben habe, — den Beweis für diese beiden Sätze vermag ich als erbracht nicht anzuerkennen. Damit ist keineswegs gesagt, dass er überhaupt nicht zu erbringen sei. Sollte er einmal erbracht werden, so werden wir uns alle mit Herrn Duncker dieses Resultates aufrichtig freuen. Vor der Hand also sehe ich noch keine Nöthigung dazu, bei einem etwa nöthig werdenden neuen Abdruck der Karte des Limes Arnds und der Aelteren äussere Limeslinie ganz zu beseitigen.

Zum Schluss noch ein paar Notizen und eine Frage. Die Notiz zunächst, dass eine von mir übersehene kurze Darstellung der Limeskunde sich in A. J. Weidenbachs Buch über das Nahethal in dem Rheinischen Antiquarius II. Abtheilung Bd. 19 (1870) S. 614—630 findet [2]).

Ferner die Notiz, dass der von mir jüngst in diesen Jahrbüchern besprochene römische Grenzstein von Miltenberg [3]) gleichzeitig eine unabhängige Besprechung erfahren hat durch Th. Mommsen [4]). Mommsen kommt nach ganz ähnlichen Erwägungen, wie ich sie angestellt habe, zu dem Ergebniss, dass die Inschrift, soweit sie überhaupt ver-

---

1) Wie dem in dem Correspondenzblatt des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine Jahrg. 27 (1879) S. 30 f., dessen Kenntniss ich Hrn. Dunckers Güte verdanke, und dem im Centralbatt 1879 S. 505.

2) Ueber 'das Römercastell Capersburg' findet sich ein Aufsatz in der Allgemeinen Militärzeitung von Zernin Jahrg. 54 (1879) No. 7. Eine neuere von Duncker erwähnte Schrift über den Limes von F. Kofler, 'der Pfahlgraben und die Pfahlgrabencastelle in der Umgebung von Homburg' (Homburg 1877 8.), ist mir wohl ohne Nachtheil bisher unbekannt geblieben. Einige andere Nachträge zur Litteratur sind in den vorhergehenden Anmerkungen gegeben worden.

3) Heft 64 (1878) S. 46 f. mit Taf. III.

4) In einem Privatbriefe, welcher in dem Correspondenzblatt des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine Jahrg. 26 (1878) S. 85 abgedruckt worden ist.

standen werden kann, etwa bedeuten müsse *inter Toutonos* [*et*] *c(astrum?) A... H.... f(initum)*, dass aber über den Namen der Körperschaft oder Gemeinde oder auch, da diese Möglichkeit nicht gänzlich ausgeschlossen ist, des Privaten, dessen oder deren Namen in den Buchstaben *C. A. H.* zu suchen ist, nicht errathen werden könne. Das neue Miltenberger Fragment mit dem Wort *colonia*[1]) ergänzt er etwa so: [*C. Titius D*]*enter* (oder *Deuter*) [*civis Saldensi*]*s ex pro*[*vincia Mauritania Caesa*]*riensi in*[*cola* .....] *coloniae* ..... ASEPRAE (womit nichts anzufangen ist) *fe(cit)*. Der Mann war demnach wohl sicher ein Ausländer und die hier genannte Colonie hat mit den in Betracht kommenden Gegenden überhaupt nichts zu thun. Mommsens Ergebniss weicht also nur in den an sich nur durch Vermuthung zu erledigenden Fragen von dem von mir gefundenen ab.

Die Frage endlich, welche sich an die Kenner der romanischen Sprachen richtet, ist die, ob der dunkele Name des Pfahls bei Ammianus *capellatium*[2]) etwa damit in Verbindung gebracht werden kann, dass im modernen Italienisch *capellaccio* so viel als Mauerstein bedeutet?

Berlin. E. Hübner.

---

1) S. 50 meiner Abhandlung.

2) Die Stelle in meinem früheren Aufsatz in diesen Jahrbüchern 63 (1878) S. 26.

## 4. Antike Todtenmasken.

### I.

In dem ununterbrochenen Fortschritt und dem allseitig wachsenden Ausbau, in welchem sich die archäologischen Studien befinden, nehmen zwar die museographischen Publicationen und die monographischen Behandlungen gröfserer Denkmälercomplexe, z. B. Arbeiten über einzelne grofse Tempel, wie über den Parthenon und das ephesische Artemision, oder über ganze Städte, Festplätze und Tempelreihen, wie über Olympia, Delphi, Dodona und die sicilischen Orte, oder aus der römischen Welt, wie z. B. über Pompeji, in unseren Tagen mit Recht das höchste und allgemeinste Interesse in Anspruch. Während jedoch die grundlegende, aber unscheinbare und wenig zu allgemeiner Kenntniss gelangende Statistik des gesammten Bestandes aller zufällig erhaltenen oder durch Ausgrabungen gewonnenen antiken Denkmäler in Verzeichnissen mit und ohne Abbildungen immer weiter fortschreitet, ist die eigentlich schaffende Forschung unablässig bemüht, für die Lösung der verschiedenartigsten Einzelfragen von dem durch die Statistik zugänglich gemachten und zugleich weiter vermehrten Material ausgiebigen Gebrauch zu machen, um so durch Zusammenstellung des nach Stoff und Verwendung Gleichartigen immer tiefere Einblicke zu gewinnen in die Entwickelung des künstlerischen Schaffens, und immer genauere Kenntniss zu erlangen von der unendlich mannigfaltigen Verwendung der künstlerischen Arbeit für das antike Leben. Seit Winckelmann und Lessing sieht es die Archäologie mit Recht als ihre vornehmste Aufgabe an, das soeben an erster Stelle bezeichnete Ziel, die Entwickelung des künstlerischen Schaffens in ihrem grofsen Zusammenhang wie in allen ihren Einzelheiten zu ergründen. Auf den verschiedensten Wegen wird diess Ziel zu erreichen gesucht: allgemeine Kunstgeschichte, Monographieen über einzelne Künstler und ihre Werke, zahlreiche Verzeichnisse von Darstellungen desselben Stoffes in den verschiedensten Kunstgattungen, von den Tempelstatuen und Reliefs und den monumentalen Malereien anfangend bis herab zu den gewöhnlichen Sarkophagen meist römischen und etruskischen Ursprungs, zu den geschnittenen Steinen, Thongefäfsen und Lampen, den Vasenbildern und den pompejanischen Wanddecorationen, — dann wieder mythologisch-ästhetische Speculationen über Göttertypen oder Symbole, jagen

nach jenem Ziel um die Wette. Man kann nicht behaupten, dass auf diesen Bahnen schon Viel erreicht worden sei. Wie unvollständig die uns erhaltenen Nachrichten und wie lückenhaft unser Denkmälervorrath ist, wie in den noch so langen Verzeichnissen von gleichartigen Darstellungen fast regelmäfsig die ältesten und besten, die Originale, durch ihre Abwesenheit glänzen, und wie unsicher und unvollkommen daher alle Speculationen auf diesen Gebieten, wie z. B. die über die örtlichen Unterschiede der verschiedenen Kunstschulen oder über das Verhältniss der Kunstwerke zu der ebenfalls nur in grofsen Trümmern noch erhaltenen antiken Poesie und ähnliches, nothwendig noch sein müssen, das wissen diejenigen am besten, welche durch eigenes dauerndes Ringen nach jenen Zielen die bescheidene Resignation ächter Wissenschaft sich erkämpft haben. Die Wissenschaft von der antiken bildenden Kunst, welche ja ihrer Natur nach nur ein Theil ist von der Kunstwissenschaft überhaupt, erfordert zudem, wenn sie recht geübt sein will, eine so selten vorkommende Vereinigung gelehrten Wissens und angeborenen oder erworbenen Verständnisses, dass wir uns nicht wundern dürfen, wenn ihre bleibenden Ergebnisse ebenso wie ihre innerlich berufenen Vertreter, auch unter den äusserlich dazu Berufenen, noch nicht zahlreich sind.

Allein abgesehen von diesen höchsten Zielen verfolgt die Archäologie auch noch andere, welche sie mit den übrigen historisch-antiquarischen Disciplinen der Alterthumswissenschaft überhaupt in näherer Verbindung erhalten. Es ist ja bekannt genug, dass die aus einem Keim entsprossenen Thätigkeiten der Kunst und des Handwerks, welche sich in dem der allerneuesten Kultur verdankten Begriff des Kunsthandwerks erst wieder ihres alten Zusammenhanges bewusst geworden sind, im Alterthum stets eng verbunden waren. Aus dieser Vereinigung von Kunst und Handwerk sind nicht blofs in den ältesten Epochen naiver Culturzustände die edelsten Schöpfungen hervorgegangen, sondern auch bis in die späten Zeiten des äufseren und inneren Verfalles hat sie noch vorgehalten; und man kann wohl sagen, dass die zahlreichsten, mannigfaltigsten und unterrichtendsten Denkmäler, welche wir überhaupt noch besitzen, gerade ihr entsprungen sind. In diesem Kreise von Aufgaben der Forschung, welche sehr mit Unrecht jenen anderen, an sich ja höheren und gewisser Maafsen idealeren gegenüber bisher oft vernachlässigt wurden, sind der methodischen Arbeit noch zahlreiche und meist sichere Ergebnisse aufbewahrt. Es ist auf dem Gebiete der litterarischen Ueberlieferungen des Alterthums nicht anders,

Auch da erheischen die hohen Probleme der Forschung, die homerische Poesie, die platonische Philosophie, die Geschichte des Dramas, die Quellen der römischen Geschichte und so weiter, stets erneute Behandlung und von Jahr zu Jahr gesteigerte Vertiefung der Methoden. Aber trotz alledem schreitet in Bezug auf sie die Erkenntniss selbst nur sehr langsam, in kaum merklichen Etappen vorwärts; ein beträchtliches Plus ungelöster Fragen vererbt sich von Geschlecht zu Geschlecht. Dagegen sind hundert fleissige Hände Jahr aus Jahr ein damit beschäftigt, die überlieferten Texte auch der entlegensten Schriftsteller des Alterthums auf ihre handschriftliche Grundlage zurückzuführen und von Fehlern zu reinigen, die zahlreichen inschriftlichen Reste in griechischer wie in lateinischer Sprache zu sammeln und verständlich zu machen, und das Detail historischer und antiquarischer Ueberlieferungen in der Litteratur zu zerlegen und wieder zu verbinden. Hier ist es besonders nothwendig, dass sich die Archäologie, die Wissenschaft der alten Denkmäler, und die classische Philologie im engeren Sinne, die Wissenschaft von den Schriftwerken des Alterthums, die Hand reichen und mit vereinten Kräften wirken. Eine Fülle von Aufgaben in Bezug auf die hundertfachen Einzelheiten des antiken Lebens harrt noch der Lösung, welche nur durch geduldige Sammlung und Sichtung aller erhaltenen Reste von bestimmter Art, combiniert mit den meist dürftigen oder dunkelen Nachrichten in der Litteratur, gefunden werden kann. Hier besonders sind es die scharf durch ihr eigenes Wesen umgrenzten Denkmälerclassen — nicht die Reihen von Kunstdarstellungen derselben Gegenstände in ganz verschiedenen Classen, — welche häufig durch ihr bloſses Nebeneinander schon die Aufklärung bieten, welche die Texte der alten Autoren nicht gewähren können. Ich erinnere beispielsweise, um ein wichtigeres Gebiet zu berühren, an die Reste der antiken Bühnengebäude. Hätten wir sie nicht, schwerlich würde es dem geistreichsten Architekten gelungen sein, aus den bloſsen Beschreibungen bei Vitruvius und Pollux die griechische Bühne zu reconstruieren; nicht einmal für die römische ist es einem Talente wie Palladio geglückt. Dazu die Mannigfaltigkeit der scenischen Ausstattung bis herab auf die Eintrittsmarken: so dunkel auch hier noch einzelne Punkte geblieben sind, im Groſsen und Ganzen bedürfte es nur der munificenten Gewährung von Mitteln, um, so gut wie ein pompejanisches Haus, auch ein griechisches Theater bis in das Einzelnste getreu nach alten Mustern und mit seiner ganzen Ausstattung herstellen zu können. Es giebt Seiten des antiken Lebens, wie z. B. alles

auf Tracht und Bewaffnung Bezügliche, für welche eine solche Fülle von Zeugnissen, in erhaltenen Stücken und in Darstellungen auf Denkmälern, vorliegt, dass wir die übrigens ja natürliche Mannigfaltigkeit derselben kaum zu übersehen vermögen. Die Nachrichten bei den Schriftstellern zeichnen sich dem gegenüber nur durch die äusserste Dürftigkeit aus.

Aehnlich steht es mit allem, was zum Begräbniss und zum Cult der Todten Beziehungen hat. Unter allen erhaltenen Resten des Alterthums ragen die Gräber aus begreiflichen Gründen an Zahl und Bedeutung besonders hervor. Auch in der Litteratur ist kein Mangel an allerlei Nachrichten darüber; dennoch aber fehlt es nicht an zahlreichen Punkten, für welche nur die Fülle der Funde selbst Zeugniss ablegt, während andere Notizen fehlen. Dazu gehört ein, wie wir jetzt sehen, weit verbreiteter, aber bisher überhaupt erst wenig beachteter Brauch, welchen eine soeben erschienene gelehrte und schön ausgestattete Abhandlung von Professor Otto Benndorf in Wien mit glücklichem Takte sich zum Gegenstande eingehender Erörterung gewählt hat[1]).

Der Verfasser ist sich wohl bewusst, dass nur eine möglichst vollständige Uebersicht über die ganze Denkmälerclasse, deren Betrachtung er sich vorgesetzt hat, zur richtigen Deutung der einzelnen Stücke führen kann. Doch verhehlt er sich dabei nicht, dass die Zusammenstellung solcher Denkmälerreihen oft, wie er meint, das Problem ihrer Deutung verschärft statt es zu lösen, und dass die Menge der gleichartigen, aber doch ungleichen einzelnen Stücke zu einer Theilung des vereinten Stoffs führt, so dass zuletzt doch jedes einzelne Stück in seiner Besonderheit gedeutet werden müsse. Das ist ganz richtig: nur darf dabei nicht übersehen werden, dass das einzelne Denkmal innerhalb einer Reihe gleichartiger, wenn auch ein jedes in seiner Weise noch so verschieden ist, ein anderes ist, als es ohne jene übrigen sein würde. Wir werden es daher dem Verfasser danken, dass er keine Mühe gescheut hat, um eine möglichst grofse Zahl gleichartiger Denkmäler aus den verschiedensten Gegenden der alten Welt zusammenzubringen, und der Munificenz der Wiener Akademie, dass

---

1) Antike Gesichtshelme und Sepulcralmasken, herausgegeben von Otto Benndorf, mit 17 Tafeln und 12 Vignetten (Separatabdruck aus dem XXVIII. Bande der Denkschriften der philosophisch-historischen Classe der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften) Wien 1878, in Commission bei Karl Gerold's Sohn, Buchhändler der kais. Akademie der Wissenschaften (77 S.) 4.

sie für die Herstellung stilgetreuer und sorgfältiger Abbildungen aller erreichbaren Stücke die Mittel gewährt hat. Der Verfasser erläutert den Charakter dieser Abbildungen mit einigen sehr richtigen Bemerkungen über den Werth mechanischer Reproductionen durch die Photographie und verwandte Methoden der Nachbildung. Er erkennt in der Photographie mit Recht nur ein Auskunftsmittel von bedingtem Werth, dessen sich die künstlerische Reproduction mit Vortheil bedienen, das diese aber niemals ersetzen kann. Den wohl formulierten Satz des Verfassers 'so lange Empfindung nur durch Empfindung zu verstehen ist, werden auch Künstlerhände allein im Stande sein, wahrhaftig nachzubilden, was Künstlerhände geschaffen haben' wird Jeder unterschreiben, welcher praktische Versuche auf diesem Gebiete gemacht hat. Möge die Erkenntniss in immer weiteren Kreisen sich festsetzen, dass eine sorgfältige und wahrhaft künstlerische Reproduction antiker Bildwerke zu den wesentlichsten Erfordernissen der archäologischen Studien überhaupt gehört.

II.

Im Jahr 1485 wurde in einem Grabe an der Via Appia bei Rom die wohlerhaltene Leiche eines römischen Mädchens gefunden; der Fund erregte unter den Humanisten der Zeit grofses Aufsehen und wurde als ein Wunder der Antike gepriesen. Jakob Burckhardt hat die sehr wahrscheinliche Vermuthung ausgesprochen, dass über dem Kopf der Leiche eine farbige Maske idealen Stiles, aus Wachs oder Thon modelliert, gelegen haben werde; auf einen wirklichen Todtenschädel passen die phantastisch überschwenglichen Schilderungen derer, die den Fund gesehen, nicht. Diess Factum eröffnet die Reihe mehrerer ähnlicher, welche im Laufe der Zeiten bekannt geworden sind.

Winckelmann erwähnt an zwei Stellen seiner Werke (in der Beschreibung der geschnittenen Steine der Stoschischen Sammlung von 1760 und in dem 1762 veröffentlichten Sendschreiben von den herculanischen Entdeckungen) der Maske eines kleinen Kindes aus Terracotta, welche nach einer wahrscheinlich darauf bezüglichen Notiz Ficoroni's aus einem der römischen Columbarien in der Nähe der Caracallathermen stammt. Vier kleine Löcher am Rande dienten offenbar dazu, um Schnüre aufzunehmen, mit welchen sie auf dem Gesichte des todten Kindes befestigt werden konnte. Winckelmann schloss daraus, vielleicht etwas zu kühn, aber, wie die späteren Funde gezeigt haben, der Hauptsache nach richtig, 'dass die Alten über das Gesicht der Verstorbenen Masken formten, die man mit dem Leichnam in das Grab-

mal setzte, um für die Nachwelt des Abgeschiedenen Bild zu bewahren'. Diess Exemplar befand sich damals in der Sammlung des Jesuitencollegiums zu Rom, welche jetzt die der römischen Universität ist; doch ist es daselbst bis jetzt nicht wieder aufgefunden worden.

In dem unter G. Fiorelli's Leitung zu immer gröfseren Glanze neu erstehenden Museo nazionale zu Neapel befinden sich seit dem Jahre 1852 zwei lebensgrofse, in einem römischen Grabe bei Cumae gefundene Wachsmasken. Man fand sie an zwei Skeletten haftend, welchen Hände, Füfse und Schädel fehlten. Zwei andere in demselben Grabe gefundene Skelette entbehrten der Köpfe ganz. Der Fund machte begreifliches Aufsehen und wurde von den italienischen Gelehrten in einer ganzen Anzahl von Abhandlungen besprochen. Der eine der beiden Köpfe ist männlich, aber bartlofs; die Pupille ist von Glas eingesetzt, Spuren von Haar fanden sich vor; Benndorf giebt eine kleine Probeansicht (auf Taf. XIV 6), welche die charakteristische Porträtähnlichkeit deutlich erkennen lässt. Der andere, weniger gut erhaltene, ist weiblich. Giovanni Battista de Rossi, der berühmte Kenner der römischen Catacomben, hat die Meinung gelehrt zu begründen gesucht, dass diess Leichen von Enthaupteten sein müssten, welche den Angehörigen nach den erhaltenen Satzungen des römischen Rechtes nur auf besondere Bitte überlassen zu werden pflegten und von diesen behufs der ehrlichen Bestattung mit Wachsköpfen versehen worden seien. Auch Benndorf folgt dieser Ansicht. Abgesehen davon, dass der letztere Umstand, das Versehen der Leichen mit künstlichen Köpfen, zwar an sich möglich, aber nirgends überliefert ist, wäre es doch immerhin auffällig, dass in einem einzigen Grabe gleich vier solcher Delinquenten, Männer und Frauen, beigesetzt gewesen sein sollten; obgleich, wer wollte, auch dafür ja allerlei Gründe ersinnen könnte. Viel wahrscheinlicher ist doch die Erklärung, welche vielleicht ohne es zu wissen im Anschluss an Winckelmann, Otto Jahn mit richtigem Takte gegeben hat: man bettete den Todten im Grabe wie in seinem Hause, wie einen Schlafenden, bekleidet, bekränzt, geschmückt; so lag es nahe, dass man auch, um sein Bild zu erhalten wie es im Leben war, den durch die Verwesung bald entstellten Kopf entfernte und durch eine Nachbildung in Wachs ersetzte. Damit ist, wie mir nicht zweifelhaft scheint, der Kern der Sache getroffen; alle sonst bekannten Thatsachen und späteren Funde, wie sie Benndorfs Fleiss zusammengebracht hat, dienen nur dazu, ihn immer sicherer aus der Umhüllung dunkeler Ueberlieferungen herauszuschälen.

Versuchen wir zunächst, aus der Reihe der einzelnen Denkmäler, welche Benndorf nach ihrem Material (Gold, Silber, Erz, Eisen, Thon) aufzählt und beschreibt, über das Alter und die Ausdehnung der Sitte uns Aufschluss zu verschaffen.

Mit Recht weist Benndorf zunächst darauf hin, dass die ägyptische Sitte, aus dünnem Goldblech gepresste Masken den Mumien auf das Gesicht zu legen, nach des verstorbenen de Rougé höchst competenten Beobachtungen mindestens bis in die Zeit der achtzehnten Dynastie, also in das siebzehnte Jahrhundert vor Chr., hinaufreicht. Vergoldete Masken der Art aus Holz oder Pappe sind aber, wie de Rougé bemerkt, zu jeder Zeit in Aegypten üblich gewesen; nach und nach, in griechischer und römischer Zeit, trat an die Stelle der Vergoldung röthliche Färbung und zuletzt völlig ausgeführte Malerei.

An mannigfacher Bezeugung der gleichen Sitte aus dem Kreise des phönikischen Alterthums, besonders in einzelnen Beispielen aus Aradus und Karthago, scheint es ebenfalls nicht zu fehlen. Doch bleibt nach den bisher bekannt gewordenen Thatsachen noch zweifelhaft, ob nicht die, wie sich nachher zeigen wird, reich ausgebildete römische Sitte auch in die phönikischen Länder sich verbreitet hat.

Aus den assyrischen Gräbern von Niniveh sind Todtenmasken aus dünnem Goldblech in das brittische Museum gelangt; Benndorf hat einige derselben, welche äusserst rohe Arbeit zeigen, zum ersten Mal abbilden können (Tafel XIV 1. 2); doch scheinen die Gräber, aus welchen sie stammen, auch in 'spätrömische' Zeit zu gehören.

In Mexico waren steinerne Todtenmasken üblich, wie die von Benndorf nach Exemplaren aus der Sammlung des unglücklichen Kaiser Max mitgetheilten Abbildungen (S. 69 Fig. 12) zeigen.

In das urälteste griechische oder vielmehr vorgriechische Alterthum gehören die sechs vielberufenen Goldmasken, welche Schliemann aus den Gräbern von Mykenae hervorgezogen hat; durch sie ist die Forschung von Neuem wieder dem Problem dieser Sitte zugewendet worden. Hätte man damals gleich, als Schliemanns Funde bekannt wurden, die Fülle gleichartiger, wenn auch viel späterer Denkmäler gekannt, welche Benndorfs Arbeit zusammenstellt, so würden diese wahrscheinlich mit geringerem Befremden, aber desto höherem Interesse aufgenommen worden sein. Mag man es auch gern Schliemann überlassen, in einer derselben des seligen Agamemnon höchst eigene Züge wiederzufinden, sicher ist, dass, wie der Augenschein in Schliemanns trefflichen Abbildungen lehrt (Benndorf

wiederholt sie nicht), in diesen sorgfältigen Arbeiten von höchst alterthümlicher Technik die Bildnissähnlichkeit mit vollem Bewusstsein erstrebt und bis zu einem gewissen Grade auch erreicht worden ist.

Vielleicht ist es kein Zufall, dass bisher aus den älteren Epochen eigentlich griechischer Kunst keine Beispiele solcher metallener oder thönerner Todtenmasken bekannt geworden sind. Allein ehe man auf diese Thatsache Schlüsse baut, wird es gut sein zu erwägen, dass grössere Nekropolen bisher auf griechischem Boden noch kaum in systematischer Weise aufgedeckt worden sind. Leicht könnten uns also spätere Funde auch hierüber eines besseren belehren.

Zweifelhaft erscheint es auch, ob dieser Gebrauch bei der Todtenbestattung, wie so manche andere, aus Griechenland seinen Weg nach Etrurien gefunden hat. Zwei sonderbare Masken aus Terracotta, eine männliche und eine weibliche, welche aus Chiusi stammen sollen und jetzt im brittischen Museum aufbewahrt werden (abgebildet auf Taf. XI), scheinen dem Stil der sogenannten korinthischen Vasen nachgebildet zu sein. Sie sind ganz bedeckt mit feinen, an Tättowierung erinnernden, eingeritzten Zeichnungen von, wie Benndorf bemerkt, vielleicht prophylaktischem Charakter, und verlieren schon dadurch den Zug realer Besonderheit, welcher die übrigen Werke dieser Denkmäler so augenfällig auszeichnet[1]). Dass auf einem kleinen etruskischen Terracottasarkophag aus der Sammlung Campana, jetzt im Louvre, auf dem Antlitz des wie gewöhnlich auf dem Deckel ruhenden Verstorbenen eine bewegliche abnehmbare Maske auflag (sie ist jetzt nicht mehr vorhanden, s. Benndorf S. 71 Anm. 4), könnte, ebenso wie die gleich zu erwähnenden Bruchstücke des Museo Gregoriano und aus Chiusi, auf eine später erfolgte Einführung der Sitte in Etrurien gedeutet werden. Es können allerlei Gründe dafür ersonnen werden, dass die ältere griechische Sitte (und die von ihr abhängigen Culturentwickelungen anderer Nationen) das Todtenantlitz nicht, wie es in Aegypten

1) In einer in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie von 1878 (philos.-histor. Cl. S. 101 f.) abgedruckten Notiz theilt Benndorf mit, dass die beiden von A. Michaelis in Strafsburg und A. S. Murray in London für ächt gehaltenen etruskischen Terrakottamasken des brittischen Museums nach den Erkundigungen W. Helbig's in Rom aus der Werkstatt eines durch täuschende Imitationen etruskischer Alterthümer bekannten römischen Restaurators herrühren sollen. Weitere Aufklärung darüber bleibt abzuwarten; indessen bemerkt Benndorf mit Recht, dass durch den möglichen Wegfall dieser beiden Stücke der Gang und die Ergebnisse seiner Untersuchung nicht berührt werden.

von jeher geschah, in einer Nachbildung aufzubewahren pflegte. Alle bisher bekannten Beispiele gehören in die Zeit nach Alexander; indem ich sie im Folgenden kurz erwähne, stelle ich auch die von Benndorf ausgeschiedenen Gesichtshelme mit in die Reihe. Die Gründe dafür werden sich nebenher ergeben.

Griechischer Kunstübung, aber nachalexandrinischer Zeit, etwa dem dritten Jahrhundert vor Chr., gehört unzweifelhaft der schön gearbeitete Gesichtshelm aus ganz dünner Bronze an, welcher in einem Grab bei Nola auf dem Schädel des Todten liegend gefunden worden ist. Er ist jetzt ebenfalls im brittischen Museum. Nach der Abbildung (Taf. III) erscheint er weiblich; doch mag Benndorf Recht haben, wenn er ihn vielmehr für das idealisierte Bildniss eines jugendlichen Kriegers erklärt. 'Die Augäpfel sind bis auf schmale Ränder an den Lidern und einen dünnen Ring, der den Contour der Iris umschreibt, durchbrochen, desgleichen die Nasenöffnungen mit kleinen Löchern versehen, und die Lippenspalte durch eine sehr schmale offene Ritze, die eher einem Bruche des Metalls gleicht, bezeichnet'. Ich gebe die Notiz über diesen wichtigen Umstand mit Benndorfs eigenen Worten; er schliesst die Möglichkeit, dass dieser Helm jemals, auch nur zur Parade, von einem Lebendigen getragen worden sei, offenbar aus. Man denke sich solch ein Netz von Erzstäbchen hart vor den Augen, so kleine Oeffnungen für Nase und Mund: wer hätte durch sie sehen und athmen gekonnt?

Aus gleicher oder wenig jüngerer Zeit mögen einige Bruchstücke von Gesichtshelmen von etruskischer Herkunft, eines im Museo Gregoriano (Benndorf giebt eine ganz kleine Skizze Taf. XIV 5), das andere im Museum zu Chiusi, stammen. Das erste ist der untere Theil von einer Art Visier; es ist die untere Hälfte eines bärtigen Gesichts, in Lebensgröfse, von den Backenkiefern bis in die Mitte der Nase, und besteht aus zwei Theilen, welche in der Mitte in senkrechter Linie aufeinander stofsen; durch ein unten angebrachtes Scharnier lassen sie sich nach aussen aufklappen. Deutliche Vorrichtungen zum Befestigen an den übrigen Theilen des Helms fehlen. Die zierlichen Löckchen des Barthaares erinnern an den vorgeschrittenen archaischen Stil. Das andere (Taf. VI 2 nach Inghirami abgebildet) ist das entsprechende Obertheil eines Visiers, beide Augen (nicht durchbrochen) und den oberen Theil der Nase nebst den Backen zeigend; wie es scheint, von sehr schöner Arbeit.

Ebenfalls noch griechischer oder wenigstens der griechischen

nahe verwandter Kunstübung gehört die schöne Terracottamaske an, welche im Jahre 1874, an ein Aschengefäfs angelehnt, in einem Grabe aus römischer Zeit (es fanden sich Münzen des Kaisers Claudius darin) bei Alcacer do Sal, dem alten Salacia, im südlichen Portugal zum Vorschein gekommen ist. Es fanden sich in demselben Grabe zwei spätgriechische Vasen mit rothen Figuren [1]), wie sie in den Gräbern bei Neapel und Nola häufig sind. Derselben Zeit und Technik, etwa dem ersten vorchristlichen Jahrhundert, mag auch diese Maske angehören, welche sich durch feine und lebenswahre Ausführung auszeichnet (bei Benndorf auf Tafel XVI 1 nach der portugiesischen Originalphotographie wiederholt): sie stellt mit porträthafter Besonderheit wahrscheinlich eine junge Frau dar, mit aufgeschlagenen Augen. Die Haare fehlen; gewiss war sie bestimmt, auf den Leichnam gelegt und durch Draperie so befestigt zu werden, dass sie den Eindruck des Lebens machte.

Vielleicht gehört hierher, wenn sie überhaupt in diese Reihe gestellt werden darf, die vortreffliche Bronzemaske eines Greisen von ungemein charakteristischen Zügen im Museum zu Arolsen (Tafel I 2a und 2b; im Text 3. 4); denn sie soll möglicher Weise unteritalischen Ursprungs sein. Schon weil sie das einzige gegossene, nicht getriebene Stück der ganzen Reihe ist (sie wiegt ein Kilogramm), kann sie nicht zu den gewöhnlichen Masken gezählt werden. Der Kopf erinnert in der Behandlung der Stirnfalten und Adern an den Schläfen an Thon- und Marmorarbeiten des Luca della Robbia und anderer florentinischer Meister; sollte der antike Ursprung über allen Zweifel erhaben sein? Ich will nur die Frage danach anregen. Diesen vorausgesetzt, würde sie sich in der Technik meines Erachtens am nächsten an die Thonmaske von Alcacer do Sal anschliessen.

Als die letzten Specimina griechischer, wenn auch im Barbarenland und, wie es scheint, in später Zeit, etwa im dritten Jahrhundert nach Chr., geübter Kunstfertigkeit dürfen die goldenen Todtenmasken bosporanischer Fürstinnen angesehen werden, von welchen die eine, von vorzüglicher Arbeit (auf Tafel II in zwei grofsen photographischen Ansichten abgebildet), aus einem der berühmten Grabhügel bei Kertsch stammt, in welchem sie auf dem reichgeschmückten Skelett der Todten liegend gefunden worden ist; die andere (Tafel XVI) fand sich in einem

1) Vgl. ausser den von Benndorf citierten Besprechungen auch die Archäolog. Zeitung von 1877 S. 91.

Grab bei Olbia; sie ist von geringerer Güte und vielleicht auch aus späterer Zeit. Der Brauch so kostbaren Leichenschmuckes für die Fürsten, im ganzen Orient und für die Urzeiten Griechenlands in Mykenae bezeugt, mag schon weit früher seinen Weg auch zu den äusserlich hellenisierten Barbaren der skythischen Küstenlande gefunden haben.

Reichlicher als für die griechische fliessen die Denkmäler aus der römischen Zeit, etwa von Caesar abwärts. An der Spitze steht hier nach Alter und Vorzüglichkeit die im Jahr 1854 gefundene bronzene Maske (oder sagen wir der Gesichtshelm) aus Semendria im Museum zu Belgrad (Taf. I 1. 2 nach der Photographie). Sie ist aus feinstem Bronzeblech in natürlicher Gröſse und zwar aus einem einzigen Stücke gearbeitet; doch erlaubt die weite Oeffnung des Halses sie über den Kopf zu ziehen. Es ist ein männlicher, bärtiger Kopf; er erinnert entfernt an die sogenannten Senecaköpfe (welche neuerdings vielmehr für Kallimachos gehalten werden), auch, wie Benndorf bemerkt, an den sogenannten Brutus des capitolinischen Museums. Die Oberfläche des Kopfes aber zeigt nicht etwa einen Helm, sondern, in feiner, lebenswahrer Ausführung, das Haar; die Augäpfel, die Oeffnungen der Nase und die Lippenspalte sind ausgeschnitten. Es ist also ein Kopf aus Erz, nicht ein Helm.

Ein Helm jedoch, aber mit vollständigem Gesicht, ist das in der Ausführung sorgfältigste Stück der Reihe, das Prachtstück des brittischen Museums, im Jahr 1796 in Ribchester in Lancashire, dem römischen Castell Coccium gefunden (auf Taf. IV, V, VI 3a. 3b nach sorgfältigen Zeichnungen publiciert). Auch er ist von der feinsten Bronze. Die Gesichtszüge sind so zart und jugendlich, dass auch ich mit den früheren Erklärern und den Beamten des Museums das Gesicht vor dem Original für weiblich hielt, etwa eine Minerva darstellend. Doch scheint in der That auch hier, wie Benndorf ausführt, ein idealisierter Jünglingskopf gemeint zu sein. Der Schmuck des Helmkopfes, Kämpfe unbestimmbaren Charakters, und der Stirnbinde, Mauerkranz mit Thürmen und Thoren, eine *corona vallaris* oder *muralis*, darüber Seegottheiten und andere Ornamente, an den Seiten Schlangen als Apotropäen, machen es wahrscheinlich, dass er die Leiche eines höheren Offiziers, etwa eines Tribunen oder Praefecten, geschmückt hat. Mit Recht wird er wegen der Sorgfalt und Schönheit der Arbeit noch in das erste Jahrhundert gesetzt. Hieran schliesst sich eine ganze Reihe römischer Helme oder Masken, meist aus Bronze, theilweise aus Eisen,

von denen einige in Mösien und im eigentlichen Gallien, die meisten in den germanischen Provinzen gefunden worden sind. Sie werden nach annähernder, keineswegs untrüglicher Zeitbestimmung etwa in das zweite Jahrhundert gesetzt. Ich möchte keine Garantie dafür übernehmen, dass nicht einige noch in das erste, andere in das dritte Jahrhundert gehören (weiter hinab ist allerdings aus verschiedenen Gründen wohl keiner zu setzen); wie sich der Rest insbesondere auf das ganze lange zweite Jahrhundert vertheilt, bleibt gar problematisch.

An Reichthum der ornamentalen Ausstattung kommt dem Helm von Ribchester am nächsten der von Nikopolis im k. k. Münz- und Antikencabinet zu Wien (Tafel XII 3a—c), aus vergoldeter Bronze. Ihm fehlt der gewiss einst auch vorhandene Gesichtstheil; Orestes und Pylades in Tauris und allerhand kriegerische Embleme sind auf dem Helmkopf dargestellt. Er ist den Gladiatorenwaffen ähnlich, aber doch wiederum verschieden. Schon im Jahr 1867 ist im Bett des Flusses Tyne bei South Shields, wahrscheinlich zusammen mit dem in demselben Jahr ebendaselbst gefundenen römischen Schildbuckel des Junius Dubitatus[1]), die bronzene linke Backenlasche eines römischen Prachthelms gefunden worden, auf welcher einer der Dioskuren dargestellt ist, stehend neben seinem Pferd, das er mit der Rechten am Zügel hält, nackt bis auf die Chlamys, in der Linken den Speer; darüber ein Ornament von Weinblättern, unten ein Delphin. Auf der rechten Backenlasche befand sich also unzweifelhaft der andere Dioskur, nach der entgegengesetzten Seite gewendet. Die Zeichnung ist, wie üblich, in punktierten Linien eingraviert. Das interessante Stück befindet sich im Besitz des Dr. Stephens zu North Shields. Ich verdanke die erst jüngst erfolgte Mittheilung einer Zeichnung desselben Herrn Robert Blair in South Shields; Benndorf hat noch keine Notiz davon nehmen können. Auch dieser Fund entstammt wahrscheinlich einem Grabe; der Helm kann die Leiche geschmückt haben. Aus Bronze sind ferner der theilweis versilberte Helm aus Wildberg in Würtemberg im Stuttgarter Antiquarium (Taf. VII, VIII, XV) — er zeigt das volle Gesicht, blattförmig ausgeschnitten, vorn auf der Stirn den römischen Adler und kleine aus den Haaren hervorkommende Flügel und Schlangen; dazu ist bezeichnender Weise auch der ganze Kopftheil mit die Natur nachahmenden Haarlocken bedeckt, also, wie bei dem aus Semendria,

1) Archäologisch-epigraphische Mittheilungen aus Oesterreich Bd. II (Wien 1878 8.) S. 107 ff.

die Helmform völlig aufgegeben — und das ganz ähnliche, auch versilberte Fragment, nur das Gesichtsstück, aus Gräfenhausen, ebenfalls im Stuttgarter Antiquarium (Tafel IX 3. 4); ferner das Fragment (Gesichtsmaske, fast weiblich aussehend, daher für eine Aphrodite Urania gehalten) aus Hettangen, wo es, wie die Maske von Alcacer, gegen eine Urne gelehnt gefunden wurde, im Museum zu Luxemburg (Tafel XII 1a. 1b, wo irrthümlich das Museum von St. Germain als Aufbewahrungsort bezeichnet wird), wohl auch einen jungen römischen Offizier darstellend, mit Resten der Helmverzierung an der Stirn[1]). Sodann der den Stuttgartern ganz ähnliche Gesichtstheil aus Weissenburg am Limes, in der Sammlung des historischen Vereins für Mittelfranken zu Ansbach (Tafel VII). Endlich die beiden Masken aus Neuvy-Pailloux im Departement de l'Indre, die der Conservator des Louvre aufbewahrt (die eine in kleinem Holzschnitt S. 33 Fig. 2 abgebildet). Ungefähr aus gleicher Zeit und von ähnlicher Trefflichkeit der Arbeit sind dann die eisernen Todtenmasken aus Mainz, jetzt im Wiener k. k. Münz- und Antikencabinet (Tafel XII 2ab), aus Vechten, im Leidener Museum (Tafel XIII 1ab, welche deutliche Reste der Vergoldung zeigt), aus Cöln, im Berliner Museum (Tafel XIV 3), aus Alençon bei Brissac, im Museum von Angers (Fig. 4 auf S. 41), mit ganz gefüllten Augen, und verschiedene andere, von welchen authentische Nachricht und Abbildung nicht zu beschaffen war (Nr. 29, 30, 33 bei Benndorf). Auch Terracottamasken aus ungefähr derselben oder wenig späterer Zeit lassen sich in ziemlicher Anzahl nachweisen. So die oben schon erwähnte, welche Winckelmann kannte, eine in Nymwegen (nach Janssen von Benndorf S. 40 Anm. 1 erwähnt), und andere, welche mit mehreren ungleichartigen zusammen von Benndorf am Schluss seiner Aufzählung (S. 49 ff.) zusammengestellt werden, aber, wie er selbst angiebt, gewiss bei weiterem Nachforschen noch um manche Nummer zu vermehren sind.

Von ähnlicher, freilich nicht mehr so guter Arbeit sind endlich einige silberne Todtenmasken, welche nach den übrigen theil-

1) Ich habe dies Stück im Jahr 1872 in dem sogenannten Museum zu Luxemburg nicht gesehen, was bei dem damaligen Zustand der Sammlung mich nicht verwundert. Wohl aber sah ich in Metz in demselben Jahr ein ähnliches Fragment, nicht das Luxemburger; doch dieses ist, wie es scheint, seitdem dort nicht mehr vorhanden.

weis ziemlich sicheren Indicien der Funde, zu denen sie gehören, in die Zeit vom dritten Jahrhundert abwärts zu setzen sind. So die beiden aus demselben Alençon bei Brissac, woher die schon erwähnte ältere Bronzemaske und die weibliche eiserne, beide im Museum zu Angers, stammen, jetzt in den Sammlungen des Louvre (Tafel IV 1. 2); die eine weiblich, die andere wohl männlich; auch sie sind, wie die von Ribchester, ehe man auf den Zusammenhang dieser Denkmälerreihe aufmerksam geworden war, von sorgfältigen Beobachtern, wie A. de Longpérier, für ideale Darstellungen, Minervenbilder und dgl., gehalten worden. Ferner die silberne, mit einer dünnen Bronzeplatte gefütterte und theilweis vergoldete Maske aus dem Thorsberger Moorfund in Kiel (Tafel XV 3ab nach Engelhardts bekanntem Werk abgebildet), deren Kopfstück nach Benndorfs einleuchtender Ausführung wahrscheinlich gar nicht zu dem jetzt damit verbundenen Gesichtsstück, sondern zu einer andern ähnlichen Maske gehört hat. Auch die germanischen Häuptlinge scheinen also von den römischen Kaufleuten solche Masken bezogen oder auf Bestellung erhalten zu haben. Endlich gehört hierher die zierlich gearbeitete weibliche Bronzemaske aus Rumänien, welche aus der Sammlung des Majors Papazoglu in Bukarest in das neue österreichische Museum für Kunst und Industrie in Wien übergegangen ist (Tafel X); sie ist durch die daran erhaltenen Aufschriften als das Bildniss einer Frau des Namens Vitalis, der Gattin eines Titus Crispinus, und die Arbeit als die eines Titus Pius Priscus bezeichnet.

Ganz bei Seite gelassen habe ich in dieser kurzen Aufzählung die von Benndorf selbst nicht in die vorliegende Reihe aufgenommenen, sondern nur zur Vergleichung mitgetheilten Bronzemasken aus Olympia im Berliner Museum (aber nicht aus den deutschen Ausgrabungen stammend, sondern von einem Kunsthändler in Athen erworben), welche vielmehr eine Art ornamentaler Votivschild gewesen zu sein scheint (Taf. XVII nach der Photographie abgebildet), und aus Evreux ein sehr verstümmeltes Stück (Holzschnitt S. 37 Fig. 3); sowie die beiden ganz gleichen weiblichen Terracottamasken aus einem römischen Grabe bei Cumae, in der Sammlung der antiquarischen Gesellschaft zu Zürich, beide ganz bemalt (es sind offenbar Ornamente bacchischen Charakters); endlich auch die rohen Fragmente von Thonmasken aus Wiesbaden (Tafel XVI 2) und aus Vechten, im Utrechter Museum (Tafel XVI 3). Diese und noch manche andere nebenher erwähnten Stücke bilden nicht zu verschmähendes Beiwerk zu dem reichen von Benndorf gesammelten Stoff, üben aber auf die Deutung und Verwerthung desselben

so wenig Einfluss, als die vorhin erwähnten alterthümlichen etruskischen Terracottamasken [1]).

III.

Was nun endlich diese, die Deutung und Verwerthung des gesammelten Stoffes anlangt, so beginnt Benndorf seine darauf bezüglichen mit gewohnter Vorsicht und Gelehrsamkeit geführten Erörterungen mit dem Versuch, die Gesichtshelme als eine besondere Denkmälerclasse von den Todtenmasken zu scheiden. Aus einer Reihe von Zeugnissen bei römischen Dichtern und Prosaikern, welche aber wesentlich griechischen Brauch schildern, geht hervor, was die erhaltenen Denkmäler bestätigen, dass es Helme mit völlig geschlossenen, das Gesicht bedeckenden Visieren gab, — keineswegs aber, dass diese Visiere die Formen des menschlichen Gesichtes genau nachgeahmt hätten. Auch von den persischen Helmen ist das Gleiche bei Herodot und bei Plutarch im Leben des Aristides überliefert; aus Arrian erfahren wir, dass dergleichen Visierhelme auch als Paradewaffen bei den Uebungen der römischen Reiterei in Gebrauch waren. Als eine Besonderheit der persischen Panzerreiter heben späte Schriftsteller, wie Ammianus Marcellinus, Heliodor, der Kaiser Julian, hervor, dass deren Helme das Gesicht des Mannes genau wie eine Maske nachgebildet hätten. Sonderbarer Weise aber finden sich solche Maskenhelme auf den Denkmälern der Sassanidenzeit nicht; auch die Darstellungen der römischen, in Tracht und Bewaffnung den persischen nachgebildeten Cataphractarii zeigen sie nicht. Sicherlich haben weder die römischen Legionare noch die wenn auch theilweise grotesk bewaffneten Auxiliare je solche Helme getragen. Was noch der sorgfältig beobachtende Lindenschmit für einen solchen Maskenhelm auf einem Mainzer Grabstein hielt, weist Benndorf (S. 59 Figur 6) überzeugend als den Thierkopf der Adlerträger nach. Was man sonst von auf römischen Grabsteinen abgebildeten Waffen für Visierhelme gehalten hat, sind vielmehr, wie zahlreiche verwandte Darstellungen lehren, Gladiatorenwaffen (Seite 60 Figur 7. 8. 9), in der bekannten Bedeutung der Gladiatorendarstellungen auf römischen Grabdenkmälern überhaupt, nämlich als Hinweisungen

1) In einer soeben erschienenen Anzeige von Benndorfs Schrift aus der Feder von A. S. Murray in London (*Academy* 1878 II S. 458) berichtet derselbe über einen bronzenen Gesichtshelm aus Armento im brittischen Museum, welcher dieser Denkmälerreihe nahe verwandt zu sein scheint, obgleich er nicht ganz zu ihr passt, da er etwas unter der Lebensgröfse zurückbleibt.

auf die zu Ehren des Todten gefeierten Leichenspiele. Der Helm auf den bekannten Denaren des P. Carisius, eines der Legaten des Augustus von Lusitanien (S. 61 Figur 10), ist ein lusitanischer, kein römischer, wie Benndorf ebenfalls richtig bemerkt. Aus alle dem ergiebt sich meines Erachtens zur Evidenz, dass es Maskenhelme (die von den Visierhelmen zu unterscheiden wären), ausser vielleicht bei der persischen Cavallerie späterer Zeit, überhaupt nicht, weder zu wirklichem noch zum Paradegebrauch, gegeben hat; wie auch an sich völlig einleuchtend ist. Da nun ausserdem, wie die von Benndorf (S. 52) aufgestellte Tabelle der zwanzig bekannten Stücke zeigt, diese Maskenhelme oft in Gräbern, zuweilen auf den Leichen liegend, gefunden worden sind, während, wie er hervorhebt, die Möglichkeit sepulcraler Provenienz bei keinem Exemplare ausgeschlossen ist, so würde man, auch wenn nicht zwei ganz sicher weibliche Maskenhelme, der Bukarester in Wien und der eiserne in Angers, darunter wären, den Schluss, dass sie sämmtlich auch sepulcrale Bestimmung gehabt haben müssen, zu machen genöthigt sein, selbst wenn sie alle so eingerichtet wären, dass sie auch von Lebenden getragen werden konnten. Dieser Annahme aber widerspricht, wenn ich nicht irre, bei einer beträchtlichen Zahl derselben die technische Einrichtung, bei anderen die Art des Ornamentes (Haare über den ganzen Kopf u. s. w.). Für mich unterliegt es danach keinem Zweifel, dass auch die Helme Todtenmasken sind, nur nicht im eigentlichen Sinne Masken, sondern — *denominatio fit a potiori* — künstliche Umhüllungen des ganzen Kopfes des Todten; Todtenköpfe können wir sie nicht gut nennen. Passend weist Benndorf auf die nah verwandte, bei Herodot von den Issedonen, ferner von den mittelalterlichen Heiligen und von halbwilden und wilden Völkern, wie den Aleuten und den Bewohnern von Tahiti, als noch üblich bezeugte Verehrung und Ausschmückung der Todtenschädel hin.

Die Todtenmaske in ihrer zweifachen Form, als Gesichtsmaske und als Gesichtshelm, hatte, wie Benndorf treffend ausführt, den Zweck, das Bild des Todten bis zur Bestattung für die Ueberlebenden, nachher gewissermaaſsen für alle Zeit, möglichst getreu zu bewahren. Bei der feierlichen Ausstellung des Leichnams, welche ja oft lange über den Zeitpunkt hinaus zu währen hatte, in dem die Züge unverfallen und dem Leben ähnlich sind, hat man sich zu allen Zeiten, z. B. bei den Paradeausstellungen der Leichen französischer Könige, dieses nahe liegenden Auskunftsmittels bedient; ich habe oben als einfachste Beispiele dieser Art von Masken die wächsernen aus Cumae bezeichnet.

Nur legte man die Masken der französischen Könige nicht mit dem Leichnam in's Grab, sondern bewahrte sie in einer besonderen Capelle der Kirche von St. Denis auf, wo sie erst in der Revolutionszeit zu Grunde gegangen sind. Diess führt Benndorf durch eine nahe liegende Vergleichung zu den römischen *imagines maiorum*, Todtenmasken aus Wachs, welche man ebenfalls dem Todten nicht mit in das Grab legte, sondern, wie bekannt, in kleinen Armarien oder *aediculae* im Atrium des Hauses aufbewahrte. Natürlich schliesst sich auch Benndorf der Ansicht Mommsens und anderer älterer Forscher an, wonach die Sitte des Herstellens der Imagines ein uraltes Vorrecht des römischen Adels war[1]). Warum es, ebenso wie das Bestatten der Leiche statt des Verbrennens in einzelnen Geschlechtern Sitte blieb, ein Vorrecht des Adels, d. h. des Reichthums, gewesen sei, das erklärt Benndorf sehr einleuchtend aus dem ursprünglichen Zweck der Herstellung, dem Zweck nämlich, den Todten vor dem Leichenbegängniss neun Tage lang im Atrium seines Hauses öffentlich auszustellen. Dazu formte man das Antlitz, wohl auch die Hände und Füsse, des Todten ab, und bekleidete eine solche *effigies* mit den Kleidern oder Waffen desselben, auf dass er den Angehörigen, den Freunden des Hauses, dem Volke noch eine kurze Frist gezeigt werden konnte 'mit dem Anstand, den er hatte, da er's Licht noch sah'. So geschah es mit den Leichen des Sulla, des Caesar, des Augustus, ebenso noch mit der des Septimius Severus. Was von den Herrschern Roms ausdrücklich bezeugt ist, darf als die ursprünglich allgemeine Sitte des höchsten Adels angesehen werden. Ward der Leichnam des Todten beigesetzt, wie es Brauch einzelner Geschlechter, z. B. des cornelischen geblieben ist, oder ward nur seine Asche gesammelt, in beiden Fällen lag es nahe, die Masken, welche bei der Prothesis oder Collocatio gedient hatten, nicht mit in das Grab zu legen, sondern aufzubewahren zum Gedächtniss des Todten, *ad memoriam posteritati* (oder *posteritatis*) *prodendam;* so scheint nach dem wiederholt bei Cicero vorkommenden Ausdruck die solenne Formel gelautet zu haben. Diese Masken wurden dann ursprünglich wohl nur auf passend verzierte Stäbe gesteckt und so in

1) In der oben (S. 40) erwähnten Anzeige macht Murray aufmerksam auf den möglicherweise beabsichtigten Unterschied der Gesichtshelme und Todtenmasken, welche das Antlitz des Lebenden und der Imagines, welche das des Todten zu fixieren bestimmt gewesen sein möchten. Die Wachsmaske von Cumae würde danach eine wirkliche Imago sein.

dem Leichenzug einher getragen oder auf Wagen gefahren (ähnlich wie die *capita deorum* bei den Lectisternien), während des Vortrags der Leichenrede auf curulische Sessel gesetzt, endlich zuweilen auch von Schauspielern getragen, welche die Person des Verstorbenen agierten. Diess ist vom Leichenbegängniss des Vespasian überliefert; Benndorf erinnert daran, dass der gepanzerte Ritter, welcher an manchen Orten noch heute den Leichen fürstlicher Personen zu folgen pflegt, ein letzter Abglanz dieser uralten Sitte sein mag. Von der an sich weit verbreiteten, in Rom ursprünglich auf die vornehmsten Geschlechter beschränkten Sitte aus scheint man, besonders in römischer Zeit, worauf schon eine Andeutung bei Plinius hinweist, nach und nach zu der immer weiter sich ausdehnenden Verwendung von Thon-, Eisen-, Erz-, Silber- und Goldmasken (oder Helmen) vorgeschritten zu sein, von welcher die erhaltenen Beispiele Zeugniss ablegen.

Dies darf als das bleibende Ergebniss von Benndorfs Untersuchungen über eine bisher in ihrer Gesammtheit unbeachtet gebliebene Denkmälerclasse bezeichnet werden. Nun durch seine Untersuchungen die allgemeine Aufmerksamkeit sich auf sie lenkt (wozu, wie ich hoffe, auch diese Ausführungen beitragen werden), wird es nicht an weiteren Nachträgen aus dem schon vorhandenen Bestande der Antikensammlungen fehlen. Hoffentlich bleiben auch neue Funde nicht aus. Schon jetzt aber hat sich dem Verfasser sein mühevoller Fleiss, der wissenschaftlichen Vereinigung, unter deren Aegide diess Werk, wie so manche andere wichtigen Erweiterungen unserer Denkmälerkenntniss publiciert worden ist (ich erinnere nur an die Ausgrabungen von Samothrake), die freigebige Unterstützung desselben vollauf gelohnt. Bei der drängenden Fülle von Aufgaben auf allen Gebieten der Denkmälerkunde, welche noch der Lösung harrt, gewährt es eine besondere Genugthuung, wenn wieder einmal eine derselben, und nicht der unwichtigsten eine, als auf methodischem Wege und mit befriedigenden Ergebnissen gelöst bezeichnet werden kann[1]).

Berlin. E. Hübner.

1) In der soeben erschienenen Nummer des Bulletino unseres archäologischen Instituts in Rom (für Januar und Februar d. J. S. 30) bringt eine kurze Anzeige von Benndorfs Schrift aus der Feder W. Helbigs die näheren Nachweisungen über die beiden Terracottamasken des brittischen Museums, auf welche oben S. 33 hingewiesen wurde. Es kann danach keinem Zweifel unterliegen, dass wir es hier einmal wieder mit einer zwar sehr geschickten, aber dennoch an einzelnen Stilfehlern kenntlichen Fälschung zu thun haben.

## 5. Beiträge zur vergleichenden Mythologie
(vergl. Jahrb. LXIV. 53).

### Denkmale der Casses.

Eine zu Darmstadt befindliche, jetzt in demselben Lokale wie der vom Verfasser beschriebene Meilenstein aus Kleestadt, nämlich in der Sammlung des historischen Vereins aufbewahrte Inschrift aus dem hessischen Odenwalde ist der Weihaltar aus Oberklingen am südlichen Fusse des Otzberges, wo er 1841 in einem Steinbruche gefunden wurde (Brambach 1398). Der Altar besteht aus rothem Sandsteine und hat eine Höhe von 45 cm bei einer Breite und Dicke des Mittelfeldes von 22 cm.

Bei der von Brambach angegebenen Literatur ist Klein Inscript. Hassiae irrthümlich No. 34 statt No. 24 citirt. Ausserdem ist auch Steiner (2. Aufl. seines Codex) II p. 369 ad No. 175 beizufügen. Beckers Edition der Inschrift in den Nassauischen Annalen Bd. VIII p. 579 No. 23 konnte von Brambach noch in seinen Addenda p. XXXIII berücksichtigt werden.

Abbildungen des Steines finden sich im II. Bande des hessischen Archivs zu p. 540 sowie in der von Scriba herausgegebenen zweiten Auflage von Knapp's Odenwäldischen Denkmalen Fig 59 zu p. 175.

Nirgends jedoch ist die Inschrift ganz richtig gegeben. Sie lautet vielmehr so, soweit sie noch kenntlich ist; wo dies nicht der Fall, sind die sich leicht ergebenden Ergänzungen in Minuskel beigeschrieben, wogegen die noch halb erhaltenen oder undeutlichen Buchstaben ebenfalls in Klammern, aber in Majuskel gedruckt sind:

CASSIBV(S)
VOTA FEC[it]
EMACELV[s]
FAVSTINV[s]
M[il. leg. xxii]
P(RIM · P · F?)

Vor der ersten Zeile ist hier nicht diis weggefallen, welches auf andern Inschriften dem Namen dieser Gottheiten vorangeht. Die unsrige fängt also mit CASSIBVS an, dessen letztes S aber nur noch in seinem Untertheil erhalten ist.

In Zeile 2, wobei das Voranstehen der Formel auffällt, ist das V noch ganz vorhanden, nicht blos sein hinterer Schenkel, wie Becker angibt.

Am Anfang von Zeile 3 ist auch vor dem E nichts ausgefallen wie derselbe andeutet, wohl aber ist M und A ligirt, und zwar so, dass dadurch angedeutet zu werden scheint, dass diese beiden Buchstaben zusammen ein V einschliessen. (?) Das stumpfwinklige L (Ｌ), welches man häufig auf Töpferinschriften trifft, wurde bisher ganz übersehen. Der erste Name des Soldaten lautet hiernach EM(V)ACELV(S) und ist wohl ein barbarischer, worauf schon das Fehlen eines Gentils deutet, an dessen Stelle er steht. Bei ihm wie bei dem cognomen Faustinus ist der letzte Buchstabe (beidemal das S) ganz abgeschlagen.

Von Zeile 5 ist nur noch das M am Anfange erhalten, die bisherige Ergänzung der Zeile ist aber beizubehalten, da auch Z. 6 hierzu stimmt, wenn auch die letzten zwei Buchstaben ganz problematisch sind. Jedenfalls stehen aber kaum die früher von Becker bei ungünstigem Standorte des Altars vermutheten Buchstaben in dieser letzten Zeile.

Was die Buchstabenformen der wohl aus dem 3. Jahrh. stammenden Inschrift überhaupt betrifft, so sind dieselben flüchtig eingehauen und erinnern schon an die Cursive.

Hinsichtlich der sonst dii Casses genannten Gottheiten (auf Inschriften der Pfalz), denen der Altar gewidmet ist, mag noch bemerkt sein, dass dieselben nichts zu thun haben mit dem Juppiter Casius, der auf dem Berge Casius (*Κάσιος*, *Κάσιον ὄρος*) der natürlichen Grenze zwischen Syrien und Unterägypten[1]) verehrt wurde und auch auf einer nassauischen Inschrift vorkommt (Brambach 1458), sondern sie sind wie es scheint germanische oder keltische Kriegsgötter. Es vergleicht sich der Name Cassivellaunus, britannischer Diktator; dann Ver-cassivellaunus, Cassignatus, Cassibratius, gallische Mannsnamen; Tricasses oder Tricassini, Viducasses, Succasses und Bodiocasses sind gallische Volksstämme. Ebenso Veliocasses die inschriftlich (auf einer Münze) auch in der eigentlichen keltischen Form Veliocaϑi (mit griechischem ϑ) erscheinen.

Ihr Hauptort war nebenbei gesagt der vicus Ratumagus oder Ratomagus, später Rotomagus (Rouen), welcher gleichnamig mit dem der Silvanectes war (vergl. vicani Ratumagenses auf einer Inschrift, her-

---

1) Ein zweiter Berg dieses Namens lag an dem nördlichsten Theil der syrischen Küste bei Antiochia. Der Name wird hergeleitet von einem semitischen Worte Kes' »Ende, Grenze«.

ausgegeben von Mowat in den Comptes Rendus der Acad. des inscr. et belles-lettres 1878, tome VI p. 149 u. Revue critique 1878, II p. 31.

In lateinischen Inschriften finden wir nun das keltische quergestrichene Đ öfters umschrieben durch griechisches ϑ, das selbst offenbar schon in neugriechischer Geltung als einfacher Dauer- oder Hauchlaut aufzufassen ist, d. h. als spirans, nicht als adspirata, was das ϑ ursprünglich allerdings war, anfangs bestehend aus t + h, also aus einem momentanen Laute mit nachschlagendem Hauche, was man durch tʻ bezeichnen kann (auch im Neuhochdeutschen vorliegend bei anlautendem t, denn Wörter wie Theil, Teller etc. klingen eigentlich wie Tʻeil, Tʻeller; nur beim Volke werden sie mit einfacher Tenuis ausgesprochen). Leicht verdichtete sich später nun dieser Hauch zur Spirans des Organs der vorausgehenden Tenuis, die dann abfiel, so dass nur noch jener Hauchlaut ϑ übrig blieb, den die Lakonen nicht aussprechen konnten und deshalb wie die meisten Nationen durch s ersetzen, z. B. *ϑεός — σιός*. Ebenso machten es aber auch die Römer mit dem entsprechenden keltischen Laute, z. B. ĐIRONA oder ABVDOĐ werden latinisirt zu Sirona, Abudos. Mehrere Beispiele des gallischen (wie germanischen) durchstrichenen Đ finden sich noch bei J. Becker in Kuhn's sprachvergl. Beiträgen III, 207 ff. IV, 162 ff. und bei Cuno »die Kelten« S. 337. Vergl. auch die Citate im 65. Hefte der Bonner Jahrbücher S. 40 und dazu noch Heft 53 S. 297 u. 312; 55 S. 232; 58 S. 202; 59 S. 43; 62 S. 15; 63 S. 77; 64 S. 55.

Im Inlaut zwischen Vokalen wird der besprochene Zischlaut in der Regel geminirt, so finden wir auf rheinischen Inschriften eine vielleicht mauretanische Truppengattung CAĐĐARENSES und daneben nach griechischer Weise auf die umschriebene Form Cattharenses. (Auf altirisch cathir »oppidum« kann der Heimath derselben zu Folge nicht verwiesen werden, da sie zweifelhaft ist, vergl. J. Becker in den Nassau. Annalen IV p. 550.) Ebenso wird Casses eine Latinisirung für CAĐĐES sein, wenngleich auch Casses die Urform sein könnte, die etwa zu der keltischen Wurzel Kas »glänzen« zu stellen wäre (vergl. Fick in Kuhn's Zeitschrift XXI S. 424). Besser vielleicht wird man aber altirisch cath »Kampf« vergleichen, das schon in jener alten Zeit dialektisch in Gallien aus dem älteren catu, wie es vielfach in gallischen Eigennamen vorkommt, entwickelt worden sein könnte. (Vergl. den interessanten gallischen Personennamen CAĐĐACATVS Catulli filius.) Das altbritannische gleichbedeutende nicht inficirte cat scheint dem freilich zu widersprechen, ebenso wie ein anderes Wort, das irische cath »weise«, das zu latein. catus »scharfsinnig, schlau« stimmt.

Beide Worte sind indessen ungewisser Wurzel. Fick gibt in seinem vergl. W. B. ed. 3 B. I, 543 u. 545 ein europäisches Katu »Kampf«, das wohl zu einer Wurzel Kat »jagen, treiben, fällen« zu stellen ist. Im Namen einer thrakischen Gottheit *Κότυς*, auch Cotus, Cottus = Bellona, als Mannsnamen = Kämpfer, Krieger kehrt dieselbe Wurzel wieder. Ebenso in lat. catax = fallend, hinkend.

Im Germanischen wurde sie verschoben zu einem Etymon hathu, Krieg, woraus sich der Name des altnordischen Kriegsgottes Hödhr entwickelt hat; ebenso die althochdeutsche Hadu-wîg, wie überhaupt das atlhochd. Wort hadu- in Zusammensetzungen (vergl. Fick B. III, 60 und Bacmeister Keltische Briefe 82).

Nun wäre es nicht gerade unmöglich, dass unsere Casses statt gallische, germanische Kriegsgötter wären, denn das altgermanische aus ursprünglichem K hervorgegangene H, das sehr rauh wie ein neugriechisches *χα*, d. h. ein tiefes ch gesprochen wurde (wie in »ach«), und noch nicht zu dem heutigen h abgeschwächt war, wurde von den Römern öfters durch Ch, oder auch blos, da sie diesen stärkeren Hauchlaut selbst nicht besassen, durch C ausgedrückt, wie z. B. im Namen der Catti oder Chatti = Hatti (von altgermanisch hatjan = »hetzen, verfolgen, jagen, dann anfeinden, hassen«).

In diesem Falle wäre in dem Namen der Casses eine Latinisirung für den altgermanischen Kriegsgott Hathus enthalten, dieser die zu Grunde liegende Monade, freilich mit Rücksicht auf das Vorkommen des Stammes Cass- in gallischen Völkernamen eine gewagte Annahme. —

Mit unsern Casses hatte Becker Jahrb. 26 S. 85 auch die auf einer verlorenen schlecht mitgetheilten Luxemburger Inschrift (Brambach No. 1283 und Jahrb. 18, 241) stehende Widmung Bonis Casubus in Verbindung gebracht, allein es scheinen nach Brambach hier römische Boni Casus vorzuliegen, nach Art des Bonus Eventus, der Bona dea agrestis (felix?), Bona Valetudo etc. (vergl. Wilmann's exempl. II. p. 474); Fortuna bona (so Bonn. Jahrb. LV, 239.) —

Das Epitheton Bonus würde nun aber trefflich zu dem väterlichen Wesen dieser Dämonen passen und auch, wie es sich bei andern Gottheiten findet, hier anzunehmen sein, wenn wir ein Beispiel hätten, dass der Name Casses auch mit einem einzigen S geschrieben vorkäme, in welchem Falle dann Casubus eine Latinisirung für einen altgallischen Dativ plur. Casobos wäre, wie auch im Altlateinischen die Endung -ĭbos sich bei den O-Stämmen aus -ŏbos entwickelt hat. Der Nominativ Sing. würde in diesem Falle gallisch Casos gelautet haben, während der Nominativ eines I-Stammes Casis oder Cassis lau-

ten würde, im Dativ plur. Casibos, Cassibos (Cuno 'Kelten' 376—378), was mit der gewöhnlichen inschriftlichen lateinischen Widmung diis Cassibus übereinstimmt.

Zu den bekannten Beispielen dieser Gottheiten kommt nun ein weiteres, bisher noch nicht als solches erkanntes, worin der Name zu CAS. abgekürzt vorliegt, sodass allerdings nicht sicher entschieden werden kann, ob er wirklich hier als ein einziges S enthaltend aufzufassen ist.

Das betreffende Denkmal ist leider nur ganz bruchstücklich erhalten, indem es als Mauerstein beim Bau des altberühmten Klosters Lorsch (Laureshaim) benutzt worden ist, in dessen Bezirk, dem heutigen Klostergarten, es auch aufgefunden wurde. In der noch seit dem Jahr 774 stehenden Vorhalle des Klosters, einem Karolingerbau, der heutigen Klosterkapelle (vergl. Jahrb. 63 S. 163) ist das Fragment nun aufbewahrt und von mir besichtigt worden.

Dasselbe besteht aus sogenanntem weissen Marmor, welcher am Ausgang des Felsberger Thales bei Hochstätten hinter Auerbach an der Bergstrasse gebrochen wird. Es ist ein schöner, weisser, oft ins Bläuliche spielender Kalkstein, der zwischen Granit und Syenit eingelagert (sogenannter Urkalk) und von den Römern gleich dem Syenit dortiger Gegend zu Bildhauerarbeiten gebraucht wurde. Aus diesem weissen Auerbacher Marmor besteht z. B. ein grosser Mainzer Altar der Mannheimer Alterthumssammlung (Haug Mannheimer Denksteine No. 86) und viele Grabsteine des Mainzer Museums.

Die Inschrift des Lorscher Marmorblockes ist gerade in dem Hauptpunkte, warum es sich hier handelt, bisher nicht richtig bekannt gewesen (vergl. Brambach No. 1386). Sie lautet vielmehr, soweit noch erhalten, und mit beispielsweiser Ergänzung der abgeschlagenen ersten Zeile:

[i. o. m.]
ET · TRIB · QVA · CAS ·
PRO · SAL · DDNN

= [Iovi Optimo Maximo] et Tribis (= Triviis) Quadrubis, Cassibus pro salute Dominorum (Duorum) Nostrorum ...

Die Frage, welche beiden Herrscher in der untersten der allein vorhandenen 2 Zeilen gemeint sind, würde uns hier zu weit führen. Die Formel pro salute etc. folgt, wie in der Regel bei Votivsteinen den Götternamen (vergl. Wilmann's II p. 677, wo indessen auch Beispiele der umgekehrten Folge stehen). Bei Wilmann's No. 2138 ist nun ein

Beispiel enthalten mit der Widmung »I. O. M. Triviis Quadriviis Ceterisque dibus«, während sonst in der Regel noch Biviis vorgesetzt wird, oder es werden nur die dii Quadrivii oder Quadribii, Quadrubi allein genant. So zu Strassburg (Brambach 2072). Ebenso auf einem Votivsteine aus der Nähe von Baden-Baden (Brambach 1676) gesetzt von den vicani Bibienses d. h. den Dorfgenossen von Bibium = Bivium, einer von ihrem doppelten Wege d. h. einer sich schneidenden Kreuzstrasse (quadrivium, quadruvium) genannten Oertlichkeit an der Stelle des heutigen Sandweiher (nicht Iffezheim wie öfters irrthümlich angenommen wird; vergl. z. B. Bacmeister Alemannische Wanderungen S. 105, der auch fälschlich annimmt dieses Bibium sei ein keltischer Ortsnamen, während er wie gesagt lateinisch ist)[1]).

Wir gewahren hierbei, dass das inlautende lateinische b zwischen Vokalen damals den Laut von v angenommen hatte, was sich auch aus andern Theilen des römischen Reiches nachweisen lässt[2]). In ganz derselben Weise heisst es dann auch auf derselben Inschrift »diis quadrubis« für quadriviis.

Ebenso finden wir auf einer Mainzer Inschrift die Widmung Bibis, Tribis neben Quadruvis (Brambach 1107 = Becker Mainzer Museum No. 89); dann wieder Quadrubiis allein auf einem Denkmale aus Zülpich, jetzt zu Bonn (Brambach 550); Quadribis aus Butzbach in Hessen (Brambach 1419). Ebenso wechseln die Formen zu Aventicum in der Schweiz, wo die Widmungen Bivis, Trivis, Quadruvis neben Bivis, Tribvis, Quadrubis (Hagen, Prodromus No. 6—7).

Von hervorragender Wichtigkeit ist aber ein zu Cassel befindliches Monument aus der Gegend von Mainz, worauf steht: Laribus Competalibus sive Quadrivialibus (Brambach 1139). Die Beschirmer der Kreuzwege sind also männliche Schutzgottheiten und nur ausnahmsweise weibliche, also wohl nur in Folge des mit via zusammengesetzten Namens auch deae Biviae, Triviae, Quadriviae genannt. So enthält eine von mir mitgetheilte Inschrift aus Stettfeld in Baden die Widmung deabus Quadrubis (Brambach 2061). In der Regel aber sind

---

1) Von einem solchen Quadrivium hat das heutige Qualburg bei Cleve am Niederrhein seinen Namen. In Folge einer falsch gelesenen Inschrift (vergl. Brambach 166) hat man hier die Stadt Quadriburgium gesucht (vergl. Generalregister der Bonner Jahrb. LXV, 161—162).

2) Besonders interessant ist in dieser Beziehung der Name der Göttin Ardbinna (Brambach 589) = Arduenna.

die Strassenschutzgottheiten wie gesagt männlich, und hierin stimmen sie nun mit den Casses überein, mit welchen sie auf der Lorscher Inschrift zusammengestellt sind. Solche Doppelnamen von Gottheiten, worin man die allgemeine lateinische Bezeichnung durch Hinzufügung des specielleren fremden (gallischen oder germanischen) Namens individualisirte, sind ja ganz allgemein (vergl. hierüber z. B. Brambach 'Baden unter römischer Herrschaft' S. 30).

Wenn nun auf unserm Denkmale die Casses mit den römischen Weggöttern identificirt erscheinen, so geht daraus hervor, dass sie dieselbe Bedeutung gehabt haben müssen. Sieht man sich aber nach einer hierzu stimmenden keltischen Etymologie um, so bietet sich uns das irische casaim »flecto, verto« dar, wozu Cuno »die Kelten« S. 597 den gallischen Mannsnamen Casatus stellt. Wenn er aber gleichzeitig ein von Quintilian überliefertes Wort casamo (casnar) »assectator« von demselben keltischen Stamme cas- ableitet, so hat dagegen bereits Diefenbach Orig. Europ. p. 286 diesen Ausdruck als altitalienisch bezeichnet, der zu latein. cânus, hervorgegangen aus casnus zu stellen ist, d. h. zu einem allgemein europäischen Kasna »blank, weiss«, von der schon oben citirten auch im Keltischen vorhandenen Wurzel KAS »glänzen«. Vergl. Fick[3] B. I, 531 u. B. III, 74. Im Altgermanischen tritt dieses Wort aber auf in der Form hasva = althochd. hasan »grau«. Man könnte nun hierzu die Casses allerdings mit demselben Rechte stellen, mit welchem wir oben den Versuch gemacht haben dieselben als Latinisirung für das altgermanische Wort hathus (= gallisch catus »pugna«) zu betrachten, in dem, wie bereits gesagt wurde, das anlautende germanische h von den Römern öfters durch C oder Ch gegeben wurde, wie wir ja in westgothisch-lateinischen, sowie in fränkischen Eigennamen dieses Ch an Stelle des allgemein germanischen h als Regel finden, ein deutlicher Beweis dafür, dass dieses noch zwischen seinem heutigen Laute und vorgermanischen K mitten inne stand. (Ein interessantes Beispiel hierzu gibt Diefenbach Orig. Europ. p. 197.)

Der Name der germanischen Chasuarier am Teutoburger Wald (= Bewohner des Hasegaues?) sowie der am Flevo-See im spätern Hattera-Gau gesessenen Chattuarier ist z. B. eine solche Latinisirung (vielleicht ist der eine oder andere auch aus altgermanischem Hathuvarja »Kriegsmann« zu erklären), allein unsere Casses sind doch Allem nach weniger germanische, als keltische Gottheiten und zwar, wie gesagt, am Wahrscheinlichsten Strassengötter. Dass übrigens noch

heutigen Tages an Kreuzwegen vom Volke überall Gespensterspuk angenommen wird, mag hier nur angedeutet sein.

Natürlich braucht nun der Stamm Cassi-, der sich so vielfach zur Bildung altgallischer, irischer und britannischer Namen verwendet findet, nicht überall dieselbe Bedeutung zu haben und haben wir ja gesehen, dass er vielfach in seiner altgallischen Gestaltung gar nicht so, sondern Cath- lautet, das auf ein anderes Etymon zurückgeht (— irisch cathir = britannisch cair, caer »Stadt« dürfte übrigens nicht hierher gehören, sondern aus latein. castrum entlehnt sein —).

Eine grosse Menge Namen, die offenbar verschiedensten Ursprunges sind, vereinigt Franz Stark in seinen keltischen Forschungen, d. h. in den Wiener Sitzungsberichten Jahrgang 1868, Mai S. 198—200 — (vergl. auch ebenda 230 die mit gallisch catu zusammengesetzten) — unter Zufügung keltischer Etymologien, die wir hier aber ausser Acht lassen als nicht stimmend zu dem Begriffe von (ursprünglich überhaupt selige Geister bedeutenden) Laren oder wohlthätigen Schutzgeistern von Haus und Hof und der Scheidewege, als welche wir sie, wie oben gezeigt wurde, auch als »boni« charakterisirt finden, d. h. gute männliche Dämonen überhaupt.

Bestimmt zur Abwendung der auf Kreuzwegen von mehreren Seiten zusammenstossenden Gefahren, mag auch zu Lorsch oder in dessen Nähe eine kleine, nach allen vier Seiten, von welchen die Wege zusammenliefen, offene Larenkapelle bestanden haben, ein sog. compitum, wo der Reisende die ihn beschützenden Gottheiten anbeten konnte[1]).

In solchen Heiligthümern, auf welche der Name der Kreuzwege selbst (compita) übertragen ward, wurden die Weglaren gewöhnlich je zwei verehrt, wie sie auch häufig als Zwillinge dargestellt wurden.

Hierdurch unterscheiden sich die Laren aber von den in der Dreizahl auftretenden Matronen oder Ortsmüttern, wenn sie sich auch als Schutzgötter der Fruchtfelder, sowie als häusliche Gottheiten der Römer berühren mit diesen übrigens germanischen, nicht keltischen und überdies weiblichen Gottheiten der Fruchtbarkeit und der Jahreszeiten, den zugleich mütterlich-waltenden Vorsteherinnen von Haus, Hof und Feld und als solche segenspendenden Lokalgenien, deren direkte Verbindung mit dem Genius loci übrigens seit Verbesserung der Qualburger Inschrift (Brambach 166) in Wegfall gekommen ist.

Heidelberg. Karl Christ.

1) Vielleicht an der Trümmerstätte »Altenmünster«, am alten Weg von Lorsch nach Bensheim. Vergl. Wagner, Hessische Stifte II S. 509.

## 6. Datirbare Inschriften aus dem Odenwalde und Mainthal.

(Fortsetzung aus Jahrb. LXIV, 65—68).

VIII. Inschriften aus Zellhausen (Seligenstadt).

Seligenstadt am Main soll schon durch seinen Namen (gekürzt auch Selgenstat) andeuten, dass hier ein römisches Castrum Namens Selgum gestanden hätte, wie Steiner an verschiedenen Orten ausführt, so in seinem Maingebiet S. 168—176 und später in seinem Codex (2. Auflage) sowie in einer Monographie »das Castrum Selgum«; hiernach Wagner 'die Wüstungen in Hessen' Provinz Starkenburg S. 247 f. und Walther 'hessische Alterthümer' (Darmstadt 1869) S. 69 f. —

Dass nun zu Seligenstadt ein Römercastell bestanden habe mit einer dabei gelegenen bürgerlichen Ansiedelung (einem vicus), wie solche überall bei Hauptwaffenplätzen erscheinen, kann nach den gemachten Funden allerdings nicht bestritten werden, allein eine ganz und gar aus der Luft gegriffene Annahme ist es, dass der Name dieser römischen Niederlassung Selgum gelautet hätte.

Nach der früher beliebten Manier jedes deutsche Wort für celtisch zu erklären, sollte denn nun auch das Wort »die Zelge«, bekanntlich das eingefriedigte bestellte Feld (bes. als der dritte Theil der Gesammtflur bei Anwendung der Dreifelderwirthschaft, oberdeutsch 'der Zelgen') celtisch sein und dasselbe Wort, welches in dem alten Namen »Selgenstat« wiederkehre!

Nun ist aber »Zelge« (eigentl. aratura) ein gut deutsches Wort, das mit jenem Stadtnamen nichts zu thun haben kann, denn seine Etymologie ist eine ganz andere.

Die älteste Form dieses Ausdrucks (althochdeutsch zelga) ist nämlich telga, was im Angelsächsischen vorkam und noch im Niederdeutschen telge erhalten ist. Mit diesem Worte könnte höchstens der Name von Zellhausen zusammenhängen, insofern man statt Zelge, Zelg öfters auch die Kürzung 'Zell' antrifft. Aber auch hiermit ist es nichts, da dieser Ort seinen Namen von der dabei gelegenen alten Zellkirche (lat. cella) hat, über welche sowie über Zellhausen (alt Cellhusen) selbst die Ur-

kunden in Scriba-Wörners hessischen Regesten zu vergleichen sind. Ebenso sind daselbst die urkundlichen Formen des Namens Seligenstadt zusammengestellt, in ältester Schreibung Seliginstat und daraus zusammengezogen auch Selgenstat. Die ältesten Nachrichten kennen nun noch gar nicht diesen Namen, indem der Ort ehemals Mulinheim, Mulenheim hiess, mit dem Beisatze superior zum Unterschiede von Mulinheim inferior, dem jetzigen Mühlheim.

Im Jahre 815 schenkte nämlich Ludwig der Fromme an Eginhard oder Einhard und seine Gattin Imma den Ort Michlinstat (jetzt Michelstadt) im Odenwald und in Verbindung damit auch die eben benannten beiden im Maingau und am Main gelegenen, bis dahin im Besitze des Grafen Drogo befindlichen Dörfer Ober- und Unter-Mulenheim mit den dazu gehörigen Kirchen, Häusern, Mansen (geschlossenen Gütern) und Leibeigenen. Vergl. Pertz, Mon. Germ. XXI p. 359, (wozu Z. 15 der Lorscher Chronist im 12. Jahrh. bemerkt:) villa Mulenheim quae nunc appellatur Seliginstat; sodann ebenda p. 361, Zeile 27: monasterium «Seliginstat»). Im Jahr 1056 erscheint in demselben Werke p. 413 Zeile 46 die gewöhnliche Form Seligenstat, aber im Jahre 1188 ebenda p. 556 Z. 22 die Schwächung Selestat.

Der Name hängt nun offenbar zusammen mit der Bestimmung des Ortes als »selige« d. h. heilige Stätte, als berühmte Karolingische Abtei und Wallfahrtsort, wie als Begräbnißstätte.

Eginhard stiftete hier eine Genossenschaft von Weltgeistlichen, die in der Kirche des Ortes den Gottesdienst zu halten verbunden waren, erbaute diesen Geistlichen Wohnungen oder Cellen und stand denselben vor als weltlicher Abt. Durch diese und andere Stiftungen, welche Eginhard und Imma machten, insbesondere aber, um 827 durch die Schenkung der Gebeine der beiden Martyrer Peter und Marcellinus, die aus Rom gebracht wurden, bekam der Ort Ansehen und Ruf. Nach dem Ableben seiner Gemahlin, um 840, trat Eginhard in den geistlichen Stand, die Genossenschaft der Weltgeistlichen nahm die Benedictinerregel an und er wurde nun ihr geistlicher Abt. Vergl. Wagner 'hessische Stifte' I, S. 172.

Hiernach erklärt sich wie gesagt der Ortsname Seligenstat auf die einfachste Weise. Interessant dabei ist, dass das Wort selig darin schon in der heutigen Form vorkommt, während es sonst in jener Zeit sâlig später saelig lautete, mit den Bedeutungen »gut, glücklich, gesegnet, heilig, fromm, verstorben« etc., worüber wir schon in den Bonner Jahrbüchern LXIII S. 57 und 63 gesprochen haben. Schon der Umstand,

dass man dieses Wort vielfach in Ortsnamen mit dem Worte »Seele«, altdeutsch sêla vermengte, wovon ja auch die oben erwähnte Form Selestat ein Beispiel bietet, zeigt an, dass schon in sehr früher Zeit die mitteldeutsche umgelautete Nebenform sêlig neben sâlig bestanden haben muss, die man nun volksetymologisch von dem Worte »Seele« ableitete, das hierdurch wieder allgemein auf die Verstorbenen bezogen wurde; so z. B. im Namen des Allerseelentages, in den alten Ausdrücken »Seelhof« = Todenhof, Kirchhof, »Seelenacker« = Leichenacker, sowohl für christliche als auch übertragen für alle heidnische Begräbnissanlagen gebraucht. Derselben Anschauung verdankt aber auch Seligenstadt seinen Namen, in voller dativisch flektirter althochdeutscher Form (zi deru) sâligun (geschwächt sêligen) stati = zur heiligen Stätte. Vergl. die alten Namensformen dieses Ortes bei Förstemann Altdeutsches Namenbuch II². Die daselbst unter Andern aufgeführte Form Seligôno stat, zusammengesetzt mit dem gen. plur. bedeutet aber locus beatorum.

Es mögen hier nun noch einige weitere Verweisungen auf Aufsätze über die Karolinger Zeit von Seligenstadt folgen, da dies durch die neuerdings erfolgte Restauration seines altromanischen Domes ein erhöhtes Interesse bekommen hat und bei dieser Gelegenheit auch das Grabmal Eginhards und Emmas (ein Marmorsarkophag) geöffnet wurde. (Bonner Jahrbücher LIII, 302.)

Ueber den Schenkungsbrief Ludwig des Frommen vom Jahr 815 handelt auch Draudt im Archiv für hessische Geschichte XIII, 389, wobei er ebenfalls angibt, dass der Name Seligenstadt für Obermühlheim erst nach der Uebertragung der Reliquien der heiligen Märtyrer Marcellin und Peter aufgekommen sei.

Ueber Eginhards Bau selbst, die alte Pfeilerbasilica, spätere Benediktiner-Abteikirche und jetzige Pfarrkirche zu Seligenstadt spricht kurz zuvor ausführlich Braden im hessischen Archiv, ib. S. 100—117 und Schneider in den Nassauischen Annalen XII (1873) 290—308.

Auch darf bei dieser Gelegenheit auf die schöne Arbeit des durch seine Forschungen über die Bauten der Karolingerzeit bekannten Prof. Schäfer in den Quartalblättern des historischen Vereins für das Grossherzogthum Hessen 1874 No. 1 (vergl. auch 1875 No. 1 und 1876 No. 3—4) verwiesen werden: »Die Einhard-Basilika bei Michelstadt im Odenwald«. Bereits 821 eingeweiht, ging dieselbe der Erbauung der Kirche zu Seligenstadt voraus, welch letztere Einhart oder Eginhard, Karls des Grossen Eidam und Biograph ums Jahr 828 zu

Ehren der gedachten Heiligen errichtete, als er deren Gebeine, die er (wie er dies in seiner uns erhaltenen Geschichte dieser Uebertragung ausführlich erzählt) den Katakomben zu Rom entnommen hatte, in Folge einer visionären Andeutung von Michelstadt, wohin sie anfänglich gebracht worden waren, nach Obermühlheim am Main überführen liess, das bis dahin nur eine kleine gemauerte Kirche gehabt hatte, nun aber eine eigens als geweihte Ruhestätte für dieselben erbaute grössere Basilika erhielt. In Folge dessen, sowie des Umstandes, dass Eginhard und Emma (Imma) dieselbe zugleich als Grabstätte für sich selbst herrichten liessen, um im Tode in der Nähe der beiden Heiligen zu ruhen, kam der Name »Seligenstat« auf, wie in den Urkunden des 11. u. 12. Jahrh. erscheint. Die oben mitgetheilten beiden Stellen aus Pertz Mon. XXI p. 359 u. p. 361 sind wie gesagt erst aus der Feder des Verfassers der Chronik von Lorsch, d. h. aus dem 12. Jahrh. vergl. (Wattenbach Deutschlands Geschichtsquellen II[4] S. 309) und auch die von Förstemann citirten nicht viel früher.

Unfern Seligenstadt, in der Gemarkung Zellhausen, westlich von diesem Orte, in der »Zellgewann« befindet sich nun auch die Stätte, wo Imma mit Hülfe ihres Gatten Eginhard sich und ihrer Schwester Gisela ein kleines Kloster oder eine Zelle sammt einer Kapelle gestiftet haben soll. An dieser Stelle, wo sich noch massenhaft tiefgehende Grundmauern befinden (vgl. Wagner hessische Stifte I S. 261), wurde nun im Jahr 1820 die uralte als Wallfahrtsort stark besuchte Zellkirche abgebrochen, wobei man in den Fundamenten derselben zwei römische Inschriftsteine entdeckte, die entweder einer an Ort und Stelle bestanden habenden römischen Niederlassung entstammen, oder aber erst in der Karolingerzeit zum Klosterbau hierher aus Seligenstadt transportirt wurden. Vergl. auch Wagner »Wüstungen« S. 216—219.

In den Besitz Steiners übergegangen, nach dessen Tod sie in das Darmstädter Staatsmuseum kamen, wurden dieselben von ihm auserkoren, die seltsamsten geographischen wie chronologischen Irrthümer zu verbreiten. Auf ihnen sollte wie gesagt castrum Selgum zu lesen sein und sie sollten beide nur Bruchstücke einer einzigen datirten Inschrift sein. Alles dies ist indessen blose Einbildung und gehören die beiden Steine vor allen Dingen nach Grösse und Gestalt gar nicht zusammen.

Der eine derselben ist nichts als ein gewöhnlicher römischer Grabcippus (1,70 m hoch, 0,27 breit und ebenso dick), dessen Schrift vorn

abgeschlagen ist. Als Leichenstein, als welchen ihn Steiner ja auch Anfangs richtig erkannte (so in seinem »Maingebiet« S. 176) manifestirt sich derselbe schon durch die auf seiner (heraldisch) linken Nebenseite unter einer schönen Profilirung abgebildete 0,74 m hohe gut erhaltene Cypresse, den bekannten auf Gräbern gepflanzten Todtenbaum, der eigentlich als Sinnbild des Fortlebens des Gestorbenen aufzufassen ist, wie auch wir das immergrüne Nadelholz, welches wir auf die Gräber setzen, geradezu Lebensbaum nennen, nach dem im Paradiese stehen sollenden Leben spendenden Baume.

Betrachten wir nun dieses irrig mit dem gleichzeitig gefundenen Altar in Verbindung gebrachte, gleichfalls aus rothem Sandsteine bestehende Bruchstück eines Grabsteines näher, so finden wir, dass auch die beiderseitigen Bruchkanten absolut nicht zu einander passen.

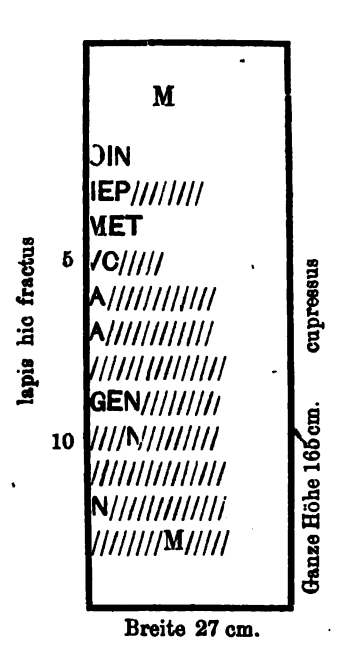
Bei Mittheilung dieses Fragments hat Steiner überhaupt seiner Phantasie in einer Weise die Zügel schiessen lassen, dass man sich fast fragen könnte, ob man denn denselben Stein vor sich habe, den jener meinte, wenn er ihn nicht testamentarisch als solchen bezeichnet und dem Darmstädter Museum vermacht hätte.

So kann es denn auch nicht Wunder nehmen, wenn die in Wirklichkeit fast verloschenen Buchstabenreste bei jeder neuen Edition von Steiner anders gelesen werden.

Brambach (No. 1408, b) hat sich der undankbaren Mühe unterzogen in Ermangelung eigener Autopsie diese grundverschiedenen Lesungen des damals noch nicht zu Darmstadt befindlichen Steines zusammenzustellen, allein nach eigener Ansicht des Originales verzichte ich gerne hierauf, da sie fast gänzlich aus der Luft gegriffen sind.

Vorauszuschicken ist noch, dass Steiner, und nach ihm Brambach auch die abgebrochene Seite des Steines fälschlich hinten statt vorne angeben, was hier verbessert ist. Soweit nämlich überhaupt mit einiger Sicherheit gesagt werden kann, lauten die noch übrigen Reste der Buchstaben (deren Höhe 5 cm beträgt wie beim Altar) wie folgt, wobei zu bemerken, dass der Stein vorne nur desshalb eine gerade glatte Kante hat, weil er als Mauerstein, etwa als Gesims hergerichtet ist. Der ganze vordere Theil dieses Leichensteines ist also abgespalten und war schon bei seiner Auffindung nicht mehr vorhanden. Eine Restauration der Inschrift ist aber in Folge dessen eine Unmöglichkeit. Am Ende der Buchstaben, deren jede Zeile nur etwa 3 enthält, ist der Stein zwar unversehrt, allein die Buchstaben sind hier zumeist abge-

blättert. Im Uebrigen laufen sie nie bis zum Rande, sondern hören etwa 10—15 cm von demselben auf.



Breite 27 cm.

Die erste Zeile enthält nur noch ein M, welches aber nicht ganz oben am Stein steht, sondern von seiner obern Spitze bis an das obere Ende des Steines sind es noch 31 cm. Der Stein war nämlich oben wahrscheinlich ornamentirt, wie aus den seitwärts oberhalb der Cypresse befindlichen drei Wülsten hervorgeht, die auch der untere Theil dieser Nebenseite, unterhalb der Cypresse zeigt.

Vor dem M muss nun ein D gestanden haben, welches aber dem abgespaltenen Theil des Steines angehörte.

In seinem Maingebiet S. 176 hatte Steiner dies richtig erkannt, demzufolge Diis Manibus ergänzt und das Denkmal für das erklärt, was es in der That ist, für einen Leichenstein. Erst später suchte derselbe eine Verbindung mit dem Altar herzustellen und zwar in der Weise, dass das M der Schluss der ersten Zeile des Altars wäre, in welcher I. O. gestanden hätte.

Nun enthält aber der unten zu beschreibende Altar, wenn auch der Raum dafür vorhanden ist, in Wirklichkeit keine solche erste Zeile, die wir nur deshalb angenommen haben, damit die bisher übliche Zeilenzählung nicht in Verwirrung geriethe. Jedenfalls sind die Buchstaben

I. O. auf dem Altar nicht mehr vorhanden. Derselbe fängt vielmehr in seiner eigentlich ersten, aber wie gesagt als zweite zu rechnenden Zeile an mit HELIO, wobei das O hinten abgebrochen ist, aber so, dass der Stein trotzdem noch nicht gleich endet.

Da nun die zweite Zeile des Grabsteines gleichfalls mit einem O anfängt, das vorne abgeschlagen ist (desshalb allerdings auch ein D sein könnte), so meinte Steiner bei seinen späteren Editionen, es wäre dies der Rest jenes O des Altares. Dies ist nun aber wie der Augenschein lehrt, vollständig unmöglich, da das O des Grabsteines vorne ganz glatt abgehauen ist und der Bruch in keiner Weise zu dem betreffenden des Altares passt.

Nach dem angebrochenen O des Grabsteines folgt nun noch, wie angegeben ein I, das Steiner in Folge eines unten daran befindlichen Querbruches im Stein für ein L ansah. Was auf diesen Buchstaben folgt, ist aber ganz ungewiss, am wahrscheinlichsten noch ein N, sonst aber nichts.

Die dritte Zeile des Grabsteines fängt deutlich mit IE an, worauf ein P (kaum ein R) und dann — scheint's — der vordere Strich eines V folgt. Steiners Angaben sind ebenso irrig, wie bei der folgenden Zeile.

Die vierte Zeile fängt mit einem vorn abgebrochenen M an, worauf nur noch ein deutliches ET steht, sonst war bis zum 14 cm entfernten Rande kein weiterer Buchstaben vorhanden.

Die 5. Zeile fängt mit einem vorn angebrochenen V an, worauf deutlich ein C steht, der noch weitere vermuthliche Buchstabe dieser Zeile ist aber verloschen.

Von der 6. und 7. Zeile ist nur noch je ein A am Anfange sichtbar, alles Andere unkennbar.

Die 8. Zeile ist gänzlich zerstört; die 9. enthält jedenfalls kein vollständiges GEMEL, wie Steiner hier ausnahmsweise in jeder seiner Editionen auf dieselbe Weise angibt. Nur die beiden ersten Buchstaben davon stehen da, worauf aber ein N folgt.

Die 10. Zeile ist von Steiner vollständig erdichtet (nur der vordere Theil eines N ist in der Mitte derselben erkennbar). Ebenso verhält es sich mit der elften, die gänzlich abgeblättert ist. Seine 12. Zeile hat aber gar nie existirt, wie sich aus der Raumvertheilung ergibt.

Die hierauf folgende angeblich 13., in Wirklichkeit 12. Zeile fängt

mit N an, alles Weitere ist zerstört. In der letzten Zeile ist, wie in der allerersten, nur noch ein M kennbar, von dem aus bis zum untern Rande des Steines noch 38 cm freier Raum vorhanden ist.

Der andere schon mehrfach erwähnte Stein ist nun ein dem Jupiter gesetzter Votivaltar (Brambach 1408, a) aus rothem Sandsteine, 0,88 m hoch; 0,30 breit; 0,27 dick. Die oberste Fläche, d. h. der Scheitel des Altars ist flach; auf der (heraldisch) rechten Nebenseite, also links vom Beschauer der Inschrift, befindet sich oben eine 0,32 m hohe und 0,15 breite Opferschale mit nach unten gekehrtem Ausguss und darunter (nicht darüber, wie bei Brambach angegeben ist) ein 0,45 m langes zweischneidiges Schlachtbeil (bipennis) ausgehauen, dessen Eisen ebenfalls nach unten gerichtet ist[1]).

Die Inschrift ist sehr verwischt, vorne zwar vollständig, hinten aber abgeschlagen. Nach meiner zu Darmstadt unlängst genommenen Abschrift lautet dieselbe folgender Maassen (wobei noch vorauszuschicken ist, dass die Buchstabenhöhe 0,05 m beträgt und dass die P vollständig geschlossen, nicht wie sonst vielfach, offen sind):

[i. o. m.]
HELIO[polita]
NOV[eneri]
[f]ELICI [merc]
VRIO [aug. g.?]
IVLIVS [gai?]
FIL · FA[bia (tribu) just?]
VS PAP[ho et t?]
SENTIV[s primu?]
LVS DC[mo ...]
PRAEF · C[oh. ...]
C K ...

Die oberste Zeile mit I(ovi) O(ptimo) M(aximo) ist wie gesagt blos nach dem Vorgange Steiners ergänzt, obwohl von derselben nichts mehr zu sehen ist. Dagegen lautet die zweite Zeile, die von ihm früher unrichtig wiedergegeben wurde, ganz zweifellos HELIO ... nur dass das O

1) Ausser diesen beiden Symbolen ist aber nicht auch noch eine urna abgebildet; es beruht dies auf eine Verwechslung mit der patera, deren Ausguss wie bei einem Simpulum (Art Giesskanne) geformt ist.

oben ein wenig angebrochen ist. Beispiele des Juppiter Heliopolitanus finden sich bei Wilmanns No. 67, No. 75, No. 2002 und 2004. Ein sicheres zweites rheinisches Denkmal dieses Juppiter von Heliopolis ist jedoch nicht bekannt, denn die Lesung des zu Karlsruhe befindlichen (Brambach 1685) von Fröhner auf diesen Gott bezogenen ist sehr fragwürdig. Fröhner bemerkte bei dieser Gelegenheit, dass der betreffende Kultus seinen Glanzpunkt unter Antoninus Pius (138—161) erreicht hat, sodass hiernach eine ziemlich genaue Datirung unserer Inschrift möglich wäre, die indessen doch eher dem Ende des zweiten Jahrh. angehört (vergl. die schon citirte Inschrift bei Wilmanns No. 75 mit Kaisernamen: pro salute imperator. Antonini et Commodi Augg.).

Der einzig erhaltene Buchstabe des nun vermuthlich folgenden Götternamens ist ein V (wonach der Stein scharf abgebrochen ist), nicht wie Steiner angibt auch noch ein I oder L. Total falsch ist es auch wenn in dieser dritten Zeile, die wie gesagt, ganz deutlich blos noch mit NOV beginnt, von Steiner ein E eingezeichnet wird in der seinem »Maingebiet« zu S. 175 in der Anlage beigegebenen Lithographie.

Ebenda ist auch die 5. Zeile vollständig unrichtig gegeben: in Wirklichkeit lautet sie VRIO, wobei nur das V etwas verwischt, aber noch unzweifehaft ist. Vor diesem V ist kein Buchstabe am Anfange der Zeile ausgefallen.

Nach Massgabe der auf unserer Inschrift möglichen Ergänzungen hätten wir nun hier die Göttertrias Juppiter, Venus und Merkur anzunehmen. Das Paar Merkur-Venus soll nach Wiltheim, Luciburg. p. 320 fig. 466—468 auf einem Luxemburger Viergötteraltar aus Metzig abgebildet vorgekommen sein (vergl. auch J. Becker in den Bonner Jahrbüchern XX S. 119), allein die Seltenheit dieser Zusammenstellung liesse uns trotz des bei Venus bekannten Beinamens felix (so Wilmanns No. 2856) vielleicht lieber mit J. Becker an Victoria denken, wenn diese nicht in der Regel mit Mars gepaart erschiene. Aber auch zu Venus würde Mars seinem Wesen nach trefflich gestimmt haben, wie wir denn z. B. auf einem vierseitigen Altar aus Dielkirchen in der Gegend von Kaiserslautern in der Pfalz nach König S. 217 und darnach Hefner das röm. Baiern [3] S. 303 No. 19 die bildliche Zusammenstellung von Juppiter, Venus und Mars antreffen.

Der Beiname Augustus bei Merkur ist natürlich nur beispielsweise ergänzt, weil er sich vielfach bei ihm sowohl (so z. B. bei Brambach 2040 und bei Wilmanns No. 47) als bei andern Gottheiten

vorfindet (vergl. Bonner Jahrbücher LXII, 56) und dem Raumverhältniss nach ein Beinamen Merkurs gefolgt sein muss.

Was die 6. Zeile betrifft, so ist der erste Buchstabe derselben nicht höher wie die andern, wie Steiners Zeichnung irrig angibt. Der Name des ersten Inschriftsetzers ist hier in den fehlenden Theilen ebenfalls beispielsweise ergänzt; selbstverständlich ist, dass man auch einen andern Vor- und Beinamen als Gaius und Justus hätte wählen können (vergl. z. B. den Namen T. Julius Titi filius, Fabiâ, Saturninus bei Brambach 808).

Die 7. Zeile enthält einen deutlichen Punkt, wie angegeben. Darauf folgt aber blos noch FA, nach welchem der Stein zerstört ist; Steiners Zeichnung ist auch hier wieder falsch, gerade wie in der 8. Zeile, wo nach PAP auch kein Buchstabe mehr erhalten ist. Steiners Ergänzung PAP(ho) ist indessen vielleicht richtig, da an dieser Stelle gewöhnlich die Heimathsstadt im Ablativ folgt, wie z. B. in der bereits besprochenen Schlossauer Inschrift eines aus Sinope gebürtigen Offiziers der 22. Legion (Bonner Jahrb. LII, 78).

Ob nun aber das cyprische Paphos zur tribus Fabia, der meistens italienische Städte zugewiesen waren (Wilmanns II p. 407) oder aber zu einer andern Tribus gehörte, ist ungewiss. Man könnte daher versucht sein eher an Papia zu denken, wie zur Longobardenzeit Ticinum genannt wird, wohl eigentlich Beinamen von der römischen gens Papia genommen, allein Ticinum war zur tribus Papiria eingetheilt (vergl. Brambach No. 377 = Wilmanns No. 1543 und Brambach No. 1155), während in unserm Fall die Fabia genannt ist.

Die Heimathsbezeichnung wird nun öfters auch in der Weise angegeben, dass aus dem Namen der Geburtsstadt ein Adjektiv gebildet oder der betreffende Volksname in Form eines zweiten Cognomen beigefügt wird, in welchem Falle man auf unserer Inschrift etwa Paphlagon

---

1) So hat auch auf einem röm. Grabstein aus Mainz (Brambach 1236 = Haug, Röm. Denkmäler zu Mannheim No. 53) in Cuses Sugent. filius Regus (nicht Regius) das scheinbar zweite cognomen Regus geographische Bedeutung. Da der betreffende Soldat in einer aus Rätern und Vindelikern gemischten Cohorte diente, so ist als seine Geburtsstadt Regensburg anzusehen, bei den Römern latinisirt Regium oder castra Regina in der Erinnerung an ihr Wort regina. Derselbe Namenstamm liegt aber vor im Flusse Reganus, dem heutigen der Stadt gegenüber in die Donau fliessenden Regen. Dies erscheint aber wieder als eine Ableitung aus einem einfachen Regus, indem der Ort selbst wohl eigentlich Regum hiess, die Bewohner wohl auch Regi neben Regii.

annehmen könnte [1]). Vergl. Wilmanns II p. 409—410: patriae indicatio und Bonn. Jahrb. LXII, 47—48.

Oefters wurde hierbei das Wort domo vorgesetzt, wie wir dies in der That auf unserm Steine nach dem Namen des zweiten Altarstifters anzutreffen glauben. Allerdings ist nur D und das folgende O blos halb erhalten, so dass letzterer Buchstabe auch für C gehalten und beide hiernach mit D(ecurio) C(ivitatis) aufgelöst werden könnten, allein der Umstand, dass in der elften Zeile die wirkliche Bezeichnung des Amtes folgt, welches Sentius (— ein bekannter römischer Gentilname, wozu der Vorname T(itus) und der Beiname Primulus natürlich nur wieder beispielsweise ergänzt wurden —) inne hatte, spricht doch für die Ergänzung DO(mo), worauf dann der Heimathsort selbst folgte.

Was nun diese elfte Zeile betrifft, so wurde dieselbe von Steiner wieder zu verschiedenen Zeiten verschieden, aber jedesmal ungenau wiedergegeben. Gegen Ende ist dieselbe allerdings undeutlich, das F ist kaum mehr kenntlich. Hierauf folgt aber noch, wenn auch ohne eigentlichen Zwischenraum, so doch wie es scheint, durch einen Punkt getrennt, ein ganz sicheres C, sonst aber nichts mehr, da der Stein hier abgebrochen ist.

Man wird also am Einfachsten zu lesen haben Praef(ectus) C(ohortis) etc. Ein Praefectus Castrorum oder Praef. Civitatis ginge zwar ebenfalls an, allein so hohe Chargen anzunehmen, liegt keine Veranlassung vor.

Was schliesslich die letzte, d. h. 12. Zeile betrifft, so ist dieselbe unten ganz abgebrochen, sodass nichts mehr zu erkennen ist.

Man kann allerdings mit etwas Phantasie am Anfange derselben den obersten Bogen eines C annehmen, allein wenn dem so ist, dann würde im Anschluss an die vorhergehende Zeile wohl C(ivium Romanorum) zu ergänzen sein, da zu Seligenstadt Cohorten römischer Bürger lagen. Dass aber irgend wie CASTRI hier stünde, beruht auf ganz willkürlicher Annahme. Nur der Obertheil eines I mit folgendem Punkte und darauf das oberste Stück eines S könnte noch als vorhanden angenommen werden, obwohl die betreffenden Zeichen gerade so gut Verletzungen des Steins sein können.

Da indessen in dieser letzten Zeile die Formel gestanden haben muss, so verschlägt es nichts, hier Ueberreste von V. S. (l. l. m.) anzunehmen, deren Schluss aber abgeschlagen ist.

Gänzlich unverständlich ist es nun aber, wie Steiner nicht nur von einer noch vorhandenen zwölften, sondern auch noch von einer

13. und 14. Zeile sprechen mag, die gar nicht vorhanden sind und es auch niemals waren.

Die betreffenden Zeichen sind nämlich geradezu erdichtet, indem Steiner sich einbildete, sie stünden auf einem an gleicher Stelle in den Fundamenten der Zellkirche gefundenen und jetzt auch zu Darmstadt wieder neben unsern Altar gestellten kleinen Steinblock (0,47 m hoch, 0,25 breit und 0,31 dick), den er in seinem »Maingebiet«, in der beigefügten Zeichnung merkwürdiger Weise von dem Lithographen nicht als besonderen Stein zeichnen liess, sondern als unterer Theil des Altars. Die angeblichen Buchstaben sind aber nichts als Verletzungen jenes Steinblockes beim Zurichten als Mauerstein, als welcher er überhaupt in gar keiner Weise seiner Gestalt nach zu unserm Altar passt. Und in solchen Meisselhieben sollte die Datirung des Jahres 249 liegen, wobei zudem übersehen wurde, dass es (nach Wilmanns No. 2040) heissen müsste Aemiliano II et Aquilino cos! Der Umstand, dass Steiner bei jeder neuen Edition dieser Inschrift die betreffenden angeblichen letzten Zeilen ganz verschieden gab, muss ja schon den höchsten Verdacht erwecken, dass seine Lesung durchaus trügerisch war. Auch dachte er ja bei seinen frühesten Editionen noch gar nicht an ein castrum Selgum oder an eine Datirung unserer Inschrift, Dinge zu deren Annahme er durch allzugrossen Lokalpatriotismus verleitet wurde, und von denen, wie gesagt, trotz aller Interpretationskünste auch nichts vorhanden ist.

Karl Christ.

---

## 7. Zwei Votivtäfelchen der Dea Icovellauna.

(Hierzu Taf. IV).

Etwa eine Viertelmeile südlich von Metz bei Sablon wurden unlängst bei Ausschachtungen zwei Bronzetäfelchen gefunden, von denen das eine vollständig erhalten, das andere nur Fragment ist. Die Täfelchen sind im Besitze des Herrn W. Mey zu Sablon. Als ich dieselben zu Gesicht bekam, war das eine soweit gereinigt, dass die ganze Inschrift sichtbar war; von der Inschrift des Fragmentes aber traten der bedeckenden Thonschicht wegen erst einzelne Buchstaben hervor.

Betrachten wir zuerst das vollständig erhaltene Täfelchen (Taf. IV). Seine Form ist diejenige, welche für anzuheftende, ursprünglich als tragbar gedachte Tafeln so sehr die gewöhnliche war, dass oft sogar bei Steindenkmälern wenigstens die eingemeisselte Umrahmung der Weihinschriften dieselbe wiedergab; sie findet sich z. B. bei der Weihinschrift-Tafel des Junotempels zu Nattenheim[1]).

Die Höhe des Täfelchens beträgt 7 cm, die Breite einschliesslich der Handhaben $12^1/_2$ cm, ohne dieselben 8 cm; die Dicke 1 mm; die Buchstaben sind 3—4 mm hoch.

An mehreren Stellen, so namentlich, wo die Handhaben — das war die ursprüngliche Bestimmung der dreieckigen Anhängsel — an das eigentliche Täfelchen grenzen, ferner über und an vielen Buchstaben sind deutliche Spuren von ehemaliger Vergoldung erkennbar[2]). Auch die Rückseite des Täfelchens zeigt solche Spuren mit ausreichender Deutlichkeit.

Nahe am oberen Rande sind zwei runde Löcher, welche zum Aufhängen des Täfelchens dienten; von einem Anheften durch Nägel sind keine Spuren zu bemerken. Mitten zwischen den beiden Löchern und über der Inschrift liegt in runder Form die Patina dick und unregelmässig auf. Es hat an dieser Stelle entweder zufällig in der Erde eine Münze auf dem Täfelchen gelegen, oder es war eine Münze oder sonstiges kleines Bildwerk dort absichtlich befestigt; die Befestigung müsste durch Auflöthung gemacht worden sein, da keine Nietlöcher vorhanden sind; vgl. übrigens das andere Täfelchen.

1) Jahrb. H. LVII. p. 59.

2) In der Abbildung sind diese Stellen horizontal schraffirt.

Die Inschrift:

DEΛEICOVFIIΛV
NΛFSΛ NCIISSIMO
NVMINICFNIΛ
IIVSSΛIVANINVS
V S I M

lese ich folgendermaassen:

„Deae Icovellaunae sanctissimo numini Genialius Satuaninus votum solvit libens merito."

Dass ich nicht sagen kann, die Inschrift sei mit absoluter Gewissheit so zu lesen, hat seinen Grund in den Schriftformen; es sind die bei Bronzetafeln so häufig und schon früh vorkommenden, welche sich der Cursivschrift nähern. Der Buchstabe Λ entbehrt des Horizontalstriches überall, ausser einmal in dem Worte Satuaninus; diese Λ nähern sich der Gestalt des Cursiv-Lambda um so mehr, weil der rechte Schrägstrich über den linken merklich vorspringt. Dieses Vorspringen findet sich in ganz analoger Weise bei dem M und einmal bei N (in Genialius). Das E ist dem F dadurch sehr ähnlich, dass der untere Horizontalstrich über den Verticalstrich nach links überspringt und um ebensoviel, als er überspringt, rechts von dem Verticalstrich kürzer ist als der mittlere und obere Horizontalstrich. Endlich sind die Buchstaben I, L, T einander völlig gleich. Die Interpunktion fehlt überall.

Während nun bei dem ersten Worte „Deae", dem dritten „sanctissimo", dem vierten „numini", der Weiheformel „v. s. l. m." ein Zweifel über die Lesung nicht möglich, bei dem Namen „Satuaninus" nur dann etwa möglich wäre, wenn einer sich versucht glaubte „Salvaninus" zu lesen, lassen sich bei den von mir als „Icovellaunae" und „Genialius" gelesenen Wörtern Zweifel erheben. — Nach dem über die Schriftformen Gesagten liesse das erste Wort noch die Lesungen: Icoufilaunae, Icoufitaunae, Icouftiaunae, Icoufliaunae, Icovetiaunae und noch einige andere zu, und statt Genialius könnte man lesen wollen Centatius, Ceniatius oder dgl. Während aber Namen wie die zuletzt genannten zum wenigsten ungewöhnlich oder neu wären, kommt der Name Genialius nicht nur selber vor[1]), sondern nicht minder die verwandten Namen z. B. ein M. Aemilius Genialis[2]), ein T. Punicius Genialis[3]) ein S. Valerius Genialis[4]), ein T. Verullus Genialis[5]), ferner ein T. Geniali-

1) C. I. Rh. 1447. 2) Jahrb. V, p. 339. 3) Jahrb. VII, p. 45. 4) Jahrb. XXI, p. 89. 5) Jahrb. XLIX, 84.

nius Crescens [1]). — Für den Namen der Göttin scheint mir aber auch die Lesung Icovellaunae von den möglichen bei weitem die wahrscheinlichste zu sein, und zwar so sehr, dass ich die anderen Möglichkeiten ganz bei Seite zu setzen wage. Der Name theilt sich sofort in die beiden Theile Ico und Vellauna. Für den ersten Theil vergleiche man neben dem nicht allzu entfernt liegenden Icorigium (Jünckerath) Namen wie Iccavos, Icus, Icos, Venta Icinorum, Iccius, Icco, Iccianus [2]). Für den zweiten Theil stehen weit mehr verwandte Namensformen zu Gebote; da ist zuerst im Lande der Senonen Vellaunodunum [3]), dann die Völkerschaft der Vellavi an der Grenze der provincia Gallia [4]), ebenso der pagus Vellavus, welchen eine Inschrift nennt und welchen Prof. Bergk [5]) in dem Gebiete der Tungrer sucht, indem er an den mittelalterlichen pagus Felaowa (Felum, Velum, Velloe, Felua) erinnert sowie an eine „villa quae campus Vellii dicitur" im Gebiete der Lingonen; nicht minder gehört hieher die Völkerschaft der Cattuvellauni in Britannien und die Namen der Britannenführer Cassivellaunus [6]) und Vercassivellaunus [7]); auch wohl zu nennen sind die Veliocasses (auch Vellio-, Velo-) [8]).

Bei dem Namen Satuaninus ist es bemerkenswerth, dass das zweite Λ abweichend von allen übrigen Λ der Inschrift den Querstrich zeigt. Woher kommt das? sollte es Zufall sein? Zunächst ist hervorzuheben, dass die Form des Namens Satuaninus nicht in unserer Inschrift allein vorkommt; sie findet sich auch in einer Töpferinschrift aus Meersen [9]) (SΛTVΛNIN), in welcher aber beiden Λ der Querstrich fehlt und das zweite ausserdem noch eine besonders eigenthümliche Gestalt haben muss. Ich glaube bestimmt vermuthen zu dürfen, dass wir es hier keineswegs mit einem blossen Schreibfehler oder einer Verwechslung von Λ und R in Folge schlechter Vorschrift (deren vielleicht überhaupt keine, gewiss keine dem Töpfer vorlag) zu thun haben, sondern dass die Schreibung oder geradezu Gestaltung des Namens auf einer dialectischen Eigenthümlichkeit in der Aussprache des R, wenn dasselbe zwischen V und N trat, beruht; noch heute nähert sich in manchen Gegenden Süddeutschlands die Aussprache des R ganz auffallend dem A, wenn es zwischen die genannten Buchstaben tritt. Mehr oder we-

---

1) Jahrb. II, 100. 2) Becker in Kuhn u. Schleicher, Beiträge etc. III S. 165 u. 411. 3) Caes. b. g. VII, 11, 1, 4; 14, 1. 4) ib. VII, 75, 2. 5) Jahrb. LVII, 28. 6) Caes. b. g. V, 11, 8; 18 ff. 7) ib. VII, 76, 3 f. u. a. St. 8) ib. II, 4, 9 u. a. St. 9) Jahrb. XLI, 181.

niger dasselbe ist bei folgenden Namen der Fall: Diadmuenus (vgl. Diadumenus)[1]), Alfidius (vgl. Aufidius)[2]), Ardbinna (vgl. Arduenna)[3]), Aimtonius (vgl. Antonius)[4]), Dirona (vgl. Sirona)[5]), Nirtus und Nistus)[6]) Suietius (vgl. Quietius)[7]) u. A.

---

Als ich das zweite Täfelchen reinigte, trat mir alsbald die Gewissheit entgegen, dass auch dieses der Icovellauna gewidmet sei; aber dasselbe bietet auch abgesehen von der Beglaubigung dieser Localgottheit noch einzelnes Bemerkenswerthe.

Das Täfelchen ist zwar nur zur Hälfte vorhanden; aber gleichwohl lässt sich erkennen, dass es seiner Form nach mit dem andern im Allgemeinen übereinstimmte; seine Höhe beträgt 47 mm, seine Dicke nahezu 2 mm; die ursprüngliche Breite ausschliesslich der Handhaben wohl ziemlich genau 9 cm. Von Vergoldung ist an diesem Täfelchen nichts zu bemerken; hingegen zeigt sich an derselben Stelle, an welcher das andere Täfelchen die gehäufte rundliche Patinalage hat, eine Vertiefung von 1 mm mit ganz scharfem Rande und flachem Grunde; durch das Einschneiden der Vertiefung ist der Buchstabe M etwas verletzt worden, so dass auch hier nachträglich ein kleines Bildwerk eingelassen worden zu sein scheint. Eines der zum Befestigen des Täfelchens bestimmten Löcher befindet sich unterhalb des M.

Der erhaltene Theil der Inschrift lautet

ICOV
MVS·LICINI
CI·V·S·L·M

Betrachten wir zuerst wieder die Schriftzüge! Dabei fällt vor allem in die Augen, dass einige Buchstaben die anderen überragen, und zwar thun das die Anfangsbuchstaben einiger Wörter und ein auslautendes I; es sind aber eben nur die beiden Buchstaben L und I, und so liegt keineswegs etwas die Inschrift Verdächtigendes vor. Bei den L ist ausserdem die Schrägstellung und fast ungebührliche Länge des Horizontalstriches bemerkenswerth; auffallend, wenn auch gar nicht ohne Beispiel, ist das unten abgerundete V in Icov.

---

1) J. B. XLIV, 64. 2) J. B. II, 158. 3) J. B. XXIX, 68. 4) J. B. IX, 75. 5) J. B. XVI, 63. 6) J. B. IX, 30 u. XV, 83. 7) J. B. XII, 55.

Da die ursprünglich kreisrunde Vertiefung links von Icov . ., welche keinenfalls eine zufällige ist, sich schwerlich anderswo, als in der Mitte der oberen Tafellänge befand, und also das Täfelchen ziemlich genau in der Mitte durchgebrochen ist, so bleiben in der ersten Zeile vier Zeichen zu ergänzen, welche den Zeichen ICOV entsprechend links von der Vertiefung gestanden haben. Was anders als DEAE sollte dort zu suchen sein? — Für die zweite Zeile bliebe es zwar naheliegend, den Namen der Göttin zu vervollständigen und ELLAVNAE zu ergänzen, aber mit den Zeichen MVS, neben welchen links dann kaum mehr für einen Buchstaben Raum übrig wäre, würde sich nichts anfangen lassen. Es ist daher anzunehmen, dass der Name der Göttin auf diesem Täfelchen abgekürzt ist. Solche Abkürzungen von Götternamen sind häufig genug, und auch abgesehen von dem unzählige Male vorkommenden I · O · M und IVN · REG u. a. kommen sie gerade bei den keltischen Gottheiten oft vor [1]. Die ganze zweite Zeile ist daher mit dem Namen des Widmenden auszufüllen. Vervollständigt man das MVS etwa zu MAXIMVS, so bleibt noch Raum für die Interpunktion und einen Buchstaben (praenomen) übrig. Den Anfang der dritten Zeile dürften die Buchstaben VS (von Licinius) gebildet haben, und der Widmende hätte etwa C. (?) Maximus Licinius geheissen. Zu dieser freilich abweichenden, aber nicht einmal ungewöhnlichen Verbindung von Namen vergleiche man Verbindungen wie: T. Flavianus Aventinus [2]), Acceptus Faustus (?)[3]), Q. Pretextus Florentinus [4]), M. Sabinianus Quietus [5]), Valerius Concordius [6]). — Zwischen VS und CI der dritten Zeile bleiben ausser einem Interpunktionszeichen noch etwa 6 Zeichen vor CI zu ergänzen. Die Buchstaben CI lassen mit nicht geringer Wahrscheinlichkeit auf ein Wort der zweiten Declination, welches im Genetiv stünde, schliessen; dies Wort kann aber, weil doch auch ein zweites Wort, zu dem es gehörte, dagewesen sein muss, nur kurz gewesen sein; ich möchte VICI annehmen. Vor dem V stand dann ein Interpunktionszeichen, und vor diesem können noch drei Buchstaben gestanden haben. Dass diese die Buchstaben MAG gewesen sind, lässt sich aus zahlreichen ähnlichen kurzen Votivinschriften vermuthen [7]). In der Regel steht freilich bei „vici" auch der Name des vicus selbst; dafür aber,

1) J. B. XVI, 66. 2) J. B. XIX, 63. 3) J. B. XXXIII, 185. 4) J. B. XII, 195. 5) J. B. L, 186. 6) J. B. LVIII, 177. 7) Gud. p. XIV, 6; XXVI, 6.

dass dies nicht ausnahmslos der Fall ist, diene als Beweis die Inschrift[1]):

DIANAE · AVGVSTAE
SACRVM
Q · AQVILLIVS · ADAEVS
MAGISTER · VICI
QVI · K · AVGVSTIS · PRIMVS
MAGISTERIVM · INIIT

Und so vermuthe ich für die Inschrift des zweiten Täfelchens die Lesung:

Deae Icovellaunae C.(?) Maximus Licinius, magister vici, votum solvit libens merito.

Die besondere Bedeutung der beiden kleinen Denkmäler dürfte aber darin bestehen, dass dieselben uns mit einer neuen von den zahlreichen keltischen Localgottheiten bekannt machen; denn nachdem all mein Nachsuchen vergebens gewesen, schrieb mir auch Herr Inspector Becker, dass ihm eine Dea Icovellauna nicht bekannt sei. Ueber die Bedeutung der Gottheit möchte ich eine Vermuthung nicht wagen, hoffe aber, dass neue Beiträge zur römisch-keltischen Mythologie aus jener kundigen Feder uns auch hierüber einmal Aufschluss geben.

Carl Bone.

---

1) Gud. p. XXVII, 2.

## 8. Die Grabsteine der legio secunda (augusta) in Ober-Germanien.

(Hierzu Taf. II).

Der um die Denkmäler-Forschung des Elsasses hochverdiente Domherr Straub in Strassburg hat vor Kurzem in einer besonderen Schrift[1]) den Grabstein eines Römischen Legions-Soldaten publicirt, dessen Besprechung unsern dem ganzen Rheingebiet gewidmeten Jahrbüchern nicht fehlen darf. Im Einverständniss mit Herrn Straub entnehmen wir desshalb seiner Schrift die Abbildung und begleiten dieselbe mit nachfolgenden Erläuterungen.

Königshofen, ein Kilometer westlich von Strassburg gelegen, war ehemals ein fränkischer Königshof[2]) und vorher eine römische Station an der Strasse von Tres Tabernae (Zabern) nach Argentoratum.

Hier wurde im März des vergangenen Jahres dicht an der Römerstrasse der Grabstein eines römischen Legionssoldaten gefunden und für die Sammlung des Strassburger Vereins erworben. Die Festungsbehörde gestattete auf das Bereitwilligste weitere Nachgrabungen an dem Fundorte, und diese blieben nicht ganz ohne Resultate, wennschon der Herr Verfasser seine Enttäuschung nicht unterdrückt. An mehreren Stellen der nächsten Umgebung fanden sich aufgehäuft Scherben von allerlei Gefässen und Ziegelstücke. Unter den ersteren waren besonders viele Scherben aus sogenannter terra sigillata mit verschiedenerlei Ornamentirung und Darstellung; Gefässböden trugen die Töpfernamen NIVALIS F, PROPIVS F, IVIPCI,[3]) OMVF, BITVNVS. Das Grabdenkmal selber hatte 1,60 m unter der Oberfläche gelegen; etwa 20 cm tiefer fand sich Mauerwerk (meist Kalkstein), welches bei einer Dicke von 0,40 m und einer Höhe von 0,50—0,80 m einen rechteckigen Raum von 1,63 zu 1,50 m einschloss. Ueber die Bestimmung dieses Mauerwerkes wird eine positive Vermuthung nicht aufgestellt; es müssen also Gründe obgewaltet haben, weshalb die Vermuthung

---

1) Les antiquités Gallo-Romaines de Königshofen (Banlieue de Strasbourg) par le Chanoine A. Straub, Président de la Société pour la conservation des monuments historiques d'Alsace. Avec 3 photographies, 1 carte et 5 gravures intercalées dans le texte. Strasbourg. Imprimerie de R. Schulz et Cie. 1878.

2) Vergl. J. B. XLII, S. 34.

3) Vielleicht SVLPICI?

eines Grabeinschlusses nur in Frageform angedeutet wird. Zu der Stelle, an welcher der Stein lag (— dieser wurde also schon früh umgestürzt und wohl gleichzeitig ist schon das Grab durchwühlt worden —), schien in gleicher Tiefe ein alter Pfad zu führen. In nächster Nähe und ebenfalls in gleicher Tiefe lagen zwei Steinplatten, die auf der einen Seite gewölbt waren und wohl nicht mit Unrecht für Sargdeckel gehalten werden[1]).

Bei Gelegenheit dieser Ausgrabungen kamen verschiedene ältere Funde aus Königshofen und der nächsten Umgebung zur Kenntniss, und die Erinnerung an länger Bekanntes von demselben Fundorte gewann neues Interesse. Zu letzterem gehörte namentlich[2]) das Grabdenkmal eines Veteranen der zweiten Legion, welches im J. 1851 fast unmittelbar neben dem neuen Grabsteine der nämlichen Legion aufgefunden wurde und seit 1870 verschwunden ist. Unbekannt geblieben war hingegen ein drittes Denkmal der zweiten Legion; dasselbe wurde bereits 1873 im Faubourg Blanc an der nämlichen Römerstrasse, wie das neue, gefunden und an einem Hause ebendaselbst eingemauert; Herr Straub hat es jedoch vor einigen Monaten käuflich erworben und der Sammlung des Vereins einverleibt.

Wir besitzen also jetzt aus der Nähe Strassburgs drei Denkmäler der zweiten Legion; die Inschriften der beiden älteren lauten:

L · AVTRONIVS
L · F · SERGIA · NOR^BA
SILO · VETERAN · EX
LEG · II · HEREDES
EX · TESTAMENTO[3])

T · IVLIVS · T · F
CAM · ALB · M
ILES · LEG · II · )BIE
NI · ANN · XXXV
STIP · XVI
H S · E

1) Aber doch wohl kaum mit dem Grabstein in Verbindung zu bringen sind.

2) Herr Str. führt in seiner Schrift noch mancherlei an und gibt von einzelnem auch Abbildungen, so von mehreren Urnenkisten, von früher schon publicirten Weihaltären, von einem fragmentirten Haut-Relief (Bacchus?), besonders aber von einem (in zwei guten Photographien wiedergegebenen) weiblichen Kopf (Porträt?) aus weissem Marmor, den er als „une des plus remarquables pièces de notre musée“ bezeichnet; den Ausgrabungen von 1568 ist die Inschrift: C. I. Rh. 1893 zuzusetzen:

L · LICINIVS · L · F
CSAVD · MAXIM
VL · AEQVO
F · CV

3) C. I. Rh. 1892.

Die Inschrift des neuaufgefundenen dritten Denkmales heisst:

C · LARGENNIVS
C · FAB · LVC · MIL
LEG · II · ꓘS CAEVA[E]
AN · XXXVII · STIP
XVIII · H · S · E

Von dem Namen der Legion vorläufig abgesehen, bieten die drei Inschriften weder der Form noch dem Inhalte nach sehr Bemerkenswerthes dar: der Gentilname Autronius ist nicht neu (man kennt z. B. inschriftlich einen C. Autronius, C. f., palatina, Albunus[1]) und einen L. Autronius, L. f., claudia, Gausus[2]), ebenso eine Autronia Aquillia[3])); dass die Stadt Norba Caesarea in Lusitania zur tribus sergia gehörte, ist bekannt, und für den Namen Silo bedarf es kaum inschriftlicher Belege[4]). Der Name Scaeva findet sich häufig[5]); ein Bienius (oder Bienus) hingegen ist mir nicht bekannt. — Die Heimat des T. Iulius ist Alba Pompeia in Ligurien, welches der tribus camilia zugetheilt war[6]); ein anderes Alba gehörte zur tribus voltinia[7]). Die Abtrennung M|ILES ist eigenthümlich, aber gar nicht alleinstehend[8]). Die gens largennia ist ebenfalls bekannt und nicht minder Luca in Etrurien als der tribus fabia angehörig. Hervorzuheben ist die Auslassung von F (= filius) hinter C· der zweiten Zeile; eine solche Auslassung ist zwar überhaupt nicht ohne Beispiele[9]), aber sie dürfte gerade in diesem Falle ohne oder gegen die Absicht des Steinmetzen durch das unmittelbar folgende F von FAB herbeigeführt sein. Das seltsame Zerreissen des Namens SCAEVA hat, wie Verf. bemerkt, seinen Grund in einem Fehler im Steine. — Das Fehlen eines cognomen, wie es bei den zwei zuletzt bekanntgewordenen Inschriften sich zeigt, ist gerade bei älteren Legionssteinen sehr gewöhnlich, so z. B. bei fast allen Grabsteinen von Soldaten der legio XIII gemina, jener Legion, welche gleichzeitig mit der legio II nach Britannien kam und im J. 70 als legio XIIII gemina martia victrix von dort an den Oberrhein zurückkehrte (auf den Grabsteinen, welche aus dieser letzten Aufenthaltszeit (70—100 n. Chr.) stammen, fehlen die cognomina nicht). — Das cognomen fehlt hingegen

---

1) Gud. p. 154, 9. 2) Gud. p. 143, 1. 3) Gud. p. 154, 9.
4) C. I. Rh. 1626. 5) z. B. Grut. p. 107, 1; 167, 9; 860, 3; 906, 6.
6) I. B. IX, 132. 7) I. B. XXV, S. 79. 8) Nass. Ann. VI, 131 u. a.
9) I. B. XV, S. 100 f.

nicht auf der ersten Inschrift und ebenso nicht auf dem vierten Denkmal der legio II, welches zu Bretzenheim (nicht weit von Zahlbach bei Mainz) gefunden wurde [1]) und den Soldaten C. Iulius Niger nennt; dasselbe ist besonders der Disticha wegen, welche auf die eigentliche Grabschrift folgen und wenigstens zum Theil dem Verstorbenen selbst in den Mund gelegt sind, oft publicirt worden [2]). Ich habe von diesem Denkmale, welches sich jetzt im Mainzer Museum befindet, wiederholt Papierabdrücke genommen und diese sowie den Stein selbst auf das Sorgfältigste verglichen, weiche aber doch in Lesung der Verse, welche auf die Worte:

C · IVLIVS · C · F · VOLT
CARC · NIGER · MI
LES · LEG · II · ANNoR
XXXXV · AER · XVII
H · S · E

folgen, von den neuesten Publicationen in einzelnen Punkten ab; in V. 5 erkenne ich QVM statt CVM, in V. 11 lese ich, wo in H. XXIX S. 152, Anm. patriae ergänzt wird, GALLIA und am Ende desselben Verses CAROQVE (oder CLAROQVE) PARENTE; V. 13 GALLIA · CRVDELIS · RAPVIT; ganz am Ende statt ERI ... EIVS ... EST: ERI|BVS ... EGI. Die letzten fünf Zeilen auf dem Steine sind, soweit ich es zu erkennen vermochte:

FORTITER · AI (6 Zeichen) GALLIA · CRVDELIS · RA
PVIT · MIHI · A (c. 15 Zeichen) . . . . . LTOS · ARTVS · TER
RACINIS (c. 23 Zeichen) . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .
MILES · LEG (c. 19 Zeichen) . . . . . . . . . . . . . . . . ERI
BVS (c. 24 Zeichen) . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . EGI

Die genannten vier Denkmäler des C. Iulius Niger, des L. Autronius Silo, des T. Iulius und des C. Largennius sind, wie auch der Verfasser bemerkt, die einzigen bisher in Obergermanien aufgefundenen von dieser Legion [3]).

---

1) „Diesen Stein habe ich 1769 zu Bretzenheim, einem Dorfe bei Mainz unter dem Rathhause brechen lassen." Fuchs, Gesch. von Mainz I p. 116 f.

2) z. B. J. B. V, 325; XXIX, 150; C. I. Rh. 946; Becker, Cat. des Mainz. Mus. 141.

3) Einem in Holdeurnt gefundenen Ziegelstempel „LEG · II" (J. B. VII, 61) ist wohl keine Bedeutung beizulegen.

Dem neugefundenen Largenniusteine aber gibt noch eine besondere Bedeutung die bildliche Ausschmückung desselben. Herr Straub gibt davon folgende Beschreibung: Le buste ... est sculpté en demi-relief, dans une niche au cintre surbaissé, sous un fronton décoré de palmettes aux angles et reposant sur des colonnettes nettement indiquées dans la pierre. Cinq rosettes avec feuillage, dont l'une au centre du fronton, les autres en dehors, complètent la décoration architectonique. Le soldat est représenté imberbe[1]). Pardessus la tunique à manches courtes il porte la paenula, une casaque de laine[2]) qui lui tombe à larges plis sur le dos et que sa main droite[3]) retient sur la poitrine, tandisque de la gauche il porte un objet (peutêtre un rôleau[4])) dont on n'aperçoit plus qu'un reste très fruste. Au flanc droit l'épée, au côté gauche le poignard, sont suspendus à deux ceinturons distincts, recouverts d'une série de plaques carrées en métal. L'extremité qui passe par la boucle, s'amincit en étroite lanière. A juger par les plis de la tunique retroussée, la taille est serrée par une troisième ceinture qui n'est pas apparente. Elle retient sans doute l'espèce de plastron carré en cuir ou en métal qui protége l'abdomen et auquel paraissent appartenir les huit lanières, garnies chacune d'une série de grosses têtes de clous et ornées aux extrémités d'objets en métal sous formes de pendeloques[5]). Diese Beschreibung wird ergänzt durch eine wohlgelungene Photographie des Grabdenkmals. Bezüglich der Giebelornamente möchte ich jedoch noch Folgendes beifügen: Die fünf Rosetten sind Lotosblumen (Nymphaea), wie sie bald vier-, bald fünf-, bald sechsblätterig sehr häufig vorkommen, so z. B. auf dem von mir besprochenen antiken Elfenbeinrelief aus Trier[6]); hier (auf dem Grab-

---

1) Das Gesicht ist breit, die Stirne sehr niedrig unter dem starken kurzen Haar.

2) Das ist wohl, von allem anderen abgesehen, aus der Stärke und Rundung der Falten zu schliessen.

3) Diese stützt sich dabei auf den Knauf des Schwertes, dessen Scheide in ihrem obern sichtbaren Theile mit einer Rundscheibe verziert ist.

4) Solche Rollen oft genug in den Händen dargestellter Verstorbener vorkommend. Uebrigens trägt auf einem ähnlichen Denkmal des Mainzer Museums (Becker, cat. nro. 167) der Soldat einen Wurfspiess; soll vielleicht auch hier ein solcher angedeutet sein?

5) Hierzu werden einige Citate beigefügt.

6) J. B. LX, 99 f. — Auch das Denkmal des T. Iulius scheint durch solche

steine) sind die drei oberen mit Blattschmuck verbunden. Die Palmetten im rechten Winkel der beiden rechtwinkeligen Dreiecke rechts und links über dem Giebeldreieck haben auffallende Aehnlichkeit mit dem Dintenfisch-Ornament auf Schmucksachen aus Mykene[1], so zwar dass ein der Länge nach durchgeschnittener Dintenfisch (sepia loligo) auf die beiden Dreiecke vertheilt erscheint und seine zu Spiralen entwickelten Fangarme sich nach der Rosette resp. der Lotosblume in demselben Dreiecke hinkrümmen. Ob wirklich die Gestalt des Dintenfisches bei der Entwickelung des Palmettenornamentes mitgewirkt hat[2]), bedürfte freilich noch mancher Zwischenstufen; unter denselben dürfte aber dieses Denkmal nicht fehlen. Der Blattform als Zwischenstufe weit näher stehend sind nicht unähnliche Formen auf einem Grabmonumente aus Bonn[3]); hingegen zeigt sich weit grössere Uebereinstimmung mit der Thierform auf einigen Monumenten der legio XIIII zu Mainz[4]), auf denen die Rosetten ebenfalls mit Blattwerk verbunden sind und zwar mit dem Akanthusblatt, wie auf dem Largennius-Steine; ferner auf einigen Monumenten der Legio IIII Maced.[5]). Beide Legionen, die leg. XIIII und IIII Maced., lagen wie die Leg. II im ersten Jahrhundert in Obergermanien.

Damit bin ich bei der Frage nach der Zeitbestimmung angekommen. Bezüglich des Largennius-Steines sagt Herr Straub S. 8 unten: „. . . . Au point de vue archéologique, cette trouvaille a une haute importance la deuxième légion, dite Augusta, n'ayant laissé que très peu de traces de son séjour dans la Germanie supérieure, où elle a stationné depuis l'an 9 à l'an 43 de notre ère. On n'en connaissait jusqu'ici que deux pierres tombales dans nos régions." Das Denkmal des Autronius setzt der erste Herausgeber in das vierte Jahrhundert, welcher Ansicht Herr Straub andeutungsweise mit den Worten „pourrait bien avoir été le contemporain de Largennius" widerspricht. Die Legio II, welche später auch die Beinamen Augusta und Britannica hatte[6]), stand in Obergermanien von 9—43 n. Chr. und kam dann nach Britannien,

---

geschmückt zu sein; es heisst wenigstens S. 24: un fronton triangulaire, orné au centre d'une rose et de chaque côté de palmettes avec une rose plus petite, surmonte l'inscription entaillée dans un cadre . . . .

1) Schliemann, Mykenae fig. 240, 270, 271, 416, 424, vgl. 292, 470.

2) J. B. LXIV S. 166. 3) J. B. IX Taf. VI. 4) Dafür liegen mir die Abbildungen aus Fuchs, Gesch. v. Mainz Tab. XVII Class. IIII p. 149 und Tab. XVI Class. IIII pag. 124 vor. 5) s. Anm. 4). 6) J. B. XII S. 10.

wo sie wohl dauernd blieb. Dafür, dass der Grabstein des Largennius wie der des T. Iulius der Zeit zuzuweisen sind, in welcher die zweite Legion am Oberrhein stand, spricht zunächst die Nennung der Centurien, welcher die beiden Soldaten angehörten, eine Genauigkeit der Angabe, welche fern vom Standorte der Legion kaum wahrscheinlich wäre; ferner das Fehlen eines Cognomen bei Beiden, wie das bei den älteren Legions-Steinen sehr gewöhnlich ist; nicht minder der Umstand, dass die Ornamente über den Inschriften mit Ornamenten von Inschriftsteinen, welche unbedenklich dem ersten Jahrhundert zugesprochen werden, mehr oder weniger übereinstimmen; endlich für die Largennius-Inschrift, dass weder in dem Wortlaut noch in den Schriftzügen sich etwas findet, was so früher Zeit widerspräche. Indem nun aber das Denkmal des Autronius Silo so unmittelbar neben dem des Largennius gefunden worden ist, so liegt darin schon einiger Grund auch dieses Denkmal jener frühen Zeit zuzuweisen, wenn auch für einen Veteranen der Legion die Errichtung eines Denkmales fern vom jeweiligen Standorte der Legion, vielleicht gerade an einem früheren Standorte derselben, leicht möglich bleibt; es sind mir aber die Gründe nicht bekannt, welche den ersten Herausgeber (Herrn Jung) zur Annahme des vierten Jahrhunderts bestimmten. Nicht minder haben endlich, so viel mir bekannt, die bisherigen Herausgeber auch den Bretzenheimer Stein des C. Iulius Niger dem ersten Jahrhundert zugetheilt.

Ueber alle bekannt gewordenen Funde von dieser kurzen Strecke der Römerstrasse Tabernae-Argentoratum und damit über die Reichhaltigkeit der reichausgestatteten Schrift selbst endlich gibt eine sehr übersichtliche und zusammenfassende Anschauung die beigegebene Situationskarte, auf welcher das Römische roth bezeichnet ist. Mögen die weiteren Forschungen an diesen und an anderen Fundstellen der Umgebung Strassburgs unter ihrer kundigen und eifrigen Leitung zu ermuthigenden Resultaten und neuen dankenswerthen Publicationen führen!

Carl Bone.

---

## 9. Neue Römische Inschriften[1]).

### I.

Hierzu Tafel V.

1. In dem Garten des Herrn J. Heinemann bei Neuss vor dem nördlichen Thore des alten Novaesium, 'dicht bei dem in der Richtung der Niederstrasse auf Zoppenbroich, Strümp über Asberg führenden mittleren Arme der drei Rhein-Römerstrassen'[2]), kamen im Februar d. J. Reste und Spuren einer römischen Opferstätte zum Vorschein: zwei zusammengehörige Stücke einer vierkantigen Säule von Jurakalk mit den Reliefbildern der Juno und des den Herrscherstab führenden Jupiter, Scherben von Amphoren und anderen Gefässen, gespaltene und durchgeschnittene Thierknochen, endlich eine kleine ara aus Sandstein, 0,28 m hoch, 0,17 m breit, 0,9 m dick, mit der folgenden Weihinschrift:

I O M
VEGETINVS
VIRILIS
EX·IMP
IPSIVS

Der Stein gibt von dem Glauben der Kaiserzeit an überirdische Mahnungen Zeugniss. Die Formel ex imp(erio) ipsius ist die übliche (vgl. CIRh 250 251 546 570). Nichts anderes bedeuten iussu, monitu, praecepto, praescripto, ex visu dei; griech. *κατὰ κέλευσιν* CIGr 5994. Vereinzelt ist somnio admonitus CIL 6, 533. Eine Auswahl der wichtigsten hierher gehörigen Inschriften findet sich bei Marquardt Röm. Staatsverw. 3, 98, 8. Eine der unsern ähnliche Weihinschrift aus Xanten, gleichfalls dem Jupiter optimus maximus ex iusso gesetzt (i. o. m. Tiberius Victor ex iusso p(osuit)), hat Prof. Bücheler Jahrb. LX (1877) S. 82 besprochen. Der Name Vegetinius ist neu, Virilis bekannt (Wilmanns 1511 1590). Nach dem mir vorliegenden Abdrucke zu urtheilen, haben in Z. 1 die Punkte von jeher gefehlt. Die Ligatur in Z. 2 ist deutlich erkennbar.

2. Eine halbe Stunde südlich von Köln liegt am Rhein die 'alte Burg'. Hier hat ein römisches Castell, vermuthlich das Sommerlager der Legionen, gestanden, hier die aus der Eifel kommende Wasserleitung geendet[3]). Wohl fünf Minuten rheinaufwärts ragt aus schönen Parkanlagen

1) Die grosse Gefälligkeit unseres Vereinsvorstandes hat mir ausser den folgenden mehrere andere neuerdings gefundene Inschriften zur Publication überlassen, deren Besprechung dem nächsten Jahrbuche vorbehalten bleibt.

2) Neusser Zeitung v. 5. März.

3) Eick, die römische Wasserleitung aus der Eifel nach Köln. Bonn 1867. S. 135 fg. — vgl. Bonner Jahrbuch 31, 1861 S. 77.

die Marienburg hervor. In der Nähe der letzteren wurden im März d. J. 0,40 m unter der Erdoberfläche ein Sarg und ein Grabstein aufgefunden.

Die Länge des Sarges aus röthlichem Sandstein beträgt 1,96 m, die Höhe 0,90 m, die Breite 0,78 m, die Dicke seiner Wände 0,12 m. Ueber eine ganze Langseite erstreckte sich eine vierzeilige Inschrift, von der nur noch folgende Buchstaben zu lesen sind:

AVRL . . . . . . . . . . . . N:VGI
. . . . . . . . . . . . . . . VERINVS
. . . . . . . . . . . . . . . IVLLONIE
. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . C . .

Darnach eine sichere Ergänzung zu geben, ist nicht möglich.

Z. 1. Aur[elie] oder Aur[elius] ...... [co]niugi. Z. 3. IVLLONIE scheint Dativ eines weiblichen Nomens. Ein L. Iullon(i)us Iullinus CIRh 959. Z. 4 [faciundum] C[uravit] (?).

Nach zuverlässiger Angabe fanden sich in dem Sarge bei den Knochen des Skelets ein Armring und ein Handgriff, Reste einer kleinen Cassette von Bronze, Scherben eines traubenförmig façonnirten Glases, Muscheln und einige nicht zu deutende Gegenstände, ferner 36 Münzen, deren Bestimmung Herr van Vleuten übernommen hat[1]). Die jüngsten Stücke rühren von Diocletianus und seinen Mitregenten Maximianus und Constantius her. Auf ihre Zeit weist auch die Formlosigkeit der Buchstaben der Sarginschrift hin.

Auf dem Sarge lag statt des ursprünglichen Deckels der beifolgend abgebildete, viel ältere Grabstein. Zu einer Vermuthung, welche diese auffallende Erscheinung erklären könnte, gibt es keinerlei Anhalt. Der Stein ist aus Jurakalk gehauen und 0,62 m breit, 0,30 m dick, 1,78 m hoch, wovon 0,55 m auf den oberen Theil kommen, der unter einer geschmackvollen giebelartigen Verzierung eine Inschrift trägt, die umgeschrieben lautet:

L. Octavius | L. f(ilius) Elaites gub|ernator ann(orum) | LVIII stip(endiorum) XXXIIII | h(ic) s(itus) e(st). Dionysius | Plestharchi f(ilius) Tra|llianus scriba | pro merit(is).

In der Abbildung ist bemerkenswerth die Form des T und des Y. Punkte stehen abweichend von der Regel auch am Schlusse von Z. 1, 4, 5, 7.

L. Octavius und Dionysius gehörten offenbar zur Bemannung der germanischen Provinzialflotte, welche auf Inschriften und in der Litteratur wiederholt erwähnt wird[2]). Sie ist so alt wie die Provinzen

1) Siehe Nachtrag S. 165.

2) Vgl. die Zusammenstellung der wichtigsten Stellen bei Marquardt, Röm. Staatsverw. 2, 488 fg.

am Rhein, und ihre Spur verliert sich erst mit dem Zerfall derselben im vierten Jahrhundert. Wie die Reichsflotten in Ravenna und Misenum stand sie unter dem Commando eines praefectus (Henzen 6867 Tacitus hist. 1, 58). Auch hatte sie wie diese ihre trierarchi (CIRh 522), gubernatores und scribae. Der Schiffsschreiber einer Provinzialflotte erscheint meines Wissens hier zum ersten Mal, derjenige der prätorischen Flotten ist inschriftlich mehrfach bezeugt (I Neap. 2723 2728 fgg.).

Dionysius ist ein Grieche aus Tralles. Man beachte die incorrecte Aspiration in Plestharchi (vgl. Amaranthus CIL 5, 4722 Phylades 6, 766)[1]. Ein *Πλείσταρχος* CIGr 2058 2338 *Πλίσταρχος* CIGr 1706.

L. Octavius, der die hohe Ziffer von 34 Dienstjahren aufweisen konnte, stammte, ein römischer Bürger, aus Elaia, ohne Zweifel dem mysischen (*Ἐλαΐτης* Strabo 13, 607. Pausanias 5, 24, 6). Wie ist es bezeichnend für das imperium Romanum, dass sich kleinasiatische Landsleute auf den rheinischen Schiffen finden.

Das Fehlen des cognomen und der tribus ist ein Indicium der frühesten Kaiserzeit. Ebendarauf deuten der Name Octavius, den nach dem Stifter des Principates die Provinzialen häufig führen, und die Güte der Schriftzüge, welche den bekannten des Bonner Caelius- und Clodiusmonumentes (CIRh 209 486) ähnlich scheinen.

Sämmtliche Stücke des Fundes sind im Besitze der Baugesellschaft in Bayenthal bei Köln, welche Sarg und Grabstein in dem Park der Marienburg aufzustellen beabsichtigt.

3. Ich füge nach einem sorgfältigen Abdrucke ein in Andernach gefundenes und im dortigen Rathhause geborgenes Bruchstück (0,48 m hoch, 0,27 m breit, 0,9 m dick) aus Jurakalk bei, das, so viel ich weiss, bis jetzt unbeachtet geblieben ist.

. . . . . . I C I U
. . . . . . √ C O
. . . . . . ⅄ N I A
. . . . . . ·ET·FIL
. . . . . . Γ I N A

Z. 5 begann mit IA; in Z. 4 fehlt wahrscheinlich CONIVX. Darnach könnte man füglich herstellen: [d(is) m(anibus) l. vin]icio [l. f. sele]uco [corusc]ania [coniux] et fil[ia faus]tina. Ein Seleucus Hermocratus CIRh 1454. Die regelmässigen und grossen Schriftformen sind die der besten Kaiserzeit.

Bonn. Julius Asbach.

---

1) Ueber fehlerhafte Aspiration des p vgl. Mommsen, Hermes 14, 1879. S. 60 Anm.

## 10. Amortorso, gefunden in Trier.

Hierzu Taf. III.

Der Torso, welcher auf Tafel III abgebildet ist, befindet sich im Provinzialmuseum zu Trier. Er ist im September 1877 vor dem Stationsgebäude der neuen Moselbahn beim Planiren des Terrains dicht unter der Erdoberfläche aufgefunden worden. Da vor dem Stationsgebäude aufgeschütteter Boden liegt, welcher etwa 15 Minuten weit aus einem hinter den sogenannten römischen Bädern gemachten Einschnitte herbeigeholt ist, so ist dieser Einschnitt als die Stelle zu bezeichnen, wo der Torso gelegen, bevor er durch den Bahnbau als Schutt forttransportirt wurde.

Indess dürfen wir auch diese Stelle nicht als den Standort der Figur in römischer Zeit ansehen, denn es befand sich hier in »früherer Zeit ein Ablagerungsplatz für alle möglichen baulichen und anderen Abfälle«, wie Ladner in seiner 'Archäologische Entdeckungen unfern Trier bei der grossen Ausschachtung zum Bau der Moselbahn' betitelten Abhandlung in der Pick'schen Monatsschrift 1877 S. 234 wahrscheinlich gemacht hat. Es kamen hier 'allerlei Bau- und Brandschutt, Gerbereiabfälle, zerstörte Estriche, Stücke von Mosaikböden, Sculpturreste....' zum Vorschein.

Der aufgefundene Torso besteht aus weissem, grobkörnigem Marmor. Er hat jetzt eine Höhe von 0,53 m. Die Entfernung vom Halsansatz bis zum Glied beträgt 0,34 m, die Breite an den Hüften 0,185 m.

Er gehört zu einer jugendlichen männlichen Figur. Am Rücken haftende Flügel lassen über die Bedeutung derselben als Amor keinen Zweifel zu. Der Gott ist vollkommen nackt dargestellt, etwa im Alter von 10—14 Jahren. Er hat nicht mehr das weiche, wellige Fleisch der ersten Kinderjahre, sondern schon musculösere und straffere Formen.

Die Arbeit ist ungleich; die der Vorderseite ist sehr schön und bis in die feinsten Details durchgeführt, auf der Rückseite dagegen sind die Formen eckig und kantig, nur im Allgemeinen angelegt, ja zum Theil auch, wie die Flügel, welche der Bewegung des Körpers nicht folgen, fehlerhaft gearbeitet.

Leider ist die Figur in einem sehr verstümmelten Zustande auf uns gekommen. Es fehlt der Kopf, der Hals, die rechte Schulter sammt dem rechten Arm, der linke Arm von der Mitte des Oberarms an, fast das ganze rechte Bein, das linke Bein von etwas über dem Knie an. Die Flügel sind in ihrer ganzen Breite, soweit sie den Körper berühren, erhalten, aber nur in einer Länge von 5—6 Centimetern.

Unzweifelhaft ist die Stellung der Beine. Das linke war fest aufgestellt und trug die Last des Körpers; das rechte dagegen war zurückgesetzt, wie gerade noch der erhaltene Rest dieses Beines namentlich an der Rückseite erkennen lässt.

Der Oberkörper ist nach der linken Seite geneigt und etwas zurückgebogen. Er zeigt eine starke Verschiebung des Brustkastens nach dieser Richtung. Der linke Arm bewegte sich in der Höhe der Achseln quer über die Brust. Der Oberarm liegt dicht am Körper an, der nicht mehr erhaltene Unterarm könnte sich vom Körper weiter entfernt haben, wenn nicht eine wenig sorgfältig gearbeitete Partie der Brust dafür spräche, dass dieselbe durch den Arm ehedem gedeckt worden sei. Der rechte Arm war, wie dies an den Brustmuskeln zu erkennen ist, gehoben. Der Kopf war wahrscheinlich, der Richtung des Körpers folgend, etwas zurückgebeugt.

Mehr vermag ich zur Beurtheilung der Frage, welches Motiv der Figur gegeben war, dem Torso nicht zu entnehmen, diese Untersuchung aber durch den Vergleich mit anderen Amordarstellungen weiter zu führen, bin ich hier in Trier nicht im Stande.

Felix Hettner.

---

## II. Römerstrassen.

### I.

Fünfmal ist mir bei Verfolgung Rheinischer Römerstrassen die gleiche Thatsache entgegengetreten, dass die von den Höhen des linken Rheinufers zum Strome herabführenden Heerstrassen senkrecht auf denselben stossen, gleichsam in ihn hineinlaufen. Wichtige und planmässige Wege des öffentlichen Verkehrs laufen aber niemals todt aus. Die gemachte Beobachtung verlangt deshalb entweder eine Einmündung jener Strassen in die mit dem Strome parallel laufende links-

rheinische Uferstrasse, oder den Anschluss an die Schifffahrt und ihre Hafenplätze, oder endlich die Weiterführung jener Verkehrslinien auf dem rechten Rheinufer. Für die letztere Annahme scheinen mir so viele Umstände zu sprechen, und ich halte dieselbe so wichtig für die Alterthumsforschung, dass ich die Aufmerksamkeit darauf zu lenken nicht unterlassen will. Schon Schmidt war die Fortführung linksrheinischer Römerstrassen auf der rechten Rheinseite nicht entgangen indem er ganz besonders die Strasse von Lorch nach Holzhausen als eine Fortsetzung der Trier-Bingener Römerstrasse[1]) erwähnte. Meine Beobachtungen beziehen sich auf folgende Linien:

1) Weissenthurm-Neuwied. In der Schlussbetrachtung über die Römische Villa zu Allenz habe ich bereits (Jahrb. XXXVI, 70) auf die grosse Bedeutung jener Römerstrasse hingewiesen, welche auf der linken Moselseite, Trier mit dem Rheine verbindend, in zwei Armen sowohl bei Andernach wie bei Weissenthurm zum Rhein hinabsteigt. Weissenthurm in gerader Linie gegenüber liegt Niederbiber. Bei beiden Orten befanden sich Römische Militär-Stationen, feste Lager, von denen das erstere den Rheinübergang, das zweite in Verbindung mit dem nicht fernen Pfahlgraben die Grenze gegen die vordringenden Barbaren vertheidigte. Die grosse strategische Bedeutung des Castell's bei Niederbiber, seine Ausgrabung, Besatzung und Benennung sind Gegenstand einer ansehnlichen Litteratur in unsern Jahrbüchern geworden[2]). Hinweisungen meinerseits auf die Bedeutung des römischen Lagers bei Weissenthurm und dessen Zusammenhang mit der Trierer Strasse und der rechtsrheinischen Operationsbasis gegen die Sueven zu Niederbiber gaben zum Theil die Veranlassung zu den Nachgrabungen, welche der Kaiser Napoleon 1864 durch den Major von Locquessie anstellen liess. Aus seinem Munde weiss ich, dass dadurch sowohl an der Capelle zum guten Mann die Umfassungsmauern eines Lagers als die in dasselbe von Bassenheim kommende Einmündung der Trierer Strasse festgestellt wurde. Die mir im Dezember 1869 vom Kaiser Napoleon persönlich und mündlich gegebene Zusage, die Berichte und Aufnahmen über alle die Rheinlande angehenden, zum Zweck

1) F. W. Schmidt, Lokaluntersuchungen über den Pfahlgraben S. 163 im 6. B. der Nassauischen Annalen für Alterthumskunde.

2) Hofmann, über die Zerstörung der Römerstädte am Rhein 1823; Dorow, die Denkmale germ. und röm. Zeit in den Rheinisch-Westfäl. Provinzen. 2. Bd. 1826. Jahrb. d. Vereins Heft XXXVII, 230 u. 252, XXXIX 51. XLVII u. XLVIII S. 26 ff. u. s. w.

des Werkes über Julius Cäsar angestellten Untersuchungen dem Vereine von Alterthumsfreunden zu übersenden, hat der Krieg und der Tod des Kaisers unerfüllt gelassen[1]).

Die Trierer Strasse mündet mit einem ihrer Arme[2]) im Lager bei Weissenthurm ein, und auf der rechten Rheinseite befindet sich ihre an einzelnen Stellen dreimal übereinander gepflasterte Fortsetzung, welche vom Rhein unter dem Schlosshof durch die römische Niederlassung bei Heddesdorf, ferner durch das Castell von Niederbiber über Rengsdorf nach Altenkirchen zu läuft. Ob das ihr Ziel oder wo dasselbe sich befindet, bleibt vorläufig dahingestellt und berufener Forschung überlassen. Das aber steht fest: der Zusammenhang der rechtsrheinischen und linksrheinischen Lande, jener in der ersten Kaiserzeit so gross geplanten Germania magna, manifestirt diese von Trier nach Mainz, Bingen und Andernach zum Strom einmündende und in ihrem vierten Arme bei Weissenthurm zum rechten Rheinufer und weit in das Land führende Römerstrasse vollständig[3]).

2) Ahr—Bonn. Wiederholt habe ich bereits die Aufmerksamkeit auf den Weg gelenkt, der vom Kessenicher Vorgebirge an der Rosen-

---

1) Durch die gütige Vermittlung des Kaiserl. Botschaftsraths Grafen Wesdehlen versuchte ich Herrn von Locquessie aufzufinden und zur Veröffentlichung seiner Funde in unsern Jahrbüchern zu veranlassen. Leider erhielt ich die Nachricht, dass derselbe verstorben sei.

2) Prof. Schneider nimmt nach einer gefälligen brieflichen Mittheilung zwei hier zum Rheine kommende Arme nebeneinander an: der eine kommt von Bassenheim zur Capelle zum guten Mann (Castrum); der andere von Ochtendung und Saffig im Orte Weissenthurm zum Rheine. Die Bedeutung der Localität tritt durch diese Doppelstrasse noch zunehmender hervor.

3) Ob die linksrheinischen Befestigungen sich von der Capelle »beim guten Mann«, wo die Napoleonischen Ausgrabungen stattgefunden, bis zur Mündung der Nette ausdehnten, wo der Hauptmann Hofmann 1818 auf Anordnung des Staatskanzlers Fürsten Hardenberg Ausgrabungen veranstaltete (Dorow S. 25), oder ob hier zwei von einander durchaus unabhängige Bau-Anlagen vorliegen, wie weit dieselben überhaupt dem Gebiet militärischer Befestigungen angehören, lässt sich beim Mangel von Plänen nicht entscheiden. Hoffentlich wendet sich die Aufmerksamkeit des Rheinischen Provinzial-Museums recht bald diesen für die Römisch-Rheinische Kriegsgeschichte so wichtigen Oertlichkeiten zu, und sichert durch sorgfältigere Ausgrabungen und Cartirungen derselben der Wissenschaft die gewonnenen Resultate. Zwischen Bendorf und Neuwied liegen noch eine Menge Gebäude-Reste im Schooss der Erde, deren Aufdeckung auch nicht ohne belangreiche Erfolge sein dürfte. Für den rechtsrheinischen Strassentheil vergl. Ruckstuhl S. 167.

burg und der Kirche vorbei zum Rhein führt[1]). Nähere Verfolgung desselben ergibt, dass es sich hier um eine grössere, von der Ahr an Ringen und Gelsdorf vorüber[2]), durch Meckenheim, Röttchen über den Kreuzberg direkt nach Bonn führende Römerstrasse handelt, die auf der Höhe vor Ippendorf sich in zwei Arme theilt. Während der eine Arm die Hauptstrasse von Poppelsdorf[3]) passirt und in Bonn einmündet, läuft der andere Arm in der angegebenen Richtung zum Rhein und mündet an der Schneidemühle von Dahm. Ungefähr 300 Schritte oberhalb der Rosenburg jenseits des Weges in der Parcelle der Wittwe Wissen deutet das Vorhandensein einer Römischen Wasserrinne noch auf bebautes Terrain. Ebenso dicht am Rhein, woselbst gleich hinter der südlichen Mauer des Dahm'schen Maschinenhauses am grossen Schornstein noch ein gemauerter Brunnen gefunden wurde. Aber noch eine andere Ufer-Anlage daselbst beansprucht eine besondere Aufmerksamkeit. Ungefähr 300 Schritte rheinaufwärts von diesem Brunnen auf den in der Gemeinde Bonn Flur 26 belegenen Parcellen Nr. 143, 149 und 150 fanden sich zwei parallele Reihen gemauerter viereckiger Pfeiler-Fundamentirungen in geringer Tiefe unter der Acker-Krume. Dieselben maassen $4^1/_2$ Fuss im Gevierte und waren 5 Fuss von einander entfernt. Das Mauerwerk befand sich auf einer Steinstickung, war oben ziemlich flach abgedeckt und vorherrschend in Basaltsteinen und sehr festem Mörtel ausgeführt. Ich bin freilich ausser Stande, den Zweck dieser Pfeileranlagen mit Sicherheit zu bestimmen: ihre erhöhte Lage und die mit dem Strom in gleicher Linie liegende Richtung deuten aber jedenfalls auf eine Beziehung zu diesem. Wahrscheinlich ist auch die Auflagerung eines Holzbaues, da die Fundamentirungen zu wenig tief für eine grosse Beschwerung erscheinen, also vielleicht die Anlage einer Landungsbrücke für die den Verkehr der beiden Ufer vermittelnden Schiffe. — Die Rechtsrheinische Fortsetzung dieser Strasse ergibt die von Schneider festgestellte

1) Jahrb. XXVI, 191; XXII, 137; XXXIX, 386; LVIII, 205; LIX, 184; LXII, 178.

2) In Ringen wurden vor einigen Jahren interessante römische Bronce-Geräthe gefunden, die sich in der Sammlung des Vereins befinden, in Gelsdorf die merkwürdigen Steinsärge mit Glasgefässen, Jahrb. XXXIII, 224, und in Meckenheim früher und jetzt zahlreiche römische und fränkische Gräber, Jahrb. XLIV, 125.

3) Im vorigen Herbste wurden beim Bau des Universitäts-Gärtnerhauses römische Geschirre gefunden, welche darauf hindeuten.

Linie einer Römerstrasse, die vom Rheinufer bei Oberkassel ausgehend, zu Kircheib in die grosse Mülheim-Siegburg-Altenkirchener-Strasse einmündete[1]).

3) Trier—Bonn. In gleicher Weise wie die vorige Strasse theilt sich die von Trier durch die Eifel kommende Römerstrasse zwischen Jünkerath und Marmagen in mehrere Arme[2]). Einer derselben führt

---

1) Schneider in Pick's Monatsschrift V, 1 S. 21.

2) Ich habe beide Strassenlinien von dem Bau-Techniker Herrn Maass aufsuchen lassen und theile dessen Beobachtungen nachstehend mit:

„Die Strasse, welche sich zwischen Jünkerath und Marmagen gemäss der Schmidt'schen Karte und S. 41 Anm. 38 im XXXI. Heft der Jahrb. von der grossen Römerstrasse Trier-Cöln abzweigt, habe ich ohngefähr 1500 Schritte von Blankenheimerdorf angetroffen. Sie führt bei den dortigen Bewohnern die Namen ‚Ader', ‚Teufelsader' und ‚Teufelskalle', und geht in einer Tiefe von ½ bis 2 Fuss unter der Ackerkrume in gerader Linie und fast nördlicher Richtung bis zum Haubach, den sie ca. 800 Schritte vor seiner Mündung in die Urft überschreitet. An beiden Ufern des Haubaches wird das Strassenfundament sichtbar, es besteht aus einer circa 12 Fuss breiten Steinpackung, die Ränder sind aus grösseren Steinen gebildet, der Mörtel ist zerfallen. Nach Aussagen der Landleute, welche die Strasse beim Umpflügen der Aecker antreffen, ist das Fundament durch Steine sehr verschiedener Grösse gebildet, die durch einen ziemlich festen Mörtel verbunden sind. Auf dem rechten Ufer des Haubaches lässt sich die Richtung dieser Strasse nicht weiter verfolgen. Das Gebirge steigt hier in einiger Entfernung vom Bache ziemlich steil an und lässt an vielen Orten durch die dünne Humusschicht den Felsen durchblicken, eine Steinpackung oder einen strassenähnlichen Einschnitt in die Felsen konnte ich nirgends entdecken. Dagegen ist das Gebirge stellenweise ganz regellos ausgebrochen, und geht die Meinung der Landleute dahin, dass die Römer dort ihr Material zu diesem Strassenbau gewonnen haben. Einige der Landleute, welche ich über die Richtung der Teufelsader auf dem rechten Ufer des Haubaches befragte, verlegen diese durch den Nettersheimer Wald nach Nettersheim zu; andere sagten wieder, dass die Strasse eine starke Biegung nach Osten mache, sich aber ebenfalls in den Nettersheimer Wald verlöre. Ich habe nach beiden Richtungen trotz eifrigen Suchens keine Spur der Strasse wieder auffinden können.

Schon bei meinen ersten Erkundigungen über diese Strasse wurde mir von den Landleuten als Römerstrasse ein Weg genannt, der von Blankenheim in nördlicher Richtung nach Münstereifel führt. Diese Strasse ist vielen Bewohnern Blankenheim's bekannt und heisst allgemein ‚Römerstrasse' auch ‚Heerstrasse'. Nach Aussagen eines der dortigen Wege sehr kundigen alten Mannes verlängerte sich diese Strasse über Blankenheimerdorf nach Jünkerath; sie diente noch vor ca. 60 Jahren als gute Fahrstrasse zwischen letztgenanntem Orte und den nördlich liegenden Ortschaften Münstereifel, Euskirchen und Zül-

an Blankenheimerdorf westlich vorüber, in nördlicher Richtung durch den Nettersheimer Wald (woselbst sich 1869 ausser andern römischen Alterthümern ein Meilenstein des Kaisers Magnentius fand; Jahrb. XLIX S. 189) über Zingsheim, Harzheim, Wachendorf und Antweiler nach Billig (Belgica), indem er sich an einer noch nicht aufgefundenen Stelle mit dem von der Hauptstrasse auf der Schmidt'schen Karte bei Königsfeld ersichtlichen Abzweigung vereinigt; ein andrer und zwar der haupt-

---

pich, und wurde auch theilweise als Poststrasse benutzt. Bei Blankenheim beginnt diese Strasse auf der Höhe der Schlossruine und führt in einer Entfernung von ca. 100 Schritten der Blankenheim-Münstereifeler Chaussee parallel in nördlicher, später nordöstlicher Richtung in gerader Linie auf Frohngau zu. Auf der Liebenow'schen Karte ist sie als Weg verzeichnet. Sie bildet einen 18 Fuss breiten, aus sehr fester Steinpackung hergestellten Damm, der stellenweise vom Grase überwachsen, sich meist 2 bis 3 Fuss über das angrenzende Terrain erhebt. Ohngefähr 1800 Schritte von der Ruine überschreitet die Strasse einen sumpfigen Weideplatz, an dessen tiefster Stelle ein ca. 4 Fuss weiter und sehr alter Durchlass unter der Strasse her führt. Derselbe ist mit einem flachen Gewölbe überspannt, die unbehauenen Steine haben eine Dicke von 4 bis 6 Zoll und eine Länge von 12 bis 16 Zoll, die Widerlager sind sehr bröcklich und theilweise eingestürzt. Das Material scheint, wie auch bei den folgenden Bauwerken und der Fundamentpackung dem benachbarten Gebirge entnommen zu sein. 1400 Schritte weiter, da wo in der Liebenow'schen Karte der Mühlheimer Bach die Strasse schneidet, befindet sich ein 2 Fuss weiter zweiter Durchlass, der mit dicken Platten abgedeckt ist. Hinter diesem Bauwerk geht die Strasse mit sehr geringer Steigung den Berg hinan, auf dessen Kopf sie weiterhin auch bleibt, weshalb sie die nördliche Richtung verlässt und nach Nordosten umbiegt. Auf der nördlichen Seite des Berges überschreitet die Strasse den Genf-Bach auf einer grösseren, gewölbten Brücke mit 4 Oeffnungen. Auf diese Brücke, als von den Römern herrührend, wurde ich schon in Blankenheim aufmerksam gemacht; ein Tondorfer Hirt, den ich hier in der Nähe antraf, bezeichnete sie ebenfalls als Römerbrücke. Die Lage derselben in einer völlig unbebauten und unbewohnten Gegend, ihr hohes Alter und ihre Grösse für den jetzt sehr unbedeutenden Bach sprechen deutlich genug für die Richtigkeit der Tradition, welche sie als Römerbrücke bezeichnet. Neuerdings hat man die weiten Fugen etwas mit Mörtel verschmiert. Material und Ausführung sind ganz ähnlich, wie bei dem zuerst beschriebenen Durchlass. Von der Brücke an steigt die Strasse und zwar stärker als früher bis Frohngau, wo sie einen Theil der Dorfstrasse bildet. Von hier geht sie noch immer gut erkennbar bis Roderath, hinter welchem Orte ich ihre Spur nicht weiter verfolgt habe. Der Richtung nach scheint sie über Münstereifel durch den Flamersheimer Wald nach Bonn zu führen."

sächlichste Arm geht dicht bei der Schlossruine von Blankenheim vorbei über Frohngau, Roderath nach Münstereifel zu, schweift dann rechts ab durch den Flamersheimer Wald nach Meckenheim, Ippendorf, Müttinghoven und läuft östlich von Witterschlick [1]) direct zu dem Bonner Castrum und zwar im rechten Winkel auf den Rheinstrom. Der letzte Theil dieser Strasse, der die Villa Immenburg bei Endenich passirt, führt im Stadtgebiet von Bonn den Namen Heerstrasse. Auch dieses Endstück einer der bedeutendsten Römischen Militärstrassen läuft dicht neben der Südgrenze des Castrum Bonnense gleichsam in den Strom hinein. Dass eine solche Endigung für eine Römerstrasse von dieser Bedeutung undenkbar ist, bedarf keiner weiteren Erörterung.

Meine Ausgrabungen und damit zusammenhängenden Nachforschungen des Bonner Castrums, deren Resultate ich zur Zeit veröffentlichen werde, ergaben die Anlage von grossen militärischen Uferbauten im Engelskirchenschen Garten in Verbindung mit einer Brückenkopfanlage im Garten des Schänzchen [2]) und endlich von Brücken-Resten im Rheine. Schon Freudenberg theilte die Thatsache mit, dass sich beim Baggern im Rheine hierselbst 1856 mit Eisen beschuhte eingerammte Pfähle vorfanden, ohne freilich genau den Ort festzustellen, wo sie im Strome angetroffen wurden, noch ihre Richtung in demselben [3]). Beachtet man die in alter und neuer Zeit wiederholt aufgestellten Annahmen, dass in Zusammenhang mit dem Bonner Castrum sowohl die zweite Pfahlbrücke Julius Cäsars, wie nach der vielbesprochenen Nachricht des Florus (IV, 12) die später von Drusus errichtete hier sich befanden, so wird es geboten erscheinen, zunächst nach dem Thatbestand im Strombette sich genauer umzusehen. Auf meine desfallsigen Erkundigungen erklärte mir der Kribbenmeister Rehwald zu

---

1) Vor wenigen Wochen sind östlich von Witterschlick beim Eisenbahnbau Reste römischer Ansiedlungen zu Tage getreten, z. B. eine Wasser-Rinne, welche auf die Nähe der Strasse hindeuten. Man vergl. auch Eick, die römische Wasserleitung S. 15.

2) Da diese mächtigen Anlagen die jetzige Heerstrasse am Schänzchen durchschneiden, so muss freilich ihre ursprüngliche Richtung an dieser Stelle abgebogen haben. Ich vermuthe, dass die Heerstrasse in ihrem letzten Ende sich in zwei Arme theilte, von denen der nördliche in das Castrum einmündete, der südliche mit dem Wachsbleicherweg zusammenfiel. An Letzterem finden sich römische Gräber und mehrere Fuss unter der jetzigen Strasse altes Pflaster.

3) Freudenberg, Jahrb. XXV, 98 ff.

Bonn, dass man bei den Baggerarbeiten im Jahre 1868 und 1869 oberhalb des Wichelshofs und Schwarz-Rheindorf gegenüber auf schwere Steinmassen und Pfähle gestossen sei, welche die Arbeiten behinderten und nicht durch Zufall hier liegen konnten. Hundeshagen beobachtete bereits vor fast 50 Jahren, dass die rechtsrheinisch gegenüberliegende Terrain-Erhöhung, auf der sich die Stiftskirche von Schwarz-Rheindorf befindet, unzweifelhafte Spuren Römischer Gebäude-Reste birgt[1]). Nördlich der Kirche besteht ein alter Weg, der östlich auf die Windmühle zu Vilich, westlich durch das Dorf Geusem direct in den Rhein hineinläuft und sich den Namen Brückenweg erhalten hat. Denselben Namen führte auch auf der gegenüberliegenden Seite früherhin der dem Rhein zulaufende Theil der Bonner Heerstrasse[2]). Ich stehe nicht an, beide Brückenwege für Theile ein und derselben Militärstrasse zu halten; ihre Fortsetzung mag auf dem Vilicher Windmühlenberg durch einen alten Wartthurm[3]) geschützt worden sein und sich Siegburg zugewendet haben. Obgleich auf dem Abteiberge zu Siegburg meines Wissens niemals Römische Alterthümer gefunden wurden, so zweifle ich doch nach seiner Lage[4]) und Geschichte[5]) nicht im mindesten an seiner grossen Bedeutung in germanischer und römischer Zeit. Die römischen Castra bei Xanten, Bonn und Weissenthurm hatten am Niederrhein, ebenso wie Mainz am Oberrhein ihre grosse Bedeutung lediglich als Stützpunkte für die militärische Offensive zur rechten Rheinseite und sie bedurften zu diesem Zwecke von vorn herein des gesicherten Trajectes zu dieser Seite. Ob derselbe hier in der Fortdauer und Wiederherstellung der von Cäsar linksrheinisch befestigten zweiten Pfahlbrücke

---

1) Hundeshagen, die Stadt und Universität Bonn. 1832. S. 178.

2) Ruckstuhl, S. 213 im Jahrbuch der Preuss. Rhein-Universität. Bonn 1821.

3) Ich vermuthe, dass auch die Bonner Windmühle ihrer ausserordentlich erhöhten Lage wegen auf der Stelle eines solchen Wartthurmes steht. Ein römischer Wartthurm stand auch in der Linie zwischen dem alten Zoll und dem Coblenzerthore.

4) Vgl. Hundeshagen S. 197.

5) Es liegt zu nahe, dass der im 11. Jahrhundert dem h. Michael geweihte Siegeberg ehemals ein Heiligthum des german. Kriegsgottes des Wuotan, eine Cultstätte der Sigambrer trug, um an dieser Vermuthung vorübergehen zu können. Vgl. Jac. Grimm, deutsche Mythologie 2. Aufl. I, 179. Der Siegberg ging aus kaiserlichem Besitz an die Rhein-Pfalzgrafen über. Eine Untersuchung des Dominiums der fränkischen Könige und der folgenden Kaiser am Rheine wird zu dem Schlussresultate führen, dass dasselbe aus dem fiskalischen Eigenthum des Römischen Reiches hervorging.

bestand, ob ihm die hier angenommene Drususbrücke diente, überhaupt das Wie des Anschlusses über den Rhein ist nicht Gegenstand dieser kurzen Hinweisung auf eine Wahrnehmung, welche die Untersuchung der nähern und einzelnen Umstände und Details nicht zum Zwecke hat. Jedenfalls aber gewinnt dadurch die von Trimborn, Minola, Ruckstuhl, Gerolt, Dederich aufgestellte und vertheidigte [1]) und dann später so geringschätzig behandelte Meinung [2]), jene von Florus IV, 12 gemeldete Thatsache, Drusus habe am Rheinufer 50 Castelle errichtet, »— Bonnam et Gesoniam pontibus iunxit classibusque firmavit« — beziehe sich auf Bonn und das dem Castrum gegenüberliegende Geusem oder Geisem — eine erneute Beachtung. Dem von mir oben angeführten technischen Zeugniss des Bonner Kribbenmeisters Rehwald über die Steinblöcke und Pfähle, welche sich an den für die Brückenübergänge in Betracht kommenden Stromstellen befinden, entspricht die ähnliche Mittheilung von Ruckstuhl über wahrgenommene Massen im Strombett am rechten Ufer bei Geusem, die er Brückenpfeilern ähnlich hält [3]). Einer hochgestellten und hochbetagten, in die historischen Verhältnisse Bonn's seit ihrer Jugend durch Interesse und Erlebnisse vielfach eingeweihten Dame, Fräulein Isabella von Cler, verdanke ich folgende mündliche und auf meine besondere Bitte schriftliche Mittheilung: »Geehrter Herr! Auf Ihren Wunsch theile ich Ihnen schriftlich mit, dass ich sowohl 1814 wie auch später bei sehr kleinem Wasserstande diesseits des Wichelshofes zwischen zwei Sandbänken eine Anzahl Pfähle im Rheine beobachtet habe, welche theilweise im schrägen Kreuze übereinander standen; es schienen die Reste einer Brücke zu sein. Ferner sah ich oberhalb dieser Stelle am Ende des Heerweges, nahe dem Rheine 1809 die colossalen Pfeilerreste einer gemauerten Brücke. Bonn, 5. Februar 1877. Isabella von Cler.«

Nach anderweitigen mündlichen Mittheilungen soll das am Wichelshof sich weit in den Strom hinein erstreckende und bei sehr kleinem Wasser heraustretende Vorland umpfählt sein.

4) Belgica—Wesselingen. Im LVIII. Heft der Jahrbücher, S. 222, habe ich bereits auf die bedeutenden Römischen Uferbauten zu Wesselingen und die für einen Brücken-Uebergang geeignete Beschaffenheit des Flusses daselbst aufmerksam gemacht. Auch jetzt noch

1) Vergl. Ruckstuhl S. 216 und Dederich i. d. Jahrb. VIII, 52.
2) Jahrb. I, 19 ff. u. 108; XVII, S. 8 ff. XXIII, 1 ff u. s. w.
3) Am a. O. S. 217.

bin ich der damals ausgesprochenen Meinung zugethan, hierhin den ersten Brückenübergang J. Cäsars zu verlegen, den Prof. Schneider neuerdings bei Mülheim a. Rh. annimmt[1]). Als weiterer Grund hat mich in meiner Ansicht die Wahrnehmung bestärkt, dass eine alte von dem Castell Belgica kommende, weiterhin über Strassfeld, Metternich, Hemmerich[2]) und Sechtem laufende Römerstrasse dieses wichtige Castell auf dem kürzesten Wege mit dem Rheinstrom bei Wesselingen verbindet. Belgica ist eine frühe römische Befestigung und ich bin der Meinung, dass in oder nicht fern von seinen Mauern die Niederlage des Marcus Lollius stattfand. Der Aufenthalt des Legaten und der 20 niedergemachten Centurionen kann nur ein befestigtes Lager gewesen sein. Kaum wird aber zu der Plötzlichkeit und dem Verlauf des Ueberfalls in dessen geographischem Bezirke ein anderes geeigneter als Belgica sich darbieten. Das Uebersetzen der Sigambrer in Wesselingen, das Vordringen auf der kurzen Strasse über Sechtem, Metternich, Strassfeld und das eben so schnelle Zurückkehren auf dem genommenen Wege sind Umstände, die dem glücklichen Gelingen des tollen Wagnisses der Sigambrer wesentlich zu Hülfe kamen. Prof. Schneider verdanke ich die Mittheilung, dass sich diese Strasse rechtsrheinisch über Rauzel, Elsdorf, Urbach durch den Königsforst fortsetzt. Den linksrheinischen Anfang sehe ich in der Abzweigung der grossen Eifelstrasse, die in der Schmidt'schen Karte kurz vor Königsfeld eingezeichnet ist. Südlich davon liegt die von Blankenheim kommende Abzweigung der Trier-Bonner Strasse. Da die Abstände dieser beiden Abzweigungen gerade so weit von einander entfernt sind, als die Zielpunkte Bonn und Wesselingen, so erhalten wir zwei Parallel-Strassen zum Rheine, die jedenfalls unter einander wieder durch eine Querstrasse[3]) verbunden waren, um zwischen Bonn und Belgica den Verkehr auf directem und kürzestem Wege herzustellen.

5) Worringen. Im Herbste 1877 liess die K. Strombau-Ver-

---

1) Jahrb. LIV, 18 und Pick's Monatsschrift IV, 23.

2) v. Veith im LVIII. Jahrb. S. 214.

3) Als eine solche mehr westlich gelegene Querstrasse kann man auch die S. 103 angegebene von Blankenheimerdorf über Nettersheim nach Belgica gehende ansehen. In der noch nicht erlangten Kenntniss der Verbindungen der beiden Parallel-Strassen untereinander liegt offenbar der Grund, dass beide noch keineswegs vollständig klar gestellten Strassen häufig miteinander verwechselt und ineinander gelegt werden. Vergl. die Miscelle: »Römerstrassen von Dr. Pohl.«

waltung im Rheine bei Worringen Räumungsarbeiten vornehmen, welche zunächst die Entfernung eines (hauptsächlich aus Basaltstücken) quer im Rheine angeschütteten Steindammes zum Zwecke hatte. Die Zeitungsnotiz über den Fund einiger römischen Münzen veranlasste mich, die Aufmerksamkeit der K. Strombau-Verwaltung auf die Sache zu lenken und an Ort und Stelle mich von dem Thatbestand zu überzeugen. Herr Wasserbau-Inspector Hartmann stieg persönlich mit mir im Taucher-Apparat zum Boden des Rheines hinab, woselbst man mit der Loslösung der Steine beschäftigt war. Zwischen den rohen unbehauenen Basaltblöcken fand man zwei Fragmente von Sculpturen aus Jurakalk guter Römischer Arbeit. Das eine gehörte einem reichen Gesims, das andere einer Figur, beide wohl Grab-Monumenten an [1]). Man wurde sofort an den Fund der vielen ähnlichen Fragmente bei der Coblenzer Pfahlbrücke durch die Mosel erinnert, welche dort den Zweck hatten, zur Belastung der Böcke zu dienen, damit diese beim Hochwasser nicht in Gefahr geriethen, von dem Pfahlroste abgehoben zu werden. Und in der That, in demselben Verhältniss standen auch die Worringer Steine; auch hier hingen sie zusammen mit einer Pfahlbrücke. Eingehende Befragungen ergaben, dass in Fortsetzung jenes Steindammes zum Ufer zu mehrere Reihen mächtiger eingerammter Pfähle von Eichenholz vorgefunden und leider ohne weitere Beachtung entfernt worden waren. Die unbekümmerte Verwendung von Sculpturen zertrümmerter römischer Grab-Monumente zur Brückenbelastung lässt es keinem Zweifel unterliegen, dass wir hier einen Traject vor uns haben, der gleich dem Coblenzer nur dem Schluss der Römischen Herrschaft angehören kann. Denn einer Zeit, welche als gemeines Material derartige Monumente verwendet, muss die gewaltsame Zerstörung derselben durch eingedrungene Barbaren vorausgegangen sein [2]). Wäre dieses Criterium nicht zwingend für die späte Zeitbestimmung der Worringer Pfahlbrücke, so würde es angezeigt sein, an die Anlage eines Ueberganges für die bundestreuen Ubier zu denken, als Agrippa sie im Jahre 37 v. Chr. vom rechten auf das linke Ufer versetzte, oder eines solchen für jene 40,000 Sigambrer, die Tiberius auf das linke Rheinufer verpflanzte. Vom grössten Interesse bleibt für die

1) Die beiden Sculpturen befinden sich vorläufig im Hause des Kribbenmeisters Bolle in Monheim, sie werden von dort in das Bonner Prov.-Museum gelangen.

2) Hübner im XLII. Heft der Jahrb. S. 62.

weitere Feststellung die Erforschung der beiderseitigen Strassen, deren Stromverbindung die Worringer Brücke vermittelte und die mit der grossen Römischen Uferstrasse sich hier kreuzte. Hoffentlich wird es dem unermüdlichen, verdienstvollen Erforscher der Rheinischen Römerstrassen, Prof. Jacob Schneider in Düsseldorf gelingen, dieselbe aufzufinden, weshalb ich mich aller weiteren Vermuthungen vorläufig enthalte.

Nimmt man die vorgetragene Ansicht, dass die zum Rheine auslaufenden linksrheinischen Römerstrassen auf der rechten Rheinseite sich fortsetzen, als Thatsache an, so schliesst dieselbe eine sich nothwendig und von selbst ergebende Folgerung ein, deren grosse Bedeutung nicht zu verkennen ist.

Die Erfolge der grossen Aggressions-Politik Jul. Cäsars führten unter Augustus zur Aufrichtung der Germania magna zu beiden Seiten des Rheines, deren Behauptung nicht nur die Anlage der befestigten Schlüsselpunkte für die Rheinübergänge zu Xanten, Bonn, Weissenthurm und Mainz und die auf der rechten Rheinseite vorgeschobenen Werke Aliso, Niederbiber, Saalburg nothwendig machte, sondern vor Allem durchgehende Militärstrassen, welche die zu beiden Ufern des Stromes liegenden Hälften der Germania magna verbanden und als deren merkwürdigstes historisches Denkmal wir die pontes longi des bis zur Elbe vordringenden Domitius Ahenobarbus betrachten. Schon die Teutoburger Schlacht erschütterte die Möglichkeit, den rechtsrheinischen Besitz aufrecht zu erhalten. Claudius gab denselben vollständig auf und zog die Besatzungen sämmtlich auf das linke Ufer zurück [1]).

Die vom linken zum rechten Rheinufer hinübergeführten Römerstrassen können deshalb nur der ersten Kaiserzeit vor Claudius angehören; nur Anlagen sein die zur Verwirklichung der grossen Augusteischen Politik einer bis zur Elbe reichenden Germania magna dienten.

Bonn im Juli 1879. E. aus'm Weerth.

---

1) Wohl das Vorzüglichste was über die Klarstellung der Ziele der Römischen Eroberungen am Rhein gesagt ist, enthält Mommsen's im »Im neuen Reich« 1871 S. 537 ff. abgedruckter Aufsatz: »Die germanische Politik des Augustus«.

## 12. Verschluss-Deckel römischer Gefässe.

Hierzu Taf. IV.

In den folgenden Jahrbüchern ist es meine Absicht, dann und wann Zusammenstellungen von Gegenständen des häuslichen und gewerblichen Lebens mit kurzen Erläuterungen des Thatsächlichen nach Massgabe des sich darbietenden neuen Materials zu veröffentlichen. Erst seitdem die vortrefflichen Bücher von Lindenschmit[1]), Guhl und Koner[2]) und Friederichs[3]) in allen Händen sind, erkennt man den unschätzbaren Werth übersichtlicher Zusammenstellungen gleichartiger Gegenstände aus dem Gebiet des öffentlichen und häuslichen Lebens für die wissenschaftliche Erkenntniss des römischen Alterthums. Die grossen Werke des Tempelbaues und der statuarischen Kunst lehren uns seine hohen Ideale; die Realität des bürgerlichen Daseins lernen wir aber nimmer kennen, wenn wir nicht unsere sinnende Aufmerksamkeit dem kleinsten Geräthe des gewöhnlichen Gebrauchs in Küche und Handwerksstätte, Schule und Haus zuwenden. Die Zeit ist vorüber, wo die Archäologen nur die grosse Kunst glaubten beachten zu müssen und vornehm an den »geringfügigen Dingen« vorübergingen.

Als Beginn meiner Veröffentlichungen wähle ich, was mir gerade vorliegt: Verschluss-Deckel von Gefässen. Es ist mir nicht bekannt, dass bisher Jemand der Frage näher getreten wäre, auf welche Weise Phiolen mit Medicamenten, Weinflaschen, Graburnen, überhaupt Gefässe mit zu schützendem Inhalt bei den Römern verschlossen wurden.

In den Jahrbüchern XLVII, 157; L, 153; LXI, 76 sind 3 runde von Bleirändern eingefasste kleine Glasdeckel mitgetheilt, von denen wir die Abbildungen von zweien hier wiederholen.

---

1) L. Lindenschmit, die Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit. 3 Bände. Mainz 1858—78.

2) Guhl u. Koner, das Leben der Griechen u. Römer. 2. Aufl. Berlin. 1868. Die 3. Auflage erscheint demnächst.

3) C. Friederichs, Kleinere Kunst u. Industrie im Alterthum. Düsseldorf 1871 (2. B. von: Berlins antike Bildwerke).





Die kleinen Glasscheiben gleichen unsern Uhrgläsern, ihre concave Seite liegt nach oben, die convexe nach unten; die Metallränder sind nur mit einem einfachen Ornament geschmückt, oder mit auf den Inhalt bezüglichen Inschriften versehen, durch welche die Zweckbestimmung der Gefässe in zwei Fällen als Arzneibüchsen bestimmt ausgesprochen wird.

Die Inschriften lauten:

*Κυλικίδιον τουτὶ νόσον ἀνιαρὰν ἐλάττω ποιεῖ*

»Das Büchschen hier (mit seinen Medicamenten) macht eine beschwerliche Krankheit gelinder« und

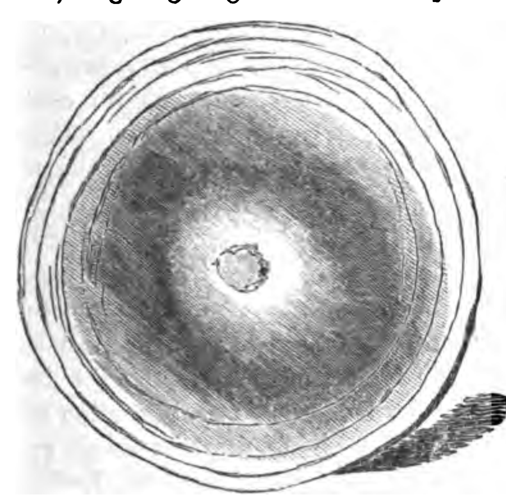
CAPE PIGNVS AMORIS AKBANVS ICECIT.ES

Die Befestigung des Deckels auf den Phiolen geschieht entweder durch zwei unterwärts befindliche, unter den innern Gefässrand zu biegende Metalldorne oder durch Einharzung; Spuren haben sich von beiden Arten erhalten. Es scheint mir sachgemäss und folgerichtig, sich die Gefässe, denen die Glasdeckel dienten, auch von Glas vorzustellen, wie ja auch in den zu Pompeji vorgefundenen Apotheken die Arzneien zum Theil in Gläsern aufbewahrt wurden[1]). Leider ist mir nicht bekannt, welcher Art dort die Verschlüsse waren.

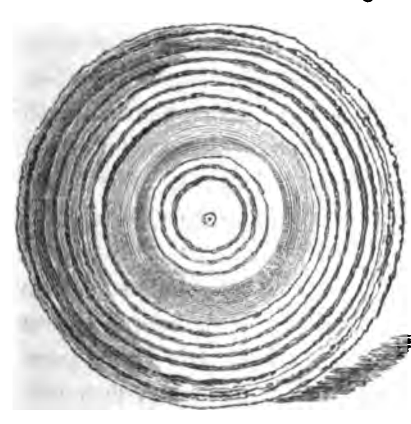
Den Verschlüssen von Glasphiolen durch in Metallränder gefasste Glasdeckel schliessen sich kleine, einfach rund ausgeschnittene Glasplättchen an, welche in der Grösse der Gefässöffnung auf- oder vielmehr in letztere eingelegt wurden und entweder nur lose auflagen, oder mit Wachs gefestigt wurden. Eine kleine gewöhnliche, unten bauchige Flasche mit schmalem Halse, $9\frac{1}{2}$ cm hoch, welche durch ein solches eingelegtes Glasplättchen von 2 cm Durchmesser ge-

1) Overbeck, Pompeji, 3. Aufl. S. 337.

schlossen war, befindet sich im Bonner Provinzial-Museum. In Cobern an der Mosel fand man im vorigen Jahre beim Eisenbahnbau in einem Steinsarge aus der späteren römischen Kaiserzeit eine noch mit flüssigem Inhalt gefüllte grössere Glasflasche, deren Verschluss ein runder, sorgfältig eingeharzter Holzstöpsel bildete.



Augenfällig ist die Nothwendigkeit, die grossen doppelt-gehenkelten Wein-Amphoren, die von Italien aus mit ihrem Inhalt in die Provinzen versandt wurden, mit einem sicheren Verschluss sich zu denken. Bei den von mir in dem römischen Castell Belgica (Billig bei Euskirchen) vorgenommenen Ausgrabungen habe ich einen Amphorenhals mit daneben liegendem Bleideckel gefunden. Offenbar sind darnach also auch die grossen Amphoren mit eingeharzten Bleideckeln verschlossen worden. Die obenstehende Abbildung der oberen Seite des gefundenen Bleideckels in natürlicher Grösse zeigt in der Mitte eine concave Vertiefung und eine einfache Kreisverzierung; die Innenseite war auch hier convex, wohl um den Druck nach innen zu vermehren. Eine Menge ähnlicher runder Scheiben verschiedener Grösse von Bronze, die sich in fast allen Museen befinden und die man häufig fälschlich als Discus bezeichnete, gewinnen durch diese Beobachtung ihre richtigere Bestimmung als Gefässverschlüsse. Sie sind durchgängig auf der obern concaven Seite mit eingedrehten concentrischen Kreisen verziert, auf der untern, dem Gefässraum zugekehrten Seite glatt und convex gestaltet. Auch hier mag ein Beispiel aus der Sammlung unseres Vereins genügen, das der nebenstehende Holzschnitt in natürlicher Grösse wiedergibt.



Von weit grösserer Bedeutung als diese Verschlussarten ist eine andere, meines Wissens bisher noch nicht beobachtete. Allen Kundigen blieb zweifelsohne häufig die Wahrnehmung auffällig, dass die mit Aschenresten der Verstorbenen gefüllten Graburnen in den meisten Fällen offen sind, denn die grauen gemeinen Thon-Urnen mit Deckeln bilden die Minderzahl und gehören einer sehr späten Zeit an. Ueberrascht wurde ich desshalb durch den Fund eines aus aufgelegten Bleiplatten mit Inschriften hergestellten Verschlusses auf zwei Graburnen, die vor einer Reihe von Jahren im Kreise Zell an der Mosel gefunden wurden und in den Besitz des frühern katholischen Pfarrers jenes Ortes gelangten. Unsere Abbildung auf Taf. IV, 3 zeigt das eine dieser Thongefässe. Es ist von schwarzer Farbe, von nur 11 cm Höhe und weiter Ausbauchung; ein breites, aus eingeritzten Strichmustern gebildetes Ornamentband läuft um den Mantel. Die weite Oeffnung wird durch die Bleiplatte bedeckt, aus deren Berandung vier Bänder in regelmässigen Abständen herunterlaufen. Leider sind diese Bänder, die ursprünglich bis zum Fusse des Gefässes herabreichten und sich unter demselben zu einem verlötheten Knoten vereinigten, abgebrochen; ihren Zweck erkennt man indessen in hinreichender Deutlichkeit aus den Resten. Eingeschnitten auf dem Bleideckel ist das oft vorkommende Cognomen[1])

SENILIS,

worin wir den Namen des Verstorbenen kennen lernen, dessen Gebeine die Aschen-Urne enthielt. Jedenfalls dürfte der Todte, dessen Asche unsere Urne aufbewahrte, nach Massgabe deren auffällig mässigen Grösse dem Kindesalter und einer späten Generation angehört haben, da der Charakter der wenig correcten und beinahe rohen Schrift schon den Ausgang des Alterthums anzeigt. Daraufhin deutet auch der besondere Umstand der spielenden technischen Behandlung der Buchstaben, welche alle in ihrer ganzen Breite durch schräge Querschnitte gleichsam verziert sind.

Den gleichen Verschluss durch eine Bleiplatte besitzt eine grössere glatte Thon-Urne desselben Fundortes an der Mosel, deren obere Oeffnung ungefähr 13 cm. im Durchmesser beträgt. Die Befestigung geschieht aber hier nicht durch herunterfallende und unter dem Gefässboden zusammengelöthete Bänder, sondern einfach dadurch, dass die überkragende Bleiplatte vom äussern hervorstehenden Rande in die

---

1) Jahrb. X, 3; XXXVII, 160. Brambach 825, 1696.

zurücktretende Halsrinne der Urne eingedrückt wird. Die auf dieser Platte eingegrabene Inschrift

**Induthissae,**

die wir in natürlicher Grösse auf Taf. IV, 4 wiedergegeben sehen, hat einen noch späteren Character als die vorige. Die mageren, langen Buchstaben, die weit ausgestrichenen Enden des d und t erinnern an die Griffel-Inschriften Pompeji's [1]), die auch vielfach auf Ziegeln und Scherben in Holland [2]), neuerdings in Bonn und Düren auf Ziegel-Platten vorkommen, noch mehr aber an die Charaktere der frühesten fränkischen Pergament-Urkunden. Der weibliche Name Induthissa ist mir unbekannt [3]). Hoffentlich tragen diese Zeilen dazu bei, die Aufmerksamkeit auf ähnliche, bisher unbeachtet gebliebene inschriftliche Verschlussdeckel zu lenken [4]).

Bonn im Juli 1879. E. aus'm Weerth.

---

## 13. Ein Fund neuerer Münzen bei Bonn.

Die an Funden früherer Jahrhunderte so ergiebige Umgegend von Bonn hat in den letzten Monaten wieder verschiedene Münzfunde geliefert, welche auf der rechten Rheinseite, etwa eine Stunde vom Flusse und von Beuel entfernt, zu Tage gefördert wurden. Die Münzen, meist dem 17. Jahrhundert angehörend, wurden in siegburger Steingut-töpfchen gefunden, welche zum Theil geschmackvoll ornamentirt waren. Eines dieser Töpfchen wurde mit dem ganzen Inhalte vom hiesigen Provinzial-Museum erworben und wird in einem späteren Hefte d. Jahrb. eine Besprechung finden, während der andere bedeutendere Fund zum grössten Theile in die Hände des Herrn B. Cronenberg gelangte, welcher mir denselben in freundlichster Weise zum Zwecke dieser Bearbeitung

1) Die „Graphio-Inscripta" im IV. Bd. des Corpus Inscriptionum Latinarum S. 76—167.

2) Jahrb. des Vereins IX Taf. I und Brambach: Corp. Inscript. Nr. 110 ff.

3) Die Piombi antichi von Raf. Garrucci, Rom 1847 wie die Piombi in Bd VIII Taf. XI der Monumenti inediti dell Instituto archeologico ergaben keine Analogien.

4) Schon jetzt kann ich nachträglich bemerken, dass nach einer mündlichen Mittheilung des Freih. von Sacken, Dir. des k. k. Münz-Cabinets in Wien, sich dort und im Museum von Aquileja zwei ähnliche Bleideckel, aber ohne Inschriften befinden.

zur Verfügung stellte. Wenn auch die Münzen des 17. Jahrhunderts im Allgemeinen weit weniger Interesse darbieten, als die in hiesiger Gegend auch häufigen Münzfunde früherer Epochen, so wirft die grosse Mannigfaltigkeit des heute besprochenen kleinen Schatzes doch so merkwürdige Streiflichter auf die sehr verworrenen Münzverhältnisse der damaligen Zeit, dass wir uns nicht versagen wollen, die verschiedenen Münzen des Fundes in ihrer Gesammtheit hier kurz aufzuzählen; (auch die nicht in den Besitz des Herrn Cronenberg gelangten Stücke wurden so viel möglich berücksichtigt).

a) Grössere Silbermünzen:

Spanisch-Niederländische Thaler: 1/8 Thaler v. Philipp II. 1566 (für Brabant).

Thaler v. Philipp IV. mit Wappen. 1624. (Brab.). 1625. 2 Stück. (Burg. u. Brab.). 1636. 3 St. (2 Brab. 1 Fland.). 1646. 2 St. (Torn. u. Brab.). 1649. (Fland.). 1651. 2 St. (Fland. u. Brab.). 1655. (Brab.).

Desgl. mit Kopf. 1640. 1650. 3 St. 1651. 1653 (alle Brab.). 1664. 2 St. (Fland. u. Brab.).

Thaler von Albert u. Elisabeth. (2 Torn. 1 Fland. 2 Brab.). 1/2 Thal. f. Luxemburg.

Thaler v. Karl II. 1666. 1668. 2 St. (alle Brab.).

Holländische Thaler: Utrecht. 1620. 1666. Over Yssel. 1659. 1660. Westfriesland 1664. Seeland 1659. 1662. Kampen 1664. Zwolle 1664.

Dann 3 Thaler von Lüttich. Max Hein. Chrf. v. Cöln. 1662. 1663. 1665.

2 Thaler von Ludwig XIV. v. Frankreich. 1652 u. 1664. 1/2 Thal. von demselben 1652.

Zum Schluss 2 Schweizer Thaler. St. Gallen 1623 u. Zug 1621.

Unter den grösseren deutschen Münzen befinden sich keine Thaler, sondern nur Gulden oder sog. 2/3-Stücke.

2/3-Stück, von Gustav, Gr. z. Sayn-Wittgenstein. 1676 u. 1677.
Gulden von Friedr. Casim. v. Hanau 1673.
Gold. v. Joh. Aug. Gr. z. Solms-Hohensolms. 1675.

2/3-Stück v. Anthon (sic) Günter von Schwarzburg 1676.

Desgl. v. August von Anhalt 1672.

Desgl. v. Joh. Georg v. Bernburg 1675.

24 Mariengroschen von J. Adolf von Tecklenburg. 1676. (J. Adolf C. J. B. Tec. St. Et. L. D. J. R. W. Hl. A.).

Wenn die Münzen der zunächst gelegenen Münzstätten unter den grösseren Stücken einen sehr bescheidenen Bruchtheil einnehmen, so treten sie dagegen bei der kleineren oder Scheidemünze entschieden in den Vordergrund.

b) Kleine Silbermünzen.

Chur-Köln. Hermann IV. $^1/_2$-Groschen. 2 St. Merle Nr. 20. Hermann V. Merle Nr. 3.

Ernst. 8-Hellerst. 4 St. Merle Nr. 7. Ferdinand. 8-Hellerst. 18 St. Merle Nr. 45 u. ähnliche. $^1/_2$ Albus Merle Nr. 85.

Max Heinrich. 8 Heller. R.) Num. Richlinghus. Merle Nr. 49. R.) Cusus Durst. Merle Nr. 11. 12. 44 u. s. w. 25 Stück; 8 Heller wie Merle 10 u. s. w. 25 St. (auch eine Falschmünze dieser Art).

2 Albusstücke. 63 St., die meisten Merle Nr. 37, auch einige 39 u. 60, also von Max Heinrich im Ganzen 114 St.

Die Stadt-Kölnischen Münzen sind auch zahlreich vertreten: 8-Hellerst. 1579, 1583. 2 St.

Desgleichen von 1624, 1626 u. 30, zusammen 22 St.; 16 einen Reichsthaler 1670 u. 71, zusammen 12 St.

$^1/_8$-Reichsthaler. 1673 (2 Vari.). Albusst. 1636. 4 St. von Ferdinand II. u. Ferdinand III. 4 Albusst. Ferdinand II. 19 St. Ferdinand III. 26 St. Leopold. 2 St. von 1658 (auch von Ferdinand III. ist 1 St. v. J. 1658). 2 Albusst. v. J. 1675.

Jülich-Berg hat auch eine Menge Stücke anfzuweisen: 8-Hellerst. v. J. 1585. 2 St. R.) Cusus Düsseldorf. 59 St. R.) Cusus Molhemia. 2 Varianten. Numus Juliacensis. 2 Ex. Ein 8-Hellerstück von Philipp Wilhelm hat die Jahreszahl 1679 und ist die späteste Münze des ganzen Fundes.

2 Albusst. v. 1675 und 76 u. $^1/_{16}$ Reichsthaler von 1672.

Von Kleve findet sich $^1/_2$-Groschen von 1515.

Chur-Trier ist durch 28 Petermännchen in 17 verschiedenen Stempeln von Carl Caspar und Johann Hugo vertreten, sowie durch ein 4-Pfennigstück v. J. 1677.

Von Anna Salome I., Abtissin von Essen. $^1/_{16}$ Reichsth. v. 1671; $^1/_{40}$ Reichsth. 1674; ein 8-Hellerst. v. 1656 und 120 einen Reisthaler (sic) 16 St.

Von Heinrich IV., Abt von Werden, 4 St. 8-Heller von 1648, hierunter ein falsches.

Dortmund. 1/8-Reichsth. 2 St. 1645 u. 1656; 1/16 Reichsth. 8 St. (1670, 71, 72); Stüber v. 1660 13 St. u. VI-Pfennige 2 St.

Arenberg. 2 Albus. 1676. 2 St.

Anhalt eine kleine Silbermünze.

Lüttich. Max. Heinrich 1656 (6 St.) 1658 (5 St.) u. 1660.

Nassau. 16 einen Reichsthaler 1675.

Schwarzburg. 16 einen Reichsthaler 1676.

Brandenburg. Friedrich Wilhelm. 1/3-Thalerst. v. 1671; Moneta nova Marlana v. 1659; 6-Hellerst. ohne Jahr. 2 St.

Stralsund. 16 einen Reichsth. 1659.

Metz. Ein Groschen ohne Jahr.

Holstein. 16 ein Reichsth. 9 St., hiervon 6 St. v. Glückstadt von Christian IV. u. Friedrich III.; ferner 2 St. Holstein-Gottorp v. Christian Albrecht. 1659.

Auch unter den kleineren Silbermünzen spielen die Spanisch-Niederländischen eine grosse Rolle. Philipp II. (eine mit einem Löwen als Contremarke). 4 St. Philipp III. 30 St., alle schlecht erhalten. Albert u. Elisabeth. 55 St. 1617. 1620. 1621 und ohne Jahreszahl.

Endlich finden wir noch eine englische von Jacob I. 1606.

R.) Wappen und Umschr. Quae Deus coniunxit nemo separet.

Wie ich schon oben besonders hervorhob, ist das Julicher 8-Hellerstück vom Jahre 1679 die späteste Münze des ganzen Fundes, und kann man, ohne zu irren, das Vergraben des kleinen Schatzes in dieses oder das darauffolgende Jahr setzen. Bedenkt man, wie wenig verbreitet in damaliger Zeit die Kunst des Lesens war, so muss uns vor allem die grosse Mannigfaltigkeit der im Verkehr benutzten Geldsorten in Erstaunen setzen, und es ist nicht schwer zu begreifen, welch einträgliches Geschäft ein Geldwechsler damals machen konnte, wenn er seine grösseren Kenntnisse ohne zu grosse Gewissenhaftigkeit zu seinem Vortheile ausbeutete, und hieraus erklärt sich dann leicht die Entrüstung, welche wir in den Schriften des 17. Jahrhunderts über die sogenannten Kipper und Wipper ausgesprochen finden. Von einigen Stücken, z. B. von den zwei Schweizer Thalern, welche sich durch schönes Gepräge auszeichnen, kann man vielleicht annehmen, dass dieselben schon von ihrem Besitzer vor 200 Jahren als Raritäten aufbewahrt wurden, von den kleineren Stücken aber, die sich vorfanden, lässt sich dies kaum vermuthen; auffallend ist allerdings, dass diejenigen, welche entfernten Münzstätten entstammen, sich meist durch hohen Silber-

gehalt bemerkbar machen, und somit vielleicht besonders geschätzt waren. Sehr auffallen muss das Fehlen der Stadt- und Chur-Kölnischen-Thalerstücke, und mag als Beweis dienen, dass die jetzt so gesuchten Kölner Thaler schon damals selten waren. (Das Sed.-vac.-Stück von 1688 ist häufig aber später).

Herrn Stud. jur. P. Koll, welcher mich beim Bestimmen und Sortiren der Münzen sehr wesentlich unterstützte, spreche ich hiermit meinen Dank aus. van Vleuten.

---

## 14. Kleine Beiträge zur Numismatik.

### I.

Der grosse Fund von sog. Thonformen mit Münzabdrücken in Trier veranlasst mich 7 ähnliche Gebilde des Bonner Provinzial-Museums im Folgenden näher zu beschreiben. Es wird meistens angenommen, dass diese Formen zu Herstellung falscher Münzen im Alterthum ihre Verwendung fanden, obgleich der Umstand gegen diese Ansicht spricht, dass meines Wissens noch keine durch Guss hergestellte Münzen jener Zeit gefunden wurde. Es ist allerdings schwer einen anderen Zweck der besagten Abdrücke anzunehmen, um so mehr, als die grosse Zahl der in Trier gefundenen die Benutzung als schon vertiefte Muster oder Vorbilder beim Stempelschnitt auszuschliessen scheint. Ein genauer wissenschaftlicher Fundbericht[1]) der Trierer Abdrücke, wird über diesen Punkt Klarheit bringen.

Drei unserer Formen sind zweiseitig aufgedrückt, während vier nur auf einer Seite ein Münzbild zeigen.

1. Form a) IMP C M AVR SEV. (Alexander.) Kopf des Sever Alexander.
   b) PMTRP VIIII COSIII PP stehender Sol, wie Cohen. S. Alexander 169.

2. „ c) wie b.
   d) IIII LIBERALITAS AVGG stehende Frau mit Füllhorn und Tessere, wie Cohen Sept. Sever. 128. Caracalla 61 hat

---

1) Bis jetzt wurde derselbe nur in der Trierer Zeitung und in sonstigen rheinischen Tageblättern besprochen.

aug mit einem g. Dies sind soviel mir bekannt die einzigen Beispiele, bei welchen die Zahl **vor** dem Worte liberalitas steht.

3. Form e) IMP SEV. ALEXANDER AVG Kopf des Kaisers.
f) .... MAEA AVG Kopf der Julia Mamaea.
4. „ g) wie b.
5. „ h) PIETAS AVGVSTAE. Cohen Mamaea 14.
6. „ i) (p. m) TRPXVI COSIII wie Cohen Caracalla 141.
7. „ k) LIBERALITAS stehende Frau mit Füllhorn? Nr. 7 ist zu schlecht erhalten um die genaue Cohen'sche Nr. ermitteln zu können.

Die Reversdarstellung b. ist bei unseren wenigen Exemplaren dreimal vorhanden. Es ist allbekannt, dass römische Münzen besonders der hier behandelten Zeit selten vollkommen rund sind und beweisen einige scheinbar zufällige Unebenheiten am Rande, welche bei b und c vollständig gleichmässig auftreten, dass beide durch Aufdrücken derselben Münze hergestellt wurden.

Es schliessen diese sehr charakteristischen Eindrücke neben der Münzfläche die Herstellung mittels eines besonders zu diesem Zwecke gefertigten Stempels vollständig aus, denn diesen würde man unzweifelhaft rund gemacht haben. Es lag übrigens nahe den Formen für gegossene Falschmünzen genau die Gestalt geschlagener Stücke aufzudrücken, da hierdurch die Aehnlichkeit des Fabrikates mit den ächten Münzen eine grössere wurde. Vier unserer Formen haben die auch in Trier beobachtete Rinne am äussern Rande.

Die Formen 1—5 sind in Bonn gefunden, und zwar wie das von Prof. Bücheler J. LIX. S. 44 erwähnte Exemplar auf dem alten Exercierplatz; Nr. 6 stammt aus Tholey und Nr. 7 aus Köllig a. d. Mosel. Nur Nr. 7 ist aus Thon, während die übrigen nach Untersuchungen, welche Prof. aus'm Weerth anstellen liess, »aus einer, von Eisen und Kohlenstoff zusammengesetzten Graphit-Masse bestehen. Diese Verbindung wird zu Schmelztiegeln verwendet und ist somit zu Formen für Metallguss sehr geeignet.«

Da wir in dem Trierer Funde einer Menge neuen Materials entgegensehen, beschränke ich mich heute auf diese kurze Notiz und verweise nur darauf, was Mommsen (G. d. röm. Münzw. S. 748) über Falschmünzen der besprochenen Zeit sagt, und auf einen Aufsatz von Schneemann (Jahresb. d. G. f. nützl. Forsch. in Trier. 1861—62

S. 17), welcher ganz ähnliche Funde behandelt. (Vergl auch Eckhel. d. n. v. I S. LI.I ff. und Numismatic chron. N. S. XI. S. 29).

## II.

Die vielen römischen Münzen, welche in jedem Jahre hier in Bonn und der nächsten Umgebung zu Tage gefördert werden, zu beschreiben würde ein undankbares Unternehmen sein, denn selten erscheint unter denselben ein Stück von grösserer numismatischer Bedeutung; ebensowenig ist es möglich aus der Zusammenstellung derselben viele Resultate zu erlangen, da fast alle Kaiser gleichmässig vertreten sind, natürlich diejenigen ausgenommen, welche nur in entfernten Gegenden eine ephemere Existenz hatten. Ich habe mich also immer darauf beschränkt, Exemplare von grösserer Wichtigkeit, und besonders unedirte Stücke an dieser Stelle zu besprechen.

Ich bin heute in der Lage ein durch Schönheit und Seltenheit ausgezeichnetes Silber- oder besser Billon-Medaillon des Gordian III. zu veröffentlichen, welches vor Kurzem im benachbarten Rheindorf isolirt, also wahrscheinlich in einem Grabe gefunden wurde, und jetzt in meiner Sammlung befindlich ist.

A. IMP GORDIANVS PIVS FELIX AVG. Belorbeerte Büste des Kaisers nach links gewendet. Die ausser einer, leicht umgeschlungenen, an zwei breiten Bändern befestigten Aegis unbekleideten Schultern sind mit einem Theile des Rückens sichtbar, indem die linke Schulter des Kaisers nach vorn und nach der linken Seite der Münze vorgeschoben dargestellt ist. An der Aegis ist das Gorgonenhaupt deutlich zu erkennen. Ueber der linken Schulter ragt ein Speer hervor.

R. AEQVITAS AVGVSTI. Die drei Münzgöttinnen stehend, jede eine Wage und ein Füllhorn haltend. Die mittlere hat den Kopf nach vorne gerichtet, während die beiden Seiten-Figuren nach links sehend dargestellt sind. Links zu den Füssen einer jeden Göttin, wie üblich ein Metallhaufen.

Cohens Münzwerk kennt drei verschiedene Silber-Medaillons von Gordian III mit dem Revers: aequitas augusti. Alle drei haben den Kaiserkopf nach rechts, etwa in der Ausführung, welche die besseren Grosserze des Regenten zeigen, nur eines, das Tom. VII S. 246 Nr. 1 beschriebene, hat dieselbe Stellung der Reversfiguren, wie das Unserige. Auch erreichen die Cohenschen Exemplare das Besprochene nicht ganz in der Grösse, da dieselben zwischen Gr. $9^1/_2$ und 8 variiren, während

das neu Gefundene Grösse 10 des Cohenschen Münzmessers vollständig deckt.

Besondere Beachtung verdient aber unser Medaillon wegen der ideal schönen Ausführung des Averses, welche an die beste Zeit der kaiserlich römischen Prägekunst unter den Antoninen erinnert.

Cohen würde die Darstellung des Averses wahrscheinlich: buste lauré à gauche, à mi-corps, vu par derrière bezeichnen.

## III.

Ein für die Kölner Münzgeschichte sehr interessanter Fund wurde vor kurzem bei den Ausgrabungen gemacht, welche das Bonner Provinzial-Museum auf dem jetzigen Exerzierplatz vor dem Kölnthor vornehmen liess. (Diese Fundstelle ist nicht zu verwechseln mit derjenigen des alten Exerzierplatzes, welche in Heft LIX u. f. eine Besprechung fand.) Wenn auch die Kürze der Zeit nicht gestattet den ganzen Fund genau zu beschreiben, so will ich doch versuchen einen Ueberblick zu geben und einige der interessantesten Stücke hervorzuheben.

Es wurden 119 ganze und 6 halbe Münzen gefunden, welche alle, wenigstens die lesbaren, der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts angehören.

Am häufigsten ist Sigewinus, welcher den erzbischöflichen Stuhl von Köln vom Jahre 1079—1089 inne hatte, vertreten, jedoch fehlen auch die Münzen seiner beiden Vorgänger Anno II 1056—1075 und Hildebold (auch Hildolf oder Hildolphus und Hitolfus) 1076—1079 nicht. Besonders in Bezug auf den Letzteren ist dieser Fund in sofern wichtig, als er unzweifelhaft gleichzeitige Münzen dieses Erzbischofs aufweist, während die meisten Stücke, welche den Namen Hitolf tragen, spätere Nachahmungen, wahrscheinlich zum Zwecke der Fälschung sind.

Cappe spricht hierüber in seiner Beschreibung der kölnischen Münzen des Mittelalters. S. 64 und 65, die Ansicht aus, dass ein Theil der Münzen des Hildebold in der Zeit Philipp's I. 1167—1191 „von unberechtigten Münzern vielleicht deshalb auf den Namen des schon vor hundert Jahren gestorbenen Erzbischof Hildolph ausgeprägt wurden, um dem Vorwurfe, die Münze des regierenden Herrn nachgeahmt zu haben, zu entgehen". Der Bonner Fund beweist, dass diese Ansicht Cappe's durchaus richtig ist. Keine der kleineren Münzen, welche die Umschrift HIT. AREPVS haben, wurde gefunden, während die von Cappe als Münzen aus der Zeit Hildebolds bezeichneten vorhanden sind, wobei noch besonders erfreulich, dass die von Cappe Taf. VII

Nr. 106 nach einem unvollständigen Exemplar abgebildete Münze (beschrieben S. 63 Nr. 278) jetzt in 2 vollständigen Stücken vorliegt.

Auch eine Variante von Cappe Nr. 280 ist zu verzeichnen, welche als Schluss der Avers Legende CHIEPS statt CHIPS hat. Da nur 3 Münzen von Hildebold gefunden wurden, liegt die Vermuthung nahe, dass dieser Bischof nur eine geringe Münzthätigkeit ausübte. Dies mag auch der Grund sein, wesshalb der Fälscher des 12. Jahrhunderts gerade diese wenig bekannten Stücke zum Zwecke der Täuschung nachbildete oder doch theilweise imitirte.

Der Vorgänger Hildebold's, Anno II., ist durch eine grössere Anzahl Münzen vertreten. 6 Stück haben den ganz erhaltenen Namen und von 11 weiteren lässt die nur theilweise erhaltene Umschrift sowie die Reversdarstellung auf Anno schliessen. Die von Cappe S. 61 Nr. 264 beschriebene und Taf. VII Nr. 101 abgebildete Münze ist unter den 6 guten Exemplaren 3 mal vertreten. Die 4te ist eine Varietät derselben Münze, welche auf der Reversdarstellung statt der mittleren Kuppel einen spitzen Giebel hat, über welchem ein Kreuz angebracht ist; unter dem Giebel die Buchstaben PET . . . Die beiden letzten Exemplare stimmen mit keiner Nr. Cappe's überein, sie haben auf dem Avers das Brustbild des Bischofs wie Cappe Taf. VII Nr. 102 mit dem Stern ohne Kreuz, der Schluss der Inschrift ist aber wie bei Nr. 101 derselben Tafel. Der Revers zeigt ein Kirchengebäude wie die Münze Sigewins auf Taf. VIII Nr. 118 mit der Umschrift: SANCTA COLONIA. Unter den weniger sicheren Stücken sind 6 den von uns zuerst Beschriebenen ähnlich, wobei aber Eines den Schluss der Reverslegende deutlich COLONIE nicht COLONIAE hat; 3 Andere haben in der Reversdarstellung Kirchengebäude ohne die Aufschrift PETRVS. Bei Einem ist die Reversdarstellung nicht zu erkennen und das Letzte scheint mit Cappe's Nr. 277 identisch zu sein.

Die grösste Anzahl der gefundenen Münzen sind, wie schon oben bemerkt, von Sigewinus und zwar ist Cappe Nr. 334, abgebildet daselbst Taf. VIII Nr. 118 in 73 Exemplaren vorhanden. Eine stimmt mit der Cappe'schen Nr. 333, abgebildet Taf. VII Nr. 117, überein. Zwei haben den Avers ähnlich der vorigen Münze, nur ist das Bild des Bischofs etwas grösser und auf dem Revers das Tafel VIII Nr. 119 abgebildete Gebäude, aber die Umschrift SANCTA COLONIA, während 2 andere diesen letzteren ganz gleich sind, nur tritt bei ihnen an Stelle der Guirlande unter dem Gebäude CCCC. Dann ist Cappe Nr. 341 noch in 2 Exemplaren vertreten. Wegen schlechter Erhaltung waren

13 Münzen nicht genau zu bestimmen, jedoch scheinen 10 von Sigewin oder Anno II. zu sein, während nur 3 nicht kölnischen Münzstätten entstammen.

Leider waren die Umschriften dieser Letzteren nicht zu entziffern, doch scheinen dieselben einer etwas früheren Zeit anzugehören.

Es bleiben uns jetzt noch 6 Münzen zu besprechen; und werden wir dieselben, da sie sehr selten sind, etwas genauer beschreiben.

Avers. Eine von innen gesehene nach oben gerichtete Hand, zu beiden Seiten ein Stern (also an Cappe Taf. VI. Fig. 97 erinnernd, jedoch ist mehr vom Aermel sichtbar).

a. ADOLFVS EMOI
b. ADOLFVS O E
c. OLFVS E
d. ADOLFV
e. ADOLFVS Λ E
f. ADOLFVS

Der Revers zeigt in verschiedener Erhaltung den Typus und die Umschrift der Cappe'schen Abbildung 117 auf Tafel VII; merkwürdiger Weise ist wie bei Cappe auch auf keinem unserer Exemplare der Schluss des Wortes Colon (iae od. iE) zu sehen; wogegen der Anfang der Umschrift IMAGO S stets deutlich ist.

Da diese Münzen unmöglich dem Erzbischof Adolf I. von Köln 1193—1205 zugeschrieben werden können, so liegt die Vermuthung nahe, dass einer der umliegenden Dynasten den Kölner Reverstypus nachgeahmt habe. Den Namen Adolf finden wir unter den Grafen von Berg in dieser Zeit vielfach vertreten und somit wird man kaum irren, wenn man diese Münzen dem Grafen Adolf II. 1068—1090 oder Adolf III. 1093—1133 von Berg zuschreibt. Die Münze wird dann auch (Grote Münzstudien Bnd. VII S. 5, Nr. 1 und Dannenberg Münzen der sächsischen und fränkischen Kaiserzeit Bnd. II S. 177, Nr. 425 b)[1]) dem Grafen Adolf III. von Berg zugeschrieben. Nach den angeführten Quellen lautet die vollständige Legende des Averses ADOLFVS EMO NTE. Adolfus de Monte. Unsere unvollständigeren Exemplare können leicht zu der Lesung Adolfus Comes, Veranlassung geben, wenn man EMOI rückwärts liest und statt I ein C setzt.

---

1) Diese Mittheilung verdanke ich Herrn Kammerpräsidenten Settegast in Coblenz.

Imitationen Kölner Münzen sind in jener Zeit so häufig, dass kaum etwas Befremdendes in diesem Vorgehen der Grafen von Berg zu finden ist.

Die sechs halben Münzen sind, wie die gleichmässige Oxydation der Schnittfläche beweist, schon im Alterthum durchschnitten worden und zwar so genau in der Mitte, dass die Annahme begründet erscheint, man habe es hier mit Stücken zu thun, welche im Verkehr getheilt wurden, um ein kleineres Geldstück als den damals sehr werthvollen Denar zu schaffen.

Aus dem hier besprochenen Funde mag auch eine Münze stammen, welche ich vor Kurzem hier in Bonn erworben habe, und die wahrscheinlich später im Schutt der besagten Fundstelle gefunden wurde. Dieselbe zeigt genau die Darstellungen der in 73 Exemplaren vorhandenen Münzen Sigewins, jedoch sind die Legenden vielfach verstümmelt.

Die Münzen von Sigewin haben

Av. SIGEVVIN' ARCHEPS

mein Ex. hat SIONNMA . . . . d. vorletzte Buchstabe M oder H.

Sigewin R AINCTA COLONAS.

mein Ex. IЯƎCTA COLOHVS.

Alles deutet darauf hin, dass die ursprüngliche Legende des Münzstempels verändert wurde, um der Münze eine andere Bedeutung zu geben, allerdings auf eine sehr ungeschickte Weise, wie dies die rückwärts gestellten Buchstaben des Reverses beweisen. Wenn man nun die der Legende neu eingeflickten Buchstaben in folgender Weise ordnet:

| S | I | O | N | N | M | A | I | Я | Ǝ | C | T | A | C | O | L | O | H | V | S |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | | | 8. | 7. | 5. | 6. | 4. | 3. | 2. | | | | | | | | 1. | 9. | 10. |

so erhält man den Namen Herimannus. Hermann III. 1089—1099 war Nachfolger Sigewins. Ich gebe gern zu, dass diese Lesung eine etwas gewaltsame ist; sie bietet aber immerhin eine Erklärung der sonst vollständig unverständlichen Umschrift. Der Anfang SIO oder SIG ist einfach stehen geblieben; desgleichen die Mitte von Aincta Colonas.

Bonn. F. van Vleuten.

---

## Nachtrag.

Zu dem unter III besprochenen Münzfund habe ich ergänzend hinzuzufügen, dass die Zahl der gefundenen Münzen sich auf 140 Stück beläuft, indem ich in Erfahrung gebracht habe, dass ausser den beschriebenen 125 des Provinzial-Museums noch etwa 15 Stück in verschiedenen Privathänden befindlich sind. Die Münzen waren ursprünglich in einem kleinen Beutel von Leinen, wenigstens deutet darauf ein an einer Münze noch haftendes Stückchen Leinenzeug. Vor Allem interessant ist der Bonner Münzfund aber durch die Localität, in welcher er zu Tage trat: eine zu den Baulichkeiten des Römischen Castrums gehörende Caserne, welche nördlich und parallel der Reitbahn des Königs-Husaren-Regiments liegend, im verflossenen Mai aufgefunden wurde. Nach den Merian'schen Plänen von Bonn lag in unmittelbarer Nähe das bei der Belagerung von 1673 zu Grunde gegangene Kloster Dietkirchen. Es war offenbar das älteste Gotteshaus in Bonn und soll schon von Maternus dem h. Johannes dem Täufer geweiht worden sein. Wenn schon dieses hohe Alter in Verbindung der örtlichen Lage und des Umstandes, dass in dem Mauerwerk der Dietkirche sich eine Anzahl römischer Inschriften vorfanden, auf die Verwendung nahe belegenen römischen Baumaterials hindeutet, so lässt mich der jetzige Münzfund geradezu auf die Hereinziehung römischer Gebäude in den Klosterbering glauben [1]). Dass das fiskalische Eigenthum des am Rheine durch die fränkische Revolution sich auflösenden römischen Staates an die fränkischen Könige und von diesen theilweise an die Bischöfe und geistlichen Stiftungen überging, ist naturgemäss. Als neuer Beweis dieses Ueberganges lässt sich beibringen, dass fast alle älteren grossen Kirchenbauten wie die Pfalzen im Rheinlande auf römischen Fundamenten stehen oder aus römischen Ruinen errichtet wurden. Ich werde dies an anderer Stelle für Xanten, Aachen und Trier näher besprechen. Das Bonner Castrum scheint an zwei geistliche Stiftungen gefallen zu sein: die westliche Hälfte ging an das S. Johannis-, später S. Peters-Stift zu Dietkirchen, die östliche an S. Maria im Capitol zu Cöln über.

E. aus'm Weerth.

---

1) Gleichzeitig wurden in einem andern Raume die Beinknochen eines Menschen innerhalb eiserner mit Ketten an die Wand befestigter Ringe gefunden. Offenbar ist hier ein Gefangener in seinen Fesseln gestorben.

## 15. Cornelimünster.

Der zwei Stunden südöstlich von Aachen im romantischen Indethale gelegene Flecken Cornelimünster hat eine mehr als tausendjährige Geschichte. Um 816 entstand auf Anregung Benedikts von Aniane, des grossen Reformators des Benediktiner-Ordens, durch Freigebigkeit Ludwig des Frommen das Kloster Inden, welches etwa zwei Jahrhunderte später den Namen Inden in Cornelimünster umänderte. Inda nannte sich das Kloster nach dem an seinen Mauern vorbeifliessenden Flüsschen Inde, während der Name Cornelimünster, monasterium sancti Cornelii ad Indam, von dem vermuthlich zu Ende des neunten Jahrhunderts angenommenen Schutzpatron Cornelius hergeleitet ist. Bei einem so alten Orte hat eine Umschau über das Wenige, was aus früher und spät mittelalterlicher Zeit erhalten geblieben ist, wohl auch für weitere Kreise einiges Interesse.

Bereits zu den Zeiten der Karolinger kam Gressenich, welches wegen zahlreich daselbst gefundener römischer Münzen und Alterthümer wiederholt die Aufmerksamkeit der Alterthumsfreunde auf sich gezogen hat, durch Schenkung an Cornelimünster, um in dessen Besitz bis zur französischen Revolution zu verbleiben. Manche werthvollen Funde mögen im Laufe der Zeit von Gressenich den Weg zum Indener Kloster genommen haben, sind aber (wie a. a. O. ein alter Autor sagt) injuria aut simplicitate temporum et hominum zerschlagen oder vergänglich worden. Auf uns ist nur ein merkwürdiger Stein gekommen, dessen Inschrift seit 120 Jahren zu verschiedenen Deutungen und Lösungen Anlass gegeben hat. 1755 grub nämlich in Gressenich ein Landmann einen schönen Stein aus, den er um ein Malter Korn an die Abtei Cornelimünster verkaufte. Der Stein ward zum Eckstein gemacht in einem heute noch vorhandenen, damals gerade im Bau begriffenen Hause, gegenüber dem abteilichen Thore, rechts neben dem grossen Hauptgarten. Von den Stiftsherren vermochte keiner die Inschrift zu enträthseln. Die Abtei begnügte sich deshalb, unter die antike Inschrift eine moderne anbringen zu lassen, welche Thatsache und Jahr der Ausgrabung und Einmauerung enthält, dann mit den Worten: »Qui potest capere, capiat« schliesst. Zwanzig Jahre später versuchte zuerst der Archivar Carl Franz Meyer, Verfasser der bekannten, 1781 erschienenen Aachener Geschichten, die Entzifferung der Inschrift. Seine desfallsige Arbeit ist niedergelegt in einem Manuscripte des Aachener Stadtarchivs und umfasst zwei Folio-

seiten. Meyer scheint nicht ohne fremde Hülfe gearbeitet zu haben, fördert indess nur wenig brauchbare Anhaltspunkte zu Tage. 1801 erschien die Inschrift ohne Lösung in der Epigrammatographie des Barons von Hüpsch, 1830 findet sie sich im Rhein. Conversations-Lexikon unter dem Artikel Atuatuca. Um 1839 brachte sie Dr. Lersch Nr. 67 der Rhein. Provinzialblätter, endlich 1867 giebt sie Brambach im CIRh. 632. Lersch und Brambach setzen übereinstimmend die Inschrift in das Jahr 238 n. Chr. und lautet dieselbe nach Lersch, Centralmus. III, n. 89: (Iovi optimo maximo) et genio loci pro salute im(p)eri Marius Ianuari et Titianus Ianuari volum solverunt lubentes merito sub cura Masi supra scripti et Maceri Acce(p)ti Pio et Proclo (consulibus).

Leider ist ein anderes, bei Cornelimünster vorhanden gewesenes Denkmal aus der Römerzeit kürzlich fast ganz vertilgt worden und von der Oberfläche des Erdbodens verschwunden. Nordöstlich von Cornelimünster, auf dem sogenannten alten Wege zum Kirchdorfe Breinig, etwa 100 Schritte oberhalb der Stätte, auf welcher seit Jahrhunderten die Aebte beim Regierungsantritte die Huldigung ihrer Unterthanen entgegen nahmen, erhoben sich bis vor Kurzem einige Fuss über dem Erdboden Ruinen römischen Mauerwerks. Wiederholt sind in früheren Jahren diese Ruinen von competenten Kennern für Trümmer römischer Bauart erklärt worden, auch war eben diese Stelle vor 25 bis 30 Jahren ein ergiebiger Fundort für römische Münzen und Alterthümer. Allem Anschein nach ist eine unterirdische Mauer von ziemlich bedeutenden Dimensionen jetzt noch vorhanden und würden planmässige Nachgrabungen sicher noch weiteres Material zu Tage fördern. Welchen Zweck die römische Niederlassung auf der Höhe bei Cornelimünster gehabt hat, kann selbstverständlich nur vermuthet werden. Vielleicht stand sie mit dem hoch gelegenen Gressenich in Verbindung, vielleicht auch hing das anscheinend vorhanden gewesene Wachthaus mit der in Aachen befindlichen römischen Garnison zusammen. Jedenfalls spricht nicht die geringste Wahrscheinlichkeit dafür, dass Cornelimünster zur Zeit der Römer oder salischen Franken irgend eine nennenswerthe politische Bedeutung gehabt oder überhaupt als benannter Ort existirt habe. Denn als Ludwig der Fromme dem Aquitanier Benedikt in der Nähe der kaiserlichen Pfalz eine Landstrecke am Indebach zur Erbauung des Klosters schenkte, war die Gegend des heutigen Cornelimünster nach den Berichten der zeitgenössischen Schriftsteller ganz uncultivirt und ein Lieblingsaufenthalt der Bären und Auerochsen.

Fast ein Jahrtausend dauerte es, ehe die Abtei und ihre Herrlichkeit in Trümmer fiel, doch schon lange vor dem endlichen Sturze war es eine arme Herrlichkeit, ein glänzendes Elend gewesen. Allerdings war ursprünglich das Kloster sehr reichlich dotirt und spielte in den ersten 500 Jahren seines Bestehens eine bedeutende Rolle, der Abt führte sogar den Titel abbas princeps und nahm bei den in Aachen stattfindenden Kaiserkrönungen eine ganz besonders hervorragende Stellung ein. Allein schon um die Mitte des 14. Jahrhunderts verschwindet die Bezeichnung »gefürstéter Abt« aus den Urkunden und sank die Bedeutung des Klosters von Jahrzehnt zu Jahrzehnt. In den unruhigen Zeiten zwischen 1500—1800 war die Abtei wiederholt dem politischen und finanziellen Ruine nahe, und trotz eines fürstlichen Einkommens — die Kapitulare waren sämmtlich Adelige und das von der Abtei abhängige Territorium hatte 8 Meilen im Umfange — ergaben sich 1802 bei der Aufhebung etwa 150,000 Frcs. Schulden.

Um so angenehmer berührt es, dass das so ungünstig situirte kaiserlich-freie Reichsstift Cornelimünster den Nachkommen in der ehemaligen Abtei- (jetzigen Pfarr-)kirche ein grossartiges monumentales Bauwerk mittelalterlich-kirchlicher Baukunst hinterlassen hat. Zwei bedeutende Kenner, Herr Baumeister Wiethase in Köln und Herr Kanonikus Dr. Bock in Aachen, haben vor drei Jahren auf von hier aus geschehene Anregung eine historisch-architektonische Beschreibung des fünfschiffigen Tempels geliefert und ist die betr. Arbeit des Herrn Wiethase im »Echo der Gegenwart« vom 30. Januar 1876 gedruckt.

Die Geschichte der Klosterkirchen der ehemaligen Benediktiner-Abtei Cornelimünster lässt sich kurz dahin fassen, dass die älteste Kirche, bei deren Einweihung im Jahre 817 Ludwig der Fromme selbst zugegen war, vermuthlich schon um 881 von den Normannen vertilgt worden ist. Denn damals war es, als in Abwesenheit Ludwigs des Dritten von den Normannen in schrecklicher Weise ganz Ripuarien, namentlich aber die Klöster Inda, Stablo, Malmedy und die Aachener Pfalz, deren Kapelle zum Pferdestalle dienen musste, verwüstet wurden. »Indam vastant et incendunt« heisst es, ohne dass indess in den folgenden Zeiten vom Aufbau des Klosters und der Kirche irgendwo die Rede ist. Im Jahre 1310 traf eine zweite Zerstörung das Stift. Der Abt hatte nämlich in einer Fehde zwischen Aachen und dem Herzoge von Jülich für den letzteren Partei genommen, in Folge dessen die Aachener Bürger Kirche und Kloster zu Cornelimünster durch Feuer verwüsteten. Durch kaiserlichen Macht-

spruch musste Aachen bedeutende, 1324 noch nicht getilgte Geldsummen zahlen und das Zerstörte wieder aufbauen. Dieser Aufbau legte bezüglich der Kirche den Kern zum jetzigen Prachtbau, der erst um 1540 in der wesentlichen Gestalt, wie wir ihn heute sehen, vollendet war. Herr Baumeister Wiethase, der am Schlusse seiner ausführlichen Beschreibung den Bau als ein Unicum der gothischen Baukunst am Rhein bezeichnet, schildert den Totaleindruck u. A. wie folgt: »Sowohl der Umstand, dass man im 13. Jahrhundert an jedenfalls zahlreiche romanische Bautheile anschloss, wie andererseits die drei volle Jahrhunderte sich hindurch ziehende Bauzeit mussten beide die Veranlassung zum Entstehen eines Gebäudes geben, welches sich jederzeit den Verhältnissen und dem Zeitgeschmack anschliessend — nur durch den Zufall und die Geschicklichkeit der Baumeister zu der schönen Harmonie, besonders im Innern, gelangt ist, die wir an demselben mit Recht bewundern müssen. Die lange mit fast ununterbrochener Beharrlichkeit durchgeführte Bauperiode des Mittelalters hat schliesslich einen Bau entstehen lassen, welcher ganz bedeutende Dimensionen zeigt, nämlich eine Gesammtlänge von 170 Fuss bei einer Breite von 110 Fuss, und wirkt diese Flächenausdehnung beim Eintritt um so mächtiger, weil das Mittelschiff und die beiden nördlichen Seitenschiffe ziemlich hoch sind und selbst die beiden niedrigen Schiffe eine Höhe von 31 Fuss aufweisen. Die enge Pfeilerstellung, die mannigfache Gestaltung der letzteren, die helle Beleuchtung, wie sie nur das hier zur Verwendung gekommene System der Hallenkirche erzielen kann, das von diesen hellen Räumen sowohl durch die Schwerfälligkeit seiner romanischen Formen als durch die spärliche Beleuchtung abstechende West-Oratorium, die viel spätern Jahrhunderten angehörigen verschiedenen hohen Gallериebauten in demselben bilden zusammen einen so malerischen Total-Effekt, wie er sich selten bei einem gothischen Kirchenbau des Rheinlandes wiederfinden mag.«

Aehnlich drückt sich Herr Kanonikus Dr. Bock aus, wenn er sagt: »Die Abteikirche von Cornelimünster in ihrem heutigen Bestande verdient unstreitig zu den hervorragendsten monumentalen kirchlichen Bauwerken gerechnet zu werden, wie sie das Rheinland heute in so grosser Zahl wie keine andere Provinz aufzuweisen hat; und dieses nicht nur hinsichtlich ihrer auffallenden Grösse und Ausdehnung, sondern mehr noch durch die eigenthümliche Anlage und Entwickelung der Formen, die in solcher Mannigfaltigkeit vereinigt an wenigen Kirchenbauten der Rheinprovinz anzutreffen sind. Es präsentirt nämlich

die grossartige fünfschiffige Hallenkirche des h. Cornelius alle Phasen und Perioden des gothischen Styles von seiner frühesten Entwickelung am Schlusse des 13. Jahrhunderts bis zu den Ausgängen und dem Erlöschen desselben im 15. und selbst im Beginne des 16. Jahrhunderts. Obschon diese Epochen des gothischen Styles sich an der heutigen Pfarrkirche zu Cornelimünster von einem auch weniger geübten Auge deutlich erkennen lassen, wie solche sich mehr als drei Jahrhunderte hindurch nacheinander entwickelt haben, so ist diese Verbindung und Zusammenfügung der einzelnen, der Zeitfolge nach verschiedenen Bautheile nicht im Mindesten störend und für das Auge verletzend zu nennen; vielmehr hat die traditionelle Kunst der alten Kirchenbaumeister die einzelnen Bautheile so zu vereinigen und architektonisch zu verbinden gewusst, dass heute das altehrwürdige imposante Bauwerk gleichsam als ein organisches, wohldurchdachtes Ganze auf den Beschauer mächtig wirkt, und die Verbindung der verschiedenen Kirchenschiffe von gleicher Höhe hinsichtlich ihrer Dimensionen und der Details der Formen nicht im Mindesten einen störenden oder verwirrendeu Eindruck macht.«

Es liegt auf der Hand, dass ein so gewaltiges Monument in den stürmischen und geldarmen mittelalterlichen Zeiten nicht ohne ungeheuere Mühe zu Stande gekommen ist. Ausdrücklich bestätigt dies der päpstliche Nuntius im Jahre 1658, indem er in dem noch vorhandenen Revisions-Protokolle die Stiftsherren auf die Schande hinweist, welche es ihnen bringen würde, wenn das tot sudore et sanguine von den Vorfahren gebaute Werk zerfalle. Und welche Zeit der Bau einzelner Schiffe in Anspruch genommen hát, geht am Besten aus einer Notiz des Metzer Bürgers Philipp von Vigneulles hervor. Vigneulles besuchte 1510 die Heiligthumsfahrt zu Aachen und Cornelimünster, wobei er erzählt, dass in Cornelimünster die Kirche neugebaut werde. Unter diesem Neubau ist der Bau des Nordschiffes gemeint gewesen, welches erst in den dreissiger Jahren des 16. Jahrhunderts vollendet war.

Der blühende Zopfstyl des 17. und 18. Jahrhunderts hat die meisten Inventarstücke älterer Zeit verschwinden lassen. Aus dem stark gelichteten Schatze sind aus der Periode vor 1500 namentlich hervorzuheben:

a) Die werthvolle Reliquienbüste des h. Cornelius aus dem Ende des 14. Jahrh., welche Dr. Bock und Prof. aus'm Weerth publicirt haben. Letzterer hält nach dem angebrachten Wappen den Abt Joh. Durffendael für den Donator des kostbaren Goldschmiedewerkes. Auf der Brust der Büste befindet sich als Pec-

toralschild eine kleinere Büste des Heilandes, zu der ein antiker in Calcedon geschnittener Kopf für das Gesicht benutzt ist. (Kunstdenkm. LI, 1.)

b) Das Horn des h. Cornelius, eine sogenannte Greifenklaue, wie sie vielfach als Reliquare vorkommen. Die Montirung stammt aus spätgothischer Zeit. (Abgeb. aus'm Weerth Kunstd. LI. 2.)

c) Der St. Annen-Altar.

d) Die kupferne, mit Inschrift und Zeichnungen versehene Grabplatte des 1481 gestorbenen Abtes v. Lülsdorf.

Schliesslich verdient die Thatsache Erwähnung, dass Benedikt von Aniane, der Gründer und erste Abt von Cornelimünster, hier seine Ruhestätte gefunden hat. In einem steinernen, vom Kaiser geschenkten Sarge wurde der Günstling Ludwig des Frommen zur Erde bestattet und damit für Jahrhunderte fast der Vergessenheit übergeben, nicht einmal der Grabplatz ist bekannt. Nachdem nun in allerneuester Zeit dem Andenken Benedikts ganz besondere kirchliche Ehren zu Theil geworden sind, ist es das Ausland gewesen, welches Nachgrabungen nach dem steinernen Sarge angeregt und thatkräftig die Vorbereitungen gefördert hat. Es hat sich der Bischof von Montpellier, in dessen Diöcese Benedikts Geburtsort liegt, erboten, sämmtliche Kosten für die Nachgrabungen zu tragen und gleichzeitig die unerlässliche Genehmigung der kirchlichen Behörde einzuholen. Gelingt es — was über kurz oder lang wohl sicher erwartet werden darf — die Erlaubniss der kirchlichen Obern zu erhalten, so stehen recht interessante Resultate in ziemlich sicherer Aussicht, und kann manchen Funden aus früh mittelalterlicher Zeit entgegen gesehen werden.

Ganz im Gegensatze zur Kirche bieten — abgesehen von einem alten Thorthurme — die Klostergebäude der ehemaligen Benediktiner-Abtei dem Alterthumsfreunde kaum etwas Bemerkenswerthes. Der Haupttheil stammt aus den Jahren 1721—1728. Im Laufe der letzten 3 Jahre ist er von der preussischen Staatsregierung zu einem Lehrerseminar eingerichtet und durch bedeutende Neubauten vergrössert worden. In seiner jetzigen Gestalt macht der Bau den Eindruck imponirender Grossartigkeit, und wohl nicht mit Unrecht gilt in Bezug auf Gebäulickkeiten das Seminar in Cornelimünster als das grösste und schönste der Provinz.

Der von Ludwig dem Frommen zur Dotirung des Klosters geschenkte Landstrich erstreckte sich höchstwahrscheinlich eine starke Stunde weit in der Runde. Dieses Gebiet bildete das später sogenannte Cornelimünster-Ländchen, bestehend aus den heutigen vier Bürger-

meistereien Cornelimünster, Walheim, Brand und Buesbach. Alle Orte der genannten Bürgermeistereien verdanken der Abtei ihr Entstehen und kommen meist schon im 13. Jahrhundert urkundlich vor. Schwerlich sind sie vor 1400 nennenswerth bevölkert gewesen, alterthümliche Merkwürdigkeiten weisen sie nicht auf. Ein Denkmal ihrer ehemaligen Zusammengehörigkeit verdient dagegen alle Beachtung und hat wiederholt die Aufmerksamkeit der Kenner erregt. Wie nämlich das frühere Cornelimünster-Ländchen in politischer Hinsicht geeint war, so war es auch in kirchlicher Beziehung eng verbunden, indem eine gemeinsame Pfarrkirche für das ganze Ländchen diente. Dieselbe liegt auf einer Anhöhe nördlich der (abweichend von der alten Regel Benedictus amabat montes) im Thale gebauten Abtei und erhebt sich etwa 100 Fuss über der Cornelimünsterer Thalsohle. Bereits im 12. Jahrhundert wird sie urkundlich erwähnt und hat noch im Jahrgange 1869 des Organs für christliche Kunst eine eingehende architektonische Beschreibung erfahren. 1834 wurde sie in Folge eines Gewitters stark beschädigt und wird jetzt nothdürftig vor gänzlichem Verfalle geschützt. Der daran befindliche Glockenthurm entstand längst vor 1400, die Kirche selbst ist in ihrer jetzigen Gestalt bald nach 1400 erbaut. Viele Wahrscheinlichkeit spricht dafür, dass ein- und derselbe Meister das Südschiff der Abteikirche und die alte Pfarrkirche entworfen habe. »Tritt man — so heisst es im Organe für christliche Kunst — ins Innere ein, so zeigt ein Blick, wie die ganze Anlage klar disponirt ist, ohne an übertriebener Durchsichtigkeit zu leiden, und alle Vorzüge einer guten, brauchbaren Pfarrkirche in sich vereinigt. Angesichts der vielen Vorzüge fragt man sich in dieser Kirche mit Recht, warum man stets das Schöne und Gute in weiter Ferne, womöglich jenseits der Grenzen unseres Vaterlandes sucht, anstatt die nächste Umgebung zu durchforschen, und das in Hülle und Fülle sich darbietende Mustergültige nachzuahmen.«

An die ehemalige Pfarrkirche schliesst sich der heute noch benutzte katholische Gottesacker an, sicher einer der ältesten Friedhöfe der Erzdiöcese, weil man fast mit Gewissheit die Dauer der ununterbrochenen Benutzung auf mindestens 800 Jahre anschlagen kann. Zwar reicht von den vorhandenen Grabsteinen keiner über die Hälfte des 16. Jahrhunderts hinaus, allein hier beweist dies nur, dass auch Grabmäler schliesslich das Loos der von ihnen gedeckten Hüllen theilen müssen.

Cornelimünster, 18. September 1878. E. Pauls.

---

## II. Litteratur.

1. Beiträge zur Erforschung und Geschichte des Pfahlgrabens (Limes imperii Romani Transrhenanus) im unteren Maingebiet und der Wetterau. Mit einer Kartenskizze und zwei Cartons. Von Dr. Albert Duncker, Oberlehrer am Realgymnasium zu Wiesbaden. (Separatabdruck aus Bd. VIII, N. F. der Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde.) Kassel 1879. Im Commissionsverlage von August Freyschmidt.

Die Schrift gibt eine kritische Uebersicht über die bisherigen Bemühungen der Alterthumsforscher, die Fortsetzung des römischen Pfahlgrabens vom rechten Mainufer bis zur Wetter hin aufzufinden; beigefügt sind eine Copie der Arnd'schen Limeskarte und zwei Cartons, enthaltend den Plan von Grosskrotzenburg und den muthmasslichen Pfahlgraben zwischen Kinzig und Nidder.

Der erste Abschnitt liefert Ergänzungen und Berichtigungen zu den Forschungen Steiner's über das „Pfahlgrabencastell zu Grosskrotzenburg am Main". Wir wollen nicht bezweifeln, dass zu Grosskrotzenburg ein römisches Castell gelegen; aber wir möchten den Ausdruck „Pfahlgrabencastell" so lange beanstanden, bis der Pfahlgraben zwischen Main und Wetter wirklich nachgewiesen ist. Wir wissen sehr wohl, dass man schon längst den „Pfaffendamm" zwischen Main und Kinzig für den Pfahlgraben gehalten; allein es ist bis jetzt Niemand gelungen, eine wirkliche Fortsetzung jenseits der Kinzig, geschweige denn eine Verbindung mit dem Pfahlgraben von der Wetter nach dem Taunus hin aufzufinden, namentlich hätten wir einige Profile des Pfaffendammes gewünscht, um beurtheilen zu können, ob derselbe mit den anerkannten Pfahlgrabenresten andern Orts übereinstimmt.

Der zweite Abschnitt bespricht die Limesforschungen des ehemaligen kurfürstlichen Landbaumeisters K. Arnd. Wir haben schon längst und zu wiederholten Malen, freilich ohne merklichen Erfolg, unsere Zweifel über

die Fortsetzung des Pfahlgrabens von Miltenberg über den Spessart und Vogelsberg kundgegeben, und es ist daher recht nützlich, dass der Verfasser diesen Gegenstand einer ausführlichen Besprechung unterzogen hat. Wir wollen dabei nicht unerwähnt lassen, dass die thatsächlichen Ergebnisse der Arnd'schen Localuntersuchungen darum nicht weniger werthvoll sind, wenn auch die Auffassung derselben als Pfahlgrabenreste nicht stichhaltig ist, und wir müssen eine Vervollständigung der Arnd'schen Localforschungen für eben so wichtig halten, als die Erforschung des römischen Pfahlgrabens. Wir sind überhaupt der Ansicht, dass die Untersuchung sämmtlicher Grenzwehren der dortigen Gegend unumgänglich nothwendig ist, schon aus dem Grunde, um einer ferneren Verwechselung der Pfahlgrabenreste mit den zahlreichen Resten der dortigen Landwehren vorzubeugen.

In zwei Excursen handelt der Verfasser über das „Limescastell" bei Rückingen und über die Grösse des Castells zu Grosskrotzenburg, wobei wir uns wiederum die Bemerkung gestatten, dass wir dem Rückinger Castell nicht eher den Namen „Limescastell" geben dürfen, bis der betreffende Limes wirklich nachgewiesen ist, da das Castell ebenso wie das zu Grosskrotzenburg, auch ein Strassencastell gewesen sein kann.

Schliesslich stimmen wir mit dem Verfasser ganz in dem Wunsche überein, dass die Lösung der dortigen Limesfrage recht bald in Angriff genommen und zu Ende geführt werden möge, und können uns nur wundern, dass bei der grossen Zahl der dortigen Alterthumsvereine dies nicht schon längst geschehen ist. Es wird dabei auch die Möglichkeit nicht ganz ausser Acht zu lassen sein, dass, so unwahrscheinlich es auch ist, sich der Pfahlgraben von Grüningen über die Wetter hinaus vielleicht nicht weiter fortgesetzt hat; jedenfalls wird man bei der Untersuchung nicht etwa zwangsweise einen Limes herausfinden wollen, der möglicherweise überhaupt gar nicht vorhanden war. Wir werden seiner Zeit nicht ermangeln, die erlangten Ergebnisse an Ort und Stelle genau zu revidiren und darüber zu berichten. J. Schneider.

2. Das Psalterium aureum von St. Gallen. Ein Beitrag zur Geschichte der karolingischen Miniaturmalerei mit Text von J. Rudolf Rahn. Herausgegeben vom Historischen Verein des Kantons St. Gallen. XVIII Tafeln und 32 in den Text gedruckte Holzschnitte. St. Gallen. Druck der Zollikofer'schen Buchdruckerei. (In Commission von Huber & Cie. daselbst). IV u. 67 S. Imp. 4.

Die Stiftsbibliothek zu St. Gallen besitzt zwei karolingische Prachthandschriften des Psalters: das Psalterium Folchardi (Nr. 23) und das

Psalterium aureum (Nr. 22), welche die Höhe der Kalligraphie und Miniaturmalerei der St. Gallischen Schreibschule und des IX. Jahrh. überhaupt bezeichnen: ersteres, seit Waagen's Beschreibung (D. Kunstbl. 1850 S. 91) in der Kunstgeschichte rühmlich bekannt, letzteres bisher nur flüchtig erwähnt (Schnaase, Gesch. der bild. Künste 3, 641), obwohl durch Mannigfaltigkeit der kalligraphischen Zierden und Bilderreichthum in künstlerischer Beziehung das vielseitigste Interesse darbietend. Um so freudiger begrüssen wir daher die hier zur Anzeige gebrachte in Abbildungen (zum grössten Theil in vollendetem Farbendruck) und Text gleich gediegene Publication, als einen höchst fördersamen Beitrag für das Studium der karolingischen Büchermalerei, wobei man bisher namentlich nur auf französische Werke und auf die schwer zu erlangende englische Prachtliteratur (Westwood, Palaeographia 1843; Digby Wyatt, Art of illuminating 1860) angewiesen war.

Das Kloster St. Gallen errang, wie in dem einleitenden Abschnitte (S. 1—4) berichtet wird, seit Mitte des IX. Jahrh. durch den Abt Grimald, den in der Hofschule Karls des Grossen gebildeten Erzkanzler Ludwigs des Deutschen, seine endliche Befreiung von dem uralten Druck des bischöflichen Stuhles von Constanz und somit erst seine selbstständige Geltung. Dieser gefestigten Stellung nach aussen entsprach auch der Aufschwung des inneren Lebens. Der von Abt Gozpert 822 begonnene Neubau des Klosters kam jetzt zum Abschlusse, und die aus 400 Bänden bestehende Bibliothek vermehrte sich durch Vermächtnisse Grimalds und seines Nachfolgers Hartmut. Die Leistungen der Schreibschule, die bis dahin von untergeordneter Bedeutung gewesen waren, bekunden in Folge unbekannter äusserer Impulse unvermittelt und ganz mit einem Male das Einschlagen einer neuen Richtung in den Grimald'schen Handschriften Nr. 81, 82 und 83 und einen völligen Bruch mit dem bisherigen Stile der artistischen und kalligraphischen Ausstattung der früher muthmasslich in St. Gallen entstandenen Bücher. Thiere, die in den älteren Schriftverzierungen das Hauptelement bildeten, sind eine seltene Erscheinung. Die Form der Initialen wird von Bändern und Riemen gebildet, zwischen denen stilisirte Blätter und Ranken zur Füllung dienen, Vogelköpfe und Löwenmasken als oberer Abschluss; doch die Auswahl dieser Motive ist eine beschränkte, und die Erfindungskraft insofern gering, als sich in dem Codex Nr. 82 der gleiche Buchstabe mehrmals wiederholt und nur eine veränderte Farbenstellung zeigt. In der keinen besonderen Reiz gewährenden Bemalung ist nur die systematische Verwendung des Goldes und des Silbers neu, indem, umzogen von mennigrothen Contouren, die Bänder und Riemen, gewöhnlich

mit dem einen, die Ranken und Blätter mit dem anderen Metall geschmückt sind; bunte Farben (grün, hellblau, buxgelb und selten purpur) kommen nur als Füllung der Züge vor, und der Grund, von dem sich die Buchstaben abheben, ist die natürliche Farbe des Pergaments. Die eingedruckten Holzschnitte 1—4 geben Proben solcher Initialen.

Um zu erklären, welchen Einflüssen von aussen die geschilderte neue Richtung der St. Galler Schreibschule zu verdanken gewesen, wird S. 5—13 der Entwickelungsgang der karolingischen Miniaturmalerei in weiteren Kreisen dargelegt. In der früheren Epoche Karls des Grossen stand überhaupt die Ausstattung der Bücher auf gleicher niedriger Stufe mit den ungelenken Leistungen von St. Gallen, wie das dem Ende des VIII. Jahrh. angehörige Sacramentarium aus Gellone (Nr. 12048 lat. der Nationalbibliothek zu Paris) beweist. Einen erheblichen Fortschritt zeigen dagegen das auf Geheiss Karls und seiner Gemahlin Hildegard 781 vollendete Evangelienbuch des Godescalc in derselben Bibliothek (nouvelles acquisitions Nr. 1203 lat.; vgl. die S. 4 u. 6 eingedruckten Holzschnitte), ein anderes aus St. Ricquier in der städtischen Bibliothek von Abbeville und ein drittes aus St. Médard in Soissons zu Paris, Nr. 8850 der Nationalbibliothek, als Erstlinge der später in allen solchen Hauptwerken vorkommenden prunkvollen Ausstattung (Purpurpergament, Umrahmung der Blätter mit wechselnden Zierbordüren, ausgiebige Verwendung von Gold und Silber) bei deutlichem Streben der Künstler, bald die Natur, bald die Erzeugnisse besserer Kunstepochen (wohl italienische Vorbilder; vergl. Schnaase 3, 634) nachzuahmen. Eine fernere Entwickelungsphase bekunden die wahrscheinlich in St. Martin zu Tours entstandene Vulgata A. I. 5 in der königlichen Bibliothek zu Bamberg (vgl. die Initiale S. 7) und die (bei Schnaase nicht erwähnte) Alcuinsbibel C. 1 in der Kantonalbibliothek Zürich, in deren Initialen das Pflanzenelement bei reicherer Auswahl in den Farben zu gleicher Geltung mit dem früher vorherrschenden Band- und Riemenwerk gelangt. Der Einfluss dieser voraussetzlichen Schule von Tours ist in einigen Werken der Pariser Nationalbibliothek, die aber wiederum einen erheblichen Fortschritt zeigen, unverkennbar, nämlich in dem Evangeliarium Lothars (Nr. 266 lat.) und in dem Sacramentarium des 855 gestorbenen Bischofs Drogo von Metz (Nr. 9385 lat.), aus denen S. 8 u. 9 Initialen in Holzschnitt eingedruckt sind. Die berühmte, wahrscheinlich in St. Martin zu Tours selbst entstandene Bibel Karls des Kahlen (Nr. 1 Fonds lat. derselben Bibliothek) dagegen zeigt zwar eine bemerkenswerthe Bereicherung der bildlichen Darstellungen, steht aber bezüglich der Kalligraphie meist noch auf der Stufe der Bamberger Vulgata. Mit allen diesen für hohe

Personen bestimmten, von den vorhandenen besten Kräften ausgeführten Prachtwerken konnten die zahlreichen, dem täglichen Gebrauche der Conventualen und zum Vertriebe in weiteren Kreisen dienenden gewöhnlichen Bücher nicht gleichen Schritt halten, und wenn jene, die Spitzen des Fortschrittes repräsentirenden Codices ohne Nachfolge geblieben sind, so wurden die Handschriften zweiter Klasse, wie deren grosse technische Uebereinstimmung in der Zeit Alcuins bis unter Karl dem Kahlen beweist, mehr nach einem gewissen summarischen Schema verfertigt, dessen Ausgangspunkt unter Alcuins Leitung das Martinskloster zu Tours gewesen zu sein scheint, welches etwa seit 817 das Personal für die kaiserliche Canzlei lieferte. Erst seit Ludwigs des Deutschen Regierung traten in seinem Theil reiche, angesehene Männer, wie Gozbald in Altaich, Abt Grimald in Weissenburg, dann in St. Gallen u. A. auf, welche die Angehörigen ihrer eigenen Klöster zu diesem Behufe auszubilden strebten, wie denn noch zu Anfang des X. Jahrh. unter Conrad I. Angehörige von St. Gallen in der kaiserlichen Canzlei anzutreffen waren. Die Leistungen der St. Galler Schreibschule unter Grimald, z. B. die Codices 81, 82 und 83 der dortigen Bibliothek, aus denen S. 11—14 Initialen im Holzschnitte mitgetheilt werden, zeigen zwar Verwandtschaft mit den in Tours beliebten Formen, aber doch so viele eigenartige Züge, deren Impulse nicht direkt von dort, sondern von irgend einem anderen Mittelpunkte ausgegangen sein werden, wo die von Tours gekommenen Muster eine selbstständige weitere Um- und Ausbildung erfahren hatten, wie dies z. B. in der Schule von St. Martin zu Metz der Fall war, aber unter verschiedenen Formen.

S. 14—22 wird nun geschildert, wie die Kunst der karolingischen Kalligraphie unter Karl dem Kahlen ein festes System von Farben und Formen gefunden und die höchste Stufe ihrer Ausbildung erreicht hatte, weniger wohl in Folge byzantinischer Einflüsse und eines allerdings ersichtlichen Studiums antiker und altchristlicher Werke, als vielmehr eines selbstständigen Fortschrittes auf der schon früher betretenen Bahn bei freier schöpferischer Kraft. Die Hauptbestandtheile der kalligraphischen Ornamentik bleiben das aus Bändern oder Linien gebildete Geriemsel und das an den Acanthus erinnernde, nur rundlicher und voller gezeichnete und mit Gold und Silber gemalte Blattwerk, und der Fortschritt zeigt sich nur in reicheren und kraftvolleren Combinationen und in dem Streben nach schwungvollerer Rundung und Geschlossenheit der Compositionen. Wirkliche Pflanzen, Blumen und Früchte kommen selten, Thiergestalten nirgends vor. Dabei entfaltet das Farbenwesen den höchsten Prunk, und es wird Sitte, die Initialen mit einem farbigen Grunde zu untermalen; die Kraft

des umfassend verwendeten Goldes erscheint durch mennigrothe Einfassungen verstärkt, und die Anwendung des kalt wirkenden Silbers wird seltener oder unterbleibt gänzlich. Proben der Zeichnung geben die S. 11, 14, 15 und 17 eingedruckten Initialen, entnommen aus dem Codex aureus von St. Emmeram in der Hofbibliothek zu München, aus dem Psalter Karls des Kahlen (Nr. 1152 lat.) in der Nationalbibliothek zu Paris und aus dem Wormser Missale (jetzt Nr. 610) in der Arsenalbibliothek daselbst.

Mit der vollendet schönen Erscheinung der kalligraphischen Ausstattung keineswegs auf gleicher Stufe steht die Behandlung der figürlichen Compositionen, in denen die Zeichnung die schwächste Seite ist, bei durchgängiger Anwendung des Pinsels auch für die Umrisse. Die pastose Malerei mit Deckfarben lässt nirgends das Pergament zu Tage treten. Die durchgängige oder theilweise Bemalung der Figuren mit Gold und Silber hört auf, dagegen wird als Neuerung die Aufhöhung der Lichter in den Falten der Gewänder mit Gold beliebt. Die nackten Theile werden grell und bunt bemalt mit rother Localfarbe und stark abstechenden grauen und grünen Schatten. Ebenso grell ist die Schattenangabe mit allerlei buntfarbigen Strichlagen auf weissen Gewändern. Landschaftliche Hintergründe, Architekturen etc. sind nur andeutungsweise gegeben und stehen in keinem Verhältniss der Grösse zu den oft ohne Andeutung des Fussbodens schwebend dargestellten, meist gespreizten und verrenkten, aus grossen runden Augen glotzenden Figuren; dennoch drücken die Gestalten ihre Posen und Gruppirung sehr wohl aus, was sie in der Handlung zu bedeuten haben. Während die unter Karls des Grossen Regierung entstandenen Bilder sich auf Darstellung alt überlieferter Allegorien und Einzelgestalten beschränkten, treten unter seinen Nachfolgern im urwüchsig naiven frischen Schaffen neue Compositionen hinzu bis zu ausführlichen Illustrationen der biblischen Geschichten, und die Bilderlust erreicht in der Bibel Karls des Kahlen (oder des Dicken) von S. Calisto in Rom ihre höchste Stufe, für welche St. Gallen in Folchard's Psalter und in dem Psalterium aureum zwei werthvolle Belege besitzt, die sich gegenseitig ergänzen, indem ersteres durch die Pracht der kalligraphischen Ausstattung, letzteres durch den figürlichen Inhalt zu den hervorragenden Erzeugnissen der karolingischen Büchermalerei gehören.

S. 22—24 ist der näheren Beschreibung des Psalterium Folchardi gewidmet, als willkommene Ergänzung des bereits von Waagen im D. Kunstblatt 1850 S. 91 darüber Gesagten, mit Beifügung eines der Prachtinitialen im Holzschnitt.

Der zweite Hauptabschnitt (S. 25—55) beschäftigt sich ausschliesslich mit dem eigentlichen Gegenstande dieser Publication, dem 344 Folioseiten

starken, auf weissem Pergament mit Ausnahme der miniirten Rubriken ganz mit Goldtinte in sorgfältigen Uncialen gleichmässig geschriebenen Psalterium aureum, dessen Schreiber ebenso unbekannt ist, wie die Namen der an der Ausführung der Initialen und der 16, meist eine ganze Blattseite einnehmenden Bilder des Codex betheiligten verschiedenen Miniatoren, deren Arbeit indess nur bis etwa zur Hälfte des Psalters fortgeführt ist, so dass in den Initialen von S. 160 an die Farbenpracht lediglich dem Mennig weicht, und der Raum für weitere bildliche Illustration leer geblieben ist. Dem Psalter selbst geht eine auch in anderen karolingischen Psalmbüchern vorkommende, die Entstehung der Psalmen behandelnde Einleitung eines unbekannten Verfassers voraus, und als Titelblatt dient die Taf. VI in Farbendruck wiedergegebene Darstellung des thronenden David mit seinen vier Musikern, nach einem seit dem VI. Jahrh. nachweislichen Typus, der nicht bloss in Miniaturen bis zum Ausgange des Mittelalters in mannigfachen Modificationen vorkommt, sondern auch, was vielleicht zu erwähnen gewesen wäre, auf Mosaikfussböden des XII. Jahrh. in Italien[1]).

Das zweite Bild, S. 14 des Codex (Farbendruck Taf. VII), zeigt die stehende Figur eines weissgekleideten Heiligen im priesterlichen Costüm mit goldener Stola und goldenem Manipel, ohne Zweifel der h. Hieronymus, da es den Schluss einer (fälschlich) diesem Heiligen zugeschriebenen Abhandlung über die Vortragsweise der Psalmen bildet und auch, obgleich in anderer Stellung, dem Psalter Karls des Kahlen, hier mit der Ueberschrift „Nobilis interpres Hieronimus atq. sacerdos“ vorgesetzt ist.

Das dritte Bild, S. 39 des Codex (Taf. XI), dient zur Illustration des Psalms 17 und stellt den über seine durch die Hand Gottes niedergeworfenen Feinde triumphirenden David auf hohem Throne dar. Der Grund dieses und der beiden vorigen, sämmtlich von einer Säulenarkatur begrenzten Bilder ist eine purpurne Fläche, aus welcher die leicht in grün und hellroth schattirten Figuren in der Naturfarbe des Pergaments ausgespart sind. — Auf farbloser Fläche, aber ebenfalls von einer farbig behandelten Bogenstellung umrahmt, erscheint im Anschluss an Ps. 26 auf S. 59 das vierte Bild (Taf. XII) mit der Salbung Davids durch den colossal gehaltenen Propheten Samuel. — Die nunmehr folgenden drei Bilder, zwei kleinere auf S. 63 und 64 (Taf. XIII) und ein die ganze Seite 66 füllendes (Taf. XIV) gehören zu Ps. 23, 28 und 29 und haben die Erbauung der Stiftshütte und die Installation der Bundeslade zum Gegen-

1) Vgl. E. aus'm Weerth, der Mosaikboden in St. Gereon zu Cöln. Bonn 1873. S. 6.

stande. — Die vier nächsten Bilder schildern die Verfolgungen, welche David von Saul zu erdulden hatte; sie erscheinen auf farblosem Grunde und entbehren, selbst wenn sie eine ganze Seite einnehmen, der architektonischen Umrahmung. Zu Ps. 32 ist auf S. 75 David in drastischer Anschaulichkeit dargestellt, wie er sich vor dem thronenden Gathiterkönige Achis unsinnig stellt und sich sträubend von zwei Knechten abgeführt wird (Farbendruck auf Taf VIII oben). Das Bild zu Ps. 51 S. 122 (auf Taf. XVII oben) stellt den Edomiter Doeg dar, wie er dem im Freien auf einem Stuhle sitzenden greisen Saul von Davids Aufnahme bei dem Priester Abimelech berichtet. Das seitengrosse Bild S. 132 zu Ps. 56 (Farbendruck Taf. IX) zeigt den kriegerisch gerüsteten Saul hoch zu Ross an der Spitze seiner gleichfalls berittenen Krieger in wilder Verfolgung des eben in die Höhle schlüpfenden David; das kleinere Bild S. 136 zu Ps. 58 (Farbendruck auf Taf. VIII unten), drei bewaffnete Wächter vor dem Hause Davids, in dessen Fenster das Brustbild des durch Michal geretteten Gatten erscheint, durch welches die Wache getäuscht wurde. — Die drei folgenden Bilder illustriren den Ps. 59 (S. 139 ff.) mit Beziehung auf die Ueberschrift der Vulgata. Auf dem ersten Bilde (Taf. XVI unten) sitzt David in einer gezinnten und mit Thürmen versehenen Burg, und vor ihm stehend empfängt Joab den Befehl, Idumaea mit Krieg zu überziehen; seine Streiter hinter ihm schicken sich bereits zum Aufbruche an, indem sie aus der geöffneten Thür der Burg hinausschreiten. Auf dem zweiten Bilde (Farbendruck Taf. X) zieht das Heer in zwei berittenen Haufen aus: dem Heerhaufen unten mit Joab an der Spitze reitet ein Bannerträger voran, der auf langer Stange einen Drachen als Feldzeichen führt; die andere Reiterabtheilung oben scheint das von Abisai geführte zweite Heer darzustellen. Das dritte (Taf. XV) ist ein Doppelbild und zeigt die Belagerung, Anzündung und Einnahme einer Stadt, wahrscheinlich derjenigen, vor deren Mauern Urias fiel (2 Sam. 11, 17 ff.) und die David selbst nachher einnahm (ebd. 12, 26 ff.). Oben sind die Belagerer bis dicht an die Stadtmauer vorgerückt und stecken die Thürme in Brand; in grösserer Entfernung entsenden Reiter Pfeilschüsse und Wurfspiesse in die Stadt; Verwundete und Todte stürzen von der Mauer herunter und bedecken den Boden. Das untere Bild enthält eine ähnliche Scene und soll wohl die bevorstehende Einnahme und Capitulation der brennenden Stadt veranschaulichen, deren waffenlose Besatzung um Schonung zu bitten scheint. — Das nun S. 147 des Codex folgende Bild (Taf. XVI oben) gehört zu Ps. 62, den der Ueberschrift zufolge David in der Wüste Idumaea's gedichtet hat: die Scene ist der Wald Hareth, mit Gras und Blumen und mit drei Wein-

blätter tragenden Bäumen; der jugendliche, mit dem Schwert gegürtete, barhäuptige David stämmt nachdenklich den rechten Arm in die Seite, während die Linke einen Baumzweig fasst, und vor ihm stehen drei mit Speer und Rundschild bewaffnete Krieger, deren vorderster (etwa Abiathar? 1 Sam. 22, 21) zu David redet. Die umgekehrte Auffassung des Herrn Rahn, dass David der Redende sei, können wir dem Bilde gegenüber uns nicht aneignen. — Auch in Betreff des letzten Bildes S. 150, am Schlusse des 63. und vor dem 64. Ps. (Taf. XVII unten) hat der Verfasser die unzweifelhafte, durch die Ueberschrift des 64. Ps. gegebene Erklärung übersehen; es sind die Propheten Jeremias und Ezechiel, die diesen Davidischen Psalm beim Aufbruche des Volkes in die Gefangenschaft gesungen haben: zwei feierliche, idealisch bekleidete, bärtige Gestalten mit gescheiteltem, weissem Haupthaar und unbeschuheten Füssen, die in der rechten Hand einen Wanderstab, mit der linken, der eine ein unbeschriebenes Spruchband, der andere ein geschlossenes Buch tragen.

Diesem periegetischen folgt nun S. 35—44 unseres Buches ein besonders instructiver Abschnitt über die Art der technischen Ausführung der Bilder, den Stil der Zeichnung und der Composition überhaupt, sowie (S. 40—44) über Costüm, Bewaffnung und Geräth, den man mit den Bildtafeln vor Augen selbst nachlesen muss; ebenso auch den die prachtvolle kalligraphische Ausstattung des Psalteriums durch die in Gold- und Farbendruck ausgeführten Tafeln I—V illustrirten und erschöpfend behandelnden Abschnitt S. 45—50.

Der Schlussabschnitt (S. 51—55) resumirt einerseits das in der Einleitung über die St. Galler Schreibschule Gesagte und betont andrerseits die auffallende Thatsache, dass in keinem anderen Hauptwerke der karolingischen Epoche gleiche Missachtung natürlicher Farben und Formen (z. B. kunterbunte Architekturen, Menschengestalten mit grünen oder purpurnen Haaren, grüne Streitrosse etc. — just wie die Kinder malen in ihrer Freude an dem schönen bunten Farbenkasten) sich vorfände, ohne jedoch der naiven Frische des Vortrages und der Erfindungskraft der Composition dadurch Eintrag zu thun. Ausserdem wird als bedeutsam darauf hingewiesen, dass, während die sonstigen karolingischen Miniaturen, pastos mit Deckfarben ausgeführt, kaum eine Stelle des Pergaments zu Tage treten lassen, die Bilder des goldenen Psalters mehr den Charakter angetuschter Zeichnungen haben, eine Eigenthümlichkeit, welche die meisten während des IX. und X. Jahrh. in St. Gallen entstandenen Malereien als Localtradition beibehalten haben.

Angehängt sind S. 57—64 zahlreiche Anmerkungen, welche den li-

terarischen Unterbau und die Gründlichkeit der ganzen Arbeit bekunden, nebst einem Verzeichnisse der in den Text gedruckten Holzschnitt-Initialen und Vignetten (S. 65) und der im Text erwähnten Handschriften des VIII. bis X. Jahrhunderts (S. 66 f.).

Die Vortrefflichkeit dieser Publication mag die Ausführlichkeit dieser Anzeige rechtfertigen; nur wäre es für den Leser bequemer gewesen, wenn bei den Bildtafeln Taf. VI bis XVII die Reihenfolge des Codex beibehalten worden wäre, und wenn zu Gunsten angegriffener Augen auf dem schönen gelblichen Papiere eine weniger magere Drucktype und keine verschnörkelten Ziffern zur Anwendung gekommen wären.

Merseburg. D. Heinrich Otte.

3. Les medaillons de l'empire romain depuis le regne d'Auguste jusqu'à Priscus Attale par W. Fröhner, ancien conservateur du Louvre. Ouvrage orné de 1310 vignettes; Paris. J. Rothschild, editeur. 1878.

Fröhner ist als geistreicher Erklärer der Denkmäler des Alterthums zu bekannt, um hier sein Lob zu wiederholen; wir wollen uns deshalb darauf beschränken, einige Aenderungen anerkennend hervorzuheben, welche derselbe in der Behandlung des schon so viel besprochenen Stoffes getroffen hat.

Der Verfasser hat in einzelnen Parthien seiner Schrift eine neue Eintheilung angewandt, welche für die Uebersichtlichkeit von grosser Bedeutung ist. Ein Beispiel wird dies am leichtesten erklären, und wählen wir hierzu die Regierungszeit Marc Aurels. Während die meisten numismatischen Werke in steter Folge die Münzen dieses Kaisers bringen, und hierauf die seiner Gattin Faustina folgen lassen, worauf dann erst seine Mitregenten Lucius Verus und Commodus behandelt werden, bringt Fröhner alles Gleichzeitige zusammen, unbekümmert darum, ob die Münze den Kopf des einen oder des anderen Regenten trage. Er lässt die Capitel in chronologischer Reihe also folgen: § 1. Marc Aurel als Cäsar. 139 — 7. März 161. § 2. Marc Aurel und Lucius Verus 8. März 161 bis zum Beginn des Jahres 169. § 3 giebt eine kurze Besprechung der Medaillons von Lucilla. § 4. Marc Aurel allein. Hierauf werden § 5 Faustina jun. und § 6 Annius Verus kurz behandelt, worauf § 7 Marc Aurel und Commodus, December 176 bis 7. März 180, die Münzreihe Marc Aurels schliesst. Es liegt auf der Hand, dass durch diese neue Eintheilung, sowohl das geschichtliche als auch das cultur- und kunstgeschichtliche Verständniss der einzelnen Epochen sehr gefördert wird.

Vor allem aber möchten wir auf den mehr erzählenden Ton des

Textes aufmerksam machen, welcher so glücklich den sonst üblichen ermüdenden Stil der trockenen Aufzählung endloser Varianten vermeidend, stets anregend und belehrend wirkt und also auch den Freund des Alterthums, der nicht Numismatiker von Fach ist, in angenehmer Weise mit den hervorragendsten Gebilden der römischen Prägekunst (denn dies sind ohne Zweifel die besprochenen Medaillons) bekannt macht. In diesem Umstande liegt aber auf der andern Seite eine gewisse Schwäche des Buches, denn der Numismatiker vermisst ungern die näheren Angaben über Fundort, Metall etc., sowie den Nachweis, in welcher Sammlung das besprochene Exemplar zu finden; die am Schlusse des Werkes beigegebene „table alphabétique" kann diesem Mangel nur theilweise abhelfen, auch sind die im Text und in den Noten gegebenen Aufschlüsse zu vereinzelt, um genügen zu können.

Einen grossen Werth verleihen dem Buche die in den Text eingedruckten charakteristischen Abbildungen; wie denn überhaupt die Ausstattung nichts zu wünschen übrig lässt und die behandelten Kunstwerke in würdiger Weise zur Anschauung bringt. Wenn auch auf den Tafeln zu Cohens Münzwerk und in sonstigen kleineren Schriften manche der besprochenen Medaillons schon gestochen sind, so bietet Fröhner's Werk deren doch eine grosse Menge zum ersten Male, während von vielen andern nur schlechte Reproductionen in älteren Publicationen existiren. Unzweifelhaft oft füllt hier die vorliegende Veröffentlichung eine fühlbare Lücke aus.

Auf Einzelheiten einzugehen, ist hier nicht unser Zweck und wollen wir dies speciellen Fachschriften überlassen; zu dem auf S. 102 gebrachten letzten Medaillon von Marc Aurel möchten wir nur auf das besser erhaltene und nicht retouchirte Exemplar der Garthe'schen Sammlung verweisen (siehe h. LX S. 116), welches beweist, dass die Gewandfigur zur Linken des Schildes von Cohen mit Unrecht als pax bezeichnet wird.

v. Vleuten.

---

# III. Miscellen.

Aachen. Verzeichniss der Aachener Bürgermeister von der ältesten Zeit bis zur französischen Invasion.

Die Aachener Geschichte besitzt noch bisher kein Verzeichniss der Bürgermeister der Stadt von der ältesten Zeit bis zur neueren, d. h. der der Occupation der Franzosen im letzten Dezennium des vorigen Jahrhunderts. Quix hat dazu den Anfang gemacht in seiner „Geschichte der Stadt Aachen", Aach. 1840 und seine Namen mit Urkunden belegt. Sein Verzeichniss reicht bis 1344.

Diesem Quix'schen Verzeichnisse fügte Prof. Dr. Lörsch zu Bonn in „den Aachener Rechtsdenkmälern aus dem 13., 14. und 15. Jahrhundert", Bonn 1871, auch meist nach Quix's Schriften und den „Laurent'schen Stadtrechnungen" die weiteren Namen der Bürgermeister bis zum Jahre 1485 bei.

Da in meiner Stellung mir die Manuscripte des Verfassers „der Aachener Geschichten", Mülheim a. Rh. 1781 für seinen zweiten Theil zu Händen sind, welcher sich nach seiner Aussage grosse Mühe gegeben, die Namen aus „alten und neueren Nachrichten" zusammenzustellen und deshalb drei Verzeichnisse gefertigt hat [1]), so gebe ich ohne weitere Kritik das, was er zusammengesucht hat. Ausser diesen fünf Listen benutze ich noch eine sechste, welche ich im Archive vorgefunden, anscheinend aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts herrührend und nach den Namen der Aachener Pröbste und Dechanten die der Aachener beiden Bürgermeister vom Jahre 1319—1797 enthaltend.

---

1) Er schreibt in seinem, zuweilen burlesken Style: „wir haben uns alle mensch-mögliche Mühe gegeben, die Namen aus alten Urkunden und sonstigen Nachrichten herauszuklauben" und beruft sich dabei auf ein „zerstümeltes Verzeichniss des fleissigen alten Rathssekretärs Johann Luntzen, das die alten Stadtregenten bis zum Ende des 13. Jahrhunderts enthielt". Wären auch nur und auch von Meyer selbst die Daten der Urkunden beigefügt! Als Ursache der Mangelhaftigkeit seines Verzeichnisses gibt er „Brand und Hinlässigkeit" an.

Nach dem Vorbilde des letztern theile ich die Namen von 1656 ab in zwei Colonnen, in die des Schöffen-Bürgermeisters und die des Bürger-Bürgermeisters, d. h. der aus der Zunft der Adeligen und der aus dem Bürgerstande.

Da ich aus sämmtlichen Verzeichnissen nur eines bilde, sie zuweilen aber von einander abweichen oder auch sich ergänzen, so bezeichne ich Quix mit Q, Meyer mit M, Lörsch mit Lsch. und den Verfertiger des letzten Verzeichnisses mit X.

Jahr:

938 Hamo und Wigand. M. Arwin und Rotgar. M.

962 Cunon und Arwin. M. Günther und M. Wigand. M.

978 Jaspin . . . . M. Hamo . . . M.

991 Volckmar . . . M. Alfried. M.

1028 Streno und Calmer. M. Arnolph und Volckmar. M.

1059 Guntrand . . . M.

1087 Arnoldus und Wolfo. M. Hagan und Gumbert. M.

1093 Gumbert . . . M. Arnold und Wolfo. M.

1131 Burchard und Lamprecht. M. Heriman. M.

1148 Otto und Sörse. M. Burchard und Lamprecht. M.

1175 Gerbaldus und Servasi. M. Stephan . . . M.

1177 Otto Sambuceus . . . M. Derselbe. M. nach Luntzen wie die 11 vorstehenden.

1197 Merwin und Lomirs. M. Eberhard und Erembold. M. nach L.

1213 Berge . . . M. Gerbaldus Gervasi . . . M. nach L.

1240 Jaspar ab Horne und Stephan de Puteo. M. Albrecht. M. nach L.

1251 Simon und Martin. M. Dieselben. M. nach L.

1252 Goswin und Johann. Gesch. d. Reichsabtei Burtscheid p. 244. Quix nach Guden Cod. dipl. Tom. II. p. 949.

1269 Yvilon Regierender, Arnold Abgestandener. Q. Gesch. der Peterspfarrkirche p. 125.

Yvilon . . . M.

1272 Caspar ab Horne und Stephan de Puteo. M. nach L.

1274 Arnold de Sleida. Q. Gesch. v. Burtsch p. 313.

1279 Hermann gen. Kalf und Johann de Galopia Lörsch: Ledebur Archiv 13, 228 Nr. 17.

1283 Ricobald ab Ahre und Gunther de Pless. M. Burchard und Lamprecht. M. and. Liste.

1289 Ricobald ab Ahre und Günther de Pless. M. nach L. Hier hört Lunzen auf.

1294 Ghyso Capellan und Amelius Stute. Q. Schloss und Capelle Berensberg, p. 99.

1305 Arnold de Kalkofen und Heinrich de Roboitrode. M. Arnold de Roboitr. allein. M.

Johann Butzart. Q. (Ritz, Urk. u. Abhdl. p. 108).

Jahr:

1309 Gottschalk Schraf und Johann Buschart. M.
1319 Arnold de Porta regis und Johann Buschart. Q. Cod. dipl. p. 198. — X.
1321 Dieselben. Q. ibid. p. 199. — X.
1324 Martin de Punt und Theoderich de Strythagen. Q. ibid. p. 204.
1327 Gerard Chorus und Wolter de Punt. Q. Gesch. d. St. Pet. Pfarrk. p. 28. Not. 4.
Dieselben auch M.
1333 Goiswyn und Godart. Lörsch: Laurent. 404.
1334 Johann de Eyghorn und Wolter in Punt. L. Stadtrechnung. Laur. 103.
Dieselben. X.
1338 Gerard Chorus und Wolter in Punt. Lsch.: Stadtrechnung. Lt. 113 und Q. Cod. dipl. p. 225.
Dieselben. M. und X.
1342 Gerard Chorus Ritter und Jacob Colin. Q. Stadtrechnung.
1343 Johann von dem Eichhorne und Wolter in Punt. Q. Stadtrechnung. und Cod. dipl. p. 230.
1344 Jacob Collin und Mathias Hoin. Lsch.: Lt. Stadtrechnung 138, 156.
Dieselben. X.
1346 Johann dictus Chorus (Cod. dipl. p. 237) und Christian Leo. Lsch.: Stadtrechnung v. Lt. 170.
Dieselben. X.
1350 Jacob Colyn und Wilhelm in Punt. M.
1351 Gerard Chorus und Ricolt von Rodenburg. M.
Jacob Colin und Wilh. v. Punt. Lsch.: Q. Chorus 46 Nr. 1.
1355 Gerard Chorus und Jacob Colyn. M.
1358 Jacob Colyn. Lsch.: Q. Karmeliten 7.
1361 Christian Lewe und Goswin van Punt. Lch.: Guden. Cod. dipl. 2, 1148.
1364 Johann Chorus und Arnold von dem Berghe. Lsch.: Q. Chorus 49 Nr. 2.
Dieselben. M.
Christian Lewe. Lsch.: Q. Abtei Burtsch. 426, Nr. 184.
1366 Cone van Bacheym (X) und Gerard van Roderburg. M.
1368 Cuno von Eichhorn und Jacob Colyn. M. und X.
1372 Johann von Punt und Arnold Volmer. Lsch.: Q. Rimburg 238 Nr. 48 und X [1]).
Renard de Moirke und Godefrid Colyn. Lsch.: Q. Rimburg 176 Nr. 10 und Lt. 283.
1374 Arnold Volmer und Johann in Punt. M.
1375 Johann von Punt . . . X.
1376 Reinard de Moirke und Jacob Colyn. Lsch.: Laur. 240 und X.

1) Im Jahre 1368 d. 20. März citirte Joh. von Viernenborch, Episcopus Trajectensis aus Auftrag Pabst Urban V. ausser den Gottfried von Gronsfeld und Wirich von Weydaberg auch den Johann Chorus, Sander von Aken, Conrad von Bechoern und Joh. Wylde, „Laicos et Consules“ vor sein Gericht. (Abschrift des Arch. Meyer von einer wahrscheinlich verloren gegangenen Urkunde.)

Jahr:

1380 Jacob Colyn und Johann in Punt. Lsch.: Noppius 3, 10 Nr. 5 und M.
Reinard de Moirke und Gerard Leo. Lsch.: Lt. Stadtr. 271.
Reinh. de Moirke und Jacob Colyn (24 August ermordet), dann Gerh. Leo. X.

1382 Reinard von Moirke und Heinrich van der Linden. X.

1383 Johann van Punt und Gerhard Lewe. Lsch.: Lt. 85 Beil. V u. 271 u. X.

1384 Dieselben. M.

1385 Johann von Punt und Heinrich van der Linden. Lsch.: Lt. Stadtr. 287, 296, 340.
Dieselben. X.

1386 Johann von Punt und Arnold Volmer. Lsch.: Lt. 78 Beil. II.
Dieselben. X.

1387 Heynrich van der Linden und Christian van den Kanel. Lsch.: Lt. 78 Beil. II.
Dieselben. X.
Dieselben nur umgekehrt. Lsch. Lt. 365.

1388 Heinrich van der Linden und Arnold Volmer. M.
Heinrich van der Linden und Christian van der Canel. X.

1389 Christian v. d. Canel und Reinh. v. d. Moirke. M.
Cone van Punt und Heinrich v. d. Linde. X.

1390 Heinrich v. d. Linde und Cone v. Punt. Lsch.: Lt. 371.
Hermann Dürzant und Gerhard Lewe. X.
Heinrich Volmar und Johann von Berg. M.

1391 Volmer in St. Jacobstr. Lsch.: Q. St. Peter 64.
Volmer und Johann v. d. Berge. Lsch.: Lt. 373, 380, 382.
Arnold Volmer und Johann v. d. Berge. X.
Heinrich v. d. Linde und Cuno in Pont. M.

1392 Reinhard v. Moirke und Christian v. d. Canel. X.
Heinrich Volmer und Johann v. Berg. M.

1393 Cuno v. Punt und Cuno Volmer, X. und M.

1394 Volmer und Johan van Sint Margraten. Lsch.: Laur. 389, 400.
Arnold Volmer und do. X.

1395 u. 1399 Statz (v. Segroide) und Joh. Bertolf. Lsch.: S. 189 § 2, 190 § 9.

1396 Reinh. v. Moirke und Joh. v. Sint Margraten. X.

1398 Ricolf Colyn und Johan van dem Berge, beide Schöffen. M.
Dieselben bei X., aber durchstrichen.

1400 Reinard v. Moirke und Conrad von dem Eichhorn. Lsch.: Q. Kreis Eupen 131 Note 1.

1401 Cuno v. Punt und Johann v. Sint Margraten. X.

1407 Hermann Durczant. Lsch.: Chmel Regesten Ruprechts. Anhang III 226.
Cuno von dem Eichhorne. X.

1408 Cuno von dem Eichhorne Scheffen. M.

1410 Gerard von Beissel und Lambrecht von Bock. M.

1411 Peter von Segroide und Hermann von Drimborn. M.

Jahr:
14 .. Gottschalk von Segroide und Johann von Elreborn. M.
1411 Reinard von Haren. X.
1414 Conrad von Eichhorn und Johann Elreborn. X.
1416 Gerard von Wylre. X.
1420 Johann Elreborn. Lsch.: Annal. d. hist. Vereins für den Niederrhein, Heft 21 u. 22, 240 Nr. 11.
1423 Colyn Beissel. Lsch.: Q. Dominikaner 73 Nr. 12.
1426 Gerard Lewe und Johann Elreborn. Lsch.: Q. Eupen 28.
1429 Gerard Wylre und Johann Elreborn. X.
1431 Gerard von Wylre und Wilhelm van Hagen. X.
1432 Lambert Buck und Johan van der Hagen. X.
1434 Huymbrecht von Bastenachen. Lsch.: Q. Eupen 78.
1435 Gerard Beyssel und Johan van der Hagen. X.
1436 Gerard von Wylre und Johann Elreborn. X.
1438 Johann van der Hagen . . . M.
Startz van Segroide und Merthyn Bertolf. X.
1443 (?) Godart v. d. Eichhorn. Lsch.: Q. Eupen 150 Note 1.
1446 Lambrecht Buck und Johan Hartmann. Lsch.: S. 129 Nr. 13.
Dieselben. M.
1448 Jan van Eynatten und Lambert Buck. X.
1449 Stassen. X.
1450 Gerhard von Haren. Lsch.: Q. St. Peter 70.
Peter von Jüris . . . M.
1451 Johan von Elreborn und Stephan van Royde. X.
1452 Gerard von Beyssel und Lambrecht von Bock. M.
1455 Gerard Beyssel und Dumenoys (Dionys) Elreborn. X.
1456 Statz von Segrode und Mathys Uverbach. X.
1457 Gerard Beyssel . . . X.
1462 Dumenoys (Dionys?) Elreborn und Stephan van Royde. X.
1464 Peter von Segrode und Johann von Gymenich. X.
Lambrecht von Bock und Gerh. von Beyssel. M.
1465 Johann Bertolf. Lsch.: Q. Kreis Eupen 99.
1466 Peter von Segrode und Lambert Buck. X.
1467 Johann Bertolf. Ungedr. Urk. im Stadtarchiv. Lsch.
Johann Bertolf und Lambert Buck. X.
1468 Wilhelm von Roid . . . X.
1469 Gerhard Beyssel und Lambert Buck. X.
1470 Peter von Segroide und Hermann von Drymborn. X.
1471 Johann Bertolf. M. und X.
1472 Gerhard Beyssel . . . X.
1473 Johann Bertolf . . . X.
1474 Gerhard Beyssel und Lambert Buck. X.

Jahr:

1476 Johann Bertolf. Lsch.: Q. Eupen, 102 und M.
Gottschalk von Segroide und Johann Elreborn. X. und M.

1479 Goits von Segroide und Lambert Buck. X.

1480 Johan Bertolf von Belven. Lsch.: Q. Eupen 68.

1483 Gerh. Beyssel und Lambert Buck. X.

1485 Lambert Buck. Ungedr. Urk. im Stadtarchiv. Lsch.
Lambrecht von Bock und Johann von Cumpstaff. M.

Bis hier Prof. Lörsch; das Folgende ist von Archivar Meyer d. Aelt. und dem Unbekannten, wenn ich nicht irre an der Handschrift, Xavier Schwartz, in der revolutionären französischen Zeit Municipal-Sekretär, späterer Notar, ein sehr genauer, gewissenhafter Mann.

1486 Johann Beyssel . . . X.

1487 Gerard von Beyssel und Lambert von Richterghyn. M.

Meyer bemerkt hierbei, es finde sich noch ein anderer von Richterghyn (Richterich) in einem Briefe der Foilanspfarre v. 24. Novbr. 1484, der aber vor 1487 gestorben.

1489 Dame van Haren und Peter von Gymnich. X.

1490 Gerhard Beyssel und Peter Allart. X.

1493 Fetschyn Colyn und Peter Buck. X.

1500 Fetschyn Colyn und Hermann Pastoir. X.

1501 Dieselben. M.

Man wird bemerken, dass oft von X. und M. in zwei nacheinander folgenden Jahren dieselben Namen vorkommen. Das mag daher rühren, dass das Bürgermeister-Jahr am 1. Juni begann.

1502 Wilhelm von Wylre und Peter von Wolf. M.
Dieselben bei X.

1503 . . . . und Johann Pastoir. X.

1504 Fetschyn Colyn und Peter Bestoltz. X. und M.

1506 Wilhelm von Wylre und Adam Münthen. X. und M.

1507 Gilles zu dem Bischofsstab und Peter von Inden. X. und M.

1508 Johann von Dreyborn und Peter Bestoltz. X. und M.

1509 Johann von Hoenkirchen und Peter von Inden. X. und M.

1510 Wilhelm von Colyn und Peter Bestoltz. X. und M.

1511 Eberhard von Haren und Adam Münthen. X. und M.

1512 Wilhelm Colyn und Peter von Inden. X. und M.

1513 Werner von Merode und Wilhelm Colyn. X. und M.

Meyer bemerkt zum Namen Colyn: „kam diesmal durch Aufstand der Bürgerschaft an's Ruder[1]).

1) Das vollständige kaiserliche hierauf bezügliche Commissions-Protokoll von diesem Jahre habe ich wieder aufgefunden; es war nicht registrirt.

Jahr:
1516 Leonard von Elreborn und Franz von Pirn. M.
1517 Wilhelm Colyn und Jacob Crop. X.
1519 Johann Elreborn und Arnold Wymmer. X.
1520 Wilhelm Çolyn und Peter Inden. X.
1521 Eberhard van Haren und Arnold Wymmer. X.
1522 Wilhelm Colyn und Peter van Inden. X.
1526 Eberhard van Haryn und Franz v. Pyrn. X.
1527 Dieselben. M.
1528 Wolter von Wyllre und Arnold von Wymmer. X. und M.
1529 Leonard van den Ellenbandt und Franz v. Pyrn. M.
1530 Johann Bull (X) und Arnold Wymmer. X. und M.
1532 Melchior Colyn und Peter van Inden. X. und M.
1537 Leonard von Ellenbandt und Johan v. Beuel. X. und M.
1538 Melchior Colyn und Niclas v. Wilreman. X. und M.
1540 Melchior Colyn und Simon v. Engelberts. X. und M.
1541 Johan von Elreborn und Niclas v. Wilreman. M.
1544 Niclas von Wilreman . . . M.
1546 Gerard von Elreborn und Adam von Zeuel. M.
1547 Johan von Elreborn und Niclas von Wilreman M.
1548 Johann von Stommel . . . M.
1551 Wylre und Engelbrecht. X.
1552 Adam von Zeuel . . . M. und X.
1558 Gerard von Elreborn und Adam von Zeuel. M.
1559 Dieselben. X. X. bemerkt Zeuel bis 22. Sept. dankt ab, 26. Sept. Franko Block.
1560 Elreborn und Block. M.
1561 Jacob von Frebe und Franko von Block. M.
1562 Johann von Elreborn und Niclas von Wilreman. M. und X.
1564 Wolf und Block. X.
Leonard von Hofen. M.
1565 Wylre und Fibus. X.
1566 Gerhard von Elreborn und Niclas von Wilreman. M. und X.
1572 Leonard von Hofen. M.
1573 Peter von Holzmart und Mathäus von Peltzer. M.
1574 Leonhard von Hofen und Johan von Fibus. M.
1576 Johan von Lontzen . . . M.
1578 Albrecht von Schrick . . . M.
1581 Katholischerseits Albrecht von Schrick . . . protestantischerseits Leonhard von Hofen und Peter von Zeuel. M.
1582 Bonifaz Colyn und Simon Engelbrecht. M. und X.
1583 Johan Lontzen und Peter von Zeuel. M.
1584 Bonifaz Colyn und Simon Engelbrecht. M. und X.
1586 Dieselben. M. und X.
1587 Anastasius Segrad und Peter von Zeuel. M.

Jahr:
1588 Bonifaz Colyn und Simon Engelbrecht. X.
1589 Anastasius von Segrad und Peter von Zeuel. M.
1590 Bonifaz Colyn und Simon Engelbrecht. M. und X.
1591 Anastasius von Segrad und Dederich Vercken. M.
1592 Bonifaz Colyn und Simon Engelbrecht. M. und X.
1593 Anastasius von Segrad und Dederich Vercken. M.
1594 Bonifaz Colyn und Simon Engelbrecht. X.
1596 Dieselben. X.
1597 Dieselben. M.
1598 Dieselben. X.
Albrecht von Schrick und Jacob von Moll. M.
Der Schrick starb 21. Sept. bemerkt X. 24. Sept Wilhelm v. Wylre.
1599 Egidius von Valenzin und Christian von Mees. M.
1600 Johann Elreborn und Jacob von Moll. M. und X.
1601 Joachim Berchem. X.
1602 Franz Wiederad. M.
1603 Joachim Berchem und Christian Mees. X.
1605 Dieselben X. Auch die Jahre 7, 9 u. 11.
1611 Joachim Berchem und Diederich von Speckheuer. M.
1612 Johann Kalkberner, lutherisch, und Adam Schanternel, reformirt. M. und X.
1613 Joachim von Berchem und Christian Mees, kathol. Seite; protestant. Seite.
Lambert und Jodoch von Beeck. M.
1614 Johann Kalkberner und Adam Schanternel. X.
1616 Albert von Schrick und Johann Schörer. X.
1617 Joachim von Berchem und Egidius Bleyenheuft. M.
1618 Albrecht von Schrick und Johann von Schörer. M.
1619 Joachim von Berchem und Dederich von Speckheuer. M.
1620 Albrecht von Schrick . . . M.
1621 Joachim von Berchem und Johann Schörer. M.
1622 Egidius Bleyenheuft . . . Meyer bemerkt dazu: „erschossen d. 13. April.“
1623 Johann von Schörer. M.
1628 Albrecht von Schrick und Diederich von Speckheuer. M.
1629 Joachim von Berchem und Johann von Schörer. M.
1633 Joachim von Berchem und Diederich Speckheuer. M.
1637 Dieselben. M.
1638 Johann von Beelen und Streuve. X.
1639 von Schwartzenberg und Balthasar Fibus. X.
1641 Dieselben. M.
1643 von Streuve und Christian von Mees. M.
1644 Joachim von Berchem und Balthasar von Fibus. M.
1647 Leonard von Schleicher . . . M.
1650 Theodor von Speckheuer und Balthasar von Fibus. M.

Folgt die chronologische Tabelle der beiden am 25. Mai gewählten Bürgermeister nach dem grossen Stadtbrande von 1656.

| Jahr: | Schöffen-Bürgermeister: | Bürger-Bürgermeister: |
|---|---|---|
| 1656 | Caspar von Schwarzenberg. | Balthasar Fibus. |
| 1657 | Melchior von Schwarzenberg. | Leonard Schleicher. |
| 1658 | Caspar von Schwarzenberg. | Balthasar Fibus. |
| 1659 | Bertram von Wylre. | Leonard Schleicher. |
| 1660 | Bertram von Wylre. | Balth. Fibus. |
| 1661 | Melchior von Schwarzenberg. | Leonard Schleicher. |
| 1662 | Bertram von Wylre. | Balth. Fibus. |
| 1663 | Melchior von Schwarzenberg. | Leonard Schleicher. |
| 1664 | Bertram von Wylre. | Balth. Fibus. |
| 1665 | Johann Wilhelm von Bock. | Gerlach Mau. |
| 1666 | Bertram von Wylre. | Gerlach Mau. |
| 1667 | Bertram von Wylre. | Nicolas Fibus. |
| 1668 | Bertram von Wylre. | Gerlach Mau. |
| 1669 | Bertram von Wylre. | Nicolas Fibus. |
| 1670 | Joh. Wilh. v. Olmüss gen. Mülstrohe. | Gerlach Mau. |
| 1671 | Vacat. | Nicolas Fibus. |
| 1672 | do. | Gerlach Mau. |
| 1573 | do. | Johann Chorus. |
| 1674 | J. Bertram von Wylre. | Gerard Schörer. |
| 1675 | J. Wilh. v. Olmüss gen. Mülstrohe. | Johann Chorus. |
| 1676 | J. Bertram von Wylre. | Gerard Schörer. |
| 1677 | J. Wilh. v. Olmüss gen. Mülstrohe. | Johann Chorus. |
| 1678 | J. Bertram von Wylre. | Nicolas Schörer. |
| 1679 | J. Wilh. von Olmüss. | Johann Chorus |
| 1680 | Joh. Wilh. von Furth. | Nicolas Schörer. |
| 1681 | Joh. Wilh. von Olmüss. | Johann Chorus. |
| 1682 | Werner von Broich. | Theodor Bodden. |
| 1683 | Joh. Wilh. von Olmüss. | Johann Chorus. |
| 1684 | Werner von Broich. | Peter Ludwig Bodden. |
| 1685 | Joh. Wilh. v. Olmüss. | Johann Chorus. |
| 1686 | Werner von Broich. | Peter Ludwig Bodden. |
| 1687 | Joh. Wilh. von Olmüss. | Joh. Chorus. |
| 1688 | Werner von Broich. | Peter Ludwig Bodden. |
| 1689 | Joh. Wilh. von Olmüss. | Joh. Chorus. |
| 1690 | Wilh. Adolf v. Eys gen. Beusdal. | Peter Ludwig Bodden. |
| 1691 | Werner von Broich. | Joh. Chorus. |
| 1692 | Wilh. Adolf von Eys. | Peter Ludwig Bodden. |
| 1693 | Werner von Broich. | Joh. Chorus. |
| 1694 | Wilh. Adolf von Eys. | Peter Ludwig Bodden. |
| 1695 | Joh. Albrecht von Schrick. | Balth. Fibus. |
| 1696 | Tilman Schröder. | Mathias Mau. |

| Jahr: | Schöffen-Bürgermeister: | Bürger-Bürgermeister: |
|---|---|---|
| 1697 | Joh. Albrecht von Schrick. | Balth. Fibus. |
| 1698 | Tilman Schröder. | Mathias Mau. |
| 1699 | Werner von Broich. | Balth. Fibus. |
| 1700 | Vacat | Mathias Mau. |
| 1701 | do. | Balth. Fibus. |
| 1702 | do. | Mathias Mau. |
| 1703 | do. | Balth. Fibus. |
| 1704 | do. | Mathias Mau. |
| 1705 | do. | Balth. Fibus. |
| 1706 | Werner von Broich. | Mathias Mau. |
| 1707 | idem | Balth. Fibus. |
| 1708 | idem | Mathias Mau. |
| 1709 | Jos. von Speckheuer. | Balth. Fibus. |
| 1710 | Werner von Broich. | Michael Bodden. |
| 1711 | Jos. von Speckheuer. | Balth. Fibus. |
| 1712 | Werner von Broich. | Arnold Heitgens. |
| 1713 | Winand Theod. von Wylre. | Balth. Fibus. |
| 1714 | Werner von Broich. | Arnold Heitgens. |
| 1715 | Winand Theod. von Wylre. | Lamb. Xavier Lamberts. |
| 1716 | Franz Hermann Brauman. | Theodor Richterich. |
| 1717 | L. J. F. Freiherr von Lamberz zu Cortembach. | Cornel de Fays des H. R. R. R. |
| 1718 | Franz Hermann Brauman. | Theodor Richterich. |
| 1719 | Freiherr von Lamberz. | Cornel de Fays zu Uersfeld. |
| 1720 | Franz Hermann Brauman. | Peter Dahmen. |
| 1721 | Freiherr von Lamberz. | Joh. Caspar Deltour. |
| 1722 | Joh. Werner von Broich. | Cornel de Fays. |
| 1723 | Joh. Theod. Richterich. | Joh. Caspar Deltour. |
| 1724 | Joh. Werner von Broich. | Cornel de Fays. |
| 1725 | Joh. Theodor Richterich. | Martin Lamb. von Lonneux. |
| 1726 | Joh. Werner von Broich. | Cornel des Fays. |
| 1727 | Joh. Theodor Richterich. | Martin Lamb. von Lonneux. |
| 1728 | Joh. Werner von Broich. | Joh. Caspar Deltour. |
| 1729 | Alex. Theodor Oliva. | Martin Lamb. von Lonneux. |
| 1730 | Joh. Werner von Broich. | Martin Lamb. von Lonneux. |
| 1731 | Alex. Theodor Oliva. | Jacob Niclas. |
| 1732 | Joh. Werner von Broich. | M. L. von Lonneux. |
| 1733 | Alex. Theodor Oliva. | Jacob Niclas. |
| 1734 | Joh. Werner von Broich. | M. L. von Lonneux. |
| 1735 | Alex. Theodor Oliva. | Jacob Niclas. |
| 1736 | Joh. Werner von Broich. | M. L. von Lonneux. |
| 1737 | Alex. Theodor Oliva. | Jacob Niclas. |
| 1738 | Joh. Werner von Broich. | M. L. von Lonneux. |

| Jahr: | Schöffen-Bürgermeister: | Bürger-Bürgermeister: |
|---|---|---|
| 1739 | Alex. Theodor Oliva. | Jacob Niclas. |
| 1740 | Joh. Werner von Broich. | M. L. von Lonneux. |
| 1741 | Alex. Theodor Oliva. | Jacob Niclas. |
| 1742 | Joh. Werner von Broich. | M. L. von Lonneux. |
| 1743 | Alex. Theod. Oliva. | Jacob Niclas. |
| 1744 | Joh. Werner von Broich. | M. L. von Lonneux. |
| 1745 | Alex. Theod. Oliva. | Jacob Niclas. |
| 1746 | Joh. Werner von Broich. | M. L. von Lonneux. |
| 1747 | Alex. Theodor Oliva. | Jacob Niclas. |
| 1748 | Franz von Fürth. | M. L. von Lonneux. |
| 1749 | Alex. Theodor Oliva. | Jacob Niclas. |
| 1750 | Franz von Fürth. | M. L. von Lonneux. |
| 1751 | Alex. Theodor Oliva. | Jacob Niclas. |
| 1752 | Franz von Fürth. | M. L. von Lonneux. |
| 1753 | Alex. Theodor Oliva. | Jacob Niclas. |
| 1754 | Franz von Fürth. | M. L. von Lonneux. |
| 1755 | Alex. Theodor Oliva. | Jacob Niclas. |
| 1756 | Friedr. Wilh. von Beelen. | Johann von Wispien. |
| 1757 | Jos. Xav. von Richterich. | Peter Balth. Strauch. |
| 1758 | Alex. Theodor Oliva. | Johann von Wispien. |
| 1759 | Jos. Xav. von Richterich. | Peter Balth. Strauch. |
| 1760 | Alex. Theodor Oliva. | Franz August von Broe. |
| 1761 | Jos. Xav. von Richterich. | Peter Balth. Strauch. |
| 1762 | Alex. Theodor Oliva. | Franz August von Broe. |
| 1763 | Jos. Xav. von Richterich. | Joh. Lambert Kahr. |
| 1764 | Alex. Theodor Oliva. | Cornel Chorus. |
| 1765 | Jos. Xav. von Richterich. | Joh. Lambert Kahr. |
| 1766 | Alex. Theodor Oliva. | Cornel Chorus. |
| 1767 | Jos. Xav. von Richterich. | Joh. Lambert Kahr. |
| 1768 | Joh. Jac. Freiherr von Wylre. | Cornel Chorus. |
| 1769 | Jos. Xav. von Richterich. | Joh. Lambert Kahr. |
| 1770 | Joh. Jac. Freiherr von Wylre. | Cornel Chorus. |
| 1771 | Jos. Xav. von Richterich. | Joh. Lambert Kahr. |
| 1772 | Joh. Jac. Freiherr von Wylre. | Cornel Chorus. |
| 1773 | Jos. Xav. von Richterich. | Joh. Lambert Kahr. |
| 1774 | Joh. Jac. Freiherr von Wylre. | Cornel Chorus. |
| 1775 | Jos. Xav. von Richterich. | Joh. Lambert Kahr. |
| 1776 | Joh. Jac. Freiherr von Wylre. | Stephan Dominikus Dauven. |
| 1777 | Jos. Xav. von Richterich. | Heinrich Johann von Thimus. |
| 1778 | Joh. Jac. Freiherr von Wylre. | Stephan Dominikus Dauven. |
| 1779 | Jos. Xav. von Richterich. | Heinrich Johann von Thimus. |
| 1780 | Joh. Jac. Freiherr von Wylre. | Stephan Dominikus Dauven. |
| 1781 | Jos. Xav. von Richterich. | Heinrich Jos. von Thimus. |

| Jahr: | Schöffen-Bürgermeister: | Bürger-Bürgermeister: |
|---|---|---|
| 1782 | Joh. Jac. Freiherr von Wylre. | St. Dom. Dauven. |
| 1783 | Jos. Xav. von Richterich. | Heinrich. Joh. von Thimus. |
| 1784 | Joh. Jac. Freiherr von Wylre. | St. Dom. Dauven. |
| 1785 | Jos. Xav. von Richterich. | Leonh. Brammerz. |
| 1786 | Joh. Jac. Freiherr von Wylre. | St. Dom. Dauven. |
| 1787 | Joh. Nepomuc Martin von Oliva. | Franz von Broe von Diepenbend. |
| 1788 | Joh. Jac. Freiherr von Wylre. | Carl Franz Nellessen. |
| 1789 | Casp. Jos. Freiherr von Clotz. | Joh. Michael Kreitz. |

Durch Dekret des Reichskammergerichts zu Wetzlar war von 1790 an und während der französischen Occupation keine Bürgermeisterwahl, bis im Jahre 1797 durch den General Hoche die alte reichsstädtische Verfassung wieder eingesetst wurde; da erscheinen wieder:

1797 Casp. Jos. Chr. v. Clotz und Joh. Wilh. Kreitz vom 25. März bis 22. Sept.,

Von da bis 18. März 1798 schliessen die Reihe Philipp Maria Vincenz De Witte und Andreas Monheim.

Man wird bemerkt haben, dass von 1671 bis 1678 und von 1700 bis 1705 die Schöffenbürgermeisterstellen vacant sind. Es war das die Folge eines Streites des Magistrats mit dem Schöffenstuhle, der aber durch Entscheidungen des Reichshofraths vom 24. Novbr. 1673 und vom 6. Novbr. 1702, welche auf einen im Jahre 1611 beiderseits eingegangenen Vertrag hinwiesen, geschlichtet wurde.

Ich bemerke noch, dass die chronologische Tabelle von 1684 an mit dem sogenannten registratum und renovatio magistratus, welche Bücher im Aachener Archive beruhen, übereinstimmt. Die von 1798 bis 1656 hinauf angegebenen Bürgermeister-Namen sind in den Rathsprotokollen enthalten, welche mit dem Maimonat des letztgenannten Jahres, dem Tage und dem Jahre des grossen Stadtbrandes beginnen, so dass die Protokolle der früheren Jahre scheinen in Rauch aufgegangen zu sein. Dagegen sind die erstgenannten Protokolle in ununterbrochener Reihenfolge bis zum Ende der freien Reichsstadt wohl erhalten. Arch. Käntzeler.

Bonn. 1) Beim Neubau, Acherstrasse neben No. 13, wurde eine kleine römische Thonlampe mit dem Stempel ATIMET, sowie ein Sigillata-Gefäss in Form einer kleinen Tasse mit dem Stempel NI . M . gefunden. Beide Gegenstände schenkte Herr Baumeister Thoma der Vereinssammlung. Derselben Fundstelle entstammt eine flache Schale mit Blätter-Verzierung in Barbotinetechnik, welche im Bruch eine der Terra sigillata gleiche Masse zeigt, aber mit schwarzer Farbe versehen ist. — 2) Eine grosse Anzahl von römischen Alterthümern wurden bei den Planirungsarbeiten der neuen Irrenheilanstalt gefunden. Die Baubehörde liess darauf

in dankenswerther Vorsorge den ganzen Winkel, welcher zwischen besagter Anstalt, der Kölner Landstrasse und dem Bache liegt, umarbeiten und wurde diese Massnahme durch sehr zahlreiche Funde gelohnt. Glasgefässe, sowie eine Unmasse aller Arten Thongefässe wurden zu Tage gefördert, merkwürdiger Weise fehlen Gegenstände aus ächter Sigillata; dagegen sind viele Gefässe aus sogen. Pseudo-Sigillata zu verzeichnen, bei welchen nur die Farbe nachgeahmt ist, ohne dass der Thon die Feinheit besagter Gattung auch nur im Entfernten erreiche.

Bonn. Anschliessend an die Miscelle Jahrbuch LXIV S. 186 bringe ich hier noch einige Stempel, welche von derselben Fundstelle stammen:

1) OF APRI. Sch. 401.

2) )FI) \LVI; diesen Stempel lese ich OFICALVI wobei das C rückwärts gestellt ist.

3) RVF; der Stempel ist ganz erhalten. Sch. kennt denselben in dieser Kürze nicht, wohl aber 4751 f. OF . RVF . u. s. w.

Auf der unteren Fläche zeigt diese Scherbe die rund an der innern Seite des Fusses eingekratzte Inschrift SIIC . VIRI und das meistens bei diesen eingeritzten Inschriften vorkommende Zahlzeichen X; vielleicht SECVNDINVS VIRILIS. v. Vl.

Als Berichtigung zu S. 186 des LXIV. Jahrbuches theile ich mit, dass bei No. 8 der letzte undeutliche Buchstabe nicht A heissen kann, sondern dass statt dessen ein I zu setzen ist. Bei No. 9 muss in der vorletzten Linie der Strich vor FVSSO wegfallen.

Bregenz. Seit vielen Jahren ist für die römischen Alterthümer von Brigantium mit rühmlicher Aufopferung und Sorgfalt thätig der Fabrikbesitzer Dr. Samuel Jenny zu Hard, k. k. Conservator der vorarlbergischen Alterthümer. Ueber seine früheren Ausgrabungen hat derselbe theils in den „Rechenschaftsberichten des Vorarlberger Museumsvereins", theils in den „Mittheilungen der k. k. Centralkommission" Bericht erstattet (vgl. auch diese Jahrbücher LXIV 175, 181). — Während das Castrum von Bregenz an der Stelle der jetzigen Oberstadt gestanden zu haben scheint, die untere, neuere Stadt aber, in der Niederung am See gelegen, zur Zeit der Römer noch nicht bewohnt war, lag die damalige bürgerliche Niederlassung mit der Begräbnisstätte auf dem sogen. Oelrain, einem kleinen Plateau südlich von der jetzigen Stadt, wo jetzt über römischen Fundamenten die weithin sichtbare evangelische Kirche erbaut ist. Unweit dieser, etwas näher der Stadt, hat Herr Dr. Jenny im Oktober und November 1878 wieder die Grundmauern römischer Gebäude aufgedeckt. Unter seiner Führung war es mir am 7. April d. J. vergönnt, einen noch aufgedeckten

Kellerraum, nebst den darin gefundenen römischen Alterthümern zu besichtigen, und ich säume nicht, in diesen Blättern davon vorläufige Nachricht zu geben, ohne dem zu erwartenden genaueren Bericht des Herrn Jenny in den genannten „Mittheilungen" vorgreifen zu wollen.

Auf einem 1,2 m breiten Treppengang mit 19 Stufen steigt man abwärts in einen ausgemauerten Raum, dessen Sohle etwa 5 m unter dem jetzigen, 3 m unter dem damaligen Boden liegt. Derselbe ist annähernd quadratisch, 3,7 m lang und 3,2 m breit. In seinen Seitenwänden befinden sich 8 Nischen, von ganz verschiedener Breite und Höhe, auch in ihrer Lage unregelmässig, nicht überwölbt, sondern einst offenbar von starken Brettern bedeckt, die das daraufliegende Mauerwerk trugen, aber ganz verschwunden sind. Am untern Ende der Treppe, vor dem Eingang in den Keller selbst, befand sich ein niedriger Bogen mit einer Thüre; auf der gegenüberliegenden Seite der Kellerwand in einiger Höhe 3 Licht- und Luftlöcher, ähnlich den mittelalterlichen Schiessscharten construirt. In späterer Zeit muss nach den Angaben des Herrn Jenny dieser Raum als Kehrichtwinkel gedient haben; derselbe war voll von Gefässscherben aus gewöhnlichem Thon, wie aus Terra sigillata, und von Abfällen aller Art aus Haus, Küche und Werkstätte. Unter den Gefässen sind hervorzuheben 2 grosse Schüsseln (nach Herrn Jenny Reibschalen, mortaria), die eine mit dem Stempel GERM, und auf der andern Seite der Ansa ANVA, die andere mit dem Stempel RAIITICV (mit umgedrehten Buchstaben), d. h. Raeticus. Am merkwürdigsten ist wohl der ganz unten auf dem cementirten Boden gefundene Deckel eines Fasses von Tannenholz, mit Querleiste. Auf den Kellertreppen, und zwar rechts und links ziemlich regelmässig aufgestellt, so dass ein schmaler Durchgang frei blieb, fand man über 100 Gefässe von Terra sigillata; dieselben waren zwar zerbrochen, aber meist fanden sich die Theile wieder zusammen. Ferner 4 bauchige Krüge mit engem Hals und einem Henkel, eine grössere graue Urne, Stücke einer grossen, grauen Amphora, ein Gefäss von Stein mit der eingeritzten Inschrift APRIL, eine Reihe eiserner Werkzeuge, namentlich 3 Hacken (sarcula), ein Messer, eine kleine, schmale Schaufel, ein Näpfchen (Tasse) von Glas, in welchem harzartige Stoffe gewesen zu sein scheinen, eine Bronceschale mit Griff, ein grösseres Messer mit Heft von Horn. Endlich wurden an Bildwerken gefunden: Ein Lämpchen gleich dem bei O. Jahn, römische Alterthümer aus Vindonissa (Taf. II, 12), ein sitzender Hund von Thon, und eine weibliche Figur, ebenfalls von Thon, aber weiss angestrichen, 19 cm hoch (mit dem fehlenden Kopf circa 21 cm) von Herrn Jenny wahrscheinlich richtig als Pomona bestimmt; sie trägt

nämlich auf dem rechten Arm ein Füllhorn mit Trauben, zu ihrer rechten Seite stand ein Gott (Vertumnus?), von dem aber nur die Füsse erhalten sind. Unter den Töpferstempeln, welche von Herrn Dr. Jenny ebenfalls genau veröffentlicht werden sollen, hebe ich folgende hervor, welche im C. I. L. III unter Bregenz nicht aufgeführt sind: Albuci m(anu), of(ficina) Attici, of. Carvi, of. Coeli, Germani, Iuliani o(fficina), Iulinus neben Iullini, Lallus f(ecit), Patric(i), of. Ponti, Rufinus, of. Sarini, ofic. Viril(is). — Diese alle von der gewöhnlichen Art im innern Boden der Gefässe eingedrückt; sodann aber auf der Aussenseite, offenbar in die Form eingeschnitten, Cibisus fec(it). — Aehnliche Kellerräume sind z. B. in Heft LXII mehrfach beschrieben: S. 3 von aus'm Weerth (Stahl, Kreis Bitburg), S. 13 von B. Stark (Heidelberg), S. 39 von Pfarrer Seeger (Odenwald). Die Heidelberger Kellerräume sind, wie Herr Jenny bemerkt, besonders desshalb sehr ähnlich, weil sie auch, wie der hier beschriebene, für sich bestehende Einzelanlagen zu sein scheinen. — In späterer Zeit wurde nach Herrn Jenny mit Benützung der geschilderten Kelleranlage ein Hypokaustum darauf gebaut und an dieses noch später in flüchtiger Weise ein zweites, kleines Hypokaustum angefügt.

Ueber die andern, ebenfalls im verflossenen Winter aufgedeckten römischen Bauwerke, die ich nicht mehr offen sah, entnehme ich einem mir von Herrn Dr. Jenny gütigst mitgetheilten Berichte folgendes: Auf dem höchsten Punkte des Oelrains, in der Nähe der früher aufgedeckten Bäder und anderer hervorragender Gebäude, an der Römerstrasse fand sich ein eigenthümlicher Bau aus grossen Quadersteinen, die aber nur zwei Seiten eines Vierecks bildeten, während die zwei andern Seiten erst später mit einem schlecht und flüchtig hergestellten Mauerwerk abschlossen. Die der Strasse zugekehrte Front beträgt 5,5 m. Herr Dr. Jenny vermuthet darin den Sockel eines Grabmals oder Ehrendenkmals. — Dahinter wurde ein ziemlich umfangreicher Bau ausgegraben, der verschiedene Gelasse mit Estrichböden, aber ohne Heizung enthielt. Das interessanteste derselben war ein kleines, 5,5 m langes und 3,7 m breites Gemach mit rothem Estrichboden; von diesem war ein Theil (etwa $^1/_5$) durch eine Rinne abgesondert, die nach Herrn Jenny's Vermuthung die hölzerne Schwelle eines Gitters oder einer Wand aufzunehmen bestimmt war. Etwa 50 cm aber unter diesem Estrichboden fand sich von einem älteren, durch Brand zerstörten Bau ein zweiter Estrichboden. Der Raum zwischen beiden war eine ergiebige Fundstätte, aus welcher namentlich folgende Gegenstände stammen: 1) von Bronce ein Handgriff zu einer grossen Thüre, nebst runden, etwas gewölbten Plättchen verschiedener Grösse, in deren Mitte Spuren von

Nägeln sichtbar waren, und einem Halbmondplättchen, ohne Zweifel zum Beschlag der Thüre gehörend, sodann ein Thürknopf, der einen Frauenkopf darstellt; 2) ebenfalls von Bronce der Deckel einer Kanne; 3) eiserne Charniere, Schlüssel, Haken, Bänder, Nägel u. s. w.; 4) ein silberner Fingerring. Alle diese Gegenstände stammen jedenfalls von dem älteren Bau und seinen Besitzern. Ausserhalb desselben, der Strasse zu, wurde eine Anzahl römischer Münzen gefunden, die von Domitian bis zu den Philippi reichen. Nach der Vermuthung Dr. Jenny's war es ein Tempel, wofür allerdings die Lage auf der höchsten Erhebung des ganzen Plateaus spricht, wenn sich auch vorerst keine weiteren Anhaltspunkte für diese Ansicht ergeben haben.

Konstanz, April 1879. F. Haug.

Cöln. Einer brieflichen Mittheilung des Herrn Raderschatt entnehmen wir Folgendes: In den ersten Tagen des Februar d. J. wurden in Cöln einige interessante römische Glasgefässe gefunden, deren kurzes Verzeichniss hier folgen mag. Aus einem Grabe im Ferculum: eine Phiole (sogen. Thränenfläschchen) von länglicher Form und ein becherförmiges Glas mit länglichen rippenartigen Eindrücken, bei denselben lag ein hübsch patinirtes Kleinerz von Constantin d. Gr. Ein anderes Grab, wahrscheinlich auch im Ferculum gelegen, lieferte:

1) ein tassenförmiges 7 cm hohes und $12^1/_2$ cm weites Glas von grünlicher Farbe, dessen Mitte ein 1 cm weit vorspringender Rand umkragt. Dasselbe ist wohl erhalten.

2) ein flaconartiges Fläschchen von farblosem Glase, 11 cm hoch, von äusserst graziöser Form, seinen Hals umschlingt zweimal ein Filigranstreifchen, das wahrscheinlich von dem nunmehr fehlenden Henkel auslief.

3) Eine circa 20 cm im Durchmesser haltende mässig gewölbte Schaale. Das Glas, welches sich durch eine ausserordentlich dünne Wandstärke auszeichnet, ist farblos, acht gelbe Streifen umziehen ringförmig die äussere Seite. Leider sind die beiden letzten Gläser durch Unachtsamkeit der Arbeiter zerbrochen und nur Scherben davon übrig. Die schöne Irisirung derselben macht deren Zerstörung doppelt beklagenswerth.

Cöln. Das Stift am Weidenbach. Gerhard van Groot 1340 zu Deventer geboren, studirte zu Paris, lehrte die Theologie in Cöln, erhielt ein reiches Kanonikat und lebte eine Zeit lang sehr eitel. Der ehrwürdige Heinrich von Kalkar aber bewog ihn zu einer strengeren Lebensweise. Wie Groot nun früher dem Klerus ein schlechtes Beispiel gegeben, so gab er jetzt ein so gutes, dass der Bischof von Utrecht ihn ermächtigte, als Bussprediger aufzutreten. Der ausserordentliche Erfolg veran-

lasste ihn, die Congregation des gemeinschaftlichen Lebens zu stiften, um der Noth der niederen Kleriker, wie Kapläne und Vikare u.s.w. zu steuern und gleichzeitig Handwerker durch Arbeitgeben vor dem Müssiggange zu bewahren. Es wurden also Priester und Laien aufgenommen. Erstere beschäftigten sich mit Bücherabschreiben und Anleitung der Knaben zu höheren Studien; die Laien trieben verschiedene Handwerke. Die Mitglieder — später Gerhardiner, auch Fratrenser genannt — brauchten sich durch keine Gelübde zu binden, blieben unverheirathet oder konnten ungehindert austreten. Anfangs trugen sie graue Oberkleider und graue Kappen, in späterer Zeit kleideten sie sich wie die Weltpriester. Nachdem Groot seine Häuser und sein sonstiges Vermögen für seine Stiftung verwendet hatte und 1384 in seiner Vaterstadt Deventer an der Pest gestorben war, folgte ihm Florenz Radewyn als Vorsteher der Verbrüderung. Dieser erwarb 1386 das ehemalige Augustinerstift Windesheim bei Zwolle im Bisthum Utrecht gelegen, welches seitdem das Haupthaus der Gerhardiner war. Die Congregation, welche berühmte Männer aufzuweisen hat, wie die Brüder Johann und Thomas Hamerken aus Kempen, Martin Lipsius, Joh. Latomus, den letzten Scholastiker Gabriel Biel u. s. w. verbreitete sich im westlichen Deutschland. Wir kennen die Häuser von Deventer, Utrecht, Windesheim, Agnetenberg bei Zwolle, Herzogenbusch, Emmerich, Münster, Wesel, Clausen bei Wittlich, Niederwerth, Dortmund, Attendorn, Rostock u. s. w.

Aus dem Congregationshause in Münster (Erhard in der westfälischen Zeitschrift 6. Bd. S. 89, 91, 104 ff.) kamen 1417 zwei Mitglieder nach Cöln. Es waren dies Johann Rossmit und Heinrich Haich. Letzterer aus Ahaus im Münsterlande gebürtig, kaufte mit seinem Vermögen den Bauplatz für das Brüderhaus von der Pantaleonsabtei, den Patriziern Hermann und Johann von Cusino. Im Jahre 1440 erfolgte die Genehmigung von Papst Eugen IV. Das Grundstück liegt zwischen dem einst von Weiden beschatteten, jetzt ausgetrockneten Bache, dem Weiherthor und der Abtei. Jetzt steht eine Kaserne auf der Stelle, wo sich einst die der heiligen Dreifaltigkeit und dem heiligen Erzengel Michael gewidmete Kirche erhob. Bis 1490 hatten die Brüder die Kosten des Kirchenbaues zum grössten Theile durch Bücherabschreiben verdient (Naumann: Serapeum, Zeitschrift für Bibliothekwissenschaft, Leipzig, No. 2 vom 31. Januar 1843, von Mering: Bischöfe II, 140).

Erzbischof Theodor von Mörs sowie Gerhard von Berg, Domprobst und Universitätskanzler, begünstigten die neue Niederlassung. Der päpst-

liche Legat Johannes, Cardinaldiakon St. Angeli verlieh den Brüdern 1449 mehrere Ablässe.

Kaiser Friedrich III. wohnte nach dem Friedensschlusse mit Karl dem Kühnen 1475 einige Zeit neben dem Brüderhause, welches er bei dieser Gelegenheit besuchte. Friedrich überzeugte sich persönlich von dem frommen Leben der Mitglieder, von ihrem schlichten und unbescholtenen Wandel, wovon er früher rühmende Kunde erhalten hatte und ernannte sie und ihre Nachfolger zu Kaplänen des heiligen römischen Reiches deutscher Nation; auch erklärte er ihre Collegiatkirche für frei von jeglicher Gewalt und Gerichtsbarkeit, von Zwang und Befehl, von Servituten, Lasten und Leistungen aller Art. Das kaiserliche Diplom ist am 23. September 1475 ausgefertigt (Gelen: de admir. magn. p. 451, Thomas: Geschichte der Mauritiuspfarre, S. 117).

Im Jahre 1512 baten die Gerhardiner den päpstlichen Legaten, Kardinal Raimund Perandi, dahin zu wirken, dass ihr Convent von der städtischen Steuer des Molters, des Brodes und Biers befreit werde. Die Rathsherren erfüllten den Wunsch nicht. Stadtdiener verkleideten sich, schwärzten sich das Gesicht und drangen gewaltsam in das Convent und verrammelten dann mit schweren Hölzern die Eingänge. Als sie so den Brüdern den Ausgang unmöglich gemacht hatten, trieben sie argen Muthwillen und Gewalt. Bei der Untersuchung stellte sich heraus, dass dieses Alles auf Betreiben des Bürgermeisters Johann von Bergheim geschah. Er wurde dieses Vergehens, sowie Erpressung und Meineid wegen am 12. Januar 1513 enthauptet (Annalen des histor. Vereins 26, S. 217—220).

Der Philologe Johannes Cäsarius kehrte zu Anfang des Jahres 1550 von Mörs nach Cöln zurück. Weil Alter und Blindheit ihn hinderten, seine Vorlesungen als Professor wie früher zu halten, gerieth er bald in grosse Noth. Die Gerhardiner, unter denen ein reger wissenschaftlicher Geist herrschte (Ennen: Cöln. Stadtgeschichte IV 79), nahmen sich des Greises an und pflegten ihn, bis er 83 Jahre alt, am 15. Dezember 1550 als Rechtgläubiger starb (Krafft: Briefe und Documente, S. 174; seine Grabschrift und Schriften bei Harzheim: Bibl. Colon. p. 165 u. 166).

Den Beschlüssen des Konzils von Trient entsprechend, wollte der Erzbischof Joseph Clemens in seiner Diözesanhauptstadt ein Seminar zur Aufnahme und Heranbildung von solchen Jünglingen errichten, welche sich dem Priesterstande zu widmen gedachten. Da ihm aber die Erbauung oder der Kauf einer zweckmässigen Anstalt zu kostspielig erschien, lenkte er seine Aufmerksamkeit auf die zahlreich bestehenden Institute. Am Weidenbach lebte damals ein Rektor und neun Priester mit 560 römischen

Scudi ($2426^1/_2$ Reichsmark) jährlicher Einkünfte. Der Kurfürst plante dieses Kloster aufzuheben, das Vermögen einzuziehen und zum Ersatze den Mitgliedern für Lebenszeit angemessene Kirchenämter zu verleihen. Er wandte sich dieserhalb 1723 an den Papst, welcher ihm aber die Erlaubniss nicht ertheilte. Damit blieb die Sache auf sich beruhen bis zum Jahre 1768. Da hatte Erzbischof Maximilian Friedrich die Brüder aus dem Hause versetzen wollen, um dieses in ein Diözesan-Emeritenhaus für alte abgedankte Seelsorger zu verwandeln, wurde aber vom Stadtsenate daran ganz und gar gehindert. Auch liess der damalige Rektor des Collegiums, der gelehrte Gotfried Wilhelm Daniels, Doktor der Theologie und Synodalexaminator, welcher zugleich ein Kanonikat im Apostelstifte bekleidete, sich nicht zur Uebernahme des Seminarpräsidiums bewegen. Der Conflikt wegen des Hauses dauerte fort, bis die Franzosen 1802 alles säkularisirten (von Mering: Bischöfe von Köln II 217—223). J. B. D. Jost.

Cöln. Die Severinskirche. Der heilige Bischof Severin liess 376 eine Kirche bauen, die er zu Ehren der heiligen Martyrer Kornelius und Cyprianus einweihte (Annalen für den Niederrhein 23, 46; vgl. die zwischen 925—953 ausgestellte Urkunde Wichfrids, Gelen: de admiranda magn. p. 272, Binterim und Mooren: die alte und die neue Erzdiözese Köln I 59, Annalen 26, 344 ff.) und worin die Bischöfe Giso (708) und Anno I. (710) gleich dem Gründer ihre letzte Ruhestätte fanden. Die Normannen steckten 882 die Kirche in Brand.

Der Erzbischof Wichfrid liess die Kirche wieder aufbauen, die seitdem St. Severin genannt wird, vermehrte ihre Einkünfte und verlegte die irdischen Ueberbleibsel ihres Schutzheiligen in einen kostbaren Kasten. In der ersten Hälfte des eilften Jahrhunderts wurde die ganze Kirche umgebaut, Krypta und Chor hinzugebaut. Erzbischof Hermann II. vollendete, beschenkte und konsekrirte 1043 am 11. November den Tempel (Gelen: de admir. p. 273, Winheim: Sacrarium Agrip. p. 56, Lacomblet: Urkundenbuch I 111). An diesen Bau erinnert noch das Querschiff mit der zum Chore hinaufführenden Treppe, auf deren Stufen St. Bruno und Barbara, zwei Figuren aus der Karthaus stehen; ein anderer Rest jenes Baues scheint ein Theil der Krypta mit vier Säulen und zehn viereckigen Pfeilern zu sein.

Der Erzbischof Hermann III. liess 1102 das prächtige silberne Reliquiar des hl. Severin verfertigen, ein Meisterwerk mit dachförmigem Deckel; von der kostbaren Bekleidung ist leider nur noch ein den Heiligen vorstellendes Schmelzgemälde übrig.

Der Kanonich Rudolf schenkte 1195 seiner Stiftskirche einen Kelch, ein Antiphonar und ein Graduale, zwei Kandelaber und verschiedene Ländereien, deren Revenüen zur Beleuchtung des Gotteshauses und Speisung der Armen dienen sollten (Lacomblet: Archiv 3. Bd. S. 166).

Im dreizehnten Jahrhundert wurde eine völlige Umgestaltung vorgenommen, so dass ein würdigerer Kirchenbau den alten ersetzte. Ueber der erweiterten Krypta erhob sich bald in romanischem Style ein gewölbter Chor mit zwei Seitenthürmchen. Bischof Balderich von Semgallen weihte am Allerheiligenfeste 1237 die Kirche nebst zwei Altären (Stiftscartular fol. 39, Ennen: Quellen II 167). Dieser unregelmässige, aussen fünfseitig, innen dreiseitig geschlossene Chor hat unten drei achteckige Wandsäulen, welche auf geschmackvollen Laubkapitellen die Gewölberippen tragen. Der Anblick der schönen Architektur ist durch den Hochaltar zum Theil verdeckt. Die Mittelnische enthält ein genial gedachtes Kruzifix, welches ein interessantes Kunstwerk der deutschen Schule ist, das leider, wie so viele seines Gleichen, unter dem störenden Putze des Anstreichers und seines verderbenden Quastes viel von seinem Charakteristischen verloren hat, denn im letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts wurde nämlich die Kirche im Zeitgeiste bemalt.

Der Kanonich Dietrich Gryn liess 1282 den Magdalenenaltar zwischen dem Chor und dem Dormitorium errichten; er dotirte denselben reichlich und stattete ihn mit allen nöthigen Geräthschaften, sowie Kaseln, Alben und Stolen aus (Gelen: farrag. XV 88, Ennen: Geschichte III 795). Der Kanonich Hilger von Lyskirchen dotirte 1333 den Barbaraaltar, welchen er hatte erbauen lassen (Gelen: farrag. XV, 851, Ennen: Geschichte III, 796).

Zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts erbaute man das jetzige Langschiff mit seinen beiden Seitenschiffen und an der Nordseite den zierlichen Kreuzgang in gothischem Style. Im folgenden Jahrhundert, 1479 wurden die inneren und äusseren Pfeiler der Kirche sämmtlich neu aufgeführt und das neue Kirchengewölbe eingezogen (Gelen: farrag. 15, 869).

Der Herzog Wilhelm II. von Berg wollte auf seine Kosten einen Thurm an die Kirche bauen. Im Jahre 1393 legte man an der Westseite derselben die Fundamente. Der Thurmbau konnte nur langsam gefördert werden, da dem Herzoge in der unglücklichen Schlacht bei Cleverham gegen den Grafen von Kleve 1397 gefangen, die Mittel fehlten, weil er 1404 von seinem Sohne der Freiheit beraubt wurde und bereits 1408 starb. Durch die Freigebigkeit helfend dazwischen getretener Reichen wurde der Thurm 1411 vollendet. In demselben Jahre wurde dieser mit den Altären der

ausgebesserten Krypta, welche wegen den neuen Substruktionen der Gewölbe hatten beseitigt werden müssen, geweiht (Kreuser im Kölner Domblatt 1844 No. 125; Organ für christliche Kunst 12, 242; 13, 255; 14, 241). Dieser gothische Hauptthurm ist wenn auch in der Masse und viereckigen Form schwerfällig, doch ein schön imposanter und stattlich schlanker Bau, der in seiner ruhigen Einfachheit auf den Beschauer eine ergreifende Wirkung ausübt, besonders durch die zwei Stockwerke mit ihren hohen Wandnischen und dem zierlichen Leistenwerk. Wie der grösste Theil der Kirche, so ist auch dieses gewaltige Thurmwerk aus Tufstein, den man im Mittelalter viel zu gebrauchen beliebte. Die ein schönes Geläute bildenden Glocken liess das Stift 1343, 1350, 1380 und 1755 giessen.

Mit wahrer Wehmuth tritt der Kunstfreund aus dem nördlichen Nebenschiffe in den einen noch erhaltenen Flügel des Kreuzganges und schaut hier den Rest eines hervorragenden gothischen Bauwerkes. Nachdem man seinen grössten Theil 1834 für 2565 Thaler verkauft hatte, um aus dem Erlös einen Theil der Kosten des neuen Pfarrhauses zu bestreiten, wurden drei Flügel theils 1853, theils 1863 abgebrochen und der Platz bebaut.

In der romanischen Krypta unter dem Chore, wo der Bischof Giso ruht (Walter: Erzstift und Reichsstadt Köln I 26), befanden sich ehemals mehrere Altäre; einer derselben war dem hl. Apostel Johannes Baptist gewidmet; der Marienaltar wird schon in einer Urkunde von 1254 erwähnt (Ennen: Quellen II 340). Die Wände dieser Unterkirche sind mit Bildern bemalt, welche sehr alt sein mögen und durch die Feuchtigkeit überaus gelitten haben; ihre Zeichnungen sind scharf und schroff, die Composition einförmig in gerader Linie, ohne alle Luftperspektive und Hintergrund, dagegen die Köpfe nicht ohne Werth. Sie werden gleich den Wandgemälden in der Sakristei dem Meister Wilhelm zugeschrieben, der 1320—80 geblüht haben soll. Letztere scheinen einstens sehr werthvoll gewesen zu sein, haben jedoch durch die Zerstörung der Zeit und wahrscheinlich noch früher durch die Sudelei des Restaurateurs so sehr gelitten, dass nur noch Christus am Kreuze sichtbar ist; die Umgebung scheinen sechs Heiligenbilder eingenommen zu haben.

Die an der Nordseite der Kirche gelegene Erasmuskapelle mit einem Tonnengewölbe und halbrunder Apsis findet sich zuerst 1245 urkundlich angegeben, soll aber schon zur Zeit des Erzbischofs Gero bestanden haben. An der Südseite lag die 1810 zerstörte Margarethenkapelle (Lacomblet: Archiv III 160 und 146). Der Kanonich Johann von Lennep, genannt Stommel, liess 1505 unten im rechten Nebenschiffe eine Taufkapelle ab-

sondern, mit Glasgemälden schmücken, durch Eisengitter umfassen und in Stein wölben, den Altar errichten und versah diesen mit allen erforderlichen Kirchengeräthen (Gelen: farrag. XV, 846, Ennen: Geschichte Köln's III, 798).

Unter den neueren Zuthaten kann man noch den ursprünglichen Charakter des aus dem dreizehnten Jahrhundert stammenden Hochaltars erkennen. An der Evangelienseite befindet sich im ganz reinen Style des vierzehnten Jahrhunderts ein sehr schönes Sakramentshäuschen mit seinem Geburtsscheine, der Jahreszahl 1378 versehen. Ihm gegenüber ist ein Wandtabernakel im schlechten Style der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts. Rechts und links zu beiden Seiten vor dem Hochaltare hangen zwei recht schöne Bilder aus der altdeutschen Malerschule. Ehemals war die Kirche sehr reich an Gemälden; unter den noch vorhandenen, die wie auch andere Kunstgegenstände theilweise aus dem Karthäuserkloster hieher gebracht worden, ist am merkwürdigsten das auf dem Seitenaltare im Südschiffe befindliche grosse Abendmahl mit zwei Flügeln, von Bartholomäus Brun anfangs oder Mitte des 16. Jahrhunderts gemalt. Ein gutes Bild von Geldorp ist das in dem Epitaph des Kanonich Melchior von Gail befindliche Portrait des 1628 Verstorbenen. Einige andere Epitaphe aus der Renaissancezeit sind bemerkenswerth, namentlich ein Alabasterrelief und das jüngste Gericht. Auch in Silber, Bronze, Holz, Marmor u. s. w. besitzt die Kirche einiges Merkwürdige, wenn man es auch gerade nicht besonders bedeutungsvoll als Kunstleistung nennen darf, gibt es doch immer Belege für die bessere oder schlechtere Richtung der Zeit, wo es entstanden. Hierhin gehört das in Form eines Adlers gegossene kupfervergoldete Lesepult aus dem fünfzehnten Jahrhundert; dann die gothischen Chorstühle, ein prächtiger Thürbeschlag aus dem zwölften Jahrhundert und ein Horn mit silbervergoldeten Beschlägen.

Der heilige Severin geniesst seit dem Alterthum eine besondere Verehrung in der Stadt und Umgegend. Mitte September 1418 wurden seine Reliquien mitten im Chore zwischen Kandelabern mit brennenden Kerzen ausgesetzt; acht Tage kamen die Geistlichen und Weltlichen, diese mit den Rathsherren an der Spitze und flehten hier den Heiligen um seine Fürbitte bei Gott an, damit derselbe die hier grassirende Pest hinwegnehme, was auch bald geschah. Zur Abwendung der Wassernoth ging am 20. Dezember 1421 eine sakramentalische Prozession aus dem Dome nach der Severinskirche, aus welcher dann die Reliquien des hl. Severin von acht Stiftsherren mitgetragen wurden am Severinsthore hinaus bis an den Rhein, dann wieder um, am Severinsthor vorbei, durch das Weiherthor in die Stadt

herein und in die Pantaleonskirche, wo man einen Antiphon absang. Der Zug, dem sich Clerus und Senat angeschlossen, bewegte sich alsdann nach der Marienkirche zum Kapitol, wo man dem heiligen Messopfer beiwohnte. Nach beendigter Andacht trug man die Reliquien St. Severins in diese Kirche und die Domgeistlichkeit das Allerheiligste zurück. Kaum war die Prozession vorüber, als die Ueberschwemmung sich zurückzuziehen begann. Aus derselben Ursache und zu gleichem Zwecke fand am 5. März 1432 dieselbe Prozession statt, mit dem Unterschiede, dass diesmal nicht der Dekan mit 7 Kanonikern, sondern die Propsteilehnsleute und Gerichtsschöffen den Reliquienkasten trugen.

Wegen des unaufhörlichen Regens machte man 30. Juni 1438 einen Bittgang. Die Stiftsherren von St. Severin und St. Aposteln trugen den Reliquienschrein in Begleitung sämmtlicher Senatoren und einer grossen Volksmenge, nach dem Dome, von da mit dem hochwürdigsten Gute nach der Marienkirche, wo das Hochamt celebrirt wurde. Nach dessen Beendigung zog man nach der nahen Stefanskapelle an der Hochpforte, wo der sakramentalische Segen ertheilt wurde. Hierauf zerstreute sich die Prozession wieder nach dem Dome und der Severinskirche, bald hörte der Regen auf und das heiterste und fruchtbarste Wetter erschien.

Ganz dieselbe Prozession hielten die Kölner wegen eingetretener Dürre auf den Aeckern 1442, wobei die Stiftsherren von St. Georg und St. Severin die Reliquien trugen und ein fruchtbarer Regen segnete darauf das Land.

Um die Einigkeit in der christkatholischen Kirche, den allgemeinen Frieden und die Erhaltung der Feldfrüchte zu erbitten, wurden am 31. Mai 1448 die Reliquien des hl. Severin und des hl. Kunibert in feierlicher Prozession zum Dom getragen, daselbst in der Mitte des Chores zur Verehrung ausgestellt und dann zur Marienkirche gebracht. Nach dem hier abgehaltenen Hochamte wurde der Segen in der Stefanskapelle gegeben und damit war die Feier geschlossen.

Diese Prozession ging man auch am 9. August 1451 wegen Pest, schlechter Witterung und drohender Kriegsgefahren. Wegen unaufhörlichen Regens verehrte der Senat dem Severinsstifte 1454 fünfzig Reichsthaler, damit doch wieder die beschriebene Prozession gehalten werden möchte. Dem Ersuchen des Rathes wurde am Frohnleichnamsfeste willfahrt. Dasselbe geschah zu Mariä Himmelfahrt 1455 zu demselben Zwecke, dann 5. Oktober 1456 zur Vertreibung der Pest und zum Danke für den Sieg über die Türken.

1496 gab der Senat 75 Thaler an die Kirche aus Anlass der Pro-

zession. Dann gab er 94 Thaler und die Wachskerzen um den Reliquienkasten herum, als am Sebastianustage 1497 die Reliquien im Schiffe der Severinskirche wegen der Rheinüberschwemmung ausgestellt waren. Die Prozession vom 10. Mai 1514 war auf Befehl Papst Leo X. vom Erzbischof Philipp angeordnet worden. Als man 1515 die Gebeine der heiligen Severin, Alban und Kunibert in gewohnter Weise umtrug, lieferte der Senat die Wachskerzen und Fackeln, wie auch 1522.

Der Erzbischof Gebhard von Waldburg verordnete für den 31. Mai 1579 die Prozession zur Abwendung grosser Uebel vom Vaterland. Nach der Mette, Morgens 7 Uhr, zogen die Stiftsherren von St. Georg und St. Severin mit ihren Reliquien in Begleitung der Brüder von Herrnleichnam nach der Kunibertskirche, wo die dortigen Stiftsherren, die Reliquien ihres Schutzheiligen in ihrer Mitte von den Schöffen des Gerichtes Niederich getragen, sich ihnen anschlossen und der ganze Zug sich alsdann nach dem Dome bewegte. Unterwegs hatten sich die Johanniter und die Lupusbrüder mit ihren Reliquien angeschlossen, ferner die Kanoniker von St. Maria zu den Staffeln mit den Reliquien des hl. Agilolf, sowie die Andreasstiftsherren, desgleichen die Mönche der Pantaleonsabtei mit den Gebeinen des heil. Albin und die Apostelkanoniker trugen für das weibliche Cäzilienkloster den Körper des hl. Evergislus. Im Beisein der vielen Herzöge und anderen Fürsten, welche sich aus Niederdeutschland nach Köln geflüchtet hatten, wurde ein feierlicher Gottesdienst gehalten und nach dem Schlusslied veni Creator zog man aus dem Dome über den Altenmarkt und Heumarkt nach der Stiftskirche zum Kapitol, wo eine Messe, sieben Kollekten, drei Antiphone und eine Litanei gesungen wurden. Von hier ging es dann nach dem Dome zurück, und nach dem durch den Weihbischof ertheilten Segen gingen die Leute wieder auseinander. (von Mering und Reischert: Bischöfe und Erzbischöfe I 411 ff.)

Von den vier ist die Severinsglocke die älteste und 1350 gegossen. Die jüngste Rosa von Lima-Glocke goss 1755 Bartholomäus Gunder, wurde von Martin Legros 1771 umgegossen und durch den Stiftsdechanten Franken von Siersdorff als Weihbischof eingesegnet.

J. B. D. Jost.

Constanz. Das Rosgarten-Museum hat wieder manche Bereicherung erfahren. In naturgeschichtlicher Beziehung sind manche Lücken in der geologisch-petrefactologischen Sammlung ausgefüllt worden.

Durch Stiftung und Sammeln wurde manch gutes Stück, manches die Gegend bezeichnende Belegobject erworben. Sodann wurden die anlässlich der Bohrungen auf Kohle bei Rheinfelden gewonnenen Cylinder der

dortigen Erdschichten in zusammencementirten Säulen aufgestellt, wie auch die Bohrungs-Ergebnisse der Constanzer Wasserleitung gesammelt werden. Grabungen des Dr. Fraas aus Stuttgart auf dem Hohentwiel ergaben ausser dem Nachweis von Gletscherschutt auf diesem Phonolitkegel auch Scherben roher Thongefässe aus alter Zeit, welche nach dem Material zu schliessen, an Ort und Stelle angefertigt sind. Dieselben wurden im Rosgarten neben der früher dort gefundenen grossen Urne und dem interessanten Höhlenfunde von Thayingen mit den Gravuren auf Renthier-Stangen niedergelegt.

An diese Funde schliessen sich neu aufgefundene Reste von Elen und Alpenhasen bei Constanz an. Ferner liess ich diesen Winter die Ufergestade bei Maurach und Unteruhldingen am Ueberlinger See ausbeuten und erhielt durch diese Nachforschungen unter hunderten von Steinbeilen der Culturperiode der Pfahlbautenzeit auch mehr denn hundert kleine Beilchen, Meisselchen und Splitter von dem eigenthümlichen Nephrite, dessen Fundort jetzt noch nicht ermittelt werden konnte, und seinem Nebengestein, Jadeit und Chloromelanit, viele Beile von schönen Serpentinen, Geräthe von Feuerstein und ein Beil von Uralitporphyr, der dem Gesteine von Miask ganz gleichkommt. Dabei finden sich auch Haar-Nadeln, Ringe, Fibeln von Bronze und Spinnwirtel aus Thon.

Weiter kamen dazu Funde aus benachbarten schweizerischen Pfahlbauten und aus den der gleichen Culturstufe angehörigen Begräbnissstellen ausgestorbener Indianer-Stämme bei Chiu-Chiu.

Auch für die Belege der Ausstattung von Wohnung und Kleidung vergangener Zeiten ist manches die Gegendgeschichte erklärende Mittelglied neu erworben worden.

Konstanz im Februar 1879. L. Leiner.

Donaueschingen, 10. Febr. (Pfahlbauten.) Vor einigen Tagen fanden mehrere Mitglieder der historischen Gesellschaft in Donaueschingen unter Führung des Herrn Dr. B. Spuren und Ueberreste von Pfahlbauten im Pfohremer Ried bei Donaueschingen, welche von höchstem wissenschaftlichem Interesse sind. Die Fundstücke bestehen aus Ueberresten von Geweben, aus Geräthen der Stein-, Bronce- und Eisenzeit. (Schw. M.)

Einer brieflichen Mittheilung des Herrn Prof. Haug in Constanz entnehmen wir, dass die oben gebrachte Mittheilung, welche in mehrere Blätter, selbst in die Illustr. Zeitung überging, sich als Schwindel herausgestellt habe. Wir bringen diese Nachricht nur, damit dieselbe nicht als zuverlässig in die Litteratur übergehe. Die Red.

Darmstadt. Römische und germanische Funde. In der Um-

gebung von Grossgerau, zwischen dem Rhein und Darmstadt, wurden in neuerer Zeit mehrere germanische Grabhügel entdeckt, worüber im Correspondenzblatt des Gesammtvereins etc. 1879 S. 32 berichtet wird. Auch kamen eine grosse Menge römischer Alterthümer in dortiger Gegend zu Tage, Münzen, Thonlampen, eine Thonfigur, Gefässe sowohl gröberer Art, wie feine aus Terra sigillata mit Stempeln etc. Auch ein Stück Dachziegel mit dem Stempel der XXII. Legion fand sich nach demselben Berichte vor.

Es würde sich wohl von Seite des hessischen historischen Vereins verlohnen, die betreffende Römerstätte näher untersuchen zu lassen.

Bei dieser Gelegenheit mag nun auch auf einen höchst bedeutenden römischen Fund aus derselben Gegend aufmerksam gemacht werden. Derselbe wurde in der Nähe des Schlosses Dornberg, beim Dörfchen Berkach, im Felde „auf der Esch" genannt, zu Tage gefördert. Von dort kam er um 1840 nach Dornberg, um 1867 in's Darmstädter Museum übergeführt zu werden. Vgl. Frank im Hessischen Archiv XII S. 36, der zugleich bemerkt sein ganzer Styl (der sehr überladen ist) versetze das Denkmal in die späteste Römerzeit; allein mit solchen Behauptungen muss man sehr vorsichtig sein, da die Römer das rechte Rheinufer schon im 3. Jahrhundert aufgegeben haben, freilich nicht auch zugleich die Befestigungen den Rhein entlang. J. Becker hat diesen Stein in den Bonner Jahrbüchern XLIV 74 kurz beschrieben, den tragenden schlangenfüssigen Riesen aber für Atlas oder Geryon gehalten.

Eine nähere Beschreibung der interessanten Reliefs dieses (eine 130 cm lange, 60 cm hohe und 30 cm dicke Tafel bildenden) Denkmales, das die Basis einer grösseren Darstellung gebildet haben muss, soll nun zwar hier vorläufig nicht gegeben werden, allein auch die an genannter Stelle mitgetheilte Inschrift bedarf nach meiner Autopsie einer Berichtigung.

Ohne Rücksichtnahme auf die Reliefdarstellungen der Nebenseiten, stellt sich die Vorderseite der Tafel nämlich so dar, wobei die Bildwerke nach üblicher Weise durch liegende Minuskelschrift angedeutet sind:

*victoria* — XYSTCVS (I über T) — *gigas anguipes* — SCALPS — *mars*
IT

Nur die zwei Buchstaben IT sind, wie angegeben, in einer zweiten Zeile beigefügt, weil wegen des folgenden Bildes des Mars kein Raum mehr in der ersten vorhanden war.

Der Name des Künstlers Xysticus ist ein griechischer, wie sie bei Handwerkern vielfach üblich waren (vgl. Bonner Jahrb. LXII, 25): ξυστικός ei-

gentlich der Schabende, Einkratzende, scalptor also mit seiner Beschäftigung, dem „scalpere“ identisch. Die Vertheilung der Reliefbilder der Vorderseite ist unter Vermeidung der zweideutigen Angabe „rechts“ und „links“ aus obigem ersichtlich. (Vgl. auch Walther, hessische Altertümer S. 51.) —

Heidelberg. Karl Christ.

Hermansschlacht, über die Dauer derselben. In einer kleinen, jüngst bei G. Weiss in Heidelberg erschienenen Schrift über „das Feld der Hermansschlacht“ habe ich bereits die Angaben der Geschichtsquellen zusammen gestellt, die über den Ort der varianischen Niederlage sichere Auskunft geben. Hier sei es mir erlaubt, auch diejenigen Stellen der Klassiker beizubringen, welche über die Dauer des Kampfes berichten, da dieselben zugleich einen Schluss auf die Ausdehnung des Schlachtfeldes erlauben, und somit dazu beitragen können, die Auffindung des letztern zu erleichtern.

1) Aus Vellejus Paterculus II 117: „Varus Quintilius — mediam ingressus Germaniam — jurisdictionibus agendoque pro tribunali ordine trahebat aestiva“, ersehen wir, dass Varus, nachdem er ins mittlere Deutschland vorgerückt war, mit Rechtsprechen nach römischer Gerichtsweise seine Zeit im Sommerlager verbrachte. Dio Cassius 56, 18 führt dieses weiter aus: *„Ἐπεὶ δὲ ὁ Οὔαρος ὁ Κυιντίλιος τήν τε ἡγεμονίαν τῆς Γερμανίας λαβὼν καὶ τὰ παρ' ἐκίνοις ἐκ τῆς ἀρχῆς διοικῶν ἔσπευσεν αὐτοὺς ἀθροώτερον μεταστῆσαι, καὶ τά τε ἄλλα ὡς καὶ δουλεύουσί σφισιν ἐπέταττε καὶ χρήματα ὡς καὶ παρ' ὑπηκόων ἐσέπρασσεν, οὐκ ἠνέσχοντο“*; also wie Sklaven ertheilte Varus den Germanen seine Befehle, und Abgaben legte er ihnen auf wie Untergebenen. Vellejus fährt Kap. 118 fort: „Tum juvenis genere nobilis — nomine Arminius Sigimeri principis gentis ejus filius — segnitia ducis in occasionem sceleris usus est. — Primo igitur paucos, mox pluris in societatem consili recepit; opprimi posse Romanos et dicit et persuadet; decretis facta jungit, tempus insidiarum constituit.“ Armin bestärkte die Römer, wenngleich von Segestes bei denselben angeklagt, im Gefühle der Sicherheit, und entwarf den Plan zum Freiheitskampfe. Wie er ihn ausführte, erzählt Dio 56, 19: *„Επανίστανται τινες πρῶτοι τῶν ἄπωθεν αὐτοῦ οἰκοίντων ἐκ παρασκευῆς, ὅπως ἐπ' αὐτοὺς ὁ Οὔαρος ὁρμήσας εὐαλωτότερός σφισιν ἐν τῇ πορείᾳ, ὡς καὶ διὰ φιλίας διιών, γένηται, μηδὲ ἐξαίφνης πάντων ἅμα πολεμωθέντων αὐτῷ φυλακήν τινα ποιήσηται.“* Der Anordnung des Armin gemäss empörten sich zuerst fernhin Wohnende, durch welche Kriegslist Varus aus seinem festen Lager gelockt wurde. Aber noch in und bei demselben fing der Kampf an; dies sagt uns nicht allein Vellejus II 119: „At e praefectis castrorum duobus quam clarum

exemplum L. Eggius, tam turpe Cejonius prodidit, qui, cum longe maximam partem absumpsisset acies, auctor deditionis supplicio quam proelio mori maluit"; sondern auch Florus II 30: „Castra rapiuntur". Nachdem die meisten Legionssoldaten das Sommerlager verlassen hatten, wurden die beiden Präfekten desselben mit ihren Leuten von den Germanen unterdrückt. Weiter bei Dio in demselben Kapitel: „*Ἐπῆλθον αὐτῷ ἐν ὕλαις ἤδη δυσεκβάτοις ὄντι.*" Jetzt steckte Varus mit seinem Heere in Wäldern, aus denen schwer zu entkommen war.

Den ferneren Verlauf der Schlacht fasst Florus kurz in die Worte zusammen: „Nihil illa caede per paludes perque silvas cruentius", und ebenso Vellejus: „Exercitum omnium fortissimus — inclusus silvis paludibus insidiis — ad internecionem trucidatus est"; jedoch verspricht der letztere, den Hergang in einem besondern Werke eingehend darzustellen: „Ordinem atrocissimae calamitatis — justis voluminibus ut alii ita nos conabimur exponere." Den einen oder andern der hier erwähnten Schlachtberichte hatte Dio Cassius, der bis dahin sichtlich mit Vellejus Paterculus übereinstimmt, allem Anschein nach vor sich, als er in seiner Geschichte weiterhin ausführlich die Bedrängniss der Römer in den Wäldern und Sümpfen bei Regen und Wind, und ihre grossen Verluste durch das Herandringen der Germanen aus den Verstecken in Schluchten und Dickichten darstellte. Er schliesst die Beschreibung des ersten Schlachttages mit den Worten Kap. 21: „*Αὐτοῦ τε οὖν ἐστρατοπεδεύσαντο, χωρίου τινὸς ἐπιτηδείου, ὡς γε ἐν ὄρει ὑλώδει ἐνεδέχετο, λαβόμενοι.*" Mit dem Ausmarsche aus dem Sommerlager also beginnt der erste Schlachttag und endigt mit dem Aufwerfen eines zweiten Lagers für die Nacht. Dass diese Darstellung bei Dio glaubhaft sei, ersehen wir aus Cornelius Tacitus, welcher in den Ann. I 61 berichtet, es haben sechs Jahre nachher aus jener Schlacht entkommene Soldaten dem Germanicus beide Lager gezeigt, wörtlich: „Prima Vari castra lato ambitu et dimensis principiis trium legionum manus ostentabant; dein semiruto vallo, humili fossa accisae jam reliquiae consedisse intellegebantur."

2) Im Nachtlager nun verwandten die Römer ihre meisten Wagen sowie das unnöthige Geräth zu Feuern, und liessen am nächsten Morgen auch alles überflüssige Gepäck zurück. Dann fährt Dio fort: „*Συντεταγμένοι μέν πη μᾶλλον τῇ ὑστεραίᾳ ἐπορεύθησαν, ὥστε καὶ ἐς ψιλόν τι χωρίον προχωρῆσαι, οὐ μέντοι καὶ ἀναιμωτὶ ἀπήλλαξαν.*" Der Ausdruck *συντεταγμένοι ἐπορεύθησαν* ist deutsch „in Reich und Glied marschirten sie weiter", oder nach Tac. Ann. I 51: „incedebant itineri et proelio." Marschirend und zugleich kämpfend erreichten die Römer eine ihnen willkommene Wald-

blösse. Weiter sagt Dio: „Ἐντεῦθεν δε ἄραντες ἔς τε ὕλας αὖθις ἐσέπεσον.“ Hier hat man vor Allem das Wort ἄραντες, besser ἀραρόντες richtig zu verstehen; es bezeichnet die in Schlachtordnung Aufgestellten, die acies instructa, was aus den nachfolgenden Zeilen klar hervorgeht: „Συστρεφόμενοι γὰρ ἐν στενοχωρίᾳ, ὅπως ἀθρόοι ἱππεῖς τε ὁμοῦ καὶ ὁπλῖται ἐπιτρέχωσιν αὐτοῖς.“ Wie die Römer ihre Schlachtreihen einzurichten pflegten, beschreibt ausführlich Vegetius Renatus epit. rei milit. II 15—17 und III 13—20. Auf der Blösse angelangt, liess Varus seine Soldaten also in Schlachtordnung zusammen rücken; allein diese Stellung war, da man wieder in Wälder gerieth, für das Heer ungünstiger, als die einfache Marschordnung.

Jetzt folgt in dem Texte des Dio eine verderbte Stelle, die Ludw. Dindorf liest: „Τετάρτῃ τε ἡμέρα πορευομένοις σφίσιν ἐγένετο, der vierte Tag war für die Marschirenden gekommen.“ Aber es ist ja nicht von einem dritten Tage die Rede gewesen, auch nicht von einem zweiten und dritten Nachtlager, welches aufzuwerfen die Römer selbst in der grössten Noth nicht unterlassen haben würden, wofür uns Tac. Ann. I 64—68 ein lehrreiches Beispiel liefert. Der wahre Sinn obiger Stelle tritt hervor, sobald wir lesen: „Τετάρτῃ τῆς ἡμέρας πορευομένοις σφίσιν ἐγένετο.“ Als die vierte Stunde des Tages für die Marschirenden gekommen war, also Morgens zwischen 9 und 10 Uhr, brauste ihnen wieder ein heftiger Regen und starker Wind entgegen, der ihnen weder irgend wohin vorzugehen noch sicher still zu stehen verstattete, ja sogar den Gebrauch der Waffen benahm. Somit fällt der Entscheidungskampf, dessen Beschreibung bei Dio nun folgt, in die Mittagszeit und Nachmittagsstunden des zweiten Schlachttages. Auch in Tac. Ann. I 61 wird ein drittes Lager vom zweiten Schlachttage nicht erwähnt, wohl aber der Ort des letzten Ringens, „primum ubi vulnus Varo adactum, ubi infelici dextera et suo ictu mortem invenerit.“

Nicht dreitägig oder gar viertägig also, wie die hergebrachte durch Missverständniss des Dio verursachte Meinung es will, sondern nur zweitägig war die Hermannsschlacht. Dr. A. Deppe.

Limburg in der Pfalz. Seit dem letzten Berichte in diesen geehrten Blättern [vgl. Kölner Zeitung No. 186 1. Blatt und diese Jahrbücher Heft LXIII S. 174] ist durch die neuen Ausgrabungen soviel von neuem Material an den Tag gekommen, dass es zugleich bei dem grossen Interesse, welches die Generalversammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft zu Kiel, sowie andere Kreise an diesen Ausgrabungen auf erlauchter Stelle — hier der Salischen Kaiser Stammhaus! —

nehmen, angezeigt sein dürfte, einen weiteren kurzen Bericht hier folgen zu lassen.

Nach Entdeckung der ersten Brandschicht im Schachte in einer Tiefe von 3 m und nach der Ausbeutung desselben waren die lockeren Steine am 29. Juni zusammen gebrochen und bei einem Haare wären mehrere Arbeiter und einige Aufsicht führende Herren von Dürkheim dem dunkeln Orkus verfallen gewesen.

Nach Reparirung des Schadens und Verstärkung der Seitenwände stiess man nach Abhebung der ersten Brandschicht, die eine Höhe von 45—60 cm hatte, und eine Tiefe von 3,50 m, auf eine zweite Mörtelschicht. Der Mörtel besteht nach chemischer Untersuchung aus Tertiärkalk und Sand. Die Dicke der Mörtelschicht ist 4,5—5 cm. Darnach ist die erste Brandschicht von zwei Mörtelschichten oben und unten eingefasst. Schon diese Einfassung, welche offenbar die Einschlüsse luftdicht machen sollte, muss an der Vorstellung rütteln, wir hätten hier rheinische Kjökkenmöddinger vor uns. Knochen, Gefässtrümmer etc., die von der Mahlzeit übrig blieben, zu welchem Zwecke soll man diese kunstgerecht von der Luft abschliessen?

In der Tiefe von 3,50 m bis 4,30 m kamen nun unter der Mörtelschicht Steine mit Sand dazwischen, ohne besonders charakteristische Funde. In einer Tiefe von 4,30 m stiess man plötzlich auf eine Steinkiste, welche aus fünf, im Gevierte 40—50 cm haltenden, viereckigen, aber nicht sichtbar bearbeitenden Steinplatten bestand. Innerhalb dieser Steinkiste stand eine zerbrochene Urne, welche als Ornament eine Schnurverzierung nachwies. Dabei lagen feine Knochen, offenbar von einem Vogel [Huhn?]. Der Boden der Steinkiste war mit auffallend schwarzer Erde bedeckt. Sonstige Knochen keine. Erinnern wir uns [vgl. 1. Bericht], dass in dem horizontalen Gange, der vom ersten künstlichen Schachte auslief, gleichfalls solche Steinkisten mit darin stehenden Urnen resp. Urnenresten sich fanden, so wird man nicht umhin können, diese beiden Erscheinungen von Steinkisten mit Urnenresten unter einen Gesichtspunkt vorläufig zu stellen. Auch zur Römerzeit kannte man im Rheinthale die Beisetzung der Asche in Urnen, die zur Aufstellung kamen zwischen viereckigen Steinplatten. Häufig trifft man diese Art der Inhumation an im Osten Europa's [vgl. dazu A. Kohn und C. Mehlis: Materialien zur Vorgeschichte des Menschen im östlichen Europa I. Bd. von S. 118 an]. Wie neben dieser Steinkiste liegende rohe Plattensteine, Asche und Knochen zu beweisen scheinen, war hier an dieser Stelle in 4,30 m Tiefe eine ganze Reihe solcher Steinkisten aufgestellt. Auch der vorhin erwähnte horizon-

tale Gang scheint keinen anderen Zweck gehabt zu haben, als den, diese Steinkisten sicher zu beherbergen. Unmittelbar unter diesem Steinkistengrabe in einer Tiefe von 4,50 m traf man wieder auf eine Lage von zerbrochenen Gefässen — immer mehr ähnlich dem Ringwalltypus —, aufgehauenen Knochen, Resten von Reibsteinen, veräschtem Sande, Bruchstücken roher Steinartefekte, die offenbar am Feuer gelegen waren. Diese zweite angetroffene Brandschicht reichte ungefähr von 4,80 bis 5,20 m Tiefe und entsprach an Dicke der ersten, nur fehlte hier die Mörtelschicht. Diese Schicht enthielt im Ganzen mehr Scherben als Knochen, darunter ein grosser Thonwirtel von circa 3,5 cm Durchmesser. Die weiter oben gefundenen Thonwirtel zeigten verschiedene, zierende Eindrücke und Stempel, diese davon keine Spur. Auch auf der gegenüberliegenden Ringmauer fanden sich Thonwirtel und Thonperlen ohne Verzierung bei den Ausgrabungen. Von 5,20 m bis 6 m Tiefe stiess man auf ein Steinlager mit Scherben und Knochen, von denen letztere zum Theil angebrannt waren. In 6 m Tiefe traf man den natürlichen Felsgrund. Diese Felslagerung beweist, dass der horizontale Gang, der vom ersten Schachte in der Richtung dem zweiten zuläuft, nur den Zweck einer Höhlung hatte, welche die Steinkisten bergen sollte, nicht aber den einer unterirdischen Verbindung, sonst hätte man hier auf dem Grunde des zweiten Schachtes den Felsgrund hohl erklingen hören müssen, was aber nicht der Fall war. Der horizontale Gang war vom ersten Schachte aus vielleicht mit Benutzung einer natürlichen Spalte auf etwa 3 m ausgearbeitet gewesen; eine weitere Höhlung bot zu viel technische Schwierigkeiten.

Wir wollen vor der Hand, so lange nicht noch weitere Ausgrabungen, die nächstes Frühjahr einen längeren Graben südlich des zweiten Schachtes in diesen geweihten Boden treiben sollen, neues Licht verbreitet haben, die Frage nach dem Zwecke dieser prähistorischen Anlage noch unentschieden lassen. O. Fraas in Stuttgart hält die Anlage für die Reste eines prähistorischen Opferplatzes, wie sich solche in ähnlicher Weise zahlreich auf den Kuppen des schwäbischen Jura vorgefunden haben; nach den Funden könnte man an die Verbindung von Steinkistengräbern mit Opfermahlzeiten denken. Allein was lehren und zeigen uns die bisherigen Funde? Vor allem die Knochen, welche sich in ziemlich gleicher Weise von 2—6 m Tiefe vorgefunden haben. Die zerschlagenen und ganzen Knochen gehören folgenden Thieren an:

1) Cervus elaphus = Hirsch, der schon seit Jahrhunderten im Waskenwalde verschwunden ist.

2) Sus srrofa ferus = Wildschwein, einzelne Stücke können allerdings gerade so gut sus domestica = Hausschwein angehören.

3) Bos brachyceros = kleingehörntes Rind.

Nirgends auf den schwäbischen Berghöhen fehlt nach der freundlichen Mittheilung von Prof. Fraas, welcher die Knochen im Detail untersucht und bestimmt hat, diese kleine Rinderrasse in ihren prähistorischen Resten. Lebend kommt diese kleingehörnte Rasse — wer denkt dabei nicht an des Tacitus Wort in der Germania C. 5: ne armentis quidem suus honor aut gloria frontis, was offenbar im Gegensatze zu den grossgehörnten, weissen, italienischen Thieren, auf Rinder mit geringer Hornentwicklung deutet? — nach den Mittheilungen von Graf Wurmbrand bei den Slovenen, den Südslawen Oesterreichs vor, ebenso gehört nach Landgren das schwedische Bergrind zur gleichen Rasse.

An mehreren dieser Ochsenknochen bemerkt man deutliche Schlagmarken, die mit einem Hackmesser geführt waren. Ein solcher Schlag hatte den Zweck, auf das os ilei geführt, das caput femoris aus der Pfanne zu lösen; tout comme chez nous!

Und sollte dies andeuten, dass die Verzehrer dieser kleingehörnten Rinder vom Stamme der Slovenen oder der Schweden sind? Nichts weniger als das; diese kleinere, rothe, wenig gehörnte Rasse war vor der Vermischung und Kreuzung mit der grossen, italienischen und gallischen Art, vor der Culturberührung mit dem Süd- und dem West- wie Mittel- und Osteuropa die einzig bekannte Art. Das scythische Vieh bei Herodot heisst *κόλον* und bei Hippocrates *κράτεος ἄτερ*, und jetzt noch in den Steppen Südrusslands ist diese Rinderrasse mit kleinen Hörnern heimisch. Dort die vagina gentium! [vgl. Hehn's Culturpflanzen und Hausthiere 2. Aufl. S. 408—410].

4) Canis familiaris, von der Grösse eines Jagdhundes.

5) Ovis = Schaf, } die Spezies davon ist schwer zu bestimmen.
6) Capra = Ziege, }

Auffallend ist der Mangel an Pferdeknochen; doch bringen die Funde von solchen auf der Ringmauer den Beweis dafür, dass es diesen prähistorischen Rheinländern gleichfalls schon eigen war. Man könnte aus dem Fehlen der Knochen hier bei den Mahlzeiten nur schliessen, dass man das Pferd nicht verzehrte, sondern nur Hirsch, Wildschwein, Rind, Schaf, Ziege.

Die Funde der Scherben, Thonwirtel, Steinwerkzeuge, der Niedermendiger Reibsteine, sowie der wenigen Bronzen, als: Ring, Messer, Fibeltheile bezeugen ferner eine solche Identität mit den Funden

der gegenüberliegenden Ringmauer, dass an der Identität der prähistorischen Bewohner links und rechts der Isenach kein Zweifel sein kann. Die Gefässreste z. B. zeigen auf der Ringmauer und auf der Limburg in den tieferen Schichten dieselbe Zusammensetzung des Materiales, dieselbe Art der Technik, nämlich keine Anwendung der Drehscheibe, dieselben Muster der Verzierung, als eingedrückte Punkte, Nägeleindrücke, Schnurlinien, einzelne Buckel, hervorragende Leisten am Rande des Gefässes [vgl. des Verfassers „Studien zur ältesten Geschichte der Rheinlande“ 2. Abth. Taf. II und III]. Es sind dieselben Bewohner gewesen, welche dort drüben im Ringwalle sich, ihre Familien und Heerden schützten vor einfallenden Feinden, im Thale ihre friedlichen Hütten erbauten und Ackerbau und Viehzucht trieben, hier oben ihre Todten bestatteten [?], den Göttern opferten und die Festmahlzeiten abhielten. Und zwar stimmt der Culturgrad dieser Urrheinländer, die von südlicher Cultur noch nicht angeweht waren, genau im Ganzen und im Detail mit den Resten und den Sitten der germanischen Stämme, wie solche vor Christus hausten an den Ufern der Weichsel, Oder und Elbe und wie sie nach Christus an den Ufern des Rheines und der Donau, des Mains und der Ems Tacitus in seinem goldenen Büchlein beschreibt. So die Technik der Gefässe, die Ornamentation daran [vgl. den von Virchow genannten Lausitzer Urnentypus in den „Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte“, besonders Jahrg. 1870—1878], das Vorfinden von vielen Steingeräthen, wenig Bronze und wenig Eisen [eiserne Messerchen und Lanzenspitzen = framea!], die Art und Beschaffenheit der Hausthiere, als: Rind, Hund, Schaf, Ziege, Pferd, dann der Jagdthiere: Hirsch und Wildschwein, ferner die Lebensweise: Viehzucht, Jagd, Ackerbau [Reibsteine!]. Die Funde an der Ringmauer und der Limburg an der Isenach bestätigen im Rheinthale mit derselben Energie die Angaben der klassischen Autoren, wie die Funde Virchow's dies gethan haben für das Land zwischen Elbe und Weichsel. Es ist desshalb dieser Punkt im Rheinlande, der Alles liefert, Waffenplatz und Wohnstätten, Gräberfeld und Opferstätte, Werkzeuge und Geräthe, Reste der Hausthiere und Anzeichen der Beschäftigung der Bewohner, für die vergleichende Alterthumskunde auf dem Boden Mitteleuropa's von einer ganz eigenthümlichen und hervorragenden Bedeutung. —

Im nächsten Jahre hoffen wir von den Resultaten der nächsten und letzten Ausgrabungen an dieser wichtigen Stelle den Lesern zum dritten Male berichten zu können.

Dürkheim. Dr. C. Mehlis.

Linz. Einem Bericht, ad § 3 der Statuten für das auswärtige Sekretariat, des Herrn Rektor Pohl entnehmen wir Folgendes:

1) Zehn Minuten nördlich von dem Dorfe Kripp, Kreis Ahrweiler, etwa 50 Schritte von dem Ufer des Rheines, den nördlichsten Häusern des Dorfes Linzhausen gegenüber, stiess man im Jahre 1877 beim Neubau eines Hauses auf einen Brunnen, bei dessen Ausräumung viele von mir gesehene Bruchstücke römischer Dachziegel zu Tage kamen. Das Wasser des Brunnens hat einen säuerlichen Geschmack. In derselben Feldflur wurde vor Jahren ein Keller gefunden, desgleichen Scherben. Nach der Volkssage hat früher daselbst ein Dorf gestanden.

2) Zu Adenau im Keller des Hauses von Matthias Lehmann senior (No. 223) wurden gefunden im Jahre 1876 ein gläsernes Fläschchen, ein steinernes Lämpchen, drei einhenkelige steinerne Krüge, 18 cm hoch, Bauchdurchmesser 11 cm, alles stehend in einem eichenen Büttchen, in dem auch ein Unterkiefer lag nebst Ueberbleibseln von Knochen und Asche; auch in einem der Krüge war Asche. Ausserdem lag in dem Büttchen eine Glasplatte, lang etwa 20 cm., breit 13 cm., roth und fleischfarbig bemalt, darstellend ein weibliches Bildniss; wurde leider durch ein Unglück zerschlagen, und die Scherben nicht gesammelt. Im Garten desselben Hauses stösst man in einer Tiefe von 63 cm häufig auf altes Mauerwerk.

3) Römische Alterthümer, angeblich Bäder, finden sich nördlich von Commern, Kreis Euskirchen, in einem dem Herrn Dr. med. Kreuzwald daselbst gehörigen Acker, der zwischen der Euskirchener und Zülpicher Chaussee, nordöstlich von letzterer, gelegen ist. Auch wurden mir die Feldfluren „am Rathsgraben" und „Ginsterberg" als Fundstellen genannt.

4) Ich vermuthe, dass aus der Gegend von Jünkerath (Icorigium), Kreis Daun, eine römische Militärstrasse über Nohn (im Jahre 970 Noyn genannt) an den Rhein geführt habe. Dieselbe dürfte zunächst dem Wassertheiler zwischen Ahr und Kyll gefolgt und etwa über Wisbaum und Leudersdorf (wo die Direktion des Trierer Provinzial-Museums Ausgrabungen veranstaltet) gegangen sein. An positiven Anhaltspunkten für diese Vermuthung habe ich vorläufig freilich nur wenig: a) die Nothwendigkeit an und für sich, dass von der Cöln-Trierer Strasse durch die nachweislich mit zahlreichen römischen Niederlassungen versehene Gegend verbindende Querstrassen nach dem Rheine führten; b) der Ortsname „Nohn" selbst könnte wol aus „ad nonum lapidem" entstanden sein (vgl. die Quint und Detzem bei Trier), womit die wirkliche Entfernung von dem Ausgangspunkte (bei Jünkerath) übereinstimmen würde. Jedenfalls dürfte die Vermuthung näherer Nachforschung werth sein. Dr. Pohl.

Rheinpfalz. Archäologisches. In der Rheinpfalz ist in neuerer Zeit das Interesse an archäologischen Fragen und Forschungen mit ziemlicher Energie erwacht und die Vereine, der historische Verein zu Speyer mit seiner werthvollen Sammlung, die Pollichia zu Dürkheim mit ihrer neuerrichteten anthropologischen Section [seit 1876] und der seit 1872 zu Dürkheim bestehende Alterthums-Verein, gehen daran, durch Sammeln und Nachgraben, durch Mittheilungen und Untersuchungen dem an Alterthümern reichen Boden des Palatinats neuen archäologischen Gewinn zu entlocken.

Der historische Verein hat sich des Neuesten daran gemacht, über die Funde aus der Vorzeit und der Römerperiode in seinen literarischen Mittheilungen einen Collektivbericht zu geben und eine Zusammenstellung des vorliegenden Materiales zu versuchen. Als erste Frucht dieses Bestrebens erschienen 1877 als VI. Heft seiner »Mittheilungen« und als III. Abtheilung der »Studien zur ältesten Geschichte der Rheinlande« die prähistorischen Funde der Pfalz von Dr. C. Mehlis.

Vergangenes Jahr erhielt der Verfasser dieser Zeilen des Weiteren vom historischen Vereine der Pfalz den Auftrag, sich auch der Sammlung der Mittheilungen über die Funde der Römerzeit zu unterziehen. Mit der Lösung dieser schwierigen Aufgabe zur Zeit beschäftigt, hatte er das Glück, auf verschiedenen zu diesem Zwecke unternommenen Reisen einige neue Inschriften aus der Römerzeit, sowie verschiedene noch unbekannte Monumente zu finden, worüber anbei kurze Mittheilung erfolgt.

1) Inschriften zu Oberstaufenbach, einem Orte zu Füssen der sogenannten Heidenburg und an der römischen Vicinalstrasse gelegen, die von Kaiserslautern an den Glan nach Altenglan führte [vgl. »die bayerische Pfalz unter den Römern« S. 68 und Brambach: cod. inscript. Rhenan. No. 1770].

Der Stein hat folgende Dimensionen:

76 cm Länge, 67 cm Breite, 22 cm Dicke; oben ist er nach den Bruchflächen erst jüngst abgebrochen. Der Denkstein fand sich am Wege links der Staatsstrasse, die von Oberstaufenbach nach Altenglan führt und zwar am nördlichen Ende des Ortes.

*si*MO*n*A
MATER FACIEN
DVMCVRAVIT

SI durch Versehen ausgebrochen; jedenfalls Simona nach mündlichen Mittheilungen zu lesen. Unter der Inschrift sind Zeichen angebracht, welche den Eindruck zweier Schlächterbeile machen.

2) An der Obermühle zu Oberstaufenbach befindet sich im ersten Stocke in der Ecke auf der Nordwestfront der Rest eines Monumentes eingemauert, welcher in erhabener Arbeit den Obertheil einer weiblichen Figur darstellt, welche in der Rechten, die erhoben ist, einen apfelähnlichen Gegenstand trägt. Auch dieses Denkmal scheint nach der Arbeit aus der späteren Römerzeit zu stammen.

3) Die bei Brambach cod. inscript. Rhenan. No. 1770 erwähnte Inschrift befindet sich zu Oberstaufenbach in einem Oekonomiegebäude des Ackerers Rubel eingemauert. Dieser Stein, sowie der unter 1) sollen demnächst in das Lapidarium zu Speyer übergeführt werden.

4) Zu Glanmünchweiler, einem Kirchdorfe am Glan, das eine Reihe von Münzen aus römischer Zeit aufweist und schon 1344 »einen burglichen Bau« hatte, fanden sich in dem alten Kirchlein, das früher zu einem Kloster gehörte, drei römische Altäre. Dieselben haben gleiche Höhe, 1,30 m, und gleiche äussere Form: eine vierkantige Säule [0,30 m Länge einer Vierecksseite im Durchschnitte] auf einer im spitzen Winkel ausgekragten Basis, die etwa 30 cm Höhe hat. Material wie an allen Orten in der Pfalz bei solchen Monumenten Sandstein. Auf den vier Seiten einer jeden Ara ist je Juno, Minerva, Merkur, Herkules dargestellt, welche deutlich erkennbar an ihren Attributen, als: Schild und Lanze, Stab und Pfau, Schlangenstab und Keule sind. Alle drei Altäre sind ausgezeichnet erhalten und stehen neben einem mittelalterlichen Klostersarge aus Sandstein an der Aussenseite des Kirchleins. Die Figuren auf einem der drei Aren tragen einen archaischen Charakter, die anderen zeigen nichts Besonderes. Der Verfasser hofft diese drei noch unbekannten Aren bald in Abbildung herausgeben zu können [vgl. »die bayerische Pfalz unter den Römern« S. 84].

5) Das altberühmte Rheinzabern liefert auch in neuester Zeit manch neuen Fund. Besondere Mühe um Erhaltung und Aufdeckung der Reste aus der Römerzeit gibt sich daselbst Lehrer Pfeiffer, ein Landeskind von Rheinzabern.

Von besonderem Interesse ist daselbst ein neues Merkurdenkmal. Dasselbe fand sich in der Rabenstrasse bei dem Ackerer Maja. Es stellt in vorzüglicher, erhabener Arbeit auf seinem grösseren, säulenförmigen Obertheile den Gott Merkur dar, der in der etwas erhobenen Linken den Schlangenstab, in der gesenkten Rechten den umfangreichen Beutel trägt. Die Unterschrift lautet:

| |
|---|
| DEO MERCVRIO<br>CISSONIO<br>CORCIANVS |

Ein Deus Cisonius kommt auf pfälzischem Boden bereits zu Ruppertsberg vor, verzeichnet bei Brambach No. 1831. Hier ist der Name deutlich Cissonius geschrieben.

6) Der Fussboden der Küche bei genanntem Maja ist förmlich gepflastert mit Legionsziegeln. Dieselben weisen deutlich den Stempel auf:

| |
|---|
| LEG XIIII |

Ein G nach XIIII, wie bei Brambach No. 1822b erwähnt wird, konnte der Verfasser mit Sicherheit nicht wahrnehmen.

7) Neuere Ausgrabungen in den „dreissig Aeckern" im Banne von Rheinzabern ergaben jüngst an 20 fast alle mit Stempeln versehene Schüsseln römischer Arbeit, aus terra sigillata bestehend. Die Stempel zeigen folgende Inschriften:

| | |
|---|---|
| a. | GIINIALISF |
| b. | SIICA VIII |
| c. | GIINIALISF<br>GIINIALISF |

und rühren offenbar aus zwei Werkstätten nur her.

Dürkheim. Dr. C. Mehlis.

(Fortsetzung folgt.)

Römerstrassen. 1) Dem Oekonomen Herrn Wierz auf dem Hofe Antoni-Garzem, ehemaligem Kloster von Nonnen des Augustiner-Ordens, Bürgermeisterei Enzen, Kreis Euskirchen, verdanke ich folgende mündliche Mittheilungen:

In der „Delle" (bei Antoni-Garzem) auf dem Acker des Herrn von Negri zeigt sich bei trockener Jahreszeit der Weg (Römerstrasse) nach Zülpich (an dem Wege von Enzen nach Commern rechts in der Tiefe). Mauerwerk wurde gefunden zwischen Antoni-Garzem und Garzem an dem Bleibach, desgl. Dachziegel nördlich von Antoni-Garzem den Bleibach entlang. — Wahrscheinlich haben wir hier einen weitern Anhaltspunkt zur nähern Bestimmung der von Schmidt in den Bonner Jahrbb. Heft XXXI S. 48 als „unkenntlich" bezeichneten Richtung der Zülpich mit Belgica verbindenden Römerstrasse, in deren unmittelbarer Nähe auch die in den p. Jahrbb. LIII und LIV S. 325 besprochene „Spich" (bei Wisskirchen),

die daselbst S. 326 f. besprochene Stelle im Euskirchener Gemeindewalde, wo ich im Herbste 1874 bei den im Auftrage unseres Vereins vorgenommenen Nachgrabungen auf gewaltige Fundamente eines Gebäudes stiess, ferner der Fundort der südlich von Enzen gefundenen gleichfalls a. a. O. S. 330 beschriebenen Kupfermünze des Kaisers Valens, sowie der Schiefelsberg (Fundort des in den Jahrbb. LVII S. 83 ff. publizirten Matronensteins) liegen. Ebenso stimmt es genau mit dieser Richtung, wenn Eick, Die römische Wasserleitung aus der Eifel nach Köln, S. 92, die Chaussee von Euskirchen nach Commern oberhalb Wisskirchen unweit des Minutensteines No. 4,26 von dieser Römerstrasse geschnitten werden lässt.

2) Vorstehender Notiz möge sich eine andere gleichfalls eine Römerstrasse betreffende anschliessen.

Vor mehreren Jahren (1872?) führte mich der Gemeindevorsteher von Blankenheimerdorf (Kreis Schleiden) in ein etwa $^1/_4$ Stunde südwestlich von dem genannten Dorfe gelegenes Wäldchen, um mir in demselben die vermeintlichen Ueberreste einer römischen Wasserleitung zu zeigen. Es war eine wohlerhaltene Römerstrasse, deren kerzengerade Richtung sich auch auf den nördlich angrenzenden Feldern an den in annähernder Strassenbreite zu Tage liegenden Kieselsteinen mehrere hundert Schritte weit verfolgen liess. Meinem Begleiter, der sich das Vorkommen dieser in der dortigen Gegend sonst nicht nachweislichen Steinart an dieser Stelle nie hatte erklären können, ward das Räthsel gelöst, als ich ihm bemerkte, die Römer hätten bei der Anlage von Strassen die stundenweite Herbeischaffung geeigneten Materials nicht gescheut.

Möglich, vielleicht sogar wahrscheinlich ist es, dass wir hier ein Stück der in dieser Gegend von der Trier-Cölner Römerstrasse sich abzweigenden und über Zingsheim, Harzheim (cfr. Eick, a. a. O. S. 15), Belgica, Strassfeld, Metternich (cfr. Schmidt a. a. O. S. 43), Hemmerich, Kardorf (?), Sechtem (cfr. Eick, S. 132) nach *Wesseling* an den Rhein (mündliche Mittheilung des General-Majors Herrn von Veith) führenden Römerstrasse vor uns haben. Was mich auf diese Vermuthung gebracht hat, ist die bei der häufig schnurgeraden Richtung der Römerstrassen jedenfalls beachtenswerthe Thatsache, dass alle zuletzt genannten Orte in unmittelbarster Nähe einer *geraden* Wesseling mit Blankenheimerdorf (oder genauer mit der westlich an letzterem vorbeiführenden Römerstrasse) verbindenden Linie liegen.

Linz a. Rh. Dr. Pohl.

---

Nachtrag zu S. 78. Auf den Münzen des oben besprochenen Fundes habe ich folgende Kaiser vorgefunden. 1. Augustus, Mittelerz, Münzmeister-Münze des Lurius Agrippa. — 2. Hadrian, Grosserz R. Clementia. — 3. Antoninus Pius, Grosserz. — 4. M. Aurel, Grosserz. — 5. Die meist dem Valerian jun. zugeschriebene Billon-M. R.) oriens aug. (s. J. LVIII S. 159). — 6. Gallienus, Kleinerz. — 7. Postumus 9 Billon-Münzen. — 8. Tetricus pater, Kleinerz. — 9. Diocletian und Constantius I., Kleinerz von Quinargrösse. — 10. Maximian Herc. Kleinerz von Quinargrösse. — 11. Carausius (?). Kleinerz. — 12. 17 Stück, darunter 3 ganz abgegriffene Grosserze, mussten unbestimmt bleiben, da mir der Fund in ungeputztem Zustande vorgelegt wurde, und zweifle ich nicht, dass ein späteres Reinigen noch einige Exemplare lesbar machen wird. Von dem Mittelerz des Augustus abgesehen, welches eine ganz abweichende Farbe und Oxydationsart aufweist, sind alle Stücke mit einem, vielfache Unebenheiten zeigenden, harten grünen Rost überzogen, welchen ich stets als charakteristisches Merkmal derjenigen Münzen gefunden habe, welche nicht in freier Erde, sondern in irgend einem Behältniss verborgen waren; dieser Umstand gibt also der Angabe, dass sich die Münzen im geschlossenen Sarkophag befanden, noch mehr Wahrscheinlichkeit. Das Grosserz von Hadrian ist gut erhalten, während diejenigen von Antoninus und M. Aurel so stark abgenutzt sind, dass die Reversdarstellungen nicht mehr erkennbar sind.

Postumus nimmt wie meistens bei Kölner Funden numerisch die bedeutendste Stelle ein. Von besonderer Wichtigkeit sind aber die zuletzt beschriebenen 4 Münzen, welche beweisen, dass auch hier wieder zur Beigabe bei der Leichenbestattung mit Vorliebe Münzen von seltenem Gepräge gewählt wurden (s. J. LIX S. 47). Auch das Grosserz von Hadrian mag man aus diesem Grunde zu dem besagten Zwecke benutzt haben, weil zur Zeit Diocletian's ohne Zweifel Erzmünzen dieses Kaisers von guter Erhaltung zu den Seltenheiten zu zählen waren.

Das Kleinerz von Tetricus gehört zu den sehr seltenen Exemplaren, welche den Kaiserkopf mit dem Lorbeerkranze, wie bei den Goldmünzen, darstellen, auch ist die Legende des Averses mit dem ausgeschriebenen Pius sehr selten:

A) IMP TETRICVS PIVS AVG. Belorbeerte Büste des Kaisers nach rechts.
R) VICTORIA AVG. Victoria nach links schreitend mit Kranz u. Palme.
Diese Münze fehlt bei Cohen und de Witte.

Die Münze von Diocletian und Constantius Chlorus ist der bei Cohen T. V. S. 428 nach dem Wiener Exemplar beschriebenen vollständig gleich, nur ist dieselbe bei Cohen einfach als P. B. bezeichnet, während die neugefundene kaum Quinargrösse hat.

A) DIOCLETIANVS AVG. Belorbeerter Kopf des Kaisers Diocletian nach rechts.
R) CONSTANTIVS NOB. C. Belorbeerter Kopf des Constantius Chlorus nach rechts.

Der Erzquinar von Maximian Herc. hat den seltenen Revers

SIC X
SIC XX

Diese Münze beschreibt Cohen nach dem Exemplar des Herrn Hamburger in Frankfurt Suppl. S. 358. Nr. 50, jedoch scheint bei dem Marienburger Quinar die Averslegende MAXIMIANVS P. F. AVG zu lauten. Ich sage „scheint", denn bei der Kleinheit der Buchstaben und der Dicke des Oxydes ist es sehr schwer, dies so genau zu bestimmen, dass kein Zweifel bleibt. Dieselben Gründe veranlassen mich auch der Münze des Carausius (R. Pax. aug.) ein Fragezeichen beizufügen, obgleich ich glaube für meine Lesung einstehen zu können. Münzen des Carausius werden auf dem Continent sehr selten gefunden. v. V.

---

## Berichtigungen zu Heft LXIV.

S. 186 Z. 1 v. u. st. Huydtwyck l. Zuydtwyck.
„ 207 „ 3 v. o. st. aus l. auf.
„ 207 „ 8 v. o. st. Einzelbruchstücke l. Ziegelbruchstücke.
„ 207 „ 27 v. o. st. Gräbern l. Gräben.

---

## IV. Jahresbericht für das Vereinsjahr 1878 (resp. Pfingsten 1878—79).

Im zurückgelegten Vereinsjahre hat sich das Leben des Vereins ohne Störungen und ohne wesentliche Veränderungen vollzogen.

Wir verloren durch den Tod 13, durch Austritt 19, durch Löschung wegen Nichtzahlens des Jahresbeitrages 3, im Ganzen also 35 Mitglieder, wogegen 47 neue gewonnen wurden, was eine Zunahme des Personalbestandes von 12 ergibt. Es hat sich daher unser Verein trotz der ungünstigen Zeitverhältnisse auf der Höhe von 700 Mitgliedern erhalten. Dieselben finden sich in dem angefügten Verzeichniss namentlich aufgeführt.

Unter den Verstorbenen beklagen wir vor Allem eines der treuesten Mitglieder des Vereins, das seit seiner Gründung an dessen Leitung theilgenommen, mit seinen Interessen so untrennbar verwachsen war, dass nur der Tod das edle Band zu lösen vermochte. Johannes Freudenberg, Dr. der Phil., k. Professor und seit 1841 Gymnasiallehrer in Bonn, seit 1877 Ehrenmitglied des Vereins, bleibt in der Geschichte desselben ein treues Andenken gesichert. Gleich ausgezeichnet durch sittlich hochstehenden Charakter, durch die ernsteste und uneigennützigste Begeisterung für die wissenschaftliche Forschung waren die heimgegangenen Mitglieder, der Gymnasial-Oberlehrer Dr. Savelsberg in Aachen und der Königl. Staatsarchivar in Coblenz Archivrath von Eltester. Beide Männer bekundeten das lebhafteste Interesse für den Verein. Am Grabe des Letzteren betrauern wir nicht nur einen der ausgezeichnetsten unserer auswärtigen Secretaire, sondern zugleich einen vom Tode unerbittlich jäh im besten Mannesalter hinweggerissenen Gelehrten, dessen frische Lebenskraft noch Leistungen bedeutender Art erwarten liess.

Männer, wie der verstorbene Geh. Justizrath Bauerband, dessen scharfes und unbestechliches Rechtsgefühl ein Vorbild juristischer

Praxis bleibt, wie der Geh. Commerzienrath Joh. Dav. Herstatt und Frhr. Abraham von Oppenheim in Cöln, wie G. Kyllmann und Geh. Rath Weyhe zu Bonn bewegten sich auf den verschiedensten Pfaden des öffentlichen Lebens durch grossen Sinn und opferwillige Thätigkeit für gemeinnützige Bestrebungen gleich ausgezeichnet.

Als neu eingetretene Mitglieder begrüssen wir die Herren: Baumeister Arnold in Bolchen; Dr. Asbach in Bonn; Hauptmann a. D. und Rittergutsbesitzer Asschenfeldt in Bonn; Landrath Freiherrn von Ayx in Euskirchen; Staatsarchivar Dr. Becker in Coblenz; Graf Beissel von Gymnich in Bonn; die Bibliothek der Stadt Coblenz; die Bibliothek der Universität Utrecht; Bau-Inspector Bruns in Coblenz; Eberhard de Claer in Bonn, wieder beigetreten; Frau Dommerich, geb. Weyhe, in Poppelsdorf; Oberlehrer Dr. Duncker in Wiesbaden; Advokat-Anwalt am Appellhof Ehrhard in Cöln; Gymnasial-Oberlehrer Dr. Fuss in Bedburg; Landrath von Groote in Ahrweiler; das Gymnasium in Düren; Kaufmann und Fabrikbesitzer A. Hardt in Lennep; Pastor Haubrich in Nohn; Pfarrer Hermelius in Kirspenich bei Münstereifel; Banquier F. J. D. Herstatt in Cöln; Polizeipräsident Hirsch in Aachen; Kaufmann Karl Junckerstorff in Düsseldorf; Archivar Kaentzeler (für das Archiv) in Aachen; Rentner Klingholz in Bonn; Divisionspfarrer Koch in Frankfurt am Main; Freiherr von Leykam, Schloss Elsum bei Wassenberg; Anton Linden in Düren; Regierungsrath Lohaus in Trier; Dr. Mehlis in Dürkheim; Professor Obernier in Bonn; Geh. Hofrath Gymnasialdirector a. D. Dr. Perthes in Davos; das Progymnasium in Euskirchen; Bezirkspräsident Freiherr von Reitzenstein in Metz; Baumeister Richter in Bonn; Commerzienrath Rolffs in Bonn; Lieutenant von Scharfenberg in Bonn; Dr. Scheins in Coblenz; Caplan Schulz in Aachen; Dr. Sels, Fabrikbesitzer in Neuss; Freiherr von Senfft-Pilsach, Bezirksdirector in Bolchen; Kaufmann Vieten in Eschweiler; Bezirks- und Dombaumeister Tornow in Metz; den Verein für Erdkunde in Metz; Geheimen Commerzienrath Wagner in Aachen; Lieutenant Werner in Saarlouis; Gymnasiallehrer Dr. Weyhe in Seehausen; Excellenz Generallieutenant von Woyna in Metz.

Die äusseren Geschäfte des Vereins fanden ihre Erledigung in 16 Sitzungen des Vorstandes.

Als im Jahre 1877 die Rheinischen Provinzial-Museen die Pflicht übernahmen, die erwerbbaren Rheinischen Denkmäler zu sammeln, fasste der Verein den Beschluss, nunmehr auf die Erwerbung von Alterthümern

zu verzichten und den Schwerpunkt seiner Thätigkeit auf die Erweiterung der Jahrbücher zu verlegen und vom Jahre 1877 an anstatt der statutenmässig vorgeschriebenen Herausgabe von 1 oder 2 Jahrbüchern deren fernerhin jährlich drei herauszugeben und dadurch immermehr dem Ziele einer Vierteljahresschrift näher zu treten. Wohl erschien manchem wohlmeinenden Freunde dieses Vorgehen nicht unbedenklich und bei den geringen Geldbeiträgen der Vereinsmitglieder undurchführbar; im dritten Jahre jedoch ist dieses Princip nun befolgt worden und obgleich Leistungen, wie die Tafeln zu den Bonner Wandmalereien im 62., wie die Kiepert'sche Karte zum römischen Grenzwall in Deutschland im 63. Heft eine ungewöhnlich hohe Geldausgabe erforderten, so können wir dennoch sagen, dass wir auch in diesem Jahre, wie im vorigen, mit einem Ueberschuss unsere Kasse abschliessen und somit unser Plan sich auf einem gesunden Boden bewegt.

Freilich wird bei einer Einnahme von nur 7745 Mark die Ausgabe von 6200 Mark für die drei Jahrbücher 62, 63, 64 nicht ganz im richtigen Verhältniss zur Gesammteinnahme anzusehen sein und somit im geeigneten Zeitpunkte wohl eine Erhöhung der Jahresbeiträge um 1 Mark, nämlich von 9 auf 10 Mark in Aussicht genommen werden dürfen und müssen. Diese kleine Erhöhung würde überhaupt nur eine scheinbare sein, wenn der Vorstand fortfährt, sämmtliche Zusendungen an seine Mitglieder zu frankiren. Die unfrankirte Zusendung dreier Jahrbücher jährlich würde den Mitgliedern aber einen grösseren Kostenaufwand verursachen, als der Zuschlag von einer Mark zum Jahresbeitrag ausmacht.

Die ausser den für die 3 Jahrbücher verausgabten 6200 Mark weiter verwendeten circa 1000 Mark vertheilen sich mit 34 Mark für Reisen, mit 34 Mark Unkosten zum Winckelmannsfest und 884 Mark für Porti, Verpackung und frankirte Versendung der Vereinsschriften, Buchbinderarbeit, Rendanturgebühren und diverse kleine Ausgaben verschiedener Art.

Dem wissenschaftlichen Leben unseres Vereins gehört neben den litterarischen Publikationen die jährlich am 9. Dezember begangene Festfeier zum Geburtstage Winckelmanns an, die diesmal ebenso zahlreich besucht, wie durch eine Ausstellung fränkischer Grabfunde aus Meckenheim und kleiner römischer aus den letzten Ausgrabungen des Bonner Castrums ausgezeichnet war. Letztere und eine Anzahl vorgelegter Pläne und Zeichnungen dienten zur Erläuterung des ersten Vortrags, den der Vereinspräsident Prof. aus'm

Weerth über die genannten, vom Bonner Provinzial-Museum unternommenen Ausgrabungen hielt. Ausgehend von der Annahme, dass Julius Caesar seine zweite Rheinbrücke bei Bonn schlug, dieselbe für eine weitere Verwendung zur Hälfte stehen liess, am linksrheinischen Ufer mit grossartigen Befestigungen und einer Besatzung von 12 Cohorten versah, gelangte der Vortragende zu dem Schlusse, dass diese Befestigungen zum Schutze der Brücke als die erste Anlage des unterhalb Bonn am Wichelshof belegenen römischen militärischen Lagers anzusehen seien. Wenn die Conservirung der Brücke auf eine durch die Erfolge hervorgerufene Entschliessung Caesars, die römische Machtsphäre über den Rhein auszudehnen, hindeute, so sei von Augustus und Drusus diese erweiterte Politik der Germania magna aufgenommen worden, wie dies die grosse linksrheinische Befestigungslinie: Xanten, Bonn, Weissenthurm und Mainz mit den rechtsrheinisch vorgeschobenen Werken Aliso, Niederbiber und der Saalburg klar ausdrücke. Das von Augustus oder Drusus erbaute und aus den Brückenbefestigungen Caesars hervorgegangene Bonner Castrum sei somit ein bemerkenswerthes Glied in der grossen Offensiv-Politik gewesen, aber zu einer defensiven Bedeutung herabgesunken, als erstere unter Claudius endgültig aufgegeben wurde. Die seit dem vorigen Jahre für das Bonner Provinzial-Museum methodisch in Angriff genommenen, schon im Jahre 1820 einmal begonnenen Ausgrabungen des Castrum beschränkten sich bisher auf die Offenlegung des Gebäudes des südlichen Dritttheils des Rücklagers (der *retentura*). Zwei grosse, je 80 Meter lange Infanterie-Kasernen, eine dritte horizontal dazu liegende Kavallerie-Kaserne mit vorliegenden Pferdeställen, ferner ein kleiner Bau, der nach den darin zahlreich vermauerten Ziegelplatten mit dem Stempel der *vexillarii*, für jene Truppe vom übrigen Dienste befreiter Veteranen, welchen die Führung der Feldzeichen der Reiterei, anvertraut war[1]), dann ein grosses Magazin mit Schlachthaus sind bereits festgestellt worden. Eine Menge kleinerer Funde, darunter mehrere Hundert Münzen, welche sich in den durchgängig aus Tuffstein gebauten Räumen fanden, tragen zur Kennzeichnung von Zweck und Zeit der Erbauung wesentlich bei. Dass nach der durch den Aufstand des Civilis (70 nach Chr.) herbeigeführten

1) Aus diesem Vorkommen der regelmässig vermauerten Ziegelplatten mit dem Stempel der *Vexillarier* geht zur Genüge hervor. dass dieselben nicht lediglich ein fliegendes Corps, sondern hier einen festen Truppenkörper bildeten.

Zerstörung auf den älteren Fundamenten ein durchgängiger Neubau unter Domitian stattfand, erweisen die vielen Ziegel mit dem Stempel der von diesem Kaiser errichteten *Leg. I. Minervia pia fidelis.* Nach den bisher gewonnenen Resultaten lässt sich schliessen, dass die Fortsetzung der Ausgrabungen das Bonner Castrum sowohl nach der Grösse wie nach den baulichen Einrichtungen als das bedeutendste bisher bekannte constatiren werde. — Professor Justi sprach über den holländischen Maler Johann van Scorel (1495—1562), einen der ersten nordischen Künstler, den seine Wanderjahre über Italien hinaus ins Morgenland führten, und der, als er auf der Rückreise von Palästina nach Rom kam, durch seinen Landsmann Papst Hadrian VI. die Aufsicht über die Kunstschätze des Belvedere erhielt. — Der Vice-Präsident Geheimer Rath Schaaffhausen erläuterte zum Schlusse eine Anzahl ausgestellter merowingisch-fränkischer Grabfunde, welche durch glückliche Ausgrabungen von Seiten des Bonner Provinzial-Museums kürzlich in Meckenheim zu Tage traten.

Am 21. April d. J. beging das Kaiserlich Deutsche Institut für Archäologie in Rom den Tag seines 50jährigen Bestehens. Indem wir unseren Glückwünschen zu diesem Feste in einem besonderen Schreiben freudigen Ausdruck gaben, ernannten wir zugleich die beiden hochgeehrten Gelehrten, die an der Spitze des Römischen Instituts stehen, die Professoren Wilhelm Henzen und Wolfgang Helbig zu Ehrenmitgliedern des Vereins.

An Geschenken erhielten wir im verflossenen Jahre für unsere Alterthümersammlung:

1) Von unserm auswärtigen Secretär Herrn Karcher in Saarbrücken den Inhalt eines fränkischen Grabes.
2) Von Herrn Architecten Thoma in Bonn eine römische Terra-Sigillata-Schaale und eine Thon-Lampe, gefunden in Bonn.

Für die Bibliothek:

1) Von Herrn Geheimrath Ravené in Berlin: die Geschichte der Burg Cochem a. d. Mosel, verfasst von L. v. Eltester.
2) Vom Freiherrn v. Eberstein, die Geschichte seines Geschlechtes.
3) Vom Rector hiesiger Universität Geh. Rath Prof. Bücheler: die vom Prof. R. Kekulé verf. Festschr. zur Jubelfeier des Röm. Instituts.
4) Von Herrn Léon Rénier in Paris: das Schlussheft seiner Inscriptions Romaines de l'Algérie.

5) Von der franz. Regierung: Leblant Étude sur les Sarcophages chrétiens antiques de la ville d'Arles.
6) Vom Buchhändler H. Rothschild in Paris: Fröhner, Les Médaillons de l'empire Romain.
7) Vom Staatsarchivar in Coblenz: Görz, Regesten zum Mittelrhein. Urkundenbuch.
8) Von Prof. B. Stark: Festschrift der Universität Heidelberg zur 50jährigen Stiftungsfeier des Kaiserl. deutschen archäol. Instituts zu Rom. Leipzig 1879.

In der vorigjährigen Generalversammlung wurde auf Anregung des Herrn Fr. v. Wittgenstein eine Commission, bestehend aus den Herren v. Dechen, Krafft, Hüffer und Würst aus Bonn, Herstatt und Wolff aus Cöln ernannt, um für den Verein die Rechte einer juristischen Person zu erwirken, damit die unter Vorbehalt des Eigenthums beschlossene Uebergabe der Vereinssammlung an das Bonner Provinzialmuseum in rechtsgültiger Form vollzogen werden könne.

Wir haben zu diesem Zwecke zunächst eine Taxation des Vereinseigenthums vornehmen lassen, deren Resultat wir unsern Mitgliedern glauben mittheilen zu sollen. Herr Buchhändler Math. Lempertz schätzte die Vereinsbibliothek auf 15,000 Mark, die Herren Wolff und Herstatt in Cöln die Alterthumssammlung auf 27,605 Mark, so dass also hiernach der Verein ein Vermögen von 42,605 M. besitzen würde. Es muss hierzu noch bemerkt werden, dass beide Abschätzungen keineswegs die höchsten, sondern die mittleren Werthe zu Grunde legten.

Es war die besondere Aufgabe der am 22. Juni d. J. stattgehabten Generalversammlung, sich mit der Feststellung derjenigen Statuten-Aenderungen zu befassen, welche durch die Erhebung des Vereins in die Stellung einer juristischen Person nach den dafür maassgebenden staatlichen Normalbestimmungen voraussichtlich nothwendig erschienen [1]). Nachdem dieselben nach längerer eingehender Berathung einstimmig zur Annahme gelangten, und der Vorstand ermächtigt wurde, etwa von der k. Staatsregierung geforderte weitere Abänderungen vorzunehmen, wird es nunmehr die Aufgabe der erwählten Commission und des Vorstandes sein, sich über das Statut mit den staatlichen Behörden zu

1) Bei der Wichtigkeit dieser Berathung waren zu derselben sämmtliche auswärtige Secretäre durch besondere Schreiben und die Mitglieder mehrfach in verschiedenen Zeitungen eingeladen worden.

verständigen. Das Resultat werden wir nicht säumen in der nächsten Generalversammlung bekannt zu machen und allen Mitgliedern einzuhändigen.

Nachdem die Generalversammlung die von den Herren Clason und Würst revidirte und richtig befundene Jahresrechnung von 1877 dechargirt, ernannte sie diese Herren auch zu Revisoren der Jahresrechnung von 1878 und 79 und vollzog ebenso einstimmig die Wiederwahl des bisherigen Vorstandes, nämlich des Prof. aus'm Weerth zum Präsidenten, des Geh. Rath Prof. Schaaffhausen zum Vicepräsidenten, des Director Dr. Kortegarn zum I. Secretär, des Herrn van Vleuten zum II. Secretär und übertrug die erledigte Bibliothekarstelle des Vereins dem Herrn Eberhard de Claer.

Bonn im Juli 1879.

**Der Vorstand des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande.**

E. aus'm Weerth. H. Schaaffhausen. A. Kortegarn.
F. van Vleuten.

## V. Verzeichniss der Mitglieder[1]).

### Vorstand für das Vereinsjahr von Pfingsten 1879 bis 1880.

Prof. E. aus'm Weerth, Präsident,
Geh. Rath Prof. Schaaffhausen, Vicepräsident,
Director Dr. Kortegarn, erster Secretär,
van Vleuten, zweiter Secretär,
Eberhard de Claer, Bibliothekar.

Rendant: Rechnungsrath Fricke in Bonn.

### Ehren-Mitglieder.

S. Kaiserl. und Königl. Hoheit der Kronprinz des Deutschen Reiches und von Preussen in Berlin.
S. Königl. Hoheit Carl Anton Meinrad Fürst zu Hohenzollern in Sigmaringen.
Dechen, Dr. von, Excellenz, Wirkl. Geh. Rath, Oberberghauptmann a. D. in Bonn.
Diergardt, Freiherr Friedrich von, in Bonn.
Düntzer, Dr., Professor und Bibliothekar in Cöln.
Falk, Dr., Excellenz, Königl. Staatsminister a. D. in Berlin.
Greiff, Wirkl. Geh. Ob.-Reg.-Rath und Ministerial-Director in Berlin.
Helbig, Dr., 2. Secretär des Archäologischen Instituts in Rom.
Henzen, Dr., Professor, 1. Secretär des Archäologischen Instituts in Rom.
Moeller, von, Excellenz, Wirkl. Geheimer Rath, Ober-Präsident a. D. in Cassel.
Schöne, Dr., Geh. Reg.- und vortragender Ministerial-Rath in Berlin.
Urlichs, Dr., Hofrath und Professor in Würzburg.
Wilmowsky, von, Domkapitular in Trier.

### Ordentliche Mitglieder.

Die Namen der auswärtigen Secretäre sind mit fetter Schrift gedruckt.

Achenbach, Dr., Excellenz, Staats-Minister a. D. u. Oberpräsid. in Potsdam.
Achenbach, Berghauptmann in Clausthal.
Achenbach, Joh., Rentner in Bonn.
Achterfeldt, Stadtpfarrer in Anholt.
Adler, Baurath u. Prof. in Berlin.
Aebl, Dr., Chorherr in Beromünster im Kanton Luzern.
Aegidi, Dr., Geh. Rath u. Prof. in Berlin.
Ahrens, Dr., Gymn.-Dir. in Hannover.
**Aldenkirchen**, Rector, ausw. Secr., in Viersen.
Alleker, Seminar-Director in Brühl.
Alterthums-Verein in Mannheim.
Alterthums-Verein in Xanten.
Altmann, Bankdirector in Cöln.
Antiken-Cabinet in Giessen.
Antiquarisch-historischer Verein in Kreuznach.
Arndts, Max, in Cöln.
Arnold, Baumeister in Bolchen.
Asbach, Dr., in Bonn.
Asschenfeldt, Hauptm. a. D. u. Rittergutsbesitzer, in Bonn.
Ayx, Freiherr von, Kgl. Landrath in Euskirchen.
Baedeker, Carl, Buchh. in Leipzig.

1) Der Vorstand ersucht Unrichtigkeiten in nachstehenden Verzeichnissen, Veränderungen in den Standesbezeichnungen, den Wohnorten etc. gefälligst unserem Rechnungsführer, Herrn Rechnungsrath Fricke, schriftlich mitzutheilen.

Baedeker, J., Buchhändler in Essen.
Barbet de Jouy in Paris.
Bardeleben, von, Dr., Exc., Wirkl. Geh. Rath, Oberpräsident in Coblenz.
**Bartels**, ausw. Secr., Pfarrer in Alterkülz.
Basilewsky, Alexandre, in Paris.
Baunscheidt, Gutsbes. in Endenich.
Beck, Dr., Seminardirector in Linnich.
Becker, Dr., Oberbürgermeister in Cöln.
Becker, Robert, in Cöln.
**Becker**, Dr., ausw. Secr., Professor in Frankfurt a. M.
Becher, Dr., Kgl. Staatsarchivar, in Coblenz.
Beckerath, von, Heinr. Leonh., Kaufmann in Crefeld.
Beissel von Gymnich, Graf, Oberstlieutenant a. D., Schloss Frens bei Horrem.
Bender, M., Bürgermeister in Worringen.
Bendermacher, C., Notar in Boppard.
Benrath, Dr., Professor in Bonn.
Bergau, Professor in Nürnberg.
Bergk, Dr., Hofrath u. Prof. in Bonn.
Berlage, Carl, Domvicar in Osnabrück.
Bernau, Arnold, Justizrath in Ruhrort.
Bernays, Dr., Professor u. Oberbibliothekar in Bonn.
Bernoulli, Dr., Prof. in Basel.
Bernuth, v., Kgl. Reg.-Präsid. in Cöln.
Besselich, Kaufmann in Trier.
Bettingen, Justiz-Rath und Advocatanwalt in Saarbrücken.
Bettingen, Königl. Rendant u. Steuerempfänger in St. Wendel.
Beulwitz, C. von, Hüttenbes. in Trier.
Bibliothek der Universität Basel.
Bibliothek der Stadt Cleve.
Bibliothek der Stadt Coblenz.
Bibliothek, Fürstl., in Donaueschingen.
Bibliothek der Stadt Düren.
Bibliotéca-Nazionale in Florenz.
Bibliothek d. Etrur. Mus. in Florenz.
Bibliothek der Stadt Frankfurt a. M.
Bibliothek der Universit. Freiburg in B.
Bibliothek, Stifts-, in St. Gallen.
Bibliothek der Universität Göttingen.
Bibliothek der Universität Halle a. d. S.
Bibliothek der Stadt Hamburg.
Bibliothek d. Universität Heidelberg.
Bibliothek der Universität Jena.
Bibliothek d. Univers. Königsberg i. Pr.
Bibliothek der Universität Löwen.
Bibliothek der Universität Lüttich.
Bibliothek der Akademie Münster.
Bibliothek, Stifts-, in Oehringen.
Bibliothek, Theodoran., in Paderborn.
Bibliothek der Universität Parma.
Bibliothek der Universität Perugia.
Bibliothek der Universität Prag.
Bibliothek der Universität Strassburg.
Bibliothek, Kgl. öffentl., in Stuttgart.
Bibliothek der Stadt Trier.
Bibliothek der Universität Utrecht.
Bibliothek, Gräfl. Stolberg'sche, in Wernigerode.
Bibliothek, Königl., in Wiesbaden.
Binsfeld, Dr., Gym.-Dir. in Coblenz.
Binz, Dr., Professor in Bonn.
Bleibtreu, Dr. H., Bergwkbes. in Bonn.
**Boch**, ausw. Secretair, Commerzienrath und Fabrikbesitzer in Mettlach.
Bock, Adam, Dr. jur. in Aachen.
von Bodelschwingh, Freiherr, Excellenz, Oberpräsid. a. D. in Bonn.
Boecking, G. A., Hüttenbesitzer zu Abenteuerhütte bei Birkenfeld.
Boecking, K. Ed., Hüttenbesitzer zu Gräfenbacherhütte bei Kreuznach.
Boecking, Rud., Hüttenbesitzer zu Asbacherhütte bei Kirn.
Boeddicker, Dr., Sanit.-R. zu Iserlohn.
Boeddinghaus, Wm. sr., Fabrikbesitzer in Elberfeld.
Boehning, Pfarrer in Wesselingen.
Boeker, H. H., Rentner in Bonn.
Bone, Dr., Gymnasiallehrer in Cöln.
Boot, Dr., Professor in Amsterdam.
Borggreve, Wegb.-Insp. in Kreuznach.
Borret, Dr., in Vogelensang.
Bossler, Dr., Prof. und Gymnasial-Director in Darmstadt.
Brambach, Dr., Prof. und Oberbibliothekar in Carlsruhe.
Braselmann, Albert, Kaufmann in Beienburg bei Schwelm.
Brassert, Dr., Berghauptmann in Bonn.
Braun, Dr., Justizrath, Rechtsanwalt in Berlin.
Bredt, Oberbürgermeister a. D. in Honnef.
Brendamour, R., Inhaber d. Xylogr. Instituts in Düsseldorf.
Broicher, Wirkl. Geh.-Rath, Excellenz in Sinzig.
Bruck, Emil vom, Com.-Rath in Crefeld.
Bruck, Moritz vom, Rentner und Beigeordneter in Crefeld.
Brunn, Dr., Prof. in München.
Bruns, Kgl. Bau-Inspector in Coblenz.
Brusis, Dr., Gewerbeschul-Oberl. in Cöln.
Bücheler, Dr., Geh. Reg.-R., Prof. in Bonn.
Bücklers, Geh. Commerzienr. in Dülken.
Bürgerschule, Höhere, in Bocholt.
Bürgerschule, Höhere, in Eupen.
Bürgerschule, Höhere, in Hechingen.
Bürgerschule, Höhere, in Lennep.
Bürgerschule, Höhere, in Lüdenscheid.
Bürgerschule, Höhere, in Oberhausen.
Bürgerschule, Höhere, in Saarlouis.
Bürgerschule, Höhere, in Solingen.

Bürgerschule, Höhere, in Unna.
Bürgerschule, Höhere, in Viersen.
Bürgerschule, Höhere, in Witten.
**Bursian**, Dr., ausw. Secr., Prof. in München.
Busch, Dr., Geh. Medizinalrath und Professor zu Bonn.
Buschmann, Dr., Canonicus in Aachen.
Buyx, Geometer in Nieukerk.
Bylandt-Rheydt, Graf von, Major a. D. und Rittergutsbes. in Bonn.
Cahn, Albert, Bankier in Bonn.
Camphausen, Excellenz, Wirkl. Geh. Rath, K. Staatsminister a. D. in Cöln.
Camphausen, August, Geh. Commerzienrath in Cöln.
Cappell, Kreisgerichtsrath in Essen.
Carnap, von, Rentner in Elberfeld.
Carstanjen, Adolf, in Cöln.
Cauer, C., Bildhauer in Creuznach.
Cauer, R., Bildhauer in Creuznach.
Cetto, Carl, Gutsbesitzer in St. Wendel.
Chrzescinski, Pastor in Cleve.
Christ, Carl, in Heidelberg.
Civil-Casino in Coblenz.
Claer, Alex. de, Lieutenant a. D. und Steuerempfänger in Bonn.
Claer, Eberhard de, Lieutenant a. D. und Rentner in Bonn.
Clason, Rentner in Bonn.
Clavé v. Bouhaben, Gutsbes. in Cöln.
**Conrads**, Dr., ausw. Secr., Professor u. Gymnasial-Oberlehrer in Essen.
Conrady, Kreisrichter a. D. in Miltenbug.
Conservatorium der Alterthümer, Grossherzogl. Badisches, in Carlsruhe.
Conze, Dr., Prof. u. Abtheil.-Director am K. Museum in Berlin.
Cornelius, Dr., Professor in München.
Cremer, Pfarrer in Echtz bei Düren.
Culemann, Senator in Hannover.
Cuny, Dr. von, Appellationsgerichtsrath a. D. und Professor in Berlin.
Cüppers, Wilh., Director der Taubstummenlehranstalt in Brühl.
Curtius, Dr., Geh. R., Professor in Berlin.
Curtius, Julius, Commerzienrath in Duisburg.
Dapper, Seminardirector in Boppard.
Deichmann-Schaaffhausen, Frau Geh. Comm.-Räthin, in Mehlemer-Aue.
Delhoven, Jac., Gutsbes. zu Dormagen.
Delius, Dr., Professor in Bonn.
**Delius**, O., ausw. Secr., K. Baumeister in Coblenz.
Delius, Landrath in Mayen.
Dieckhoff, Baurath in Aachen.
Dieffenbach, Dr., in Bonn.
Dilthey, Dr., Professor in Göttingen.
Disch, Carl, in Cöln.
Dobbert, Dr., Prof. in Berlin.
Doetsch, Oberbürgermeister in Bonn.
Dommerich, Frau Emma, geb. Weyhe, in Poppelsdorf.
Drewke, Dr., Advocatanwalt in Cöln.
Duhr, Dr., prakt. Arzt in Coblenz.
Dumont, Mich., Buchhändler in Cöln.
Duncker, Dr., Oberlehrer am Realgymnasium in Wiesbaden.
**Dütschke**, Dr., ausw. Secr. in Hamburg.
Eckstein, Dr., Rector u. Prof. in Leipzig.
Ehrhard, Advocat-Anwalt beim Appellhof in Cöln.
Eltz, Graf, in Eltville.
Eltzbacher, Moritz, Rentner in Bonn.
Emundts, J. Landgerichtsr. in Aachen.
Engels, Dr., P. H., Advocat in Leiden.
Engelskirchen, Architect in Bonn.
Ennen, Dr., städtischer Archivar in Cöln.
Eskens, Fräul. Jos., Rentnerin in Bonn.
Essellen, Hofrath in Hamm.
Essingh, H., Kaufmann in Cöln.
Evans, John, in Nash-Mills in England.
Firmenich-Richarz, Frau Prof. Dr., in Bonn.
Flandern, Ihre Kgl. Hoheit die Gräfin von, in Brüssel.
Flasch, Dr., Professor in Würzburg.
Fleckeisen, Dr., Prof. in Dresden.
Flinsch, Major a. D., Immenburg b. Bonn.
Florencourt, Chassot von, in Berlin.
Floss, Dr., Professor in Bonn.
Fonk, Landrath in Rüdesheim.
Franks, August, Conservator am British-Museum in London.
Franssen, Pfarrer zu Ittervort, holl. Limburg bei Roermonde.
Frenken, Dr., Domcapitular in Cöln.
Fricke, Rechnungsrath u. Oberbergamtsrendant in Bonn.
Friedländer, Dr., Professor in Königsberg in Pr.
Frings, Frau Commercienrath Eduard, auf Marienfels bei Remagen.
Frowein, Landrath in Wesel.
Fuchs, Pet., Bildh. in Bayenthal b. Cöln.
Fürstenberg, Graf von, Erbtruchsess auf Schloss Herdringen.
Fulda, Dr., Director des Gymnasiums in Sangerhausen.
Fuss, Dr., Gymnasial-Oberlehrer in Bedburg.
Gaedechens, Dr., Professor in Jena.
Galhau, G. von, Gutsbesitzer in Wallerfangen.
**Galiffe**, Dr., ausw. Secr., Prof. in Genf.
Gatzen, Assess., Friedensricht. in Tholey.
Geiger, Poliz.-Präs. a. D., in Coblenz.
Georgi, C. H., Buchdruckereibesitzer in Aachen.

Georgi, W., Univ.-Buchdruckereibes. in Bonn.
Gerson, Chemiker in Frankfurt a. M.
Geyr-Schweppenburg, Freih. von, Rittergutsbesitzer in Aachen.
Gewerbeschule, Prov.-, in Aachen.
Gewerbeschule, Städt., in Remscheid.
Gilly, Bildhauer in Berlin.
Goebel, Dr., Gymn.-Director in Fulda.
Goeben, von, Excellenz, General d. Inf., Kommandirender General des VIII. Armee-Corps, in Coblenz.
Goertz, Ed., Fabrikbes. in Odenkirchen.
Goldschmidt, Jos., Bankier in Bonn.
Goldschmidt, Rob., Bankier in Bonn.
Gottgetreu, Reg.- u. Baurath in Cöln.
Greef, F. W., Commerzienr. in Viersen.
Groote, von, Kgl. Landrath in Ahrweiler.
Grüneberg, Dr., Fabrikant in Cöln.
Guichard, Kreisbaumeister in Prüm.
Guilleaume, Frz, Fabrikbes. in Bonn.
Gymnasium in Aachen.
Gymnasium in Arnsberg.
Gymnasium in Attendorn.
Gymnasium in Bochum.
Gymnasium in Bonn.
Gymnasium in Carlsruhe in Baden.
Gymnasium in Cassel.
Gymnasium in Cleve.
Gymnasium in Coblenz.
Gymnasium an Aposteln in Cöln.
Gymnasium, Friedrich-Wilh.-, in Cöln.
Gymnasium, Kaiser Wilhelm-, in Cöln.
Gymnasium an Marzellen in Cöln.
Gymnasium in Coesfeld.
Gymnasium in Constanz.
Gymnasium in Crefeld.
Gymnasium in Dillenburg.
Gymnasium in Düren.
Gymnasium in Düsseldorf.
Gymnasium in Duisburg.
Gymnasium in Elberfeld.
Gymnasium in Emmerich.
Gymnasium in Essen.
Gymnasium in Freiburg in Baden.
Gymnasium in Gladbach.
Gymnasium in Hadamar.
Gymnasium in Hanau.
Gymnasium in Hersfeld.
Gymnasium in Höxter.
Gymnasium in Mannheim.
Gymnasium in Marburg.
Gymnasium in Moers.
Gymnasium in Montabaur.
Gymnasium in Münstereifel.
Gymnasium in Neuwied.
Gymnasium in Neuss.
Gymnasium in Rheine.
Gymnasium in Rinteln.
Gymnasium in Saarbrücken.
Gymnasium in Soest.
Gymnasium in Trier.
Gymnasium in Warendorf.
Gymnasium in Weilburg.
Gymnasium in Wesel.
Gymnasium in Wetzlar.
Gymnasium, Gelehrten-, in Wiesbaden
Haakh, Dr., Professor und Inspector des Königl. Museums vaterländischer Alterthümer in Stuttgart.
Haass, Eberh., Apotheker in Viersen.
Haeften, von, Hauptm. u. Rittergutsbes. in Haus Erprath bei Xanten.
Hagelüken, Hugo, Gymnas.-Oberlehrer in Emmerich.
Habets, J., Präs. d. arch. Ges. d. Hrz. Limburg, in Bergh b. Mastricht.
Hammers, Ober-Bürgermeister a. D. in Düsseldorf.
Haniel, Paul, Landrath i. Mülheim a. d. Ruhr.
Hanstein, Peter, Buchhändl. in Bonn.
Hardt, A. W., Kaufmann und Fabrikbesitzer in Lennep.
Harless, Dr., Archivrath in Düsseldorf.
Hasskarl, Dr., in Cleve.
Haubrich, Pastor in Nohn.
Haug, Ferd., Professor und Gymnasial-Director, ausw. Secr., in Constanz.
Haugh, Senatspräsident in Cöln.
Hauptmann, Rentner in Bonn.
Heckmann, Fabrikant in Viersen.
Hegert, Dr., Staats-Archivar in Berlin.
Heimendahl, Alexand., Geh. Commerzienrath in Crefeld.
Heinsberg, von, Landrath in Neuss.
Heister, von, Bruno, Rentner zu Düsseldorf.
Henry, Buch- u. Kunsthändler in Bonn.
Herder, August, Kaufm. in Euskirchen.
Herder, Ernst, in Euskirchen.
Hermann, G., Hauptm. a. D. zu Bonn.
Hermeling, Pfarrer in Kirspenich bei Münstereifel.
Herstatt, Eduard, Rentner in Cöln.
Herstatt, Friedr. Joh. Dav., in Cöln.
Herzog, Dr., Professor in Tübingen.
Hettner, Dr., Direct. d. Provinz.-Mus. in Trier.
Heuser, Dr., Subregens u. Prof. in Cöln.
Heydemann, Dr., Professor in Halle.
Heydinger, Pfarrer in Schleidweiler bei Auw, Reg.-Bez. Trier.
Heydt, Freih. v. d., Landrath in Malmedy.
Hilgers, Dr., Director der Realschule in Aachen.
Hillegom, Six van, in Amsterdam.
Hirsch, Polizei-Präsident in Aachen.

Hirschfeld, von, Regierungsrath in Marienwerder.
Historischer Verein für Dortmund und die Grafschaft Mark in Dortmund.
Hochgürtel, Buchhändler in Bonn.
Hoesch, Gustav, Kaufmann in Düren.
Hoesch, Leop., Commerzienr. in Düren.
Hoffmeister, Ober-Bürgermeister a. D. in Bonn.
Hohenzollern, Se. Hoheit Erbprinz v., Sigmaringen.
Hölscher, Dr., Gymnasial-Director in Recklinghausen.
Höpfner, Dr., Provinzial-Schulrath in Coblenz.
Hövel, Freiherr von, Landrath in Essen.
Hoiningen genannt Huene, Freiherr von, Bergrath in Bonn.
Holzer, Dr., Domprobst in Trier.
Hompesch, Graf Alfr. von, zu Schloss Rurich.
Horn, Pfarrer in Cöln.
Hout, van, Dr., Gymn.-Oberl. in Bonn.
Hoyer, Lieutn. im 2. westfäl. Husaren-Regiment Nr. 11 in Düsseldorf.
Hübner, Dr., Professor in Berlin.
Hüffer, Dr., Professor in Bonn.
Hüffer, Alexander, in Bonn.
Hultsch, Dr., Professor in Dresden.
Humpert, Dr., Gymn.-Oberl. in Bonn.
Hünnekes, Dr., Progymn.-Rect. in Prüm.
Hupertz, General-Dir. in Mechernich.
Huthmacher, Oberpfarrer in Crefeld.
Huyssen, Milit.-Oberpfarrer in Altona.
Jentges, W., Kaufmann in Crefeld.
Jörissen, Pastor in Alfter.
Joest, Frau August, in Cöln.
Joest, Eduard, Kaufmann in Cöln.
Joest, Wilh., Geh. Com.-Rath in Cöln.
Jost, J. B. Dom. in Mettlach a. d. Saar.
Isenbeck, Julius, Rentner in Wiesbaden.
Junker, C. A., Kgl. Baumeister in Erfurt.
Junkerstorff, Carl, Kaufmann in Düsseldorf.
Kaestner, Techniker in Neuwied.
Kamp, Dr. Jos., Gymnasiallehrer in Cöln.
**Karcher**, ausw. Secr., Fabrikbesitzer in Saarbrücken.
Karthaus, C., Commerzienr. in Barmen.
Kaufmann, Oberbürgerm. a. D. in Bonn.
Kekulé, Dr., August, Geh.-Rath und Professor in Poppelsdorf.
Kekulé, Dr., Reinh., Prof. in Bonn.
Keller, Jul., Religionslehrer in Brühl.
Keller, O., Professor in Graz.
Kelzenberg, Gymn.-Lehrer in Trier.
Kempf, Ingenieur-Lieutenant in Deutz.
Kessel, Dr., Kanonikus in Aachen.
Kiessling, Dr., Prof. in Greifswald.
Klein, Dr., Jos., Privatdocent in Bonn.
Klette, Dr., Professor in Magdeburg.
Klingholz, Rentner in Bonn.
Knebel, Landrath in Beckingen a. d. Saar.
Knoll, Jos., Buchdruckereibes. in Düren.
Koch, Heinr. Hub., Divisionspfarrer in Frankfurt a. M.
Koenen, Constantin, Bildhauer in Neuss.
Koenig, Leop., Rentner in Bonn.
Koenigs, Commerzienrath in Cöln.
Kohl, Gymnasiallehrer in Kreuznach.
Kolb, Fr., General-Director in Viersen.
Kortegarn, Dr., Realsch.-Direct. in Bonn.
Krafft, Dr., Consistorialr. u. Prof. in Bonn.
Kramarczik, Gymn.-Direct. in Ratibor.
**Kraus**, Dr., Prof. und ausw. Secr., in Freiburg i. B.
Krupp, Geh. Commerzienrath in Essen.
Kühlwetter, von, Exc., Wirkl. Geh. Rath, Kgl. Oberpräsident in Münster.
Küppers, Dr., Sem.-Direct. in Siegburg.
Landau, H., Commerzienr. in Coblenz.
Landsberg-Steinfurt, Freiherr v., Engelbert, Gutsbes. in Drensteinfurt.
Landsberg-Steinfurt, Freiherr v., Hugo, Landes-Director der Rheinprovinz in Düsseldorf.
Lange, Dr., L., Professor in Leipzig.
Lauenstein, Historienmaler in Düsseldorf.
Leemans, Dr., Dir. d. Reichsmuseums d. Alterthümer in Leiden.
Leiden, Franz, Kaufmann u. k. niederl. Consul in Cöln.
Lempertz, M., Rentner in Bonn.
Lempertz, H. Söhne, Buchhdl. in Cöln.
Lennep, van, in Zeist.
Leutsch, v., Dr., Hofrath u. Professor in Göttingen.
Lewis, S. S., Professor am Corpus Christi-Collegium zu Cambridge.
Leydel, J., Rentner zu Bonn.
Leyen, von der, Emil, in Bonn.
Leykam, Freih. von, Schloss Elsum bei Wassenberg.
Liebenow, Geh. Rech.-Rath in Berlin.
Lieber, Regier.-Baurath in Düsseldorf.
Linden, Anton, in Düren.
Lintz, Jac., Verlagsbuchh. in Trier.
Loë, Graf von, Schloss Wissen b. Geldern.
Loersch, Dr., Professor in Bonn.
Loeschigk, Rentner in Bonn.
Lohaus, Regierungsrath in Trier.
Longpérier, Adr. de, membre de l'Institut de France in Paris.
Lübbert, Dr., Prof. in Kiel.
**Lübke, von**, Dr., ausw. Secr., Professor in Stuttgart.
Marcus, Verlagsbuchhändler in Bonn.
Martin, A. F., Maler in Roermonde.
Märtens, Bauinspector a. D. in Bonn.

Mayer, Heinr. Jos., Kaufmann in Cöln.
Medem, Frhr. v., Fr. L. C., Kgl. Archivrath a. D. zu Homburg v. d. Höhe.
Meester, de, de Ravestein, Ministre plénip., zu Schloss Ravestein bei Mecheln.
Mehler, Dr., Gymnasial-Director in Sneek in Holland.
**Mehlis**, Dr. C., ausw. Secr., Kgl. Studienlehrer in Dürkheim.
Merck, Pfarrer u. Rector in Meisenheim.
Merkens, Franz, Kaufmann in Cöln.
Merlo, J. J., Rentner in Cöln.
Messmer, Dr., Prof. in München.
Meurer, Hippolyt, Kaufm. in Cöln.
Mevissen, Geh. Commerzienrath, Präsident der rheinischen Eisenbahn-Gesellschaft in Cöln.
Michaelis, Dr., Prof. in Strassburg.
Michels, G., Kaufmann in Cöln.
Milani, Kaufmann in Frankfurt a. M.
Milz, Dr., Gymn.-Oberl. in Aachen.
Mirbach, W. Graf v., zu Schloss Harff.
Mirbach, Frhr. von, Reg.-Präsident a. D. in Bonn.
Mitscher, Landger.-Director in Mühlhausen i. E.
Mörner v. Morlande, Graf, in Roisdorf.
Mohr, Professor, Dombildhauer in Cöln.
Moll, Dr., Professor in Amsterdam.
Mommsen, Dr., Professor in Charlottenburg.
**Mooren**, Dr., ausw. Secr., Pfarrer, Präsident des hist. Vereins f. d. Niederrhein, in Wachtendonk.
Mosler, Dr., Prof. am Seminar in Trier.
Movius, Director des Schaaffh. Bankvereins in Cöln.
Müllenhoff, Dr., K., Prof., Mitglied der Akad. der Wissensch. in Berlin.
Müller, Dr., Albert, Gymnasial-Director zu Flensburg in Schleswig.
Müller, Pastor in Immekeppel.
Mumm von Schwarzenstein, Ch., Kaufmann in Cöln.
Münch, Joseph, Kaufmann in Düren.
Münz- u. Antiken-Cabinet, Kais. Königl., in Wien.
Museen, die Königl., in Berlin.
Musée royal d'Antiquités, d'Armures et d'Artillerie in Brüssel.
Musiel, von, Laurent, Gutsbesitzer zu Schloss Thorn bei Saarburg.
Nagelschmitt, Heinr., Oberpfarrer in Zülpich.
Naturwissenschaftlicher Verein in Saarbrücken.
Nels, Dr., Kreisphysicus in Bittburg.
Neufville, W. von, Rentner in Bonn.
Neumann, Bau-Inspector in Bonn.
Nissen, Dr., H., Professor in Strassburg.
Nitzch, Dr., Gymn.-Dir. in Bielefeld.
Nolte, Dr., in Bonn.
Obesnier, Prof. Dr. in Bonn.
Oberschulrath, Grossherzoglich Badischer, in Carlsruhe.
Oppenheim, Albert, Königl. Sächs. General-Consul in Cöln.
Oppenheim, Dagobert, Geh. Regierungs-Rath, Director d. Cöln-Mindener Eisenbahn-Gesellschaft in Cöln.
Oppenheim, Eduard, Freiherr von, k. k. General-Consul in Cöln.
Orth, Pfarr. in Wismannsdorf b. Bitburg.
Otte, Dr. theol., Pastor in Merseburg.
**Overbeck**, Dr., ausw. Secr., Prof. in Leipzig.
Papen, von, Prem.-Lieut. im 5. Ulanen-Regiment in Werl.
Pauls, E., Apotheker in Cornelimünster.
**Paulus**, Prof. Dr., Conservator d. K. Württ. Kunst- u. Alterthumsdenkmale, ausw. Secr., in Stuttgart.
Pauly, Dr., Rector in Montjoie.
Pfeiffer, Peter, Rentner in Düren.
Pflaume, Kgl. Bau-Inspector in Cöln.
Peill, Rentner in Haus Römlinghoven b. Obercassel.
Perthes, Dr., Geh. Hofrath u. Gymnas.-Dir. a. D. in Davos-Platz.
**Pick**, ausw. Secr., Friedensr. in Rheinberg.
Piper, Dr., Professor in Berlin.
Plassmann, Ehrenamtmann u. Gutsbesitzer in Allehof bei Balve.
**Pleyte, W.**, ausw. Secr., Conservator am Reichs-Museum der Alterth. in Leiden.
Plitt, Dr., Professor, Pfarrer in Dossenheim bei Heidelberg.
**Pohl**, Dr., ausw. Secr., Rector in Linz.
Polytechnicum in Aachen.
Pommer-Esche, von, Geh. Regierungsrath in Strassburg.
Prieger, Dr., Rentner in Bonn.
Prinzen, Handelsgerichts-Präsident in M.-Gladbach.
Proff-Irnich, Freiherr Dr. von, Landgerichts-Rath in Bonn.
Progymnasium in Andernach.
Progymnasium in Bruchsal.
Progymnasium in Dorsten.
Progymnasium in Euskirchen.
Progymnasium in Jülich.
Progymnasium in Malmedy.
Progymnasium in Rietberg.
Progymnasium in Siegburg.
Progymnasium in Sobernheim.
Progymnasium in Tauberbischofsheim.
Progymnasium in Trarbach.
Progymnasium in Vreden.
Progymnasium in St. Wendel.

Provinzial-Verwaltung in Düsseldorf.
Prüfer, Theod., Architect in Berlin.
Quack, Advokat u. Bankdirector in M.-Gladbach.
Raderschatt, Kaufmann in Cöln.
Radziwill, Se. Durchlaucht Prinz Edmund, Vikar in Ostrowo, Provinz Posen.
Randow, von, Kaufmann in Crefeld.
Raschdorff, Kgl. Baurath u. Professor in Berlin.
Rath, von, Rittergutsbesitzer u. Präsid. d. landw. Vereins für Rheinpreussen, in Lauersfort bei Crefeld.
Rath, Th. vom, Rentner in Duisburg.
Rautenstrauch, Valentin, Commerzienrath in Trier.
Realschule in Barmen-Wupperfeld.
Realschule, Kortegarn'sche, in Bonn.
Realschule I. Ordn. in Düsseldorf.
Realschule I. Ordn. in Duisburg.
Realschule I. Ordn. in Elberfeld.
Realschule in Essen.
Realschule I. Ordn. in Mülheim a. d. Ruhr.
Realschule I. Ordn. in Ruhrort.
Realschule I. Ordn. in Trier.
Reinkens, Dr., Pfarrer in Bonn.
Reitzenstein, Frh. von, Namens des Bezirks-Präsidiums für Lothringen in Metz.
Rennen, Geh. Rath, Director d. Rhein. Eisenb.-Gesellschaft in Cöln.
Reumont, Dr. von, Geh. Legationsrath, in Aachen.
Reusch, Kaufmann in Neuwied.
Rheinen, Hermann, Rentner in Villa Herresberg bei Remagen.
Richarz, Dr., Geheimer Sanitätsr. in Endenich.
Richter, Reg.-Baumeister in Bonn.
Rieu, Dr. du, Secretär d. Soc. f. Niederl. Litteratur in Leiden.
Rigal-Grunland, Frhr. v., in Bonn.
Ritter-Akademie in Bedburg.
Robert, membre de l'Institut de France in Paris.
Roen, Baumeister in Burtscheid.
Rohdewald, Gymnasial-Director in Burgsteinfurt.
Rolffs, Commerzienrath in Bonn.
Rosen, von, Major in Cöln.
Roos, Regierungsrath u. Oberbürgermeister in Crefeld.
Rospatt, Landrath in Lennep.
Rossbach, Dr., Gymn.-Lehrer in Neuss.
Roth, Fr., Bergrath in Burbach bei Siegen.
Rottels, H. J., Notar in Düren.
Roulez, Dr., Professor in Gent.
Ruhr, Jacob, Kaufmann in Euskirchen.
Rumpel, Apotheker in Düren.
Salis, Baron de, in Metz.
Salm-Salm, Se. Durchlaucht Fürst zu, in Anhalt.
Salm-Hoogstraeten, Hermann, Graf von, zu Bonn.
Salzenberg, Geh. O.-Baurath in Berlin.
Sandt, von, Landrath in Bonn.
Sauppe, Dr., Geh. Reg.-Rath u. Prof. in Göttingen.
Schaaffhausen, H., Dr., Geh. Medicinal-Rath u. Professor in Bonn.
Schaaffhausen, Theod., Rentner in Bonn.
Schady, Dr., Custos an der Univers.-Bibl. in Heidelberg.
Schaefer, Dr., Professor in Bonn.
Schaefer, Gräfl. Renessescher Rentm. in Bonn.
Schaffner, Dr., Medicinalrath in Meisenheim.
Scharfenberg, von, Lieutenant im Königshusaren-Reg. in Bonn.
Schauenburg, Dr., Realschul-Director in Crefeld.
Scheibler, L., Commerzienr. in Aachen.
Scheins, Dr., Gymnasiallehr. i. Coblenz.
Scheppe, Oberst a. D. in Boppard.
Scherer, Dr., Professor in Berlin.
Schickler, Ferdin., in Berlin.
Schilling, Advokatanwalt beim Appellhof in Cöln.
Schillings-Englerth, Bürgermeister in Gürzenich.
Schleicher, C., Commerzienr. in Düren.
Schlottmann, Dr., Prof. in Halle a. S.
Schlumberger, Jean, Fabrikbesitz. u. Präsid. d. Landesausschusses f. Elsass-Lothringen in Gebweiler.
Schlünkes, Dr., Probst an dem Collegiatstift in Aachen
Schmelz, C. O., Kaufmann in Bonn.
Schmidt, Pfarrer in Crefeld.
Schmidt, Oberbaurath u. Prof. in Wien.
**Schmitt**, Dr., ausw. Secr., Arzt in Münstermaifeld.
Schmithals, Rentner in Bonn.
Schmitz, Dr., Sanitätsrath in Viersen.
**Schneider**, Dr., ausw. Secr., Professor in Düsseldorf.
Schneider, Dr., R., Gymnas.-Director in Norden, Ostfriesland.
Schneider, Friedr., Dompräbendar in Mainz.
Schnütgen, Domvicar in Cöln.
Schönaich-Carolath, Prinz, Berghauptmann in Dortmund.
Schoenen, Dr., Kreisschulinspector in Euskirchen.

Schroers, Daniel, Beigeordneter und Fabrikbesitzer in Crefeld.
Schubart, Dr., Bibliothekar in Cassel.
Schulz, Caplan in Aachen.
Schultze, Dr., Hofapotheker in Bonn.
Schwabe, Dr. L., Professor in Tübingen.
Schwan, städt. Bibliothekar in Aachen.
Schwickerath, C. J., Kaufmann in Ehrenbreitstein.
Seligmann, Jacob, Bankier in Cöln.
Sell, Dr., Geh. Justizr. u. Prof. in Bonn.
Sels, Dr., Fabrikbesitzer in Neuss.
Seminar in Soest.
Senfft-Pilsach, Freiherr von, Kreisdirector in Bolchen (Elsass-Lothr.).
Seydemann, Architect in Bonn.
Seydlitz, von, Excellenz, General-Lieutenant z. D. in Wiesbaden.
Seyffarth, Reg.-Baurath in Trier.
Simon, Wilh., Lederfabrikant in Kirn.
Sloet van de Beele, Baron, Dr., L. A. J. W., Mitglied der Königl. Acad. der Wissenschaften zu Amsterdam, in Arnheim.
Solms, Se. Durchlaucht, Prinz Albrecht zu, in Braunfels.
Spankeren, von, Reg.-Präsident a. D., in Bonn.
Spee, Dr., Gymn.-Lehrer in Cöln.
Spies-Büllesheim, Ed., Freiherr v., Königl. Kammerherr u. Bürgermeister auf Haus Hall.
Spitz, Major im Kriegs-Ministerium in Berlin.
Springer, Dr., Professor in Leipzig.
Stadt-Archiv in Aachen.
Stahl, Dr., Professor in Münster.
Stahlknecht, H., Rentner in Bonn.
Ständer, Dr., Dir. d. Bibl. in Münster.
**Stark**, Dr., ausw. Secr., Hofrath u. Prof. in Heidelberg.
Startz, Aug., Kaufmann in Aachen.
Statz, Baurath u. Diöc.-Archit. in Cöln.
Stedtfeld, Carl, Kaufmann in Cöln.
Steinbach, Alph., Fabrik. in Malmedy.
Stier, Hauptmann a. D. in Berlin.
Stier, Dr., Ober-Stabs- und Garnisons-Arzt in Breslau.
Stinshoff, Pfarrer in Sargenroth bei Gemünden, Reg.-Bez. Coblenz.
**Straub**, Dr., ausw. Secr., Canonicus zu Strassburg.
Strauss, Verlags-Buchhändler in Bonn.
Strubberg, von, Gen.-Lieut. u. Comm. der 19. Division in Hannover.
Stumm, Carl, Geh. Commercienrath in Neunkirchen.
Swerts, Albert, Kaufmann in Bonn.
Sybel, Dr., von, Director der Staats-Archive und Professor in Berlin.
Theisen, Cl., Realsch.-Lehrer in Giessen.
Thiele, Dr., Director d. Gymnasiums in Barmen.
Thoma, Architekt in Bonn.
Tornow, Bezirks- und Dombaumeister in Metz.
Trinkaus, Chr., Bankier in Düsseldorf.
Uckermann, H., Kaufmann in Cöln.
Ueberfeldt, Dr., Rendant in Essen.
Ungermann, Dr., Gymnas.-Director in Münstereifel.
Usener, Dr., Professor in Bonn.
Vahlen, Dr., Professor in Berlin.
Valette, de la, St. George, Freiherr, Dr., Professor in Bonn.
Veit, Dr., Geh. Medicinal-Rath u. Professor in Bonn.
Verein für Erdkunde in Metz.
Vieten, Kaufmann in Eschweiler.
Villers, Graf von, Regier.-Präsident in Frankfurt a. d. O.
Vleuten, van, Rentner in Bonn.
Voigtel, Regierungsrath und Dombaumeister in Cöln.
Voigtländer, Buchhdl. in Kreuznach.
Voss, Theod., Bergrath in Düren.
Wach, Dr., Professor in Leipzig.
Wagner, Geh. Commerz.-R. in Aachen.
Wal, Dr. de, Professor in Leiden.
Waldeyer, Dr., Gymn.-Dir. in Bonn.
Wallenborn, Peter, junior, in Bitburg.
Wandesleben, Friedr., zu Stromberg.
Weber, Advocat-Anwalt in Aachen.
Weber, Pastor in Ilsenburg.
Weerth, Dr. aus'm, Prof. in Kessenich.
Weerth, aus'm, Bürgermeister in Stromberg.
Weerth, Aug. de, Rentn. in Elberfeld.
Wegeler, Dr., Geh. Medicinalrath in Coblenz.
Weise, v., Oberbürgermeister in Aachen.
Weiss, Professor, Director d. K. Kupferstichkabinets in Berlin.
Wende, Dr., Realschullehrer in Bonn.
Wendelstadt, Victor, Commerzienrath in Godesberg.
Werner, v., Kabinetsrath in Düsseldorf.
Werner, Lieut. u. Adjutant in Saarlouis.
Werners, Bürgermeister in Düren.
Weyer, Stadtbaumeister in Cöln.
Weyhe, Ernst, Dr., Gymnasiallehrer in Seehausen i. d. Altmark.
Weyermann, Franz, Gutsbesitzer in Hagerhof bei Honnef.
Wied, Se. Durchlaucht Fürst, zu Neuwied.
Wieker, Gymnasial-Oberlehrer in Hildesheim.

**Wieseler**, Dr., ausw. Secr., Professor in Göttingen.
Wiethase, Königl. Baumeister in Cöln.
Wings, Dr., Apotheker in Aachen.
Wirtz, Hauptmann a. D., in Harff.
Witkop, Ptr., Maler in Lippstadt.
Wittenhaus, Dr., Rector in Rheydt.
Wittgenstein, F. von, in Cöln.
Woermann, Dr., C., Prof. in Düsseldorf.
Wolf, Caplan in Calcar.
Wolff, v., Regierungspräsident in Trier.
Wolff, Kaufmann in Cöln.
**Wollseiffen**, Dr. M., Gymnasial-Director, ausw. Secr., in Crefeld.
Woltmann, Dr., Prof. in Strassburg.
Woyna, Exc. von, Div.-Commandeur und Generallieutenant in Metz.
Wright, von, General-Major in Metz.
Wuerst, H., Hauptmann a. D. und Kgl. Steuereinnehmer in Bonn.
Wüsten, Frau Gutsbesitzerin, zu Wüstenrode bei Stolberg.
Wulfert, Dr., Gymn.-Dir. in Kreuznach.
Zangenmeister, Prof. Dr., Oberbibliothekar in Heidelberg.
Zartmann, Dr., Sanitätsrath in Bonn.
Zehme, Dr., Walther, Director der Gewerbeschule in Barmen.
Zengeler, Kgl. Bauführer in Bonn.
Zervas, Joseph, Kaufmann in Cöln.

**Ausserordentliche Mitglieder.**

Arendt, Dr., in Dielingen.
Arsène de Noüe, Dr., Advocat in Malmedy.
Felten, Baumeister in Cöln.
Fiorelli, G., Intend. d. k. Mus. i. Neapel.
Förster, Dr., Professor in Aachen.
Gamurrini, Director des etrusk. Museums in Florenz.
Heider, k. k. Sectionsrath in Wien.
Hermes, Dr. med. in Remich.
Lanciani, P. Architect in Ravenna.
Lucas, Charles, Architect, Sous-Insp. des travaux de la ville in Paris.
Mella, Eduard, Graf in Vercelli.
Michelant, Bibliothécaire au dept. des Manuscrits de la Bibl. Imper. in Paris.
Promis, Bibliothekar des Königs von Italien in Turin.
Rossi, J. B. de, Archäolog in Rom.
Schlad, Wilh., Buchbinderm. i. Boppard.
L. Tosti, D., Abt in Monte-Casino.

---

## Verzeichniss
### sämmtlicher Ehren-, ordentlicher und ausserordentlicher Mitglieder nach den Wohnorten.

Aachen: Bock. Brüggemann. Buschmann. Dieckhoff. Emundts. Foerster. Georgi. von Geyr-Schweppenburg. Gymnasium. Hilgers. Hirsch. Kessel. Milz. Polytechnicum. Provinz.-Gewerbeschule. von Reumont. Scheibler. Schlünkes. Schulz. Schwan. Stadt-Archiv. Startz. Wagner. Weber. von Weise. Wings.
Abenteuerhütte: Boecking.
Ahrweiler: von Groote.
Alfter: Jörissen.
Allehof: Plassmann.
Alterkülz: Bartels.
Altona: Huyssen.
Amsterdam: Boot. van Hillegom. Moll.
Andernach: Progymnasium.
Anholt: Achterfeldt. Fürst zu Salm.
Arnheim: Baron Sloet.
Arnsberg: Gymnasium.
Asbacher Hütte: Boecking.
Attendorn: Gymnasium.
Barmen: Karthaus. Thiele. Zehme.
Barmen-Wupperfeld: Realschule.
Basel: Bernoulli. Universitätsbibliothek.
Bayenthal b. Cöln: Fuchs.
Beckingen a. d. Saar: Knebel.
Bedburg: Fuss. Ritter-Academie.
Beienburg: Braselmann.
Bergh: Habets.
Berlin: Adler. Aegidi. Braun. Conze. von Cuny. Curtius. Dobbert. Falk. v. Florencourt. Generalverwaltung der kgl. Museen. Gilly. Greiff. Hegert. Hübner. Kronprinz des Deutschen Reiches und von Preussen. Liebenow. Müllenhoff. Piper. von Prüfer. Raschdorff. Salzenberg. Scherer. Schickler. Schoene. Spitz. Stier. v. Sybel. Vahlen. Weiss.
Beromünster: Aebi.
Bielefeld: Nitzsch.
Bitburg: Nels. Wallenborn.
Bocholt: Höhere Bürgerschule.
Bochum: Gymnasium.

Bolchen (Els.-Lothr.): Arnold. Freih. von Senfft-Pilsach.
Bonn: Achenbach. Asbach. Asschenfeldt. Benrath. Bergk. Bernays. Binz. Bleibtreu. v. Bodelschwingh. H. H. Böker. Brassert. Bücheler. Busch. Graf von Bylandt. Cahn. Al. de Claer. Eb. de Claer. Clason. v. Dechen. Delius. Dieffenbach. v. Diergardt. Dötsch. Eltzbacher. Engelskirchen. Frl. Eskens. Frau Firmenich-Richartz. Floss. Fricke. Georgi. J. Goldschmidt. R. Goldschmidt. Guilleaume. Gymnasium. Hanstein. Hauptmann. Henry. Hermann. Hochgürtel. Hoffmeister. v. Hoiningen. van Hout. Alex. Hüffer. Prof. Hüffer. Humpert. Kaufmann. R. Kekulé. Klein. Klingholz. Leop. König. Kortegarn. Krafft. Lempertz. Leydel. Loersch. Loeschigk. Märtens. Marcus. von Mirbach. W. von Neufville. Neumann. Nolte. Prof. Obernier. Prieger. von Proff-Irnich. Realschule. Reinkens. Richter. von Rigal. Rolffs. Graf von Salm-Hoogstraeten. v. Sandt. H. Schaaffhausen. Th. Schaaffhausen. A. Schaefer. Schaefer. von Scharfenberg. Schmelz. Schmithals. Schulze. Sell. Seydemann. von Spankeren. Stahlknecht. Strauss. Swertz. Thoma. Usener. de la Valette St. George. Veit. van Vleuten. Waldeyer. Wende. Würst. Zartmann. Zengeler.
Boppard: Bendermacher. Dapper. Scheppe. Schlad.
Braunfels: Prinz Solms.
Breslau: Stier.
Bruchsal: Progymnasium.
Brühl: Alleker. Cüppers. Keller.
Brüssel: Gräfin von Flandern. Musée Royal.
Burbach bei Siegen: Roth.
Burgsteinfurt: Rohdewald.
Burtscheid: Roen.
Calcar: Wolf.
Cambridge: Lewis.
Carlsruhe: Brambach. Conservatorium d. Alterth. Gymnasium. Oberschulrath.
Cassel: Gymnasium. von Möller. Schubart.
Charlottenburg: Mommsen.
Clausthal: Achenbach.
Cleve: Chrzescinski. Gymnasium. Hasskarl. Stadt.
Coblenz: von Bardeleben. Becker. Binsfeld. Bruns. Civil-Casino. Delius. Duhr. Geiger. Gymnasium. von Goeben. Höpfner. Landau. Scheins. Stadt. Wegeler.
Coeln: Altmann. Aposteln-Gymnasium. Max Arndts. Oberbürgermeister. Becker. Robert Becker. v. Bernuth. Bone. Brusis. Camphausen, Excell. Aug. Camphausen. Clavé von Bouhaben. Carstanjen. Disch. Drewke. Dumont. Düntzer. Ehrhard. Ennen. Essingh. Felten. Frenken. Friedr.-Wilh.-Gymnasium. Gottgetreu. Grüneberg. Haugh. Ed. Herstatt. Frdr. Joh. Dav. Herstatt. Heuser. Horn. Frau August Joest. Eduard Joest. Wilhelm Joest. Kaiser Wilh.-Gymnasium. Kamp. Königs. Leiden. Lempertz. Marzellen-Gymnasium. Mayer. Merkens. J. J. Merlo. Meurer. Mevissen. Michels. Mohr. Movius. Mumm von Schwarzenstein. Albert Oppenheim. Dagobert Oppenheim. Eduard Freiherr von Oppenheim. Pflaume. Raderschatt. Rennen. von Rosen. Schilling. Schnütgen. Seligmann. Spee. Statz. Stedtfeld. Uckermann. Voigtel. Weyer. Wiethase. von Wittgenstein. Wolff. Zervas.
Coesfeld: Gymnasium.
Constanz: Haug. Gymnasium.
Cornelimünster: Pauls.
Crefeld: von Beckerath. Emil vom Bruck. Moritz vom Bruck. Heimendahl. Huthmacher. Jentges. von der Leyen. Gymnasium. von Randow. Roos. Schauenburg. Schmidt. Schroers. Wollseiffen.
Darmstadt: Bossler.
Davos-Platz: Perthes.
Deutz: Kempf.
Dielingen: Arendt.
Dillenburg: Gymnasium.
Donaueschingen: Fürstl. Bibliothek.
Dormagen: Delhoven.
Dorsten: Progymnasium.
Dortmund: Prinz Schönaich. Hist. Verein.
Dossenheim: Plitt.
Drensteinfurt: Frh. v. Landsberg.
Dresden: Fleckeisen. Hultsch.
Dülken: Bücklers.
Düren: Bibliothek der Stadt. Gymnasium. Gust. Hoesch. Leop. Hoesch. Knoll. Linden. Münch. Pfeiffer. Rottels. Rumpel. Schleicher. Voss. Werners.
Dürkheim: Mehlis.
Düsseldorf: Brendamour. Gymnasium. Hammers. Harless. von Heister. Hoyer. Junckersdorff. Frh. Hugo von Landsberg-Steinfurt. Lauenstein. Lieber. Provinzial-Verwaltung. Realschule. Schneider. Trinkaus. von Werner. Woermann.
Duisburg: Curtius. Gymnas. v. Rath. Realschule.
Echtz: Cremer.
Ehrenbreitstein: Schwickerath.

Elberfeld: Boeddinghaus. v. Carnap. Gymnasium. Realschule. de Weerth.
Elsum (Schloss) bei Wassenberg: Frh. von Leykam.
Eltville: Graf Eltz.
Emmerich: Gymnasium. Hagelücken.
Endenich: Baunscheidt. Richarz.
Erfurt: Junker.
Erprath (Haus) b. Xanten: von Haeften.
Eschweiler: Vieten.
Essen: Baedeker. Cappell. Conrads. Gymnasium. v. Hövel. Krupp. Realschule. Ueberfeld.
Eupen: Höhere Bürgerschule.
Euskirchen: v. Ayx. A. Herder. E. Herder. Progymnasium Ruhr. Schoenen.
Flensburg in Schleswig: Müller.
Florenz: Bibl.-Nazionale. Bibliothek des etrurischen Museums. Gamurrini.
Frankfurt a. M.: Becker. Gerson. Koch. Milani. Stadtbibliothek.
Frankfurt a. d. Oder: Graf Villers.
Freiburg in Baden: Universitäts-Bibliothek. Gymnasium. Kraus.
Frens (Schloss) bei Horrem: Graf Beissel von Gymnich.
Fulda: Goebel.
St. Gallen: Stiftsbibliothek.
Gebweiler: Schlumberger.
Genf: Galiffe.
Gent: Roulez.
Giessen: Antiken-Cabinet. Theissen.
Gladbach: Prinzen. Gymnas. Quack.
Godesberg: Wendelstadt.
Goettingen: Dilthey. von Leutsch. Sauppe. Universitätsbiblioth. Wieseler.
Gräfenbacher Hütte: Boecking.
Graz: Keller.
Greifswalde: Kiessling.
Gürzenich: Schillings-Englerth.
Hadamar: Gymnasium.
Hagerhof bei Honnef: Weyermann.
Hall (Haus) per Erkelenz: v. Spies.
Halle: Heydemann. Schlottmann. Universitäts-Bibliothek.
Hamburg: Dütschke. Stadtbibliothek.
Hamm: Essellen.
Hanau: Gymnasium.
Hannover: Ahrens. Culemann. v. Strubberg.
Harff (Schloss): v. Mirbach.
Harff (Kreis Neuss): Wirtz.
Hechingen: Höhere Bürgerschule.
Heidelberg: Christ. Schady. Stark. Universitäts-Bibliothek. Zangenmeister.
Herdringen (Kreis Arnsberg): Graf Fürstenberg.
Herresberg bei Remagen: Rheinen.
Hildesheim: Wieker.
Homburg v. d. Höhe: Freiherr von Medem.
Honnef: Bredt.
Höxter: Gymnasium.
Ilsenburg: Weber.
Immekeppel: Müller.
Immenburg: Flinsch.
Iserlohn: Boeddicker.
Ittervort: Franssen.
Jena: Gaedechens. Universitäts-Bibliothek.
Jülich: Progymnasium.
Kessenich: aus'm Weerth.
Kiel: Lübbert.
Kirn: Simon.
Kirspenich (b. Münstereif.): Hermeling.
Königsberg i. Pr.: Friedländer. Universitätsbibliothek.
Kreuznach: Antiquarisch-historischer Verein. Borggreve. C. Cauer. R. Cauer. Kohl. Voigtländer. Wulfert.
Lauersfort: v. Rath.
Leiden: Engels. Leemans. Pleyte. du Rieu. de Wal.
Leipzig: Baedeker. Eckstein. Lange. Overbeck. Springer. Wach.
Lennep: A. Hardt. Höhere Bürgerschule. Rospatt.
Linnich: Beck.
Linz: Pohl.
Lippstadt: Witkop.
London: Franks.
Löwen: Universitäts-Bibliothek.
Lüdenscheid: Höhere Bürgerschule.
Lüttich: Universitäts-Bibliothek.
Magdeburg: Klette.
Malmedy: Arsène de Noüe. v. d. Heydt. Progymnasium. Steinbach.
Mainz: Schneider.
Mannheim: Alterthumsverein. Gymnasium.
Marburg: Gymnasium.
Marienfels bei Remagen: Frau Frings.
Marienwerder: von Hirschfeld.
Mayen: Delius.
Mechernich: Hupertz.
Mehlemer-Aue: Frau Deichmann.
Meisenheim: Merck. Schaffner.
Merseburg: Otte.
Mettlach: Boch. Jost.
Metz: Frh. von Reitzenstein Baron de Salis. Tornow. Verein für Erdkunde. von Woyna. von Wright.
Miltenberg: Conrady.
Moers: Gymnasium.
Montabaur: Gymnasium.
Monte-Casino: Tosti.
Montjoie: Pauly.
Mülhausen i. E.: Mitscher.
Mülheim a. d. R.: Haniel. Realschule.

München: Brunn. Bursian. Cornelius. Messmer.
Münster: Bibliothek der Akademie. v. Kühlwetter. Ständer. Stahl.
Münstereifel: Gymnasium. Ungermann.
Münstermayfeld: Schmitt.
Nash-Mills: Evans.
Neapel: Fiorelli.
Neunkirchen: Stumm.
Neuss: von Heinsberg. Gymnasium. Koenen. Rossbach. Sels.
Neuwied: Fürst Wied. Kaestner. Gymnasium. Reusch.
Nieukerk: Buyx.
Nohn (Post Antweiler) Kreis Adenau: Haubrich.
Norden: Schneider.
Nürnberg: Bergau.
Oberhausen: Höhere Bürgerschule.
Odenkirchen: Goertz.
Oehringen: Stifts-Bibliothek.
Osnabrück: Berlage.
Ostrowo: Prinz Radziwill.
Paderborn: Theodoranische Bibliothek.
Paris: Barbet. Basilewsky. de Longpérier. Lucas. Michelant. Robert.
Parma: Universitäts-Bibliothek.
Perugia: Univ.-Bibliothek.
Poppelsdorf: Frau Dommerich. A. Kekulé.
Potsdam: Achenbach.
Prag: Universitäts-Bibliothek.
Prüm: Guichard. Hünnekes.
Ratibor: Kramarczik.
Ravenna: Lanciani.
Ravestein: de Meester de Ravestein.
Recklinghausen: Hölscher.
Remich: Hermes.
Remscheid: Gewerbeschule.
Rheinberg: Pick.
Rheine: Gymnasium.
Rheydt: Wittenhaus.
Rietberg: Progymnasium.
Rinteln: Gymnasium.
Roermonde: Martin.
Roisdorf: Graf Moerner.
Römlinghoven (Haus) bei Obercassel: Peill.
Rom: Helbig. Henzen. de Rossi.
Ruhrort: Realschule. Bernau.
Rurich (Schloss b. Erkelenz): v. Hompesch.
Rüdesheim: Fonk.
Saarbrücken: Bettingen. Gymnasium. Karcher. Naturwissenschaftl. Verein.
Saarlouis: Höh. Bürgerschule. Werner.
Sangerhausen: Fulda.
Sargenroth b. Gemünden (R.-B. Coblenz): Stinshoff.
Schleidweiler: Heydinger.
Seehausen (Altmark): Weyhe.
Siegburg: Küppers. Progymnasium.
Sigmaringen: Fürst zu Hohenzollern. Erbprinz von Hohenzollern.
Sinzig: Broicher.
Sneek: Mehler.
Sobernheim: Progymnasium.
Soest: Gymnasium. Seminar.
Solingen: Höhere Bürgerschule.
Strassburg: Michaelis. Nissen. von Pommer-Esche. Straub. Universitäts-Bibliothek. Woltmann.
Stuttgart: Köngl. öffentl. Bibliothek. Haakh. v. Lübke. Prof. Paulus.
Tauberbischofsheim: Progymnas.
Tholey: Gatzen.
Thorn (Schloss): v. Musiel.
Trarbach: Progymnasium.
Trier: Besselich. Bettingen. v. Beulwitz. Gymnasium. Hettner. Holzer. Kelzenberg. Lintz. Lohans. Mosler. Rautenstrauch. Realschule. Seyffarth. Stadtbibliothek. von Wolff. von Wilmowsky.
Tübingen: Herzog. Schwabe.
Turin: Promis.
Unna: Höhere Bürgerschule.
Utrecht: Universitäts-Bibliothek.
Vercelli: Mella.
Viersen: Aldenkirchen. Höhere Bürgerschule. Greef. Haas. Heckmann. Kolb. Schmitz.
Vogelensang: Borret.
Vreden: Progymnasium.
Wachtendonk: Mooren.
Wallerfangen: v. Galhau.
Warendorf: Gymnasium.
Weilburg: Gymnasium.
St. Wendel: Bettingen. Cetto. Progymn.
Werl: v. Papen.
Wernigerode: Bibliothek.
Wesel: Frowein. Gymnasium.
Wesselingen: Böhning.
Wetzlar: Gymnasium.
Wien: Heider. k. k. Münz- und Antik.-Cabinet. Schmidt.
Wiesbaden: Bibliothek. Duncker. Gelehrten-Gymnasium. Isenbeck. von Seydlitz.
Wismannsdorf bei Bitburg: Orth.
Wissen: Graf Loë.
Witten: Höhere Bürgerschule.
Worringen: Bender.
Würzburg: Flasch. Urlichs.
Wüstenrode: Frau Wüsten.
Xanten: Niederrhein. Alterthumsverein.
Zeist: van Lennep.
Zülpich: Nagelschmitt.

## Inhaltsverzeichniss.

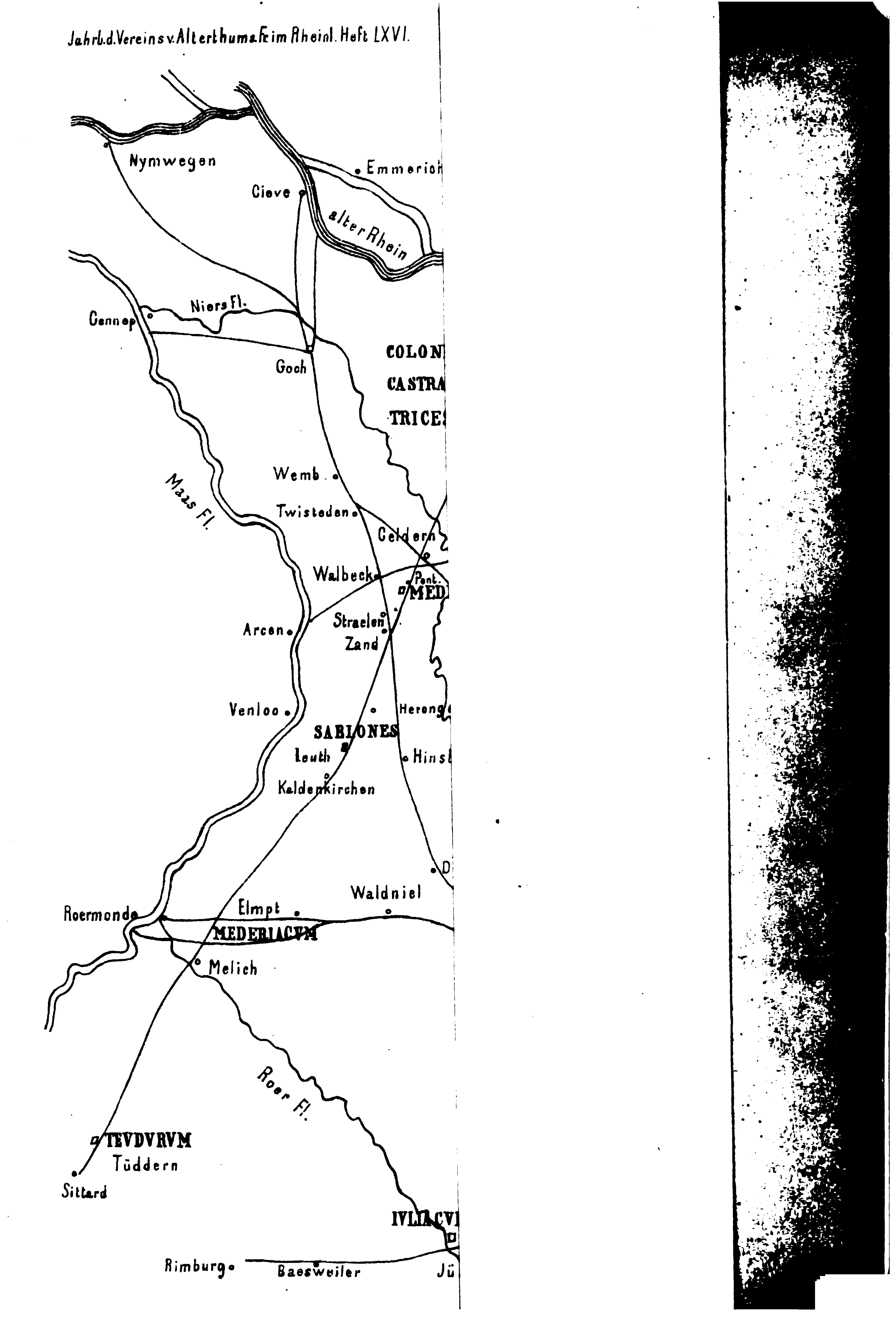
### I. Geschichte und Denkmäler.



### II. Litteratur.



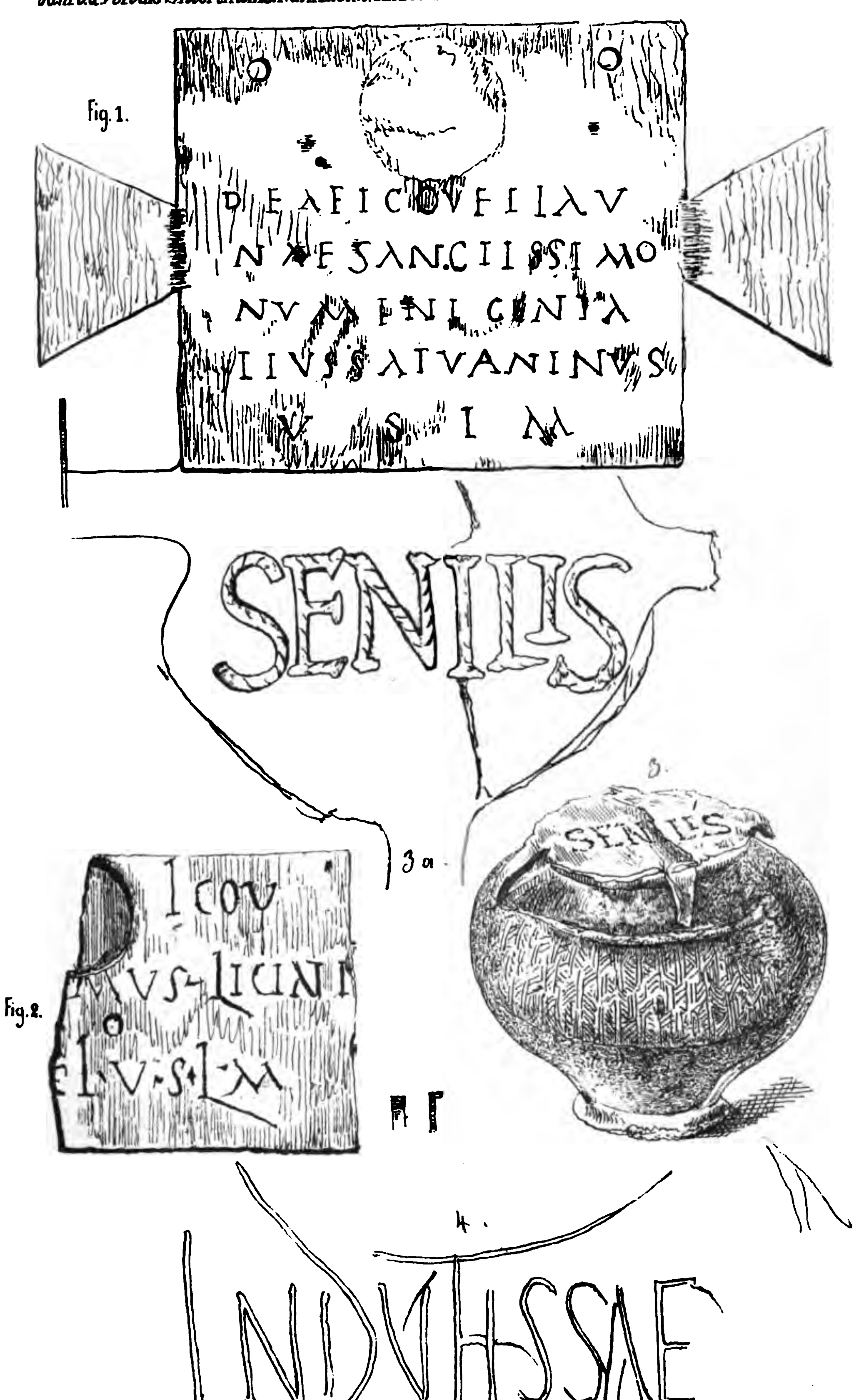
### III. Miscellen.


Nymwegen
Emmerich
Cleve
alter Rhein
Niers Fl.
Gennep
Goch
COLON
CASTRA
TRICE
Maas Fl.
Wemb.
Twisteden
Geldern
Walbeck
Pont.
MED
Arcen
Straelen
Zand
Venloo
Hereng
SABLONES
Leuth
Hins
Kaldenkirchen
Waldniel
Roermonde
Elmpt
MEDERIACVM
Melich
Roer Fl.
TEVDVRVM
Tüddern
Sittard
IVLIACV
Rimburg
Baesweiler
Jü

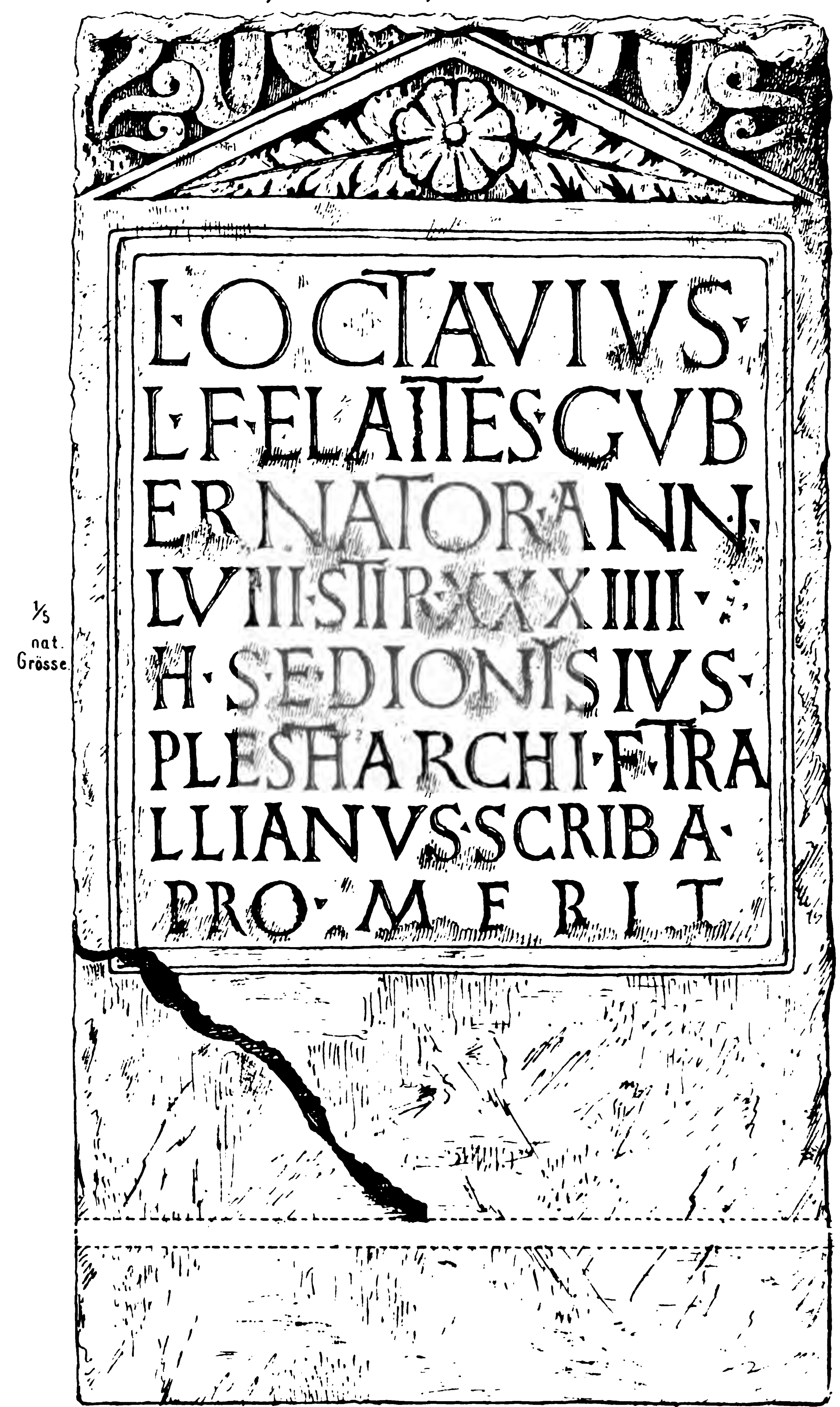

C·LARGENNIVS
C·F·FAB·LVC·MIL
LEG·II·>·S·CAEVAE
AN·XXXVII·STIP
XVIII·H·S·E·
CH. WINTER, PHOT



Photographie & Lichtdruck von Th. Creifelds in Cöln.




Auth. Druck v. A. Henry, Bonn.




1/5 nat. Grösse.

# JAHRBÜCHER

DES

# VEREINS VON ALTERTHUMSFREUNDEN

IM

# RHEINLANDE.

---

HEFT LXVII.

MIT 7 TAFELN.

AUSGEGEBEN AM GEBURTSTAGE WINCKELMANNS, 9. DECEMBER 1879.

BONN.

GEDRUCKT AUF KOSTEN DES VEREINS.

BONN, BEI A. MARCUS.

1879.

## I. Geschichte und Denkmäler.

### 1. Zur Urgeschichte von Mainz, Castel und Heddernheim [1]).

#### I. Mainz.

Die von besonderen Umständen begleitete jüngste Aufdeckung von Ueberresten aus der römischen Zeit von Mainz konnte nicht verfehlen, das allgemeinste Interesse des Publikums zu erregen und zunächst die Aufmerksamkeit auf die von der Alterthumskunde bis jetzt ermittelten Resultate über die Urgeschichte der Stadt und ihrer Umgebung in der vorgedachten Periode zu richten. Es verlohnt sich daher, zugleich auch zum allseitigen Verständnisse der neuesten Funde, auf diese Urgeschichte mit ein paar Worten zurückzukommen.

So viel man annehmen kann und ermittelt hat, war die erste Ansiedelung auf der Stelle des heutigen Mainz von dem die beiden Ufer des Rheines, insbesondere des Mittelrheines, urzeitlich bewohnenden Stamme der Kelten ausgegangen, welche allmählich von den östlicher wohnenden Germanen, vornehmlich den zuletzt wohl um die Mündungen des Maines hausenden Vangionen, über den Rhein zurück-, sodann auch vom linken Ufer abgedrängt wurden, woselbst die Vangionen die Gegend etwa von oberhalb des heutigen Worms bis gegen Bingen hin besetzten. Dass gleichzeitig auch andere germanische Stämme das linke Rheinufer occupirten, ist eine erwiesene Thatsache: im Jahre 58 vor Christus wenigstens erscheinen sie in dem Heere des Suevenkönigs Ariovist auf gallischem Boden [2]). Bekanntlich belegten die Römer in der Folge deshalb das ganze linke Rhein-

1) Erweiterte Umarbeitung des Separatabdrucks des „Mainzer Journal“ 1877, Nr. 280 und 281 mit Vergleichung der Bemerkungen des Hrn. Prof. E. Hübner in d. Jhrb. LXIV S. 39—46.

2) Vgl. K. Klein, Das römische Mainz, 1869, S. 4. J. Wormstall, Ueber die linksrheinischen Germanen, S. 12; Derselbe, Wanderung der Batavер, S. 23; Derselbe, Tungern und Bastarnen, S. 21; A. Becker, Die Sueven, S. 5; A. Dommerich, Nachrichten Strabos über die zum deutschen Bunde gehörigen Länder, S. 171 f.; J. Becker, Zur Mainzer Geschichte in Heidelberger Jahrbücher 1871, N. 14, S. 209 ff.; Th. Mommsen, Römische Geschichte III (6. Aufl.) S. 258 A.; H. Kiepert, Lehrbuch der alten Geographie, S. 520.

1

ufer von der heutigen Schweiz her mit dem Namen Germania, und die Mischung der Sprachen hat von da ab jene Grenze geschaffen, welche noch in der Geschichte der neuesten Zeit eine Rolle spielt [1]). Die auf der Stelle des heutigen Mainz vorgefundene Ansiedelung, welche sich durch das Gepräge des uralten Namens (Mogontiacum) als keltisch beurkundet, wurde von den eingedrungenen Vangionen occupirt, und eine völlige Verschmelzung mit den zurückgebliebenen keltischen Ureinwohnern trat wohl ein [2]). Nach der Besiegung des Ariovist wurde auch die Eroberung des linken Rheinufers von Cäsar angebahnt und von dem älteren Drusus Germanikus vollendet, welcher nach der deutlichen Angabe der Alten auch die linksrheinischen Germanen unterwarf [3]). Um diese Unterwerfung und damit zugleich das unterworfene Gallien zu sichern, legte derselbe Drusus nach der Angabe des Florus längs des Rheines a. d. u. a. Stelle eine Kette von Castellen d. h. fester Standlager von Legionen an, welche der ältere Plinius ausdrücklich um's Jahr 70 n. Ch. als solche (castra legionum Germaniae) bezeichnet [4]). Ein solches Standlager fand der strategische Blick des römischen Feldherrn auch neben dem keltisch-vangionischen Orte Mogontiacum nöthig und drückte damit dem Orte für alle Zeiten den Charakter einer Militärstadt auf: es war wohl die XIIII. Legion, welche dieses Standlager zunächst erbaute und bezog. Nach römischer Weise bildete sich in der Regel neben dem Standlager einer Legion eine Lagerstadt [5]), bevölkert von dem ganzen obligaten Trosse

---

1) Vgl. H. Kiepert, Die Sprachgrenze in Elsass-Lothringen, mit Karte, in Ztschft. f. Erdkunde 1874.

2) Vgl. O. Esser, Ueber einige Ortsnamen auf-âcum in der Rheinprovinz (1874) S. 8; Chr. W. Glück, Rênos, Moinos u. Mogontiâcon, gallische Namen von Rhein, Main und Mainz erklärt, besonders S. 13 ff.

3) Vgl. Livius Epit. CXXXVII: civitates Germaniae cis Rhenum et trans Rhenum positae oppugnantur a Druso. Oppugnantur kann bei einem Manne, wie der ältere Drusus war, welcher des Augustus Hauptziel, die Besiegung Germaniens und dessen Erwerbung für Rom, sich zur Aufgabe gestellt sah, nicht blos eine vorübergehende Bekämpfung, sondern eine dauernde Besitznahme bis an den Rhein bedeuten.

4) Vgl. J. Freudenberg, Urkundenbuch des Römischen Bonn S. 32, woselbst die Stelle des Plinius N. H. 37, 122 vol. I p. 32 sqq. ed. Sillig (per castra legionum Germaniae) mit Florus epist. II, 30 ed. Jahn (IV, 12, 26) zusammengeordnet ist.

5) Vgl. Th. Mommsen, die römischen Lagerstädte in Zeitschft. Hermes VII, 3 S. 299 ff.

der Marketender (lixae), Krämer und Händler. Solche Lagerstädte von den Buden, canabae, der Insassen zubenannt, pflegten zuerst nach der lagernden Legion als canabae legionis bezeichnet, ihre Bewohner canabenses (Barackenleute) genannt, sodann oft auch nach dem organisatorischen Triebe der Alten, also wie ein vicus canabensium — wie ihn die Steinschriften anderwärts bezeichnen — mit den geringsten polizeilichen und anderen Verwaltungsformen ausgestattet zu werden. Eine solche Lagerstadt musste sich für das Standlager der 14. Legion bei Mogontiacum wohl an den Ort selbst anlehnen, d. h. statt canabae legionis XIIII, konnte nur Mogontiacum selbst den ganzen zugehörigen Lagertross aufnehmen und damit also allmählich zunächst wie ein vicus canabensium alle Phasen bürgerlicher Entwickelung beginnen: so bildete sich neben und bei Mogontiacum ein kleines Gemeinwesen, welchem das Stadtrecht abging. Dieses geschah ohne Zweifel noch im ersten Jahrhundert nach Christus, und es muss dieses Stadium bürgerlicher Existenz als das erste von Mainz angesehen werden. Als Vorstand hatten diese vici gewöhnlich magistri, welche bis jetzt auf Mainzer Steinschriften auch nicht vorgekommen sind. So kam es denn, dass der Namen für den Ort und das dabei erbaute Standlager der Legion zusammenfloss, wie auch in späteren Zeiten sich an den Namen „Mainz" die Geschichte von Stadt und Reichsfestung knüpfte: es mus daher die Geschichte von beiden gesondert betrachtet werden[1]).

Dieses Zusammenfallen von Ort und Lager unter einem und demselben Gesammtnamen Mogontiacum beurkundet sich zuvörderst in zehn Stellen des IV. Buches der Historien des Geschichtschreibers Tacitus, woselbst im ersten christlichen Jahrhundert dieser Namen zum ersten Male und wesentlich nur zur Bezeichnung des militärischen Standlagers dient. — Zu diesen Einwohnern von

1) Der Namen Mogontiacum, um auch dieses zu erwähnen, wird von einigen auf einen ganz unbekannten vermuthlichen (keltischen) Gründer der ersten Ansiedlung, Mogontios, von andern vielleicht mit mehr Recht auf einen keltischen Gott Mogo oder Mogon zurückgeführt, welcher zunächst zwischen Rhein und Mosel, aber auch weiterhin verehrt wurde, in Britannien aber gerade Weihaltäre von Abtheilungen des römischen Heeres erhielt, welche aus den Vangionen ausgehoben worden waren, die demnach die heimathliche Gottheit nach Art der Kelten verehrten, bei welchen bekanntlich Namen von Städten mit denen ihrer Schutzgötter öfter identisch erscheinen. Vgl. Glück u. oben (A. 2) a. O. S. 37 und Dr. Reuter in Nass. Annal. X S. 365 ff.

Mogontiacum kam nun schon in der Zeit der Julischen Kaiser (Augustus bis Nero) eine Gemeinde römischer Bürger (conventus civium romanorum), gebildet aus am Orte gebliebenen Veteranen der Legionen und aus Kaufleuten (negotiatores). Diese beiden Bevölkerungstheile (auch die Veteranen waren ja römische Bürger[1]) bezeichnen sich stets ausdrücklich als „römische Bürger“ (cives romani) und ihre Vorstände werden auf Mainzer Steinschriften als Curatoren, Quästoren und Aktoren bezeichnet. Th. Mommsen a. a. O. S. 308 hat die bezüglichen Beweisinschriften unter Nr. 14—18 zusammengestellt. Zu diesen den Jahren 198 und 275 angehörenden Steinzeugnissen ist nun neuerdings am 30. August 1878 beim Kanalbau am Ende der hinteren Bleiche zu Mainz nach dem Münsterthore zu wieder ein weiteres Zeugniss zu Tage gefördert worden. Es lag leider auf der Inschriftseite, wurde in viele Stücke zersprengt, die wieder zusammengefügt werden konnten. In schönen eleganten Buchstaben der ersten Kaiserzeit, gross und deutlich, liest man:

TI·CLAVDIO·
CAESARI·AVG
GERMANICO·
PONT·MAX·TRIB·POT
IIII MP·IIII·P·P·COS·III
CIVES·ROMANI MANTI
CVLARI·NEGOTIATORES
C·VIBIO·RVFINO LEG PROPR[2])

Von diesen cives romani (negotiatores), die an dem Orte Mogon-

1) Th. Mommsen a. a. O. S. 315 übersetzt daher „die Veteranen und die übrigen römischen Bürger“, beide zusammennehmend.

2) Vgl. Correspondenzblatt des Gesammtvereins 1878, 26. Jahrg. Okt. n. 10 p. 81. Frankfurter Zeitung 1878, Abendblatt N. 243. Der 4. römische Kaiser Claudius (41—54 n. Chr.) hiess mit dem von seinem Vater Drusus Germanicus ererbten Beinamen vollständig Tiberius Claudius Drusus Nero Germanicus; das in der Inschrift erwähnte Datum seiner Würden entspricht dem Jahre 43: vgl. Eckhel D. N. II vol. VI p. 239—247. Die Bezeichnung der cives romani als manticulari ist nicht ganz erklärbar; jedenfalls stellten sie sich als negotiatores den übrigen als „Gilde“ an die Seite. In der Regel folgt das bezeichnende Wort hinter negotiatores: ein negotiator artis cretariae und vielleicht ein n. frumentarius finden sich auf Mainzer Inschriftfragmenten: Katalog von Mainz n. 103 u. 231, 4 vgl. n. 7. Der legatus pro praetore Gaius Vibius Rufinus, sonsther noch nicht bekannt, ist der bis jetzt älteste dieser nicht Statthalter, son

tiacum blieben und wohnten, konnte nur gesagt werden: consistunt ad canabas legionis (Mommsen, Lagerstädte S. 309) XIIII (oder XXII) wobei jedoch niemals Mogontiacum selbst als vicus bezeichnet vorkommt: cives romani konnte wohl nicht zu einem solchen (vicus) so zu sagen herabsteigen, wohl aber dem municipium und der civitas allmählig zustreben. Der negotiator heisst überall negotiator Mogontiaci (Mogontiacensis), ohne dass Mogontiacum je dabei als vicus bezeichnet würde. Die vicani Mogontiacenses, welche auf einen vicus Mogontiacum zu deuten scheinen (siehe unten) werden demnach anders zu erklären sein, als es früher von uns geschehen ist. Ohne Zweifel nämlich vermehrte sich die Bevölkerung eines strategisch so wichtigen Ortes, wie Mogontiacum war, schon bald beträchtlich, es wurden Erweiterungen desselben, die Anlage neuer Strassen und Stadtquartiere nöthig und damit auch ein Wachsthum in der staatsrechtlichen Stellung angebahnt. Mittelpunkt dieser Erweiterungen war natürlich der erste alte Ort Mogontiacum, er bildete den Kern, gewissermassen das erste ursprüngliche Stadtquartier, er bildete Alt-Mainz. Einen evidenten Beweis, dass man dieses schon im Alterthum so auffasste, bildet die bis jetzt einzig dastehende ausdrückliche Erwähnung eines VETVS MOGONTIACVM, als solches bis jetzt noch von Niemanden erkannt.

In dem Jahre 1872 oder 1873 wurde am „Bruchloche" zwischen Junglinster und Burglinster in Luxemburg an der römischen Strasse von Trier nach Rheims, ganz nahe bei dem Andethannale vicus von den Itinerarien genannten Orte ein Steinfragment von 1' Höhe und $1^1/_2$' Länge mit andern Alterthümern gefunden, mit einer Inschrift, welche Prof. J. Engling zuerst in den Publications de la section historique de Luxembourg 1874 XXIX (VII) unter Nr. IV p. 237—244 als Grabschrift betrachtete, bis die französischen Alterthumsforscher darin ein geographisches Fragment mit Evidenz feststellten und insbesondere Ant. Héron de Villefosse es unter der Ueberschrift: un nouveau texte géographique in der Revue archéologique N. S. 1876, 17 année, 32 volume p. 176—181 behandelte. Wir verdanken der Güte des Hrn.

---

dern Oberkommandanten der römischen Armee Germaniae superioris. Vgl. A. W. Zumpt studia Romana p. 139, 152—155. K. Klein, das römische Mainz (1869) S. 21 A. 97. Heidelberger Jahrb. 1871 S. 223. Urlichs in Bonner Jahrb. 60, S. 64 A. 1. O. Hirschfeld, Comment. philolog. in honorem Th. Mommsen p. 437.

Prof. Dr. Schoetter, Sekretärs der Luxemburger historischen Gesellschaft, eine Abzeichnung des Steines und freundliche Auskunft im Einzelnen. Villefosse hat sich unter Beifügung einer kleinen Skizze über den Lauf des Rheines und der Mosel über den Inhalt des Fragments und die einzelnen Buchstaben und Buchstabenreste ausgesprochen. Hiernach lautet das werthvolle Fragment, das einer späteren Zeit anzugehören scheint, also:

MOGONAC
NI · BVCONCE · A
VIOMCI · MAGIONE · V
\ETEREMO ·
CONTIA · C
CI A

In der ganz offenbar columnenweise geordneten Reihe der geographischen Namen erkennt man Columne 1: zuerst (Belg)ini, dann (No)viomagi in Resten; weiter Columne 2: zuerst Mogontiaci, weiter Buconice d. h. Bauconicae, zuletzt, in zwei Zeilen untergebracht, Vetere Mogontiaci. Diese Unterbringung des letztern Namens in zwei Zeilen soll ohne Zweifel andeuten, dass man nicht etwa VETERE als einen Namen und ferner MOGONTIACI als einen weiteren Namen ansehen, sondern dass beide zusammengenommen werden sollen als ein Namen, — als VETVS MOGONTIACVM. Offenbar ging die Aufzählung in der ersten Columne die Mosel aufwärts: Belginum, Noviomagus (Stumpfer Thurm und Neumagen) dann von Mainz aus den Rhein aufwärts Mogontiacum, Bauconica (Oppenheim) und MAGIONA; dieses steht deutlich auf dem Steine; näher hiegt hier VANGION d. h. Vangionibus, den späteren Namen für Borbetomagus, zu suchen, doch kann in Magiona ein späterer, uns sonst unbekannter Ort vermuthet werden. Die Buchstaben einer 3. Columne deutet Villefosse als A = ADNavam vielleicht späterer Namen statt Bingium, weiter V=Vosolvia, dann scheine Baudobrica ausgefallen zu sein, worauf C(onfluentes) und A(ntunnacum) schlossen. Diese Namen scheinen sich an VETVS MOGONTIACVM angeschlossen zu haben: alle Angaben sind im Lokativ gegeben, damit stimmt VETERE MOGONTIACI genau überein. Ohne die von Hübner a. a. O. S. 40 und 41 vermissten topographischen Einzeichnungen, für welceh Anfänge gemacht sind, lässt sich über diese Lage von dem römischen Alt-Mainz in keiner Weise eine auch nur annähernde Vermuthung aussprechen. K. Klein a. a. O. S. 3 verlegt

bekanntlich die erste bürgerliche Ansiedlung gegen Osten unweit des jetzigen Neuthors. Nach unserer obigen Auffassung müsste sie wohl gegen Nordwesten und die späteren Erweiterungen gegen Osten und Norden gesucht werden. Doch ist wohl schwerlich hierüber jemals etwas Unbezweifelbares festzustellen.

Gehen wir nunmehr zu diesen Erweiterungen von Alt-Mainz über. Dieses Alt-Mainz war also gewissermassen das ursprüngliche und erste Stadtquartier: ein solches konnte nur als vicus[1]), seine Bewohner als vicani[2]) bezeichnet werden. Der Namen derselben konnte nur Mogontiacenses[3]) lauten.

Zu Vetus Mogontiacum konnte die erste Erweiterung nur natürlicher Weise ein neues Stadtquartier, eine Neustadt, vicus novus sein, sie liegt uns in 2 Inschriften beglaubigt vor.

I. Im Jahre 1866 wurde im ehemaligen Kapuzinerkloster in Mainz, 14 Fuss unter dem heutigen Boden, ein 65 Centimeter hoher oben verstümmelter Inschriftstein gefunden, auf dessen Nebenseiten eine Abbildung von Opfermesser, Wedel (?) und Rosette, auf der Vorderseite folgende Inschrift zu sehen ist:

. . . . . . . .
M · VAL · PVD . . . .
L · ANTO · PLACIDV ·
M · BIRACIVS · INDVTIVS
C · SILVIVS · SENECIO
PLATIODANNI
VICI · NOVI · SVB
CVRA · SVA · D S ·

Die vier Stifter dieses Votivaltars, mit theils römischen, theils

1) Die verschiedenen Bedeutungen von vicus und vicani erörtert eingehend M. Voigt Drei epigraphische Constitutionen Constantins des Grossen nebst einer Untersuchung über die Verfassung der pagi und vici (Leipzig 1860) S. 57, wonach sich 4 Begriffe mit lokaler Bezeichnung feststellen; 1) Dorf (Flur und Gebäudecomplex), 2. Stadtquartier, 3. Hausabtheilung und Complex der Wirthschaftsgebäude des Einzelhofes. Hierzu gesellen sich 2 Begriffe mit personaler Beziehung: 1. Genossenschaft der dem Dorfe Angehörigen, und 2. der dem Stadtquartier Angehörigen. Darnach bestimmt sich auch hier der Begriff der vicani und es beseitigt sich unser Irrthum über die Bedeutung des Wortes in dieser Zusammenstellung: vgl. Heidelberger Jahrb. 1871. S. 250.

2) Wenn der spätere Aurelius Victor de Caes. 33, 7 (vgl. Jahrb. 39 u. 40 S. 42) Mogontiaci zur Bezeichnung der Bevölkerung statt des damals jedenfalls üb-

keltisch-römischen Namen, bezeichnen sich als PLATIODANNI des VICVS NOVVS und haben unter ihrer Obhut auf ihre Kosten den Altar errichten lassen; das Wort platiodanni kommt sonst nicht vor, bezeichnet aber wahrscheinlich eine Beamtung, vielleicht über Wege und Strassen (plateae) im VICVS NOVVS. Die zweite Steinschrift ist die jüngst gefundene.

II. Bei den Canalisationsarbeiten auf dem sog. Höfchen vor dem Lammertschen Hause wurden am 10. November 1878 zwei viereckige Sandstein-Quadern mit bemerkenswerthen, bei dem ersten Quader verstümmelten Reliefsculpturen gefunden, deren zweiter folgende folgende Inschrift trägt[1]):

I · O · M
ET · IVNONI
REGINAE
VICANI · MO
GONTIACEN
/// ES · VICI · NO
VI · D · S · P

Dieser Inschriftstein zeichnet sich sowohl inhaltlich, als auch for-

licheren Mogontiacenses gebraucht, so ist dieses nur missbräuchlich. Bekanntlich dienen in der guten Sprache die Bildungen auf ensis zur Bezeichnung desjenigen, der sich nur an einem Orte aufhält, ohne dort geboren zu sein: in diesem Falle waren alle cives romani zu Mogontiacum; sie waren also dort Mogontiacenses und als in dem ersten und ursprünglichen Stadttheile wohnend: vicani. Vgl. K. Reisig's Vorlesungen über lateinische Sprachwissenschaft herausgeg. v. Fr. Haase § 109 A. 101, woselbst den Beweisstellen noch Ellendt Explicat. zu Cic. de orat. III, 11, 43 beizufügen ist.

1) Fundberichte und Abbildungen finden sich in dem Correspondenzblatte des Gesammtvereins N. 12, 25. Jahrg. 1877, December zu S. 94 und 95. Da nach der Gesammterscheinung der Ursprung des Bilderwerks (vgl. Hübner in Jahr. 64 S. 42) in die frühere Kaiserzeit zu versetzen ist, so dürfte die Erweiterung von Alt-Mainz durch einen vicus novus spätestens in das Ende des ersten oder Anfang des zweiten Jahrhunderts fallen. Der Gegensatz von vetus und novus kommt vielfach in der alten Geographie vor. Astigi vetus (Forbiger III p. 58), Tuati vetus, Pons vetus (Forb. p. 1109), Turduli veteres (Plin. N. H. III, 1, 3; IV, 21), Augusta nova, Stabulum novum (Forb. p. 73. Plin. Ant. 390), Paphus vetus und nova (Forb. 1048), Carthago vetus und nova (Forb. p. 665. 72(, Clusini veteres und novi, Frabatani veteres und novi (Plin. III, t. 5, 7—9) vgl. Jahrb. 39. 40. p. 38 A.

mell in mehrfacher Hinsicht aus; bemerkenswerth ist zunächst die Widmung an Jupiter und Juno, welche in den Widmungen des ersten Jahrhunderts besonders in den Rheinlanden überwiegend vertreten ist[1]); bemerkenswerth ist weiter die ehemalige Erwähnung von vicani Mogontiacenses; der auf dem ersten Steine zuerst erwähnte vicus novus, welchen man ganz wo anders suchte, erhält unzweifelhaft die Beziehung auf Mogontiacum selbst; die Bewohner des vicus novus, obgleich letzterer ein Stadtquartier für sich bildet, werden ebenfalls als vicani Mogontiacenses bezeichnet; der Sinn ist demnach: die im vicus novus wohnenden vicani Mogontiacenses haben den Altar gestiftet und zwar auf ihre Kosten (de suo); die völlige Ausschreibung aller Wörter, mit Ausnahme der bekannten Schlussformel, zeugt für den Charakter des Denkmals als eines öffentlichen: gewöhnlich wurden die den Ort selbst bezeichnenden Ausdrücke am Orte selbst nur abgekürzt geschrieben. Wie hier, so ist auch auf dem unten zu erwähnenden Denkmale der Civitas Mogontiacensium, welches aus Mainz selbst stammt, das zweite Wort (Schlusswort) der Zeile völlig ausgeschrieben gewesen, da das Denkmal ein öffentliches, d. h. von einer Gesammtheit ausgegangenes war. Zu der Natur des Denkmales als eines öffentlichen gehört auch der, wie angegeben wird, vollendet schöne Schriftcharakter, endlich die gute, ja meisterhafte Arbeit der Reliefs des Altars selbst, welcher dem Juppiter, der Juno und Fortuna gewidmet war. In Anbetracht aller Umstände stehen wir nicht an, diesen 98 Centimeter hohen Votivstein für einen an hervorragender Stelle, etwa auf einem freien Platze, im novus vicus von Mogontiacum von den Bewohnern der Neustadt selbst beim Abschlusse der ganzen Anlage derselben gestifteten religiösen Mittelpunkt und Dankesausdruck an die Götter zu erklären.

III. Die ungewöhnliche Grösse des vorerwähnten Denkmals kehrt auch bei einem anderen Votivmale wieder, welches offenbar aus

1) Das überwiegende Vorkommen der Verehrung des höchsten Götterpaares, an sich erklärlich durch den bis zur Zeit des Trajan und Hadrian an der Militärgrenze am Rhein vorwiegenden militärischen d. h. ächt römischen Charakter des Landes (vgl. Inscriptionum in Germaniis repertarum censuram scripsit G. Brambach, 1864 p. 2—4; O. Hirschfeld die Verwaltung der Rheingrenze in Commentat. philolog. p. 445) hat neuerdings eine weitere Beglaubigung durch A. Dunckers hist.-archaeol. Analecten aus der römischen Kaiserzeit erhalten. N. 1. Zwei neue Juppiterstatuen aus den Rheinlanden S. 3—16. (Wiesbaden 1878).

gleichem Anlasse zu gleichem Zwecke in gleicher Weise gestiftet und errichtet wurde. Es ist dieses der im Jahre 1813 in alten Fundamenten an der Domdechanei auf dem Gutenbergsplatze zu Mainz eingemauert aufgefundene einen Meter hohe Viergötteraltar, der gleichfalls dem höchsten Götterpaare Juppiter und Juno gewidmet und mit den Reliefbildern des Apollo, der Fortuna und einer halbzerstörten weiblichen Gestalt (vielleicht Juno) ausgestattet ist. Auf der Vorderseite finden sich unter der Votivwidmung für Juppiter und Juno die Namen der stiftenden vicani Salutares, in 24 halbzerstörten Zeilen (vgl. Katalog des Mainzer Museums Nr. 21). Leider entbehrt dieser von den vicani Mogontiacenses vici Salutaris (vielleicht, wie man gemeint hat, die „goldene Luft") errichtete Weihaltar einer wenigstens nicht mehr erkenntlichen Datirung, stammt aber wahrscheinlich au der Mitte des 2. Jahrhunderts[1]).

IV. Eine vierte Gründung eines neuen vicus, d. h. Stadttheiles somit also eine dritte Erweiterung des ursprünglichen Mogontiacum, bezeugt weiter, wenn nicht alles trügt, ein am 14. Mai 1842 vor dem ehemaligen Bischofshofe auf dem Höfchen zu Mainz aufgefundener Votivaltar mit dem Datum des Jahres 199 n. Chr. Dieser Altar, oben verstümmelt, ist von einem Privatmanne (wahrscheinlich IOVI) ET GENIO IVVENTVTIS VOBERGENS (d. h. wohl Vobergensis) gewidmet. Diese „jungen Leute von Voberg" können sich nur auf eine Gilde oder Körperschaft (collegium) beziehen, zu welcher die iuventus auch anderwärts innerhalb eines grösseren Stadtcomplexes vereinigt gefunden wird: man wird aber nun kaum irren, wenn man in dem bis jetzt nicht erklärten offenbaren Local-Namen „VOBERGENS" die Andeutung eines „vicus Vobergensis" sieht.

V. Evident wird diese Deutung des Wortes VOBERGENS auf einen vicus durch eine weitere vierte Vergrösserung von Mogontiacum, d. h. den Nachweis eines fünften vicus bestätigt, vorausgesetzt, dass die Beziehung richtig ist. Schon vor mehr als 100 Jahren war in der Vorkirche der im Jahre 1793 zerstörten Aureuscapelle bei dem heutigen Kirchhofe ein jetzt untergegangener Stein vorhanden, welcher GENIO COLLEGI IVVENTVTIS VICI APOLLINENSIS, d. h. also dem Genius der Gilde der jungen Leute des Appollinischen Vicus und zwar im Jahre 220 n. Chr. von Privatpersonen gewidmet war. Während alle Steinzeugnisse für die vorerwähnten vici dem Boden des heutigen Mainz

1) s. die vor. Anm.

entnommen sind, ist der vicus Apollinensis durch jene obengedachte Inschrift beglaubigt, welche von dem ehemaligen Kloster Dalheim herstammen soll. Bei der notorischen Verschleppung der noch im frühen Mittelalter durch die ganze Stadt Mainz vorhandenen und zerstreuten römischen Inschriften[1]) ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, dass auch die über den vicus Apollinensis sprechende Steinurkunde aus dem Trümmerbereiche des alten Mogontiacum herstamme und nicht etwa ein vicus jenes Namens an der Stelle des durch seine zahlreichen Grabschriften, zumeist römischer Soldaten, berühmten Ortes Zahlbach angenommen werden müsse.

Gegen Ende des 3. Jahrhunderts (267 n. Chr.) scheint diese Gemeinde römischer Bürger nicht mehr bloss für sich eine Corporation, sondern ein faktisch einer römischen Municipalstadt (municipium)[2] analoges Gemeinwesen gebildet zu haben: es erscheint nämlich im vorgenannten Jahre auf Mainzer Inschriften ein Gemeinderath (decurio)[3]) der römischen Bürger, wonach sich denn auch leicht auf einem anderen Denkmale das ganze Collegium der Gemeinderäthe als ordo decurionum erkennen lässt: gewissermassen eine Andeutung, dass das im Laufe der Zeit allseits erweiterte Mogontiacum selbst bald eine Municipalstadt werden sollte. Und in der That geschah dieses: dem Orte wurde volles Stadtrecht zuertheilt, aber wohl erst dann, als die radicale diokletianische Staatsreform auch hier nivellirte, wie Mommsen sagt; als bekanntlich aus autokratischen Motiven und Zwecken das gesammte Römerreich getheilt und in kleinere Theile zerschlagen wurde. Diese Ansicht über die erst spät erfolgte

---

1) Vgl. Catalog der Mainzer Inschriften n. 68 u. Brambach 1138. Darnach müssten also vicani Mogontiacenses vici Vobergenses und vici Apollinensis angenommen werden. Das Vorhandensein zahlreicher durch das mittelalterliche Mainz zerstreuter römischen Inschriften bezeugt ausdrücklich die passio sanctorum martyrum Aurei et Justinae, woselbst (vgl. cod. Francofurtensis anno 1356; Legenda SSorum registri Moguntini) es von der Mainzer Gegend heisst: Homines quoque regionis Druso (a Druso) Drusingi antiquitus vocabantur unde et adhuc quidam moderno tempore proprio nomine Drusingi nuncupantur. Consentiunt huic assertioni etiam fastorum tituli, qui principum nominibus et gestis in perpetuam memoriam insculpti lapidibus per totam urbem inveniuntur fracti et dijecti. Hoc etiam astrunnt adhuc superstites theatri ruinae quod Romano more ad ludos Cercenses et theatrica spectacula constructum est.

2) Vgl. Catalog von Mainz 38.

3) Vgl. Catalog von Mainz 106.

Umwandlung der vereinigten vici Mogontiacensium in eine civitas, d. h. municipium ist von uns bereits in den Heidelberger Jahrbüchern (1871 S. 230) ausgesprochen worden und auch Mommsen hat sie in seiner höchst werthvollen Auseinandersetzung über die römischen Lagerstädte (1873 S. 325) durch seine Autorität bekräftigt. Dass diese Ertheilung von Municipalstadtrechten unter Diokletian stattfand, dafür zeugt eine ohne Zweifel aus Mainz stammende Ehrenvotivinschrift (jetzt im Mannheimer Museum) für Diokletian und Maximian, wahrscheinlich aus dem Jahre 305, welche die Bezeichnung als CIVITAS MOG . . . . . . (die hintere Hälfte des Steines ist leider zerstört) ausdrücklich beurkundet[1]). Vielleicht bezieht sich diese Erhebung von Mogontiacum zu einer civitas Mogontiacensium mit vollem Stadtrechte auf ein Ereigniss, welches auch die Prägung der von uns in den Nassauer Annalen[2]) publicirten, in der Rhone bei Lyon gefundenen Bleimedaille veranlasste, auf der Mogontiacum und Castel(lum) mit ihren Namen bezeichnet, zu beiden Seiten des Rheines als Kastelle und durch eine Brücke verbunden erscheinen, während oben in einem Abschnitte eine Scene dargestellt ist, in welcher zwei thronende Imperatoren, offenbar Diokletian und Maximian, die Hauptpersonen sind. Weitere Beweise dieser schliesslichen Umwandlung in eine civitas Mogontiacensium liefern die späteren Quellen, wie der Geschichtschreiber Ammian, (welcher Mogontiacum an zwei Stellen ausdrücklich[3]) als Municipalstadt bezeichnet), der Kirchenschriftsteller Salvian und das Verzeichniss (notitia) der Provinzen und Civitäten Galliens[4]); auch der h. Hieronymus nennt Mogontiacum bei Gelegenheit seiner Zerstörung im Jahre 406 n. Chr. eine „dereinst berühmte Stadt“ (nobilis quondam civitas)[5]). Diese Worte des h. Hieronymus, welcher die Stadt wohl in ihrem letzten Vollglanze gesehen hat, deuten darauf hin und lassen annehmen, dass ihre Blüthezeit von ihrer Erhebung zur civitas an zu datiren ist, demnach also von etwa 300—400 n. Chr., d. h. dass der Aufschwung der Stadt eine Zeit von mehr als hundert Jahren umfasste, so dass dieser Zeit jene Archi-

---

1) Vgl. Ferd. Haug, Die Denkmale des grossherzogl. Antiquariums zu Mannheim S. 59 u. 86. Brambach 1281.

2) Vgl. Nass. Annal. IX, 5 S. 148 Taf. II.

3) Vgl. 15, 11, 8; 16, 2, 12.

4) Brambach im Rhein. Museum für Philol. N. F. XXIII S. 262 u. 281.

5) epist. ad Ageruch. 128.

tekturstücke grösstentheils angehören werden, deren grosse Anzahl und Mannigfaltigkeit wir im Mainzer Museum bewundern und welche einen Rückschluss auf die Grossartigkeit von öffentlichen und privaten Bauten, Bädern, Tempeln u. a. m. gestatten, die das römische Mainz dermaleinst zierten[1]) und, neben seiner strategisch-militärischen Bedeutung den Anspruch, die Hauptstadt von Obergermanien gewesen zu sein, lange vorher schon vollbegründeten.

## II. Castel.

Völlig andere waren von Anfang an die Verhältnisse in dem Mainz benachbarten Castel (Castellum Mattiacorum) im Vergleiche zu Mogontiacum. Schon des Flussüberganges halber mussten die Römer frühzeitig auf die Befestigung der Stelle des heutigen Castel bedacht sein, ohne durch eine schon vorher dort bestehende (vorrömische) Ansiedlung bestimmt zu werden: es musste die Verbindung mit den frühzeitig benutzten Heilquellen bei Wiesbaden (Mattiacum) und mit dem anliegenden Taunus ermöglicht und hergestellt werden. Schon der ächt römische Name eines Castellum Mattiacorum, eines Kastells in dem Mattiakerlande, ohne Anlehnung an einen bereits vorhandenen Ort, zeugt von der römischen Gründung. Die auch hier ohne Zweifel entstandenen canabae, wohl ebenfalls der XIIII. Legion, d. h. deren Lagerstadt, erwuchsen bald zu einem vicus, dessen Erweiterung durch einen vicus novus für das Jahr 170 v. Chr. inschriftlich erwiesen ist. Ohne Zweifel hat jedoch schon vorher und früher als es in Mogontiacum geschah, eine Entwicklung zu weiteren Formen bürgerlicher Existenz stattgefunden; wahrscheinlich hängt diese Entwicklung mit der von Tacitus (Germ. 28) für das Jahr 70 n. Chr. ausdrücklich erwähnten Ausdehnung der Reichsgrenze am Rhein zusammen, welche jedoch erst unter Kaiser Trajan (98—117 n. Chr.) ihren Abschluss fand, dessen Thätigkeit am Rheine wenn nicht Alles trügt, eine tief eingreifende und entscheidende war. Unter ihm wurden, wie es höchst wahrscheinlich ist, jene beiden durch Steinschriften beurkundeten Gemeinwesen, die civitates Mattiacorum und Taunensium, gegründet, welche für die Folge bis etwa zum Jahre 250—260 n. Chr. die Grundlage des römischen Besitzes am rechten Ufer des Mittelrheins bildeten und durch grösstentheils Casteler Inschriften

1) Vgl. Katalog von Mainz S. 133—140.

aus den Jahren 170, 198, 208, 230, 236, 242, 246 n. Chr. mit ihren Bürgern une Beamtungen, auch mit einer religiösen Corporation, beurkundet sind: Beamtungen, von denen sich in Mogontiacum so wenig Spuren finden, wie in Mattiacum (Wiesbaden). Sicherlich fand aber unter Trajan noch ein weiterer wichtiger Schritt statt. Dass Trajan am Niederrhein in dem heutigen Xanten eine Colonie von Veteranen gründete (colonia Traiana), ist bekannt genug: er scheint aber auch am Mittel- und vielleicht am Oberrhein[1]) Colonien gegründet zu haben; eine Mainzer Inschrift erwähnt nämlich Opferschauer der „Colonie", welche Colonie man kaum auf Mogontiacum beziehen kann: Mommsen[2]) bezieht sie daher mit Recht auf Castel, welches sehr wohl Colonie gewesen sein könne. Doch bleibt dieses zunächst noch Vermuthung: dass aber Castellum Mattiacorum eine Stadtverfassung gehabt habe, ist offenbar und erwiesen; wann ihm dieselbe verliehen worden sei, darüber gibt es zunächst nur eine Wahrscheinlichkeit. Ausgemacht bleibt auch, dass das bürgerliche, öffentliche wie private, politische wie religiöse Leben in den inschriftlichen und inschriftlosen Denkmälern Castels uns in so lebensvollem Bilde vor Augen tritt, dass man das Castellum Mattiacorum eben so wenig verkennen kann wie in der einstigen Römerstätte[3]) bei Heddernheim den Mittelpunkt der civitas Taunensium. Das militärische Leben, welches in Mogontiacum stets so vorwog, dass das bürgerliche erst sehr spät zu einiger Geltung kommen konnte, trat im Castellum Mattiacorum entschieden zurück, indem das militärische Element unter 40—50 Inschriften kaum durch 9—10 Grabschriften vertreten erscheint und selbst in Wiesbaden (Mattiacum) mit 14 Steinschriften unter 17—19 hervortritt, so dass man leicht erkennen kann, wie in der ganzen Zeit von Drusus bis Severus Alexander (15 vor bis 256 n. Chr.), welcher diese Denkmäler angehören, auch das Kastell zu Wiesbaden und seine Besatzung neben den dürftigen Anfängen einer bürgerlichen Niederlassung um die Heilquellen und neben der Entwicklung eines badstädtischen Lebens die Hauptrolle spielte. Der vorzugsweise bürgerliche Charakter des römischen Castel aber prägt sich auch entschieden in den Denkmälern und Bauwerken von dortselbst aus, welche noch einer besonderen Untersuchung bedürfen, zu der unten ein kleiner Beitrag gegeben werden soll.

1) Vgl. Nass. Annal. VII, 1 S. 1 ff.
2) Hermes a. a. O. S. 325 A. 4.
3) Vgl. unten unter III.

Nach der bereits oben gegebenen Begriffsbestimmung von vicus lässt sich jede Erweiterung eines solchen oder auch eines Stadtgebietes nur wieder als vicus fassen, so dass unter vicus novus ein entweder neben dem ursprünglichen vicus oder innerhalb eines Stadtgebietes neu angelegter abgegrenzter Bezirk zu verstehen ist, da jedenfalls die Bezeichnung novus nur im Gegensatze zu einem älteren Theile verstanden werden kann. So wird also der novus vicus Meloniorum (170 nach Christus) im römischen Castel als ein neu angelegter Stadtbezirk des alten Castellum Mattiacorum zu verstehen sein, zu dessen Anlage und Ausführung ohne Zweifel die angesehene Familie der Melonier die Initiative ergriffen und zuletzt zwei Glieder dieser Familie im Jahre 170 durch Errichtung eines grossen Votivaltars für Jupiter und Juno mit den Bildern von Merkur, Fortuna, Herkules und Victoria sich verdient gemacht hatten. Diesen merkwürdigen Viergötteraltar haben die beiden frommen Stifter sicherlich zum Abschlusse des Werkes ihrer Familie und Dankesausdruck an die Götter als religiösen Mittelpunkt für den ganzen nach ihnen benannten vicus novus gestiftet und an einem hervorragenden Platz des vicus aufstellen lassen[1]). Vielleicht deutet die Nebeneinanderstellung von Merkur und Fortuna in Nischen gerade unter der Inschrift der Vorderseite darauf hin, dass die Familie der Melonier dem Handelsstande angehörte, woraus sich auch erklären liesse, dass wir einem Gliede dieser vornehmlich am Mittelrhein nachweisbaren Familie, einem Melonius Senilis, auf einer Steinschrift in England begegnen, welcher Obergermanien als seine Heimath angibt[2]).

1) Dieser von den beiden Meloniern in dem von ihnen neu begründeten und nach ihnen benannten Quartiere gestiftete Weihaltar ist zum erstenmale abgebildet in Nass. Annalen VII, 1 Taf. I. Wie oben überall vicani Mogontiacenses vici Novi, Salutaris, Apollinensis u. s. w., so konnte auch hier ausführlicher Castellani (Mattiaci) vici novi Meloniorum gesagt sein; vgl. Hübner Jahrb. a. a. O. S. 45.

2) Vgl. Kleiner Altar zu Chesters. C.I.Lat. VII p. 123 n. 632 gefunden zu Housesteads, „saeculi secundi exeuntis", wie E. Hübner bemerkt.

DEO APOLL
INI MELONIVS
SENILIS · EXPR
GER · SVP
S · S
L · L · M

Die Inschrift bietet mehrfache, aber klarlesbare Buchstabenverbindungen, s. g. Ligaturen dar.

## III. Heddernheim.

Bei der geschichtlichen Betrachtung der zunächst römischen Urzeit des Mittelrheins, rechtes Ufer, tritt bedeutsam der Namen des Taunus und, was sich an denselhen knüpft, entgegen, und es bedarf einer Reihe von Vorstudien zur allseitigen Aufhellung der hier in Betracht kommenden Punkte. Zuvörderst entbehren wir bis jetzt noch immer einer besondern Geschichte der Kriege der Römer gegen die Chatten; über ihren Zusammenhang mit den inschriftlich beglaubigten Namen der Mattiaci und von Mattium, Mattiacum, Castellum Mattiacorum und Civitas Mattiacorum, obwohl bereits zu Allem einzelne Vorarbeiten in den Nassauer Annalen zur Benutzung vorliegen. Weiter sodann über Namen und Begriff des Taunus und seine Bewohner die inschriftlichen Taunenses: Bevölkerung, Abstammung und Bestandtheile derselben: Römer, Griechen, Barbaren (cives romani et Taunenses ex oxigine patris vgl. Brambach n. 1444 mit der Behandlung der Inschrift von Léon Renier und Th. Mommsen), Verhältniss zur Bevölkerung der agri decumates d. h. im übrigen Zehntlande; Einwanderungen und Ansiedlungen daselbst; Hauptorte und Mittelpunkt in der Civitas Taunensium: insbesondere über die seit Jahren durch ihre Fundausbeute merkwürdige, bekannte Römerstätte zwischen den Dörfern Heddernheim und Praunheim auf dem Heidenfelde (inne der Heddernborg); Handelsplatz (commercium) am Phalgraben d. h. an der Grenze; Gewerbe und Industrie), Funde und deren Zerstreuung, wo? Material, Stein (viele Votiv-, wenige Grabschriften trotz zweier Kirchhöfe), Thon, Bronze, Eisen, Glas u. s. w. Insbesondere sind zu behandeln 1. Topographie (von den Vereinen in Wiesbaden und Frankfurt vorbereitet), Gebäude, Tempel, Ummauerung, Ausgrabungen. 2. Militärisches Leben. Charakter des rheinischen Grenzlandes (nach Zumpt, Hirchfeld, Mommsen u. A.), kleinere und grössere Truppenkorps, Verhältniss zum vorliegenden praesidium Taunense (Saatburg). 3. Bürgerliches Leben. Entwicklung aus einer Lagerstadt zum oppidum, weiter zur civitas Taunensium, Municpalstadt mit ihren Beamtungen, Nachweis derselben. Erweiterung des Stadtgebietes. Neustadt; ursprünglicher Namen und Novus vicus. 4. Religiöses Leben; Culte: asiatischer, griechisch-römischer, barbarischer, christlicher.

Zum Schlusse unserer Andeutungen, deren Prüfung und Ausfüh-

rung wir, bei der Kürze der uns jetzt vergönnten Zeit, Andern überlassen müssen, greifen wir den einen Punkt über den Namen dieser bedeutsamen Römerstätte heraus, der eine Parallele zu dem oben über Mogontiacum und Castellum Mattiacorum Gesagten bietet.

Die unverkennbare Grösse dieser einstigen Römerstätte, die ungemeine Ausdehnung und Bedeutsamkeit ihres seit langen Jahren bis zur Gegenwart und fortwährend ergiebigen Fundgebietes und seiner Ausbeute; die jedem Besucher des Orts sogleich auffallende Lage an und auf dem Abhange des Gebirges vor dessen oberstem Kamme drängen sofort die Nothwendigkeit zur Annahme eines einstigen Namens auf, wenn sich derselbe bis jetzt auch unserer Kenntniss entzogen hat.

Die reiflichste Erwägung aller bei der vorliegenden Frage in Betracht kommenden Umstände und Verhältnisse hat uns zu der Ueberzeugung geführt, dass der Namen der bezeichneten Römerstadt auf dem Heidenfelde bei Heddernheim in dem räthsalhaften Orte Artaunum bei dem Geographen Ptolemaeus II, 11, 39 vorliege, dessen erste Stadterweiterung durch einen Novus vicus, einen neuen Stadttheil, eine Neustadt, wie oben bei Mogontiacum und bei Castellum Mattiacorum angedeutet ist: letztere Bezeichnung Novus vicus ist sodann seit den 70 Jahren des vorigen Jahrhunderts auf Grund zweier Inschriften (Brambach 1444 und 1445, durch den Mainzer Geschichtschreiber Pater Fuchs (Geschichte von Mainz II, 13, 4 u. 5 S. 16) als ständiger und, wie es schien, einziger Namen der ehemaligen Römerstadt hereingebracht und seitdem festgehalten worden.

Unter Artaunum[1]) verstand man seither und deutete es als das von Drusus im Chattenlande auf dem Taunus (in monte Tauno) errichtete, später ohne Zweifel zum Castell ausgebaute Fort, bei welchem sich auch eine bürgerliche Niederlassung (kleine Soldatencolonie), wie unzweifelhafte Spuren zeigen, gebildet hatte. Der Namen der Mattiaci und des Taunus gaben unzweifelhaft den Anlass und Aus-

1) Vgl. über Dun, Tun, Mattiaci, Taunenses und Artaunum Zeuss die Deutschen und die Nachbarstämme s. v. Plin. H. N. XXXII, 2, 17. Nass. Annal. IV, 2 S. 439, 440 u. s. w. Frankfurter Archiv N. F. I. p. 8. Forbiger Geogr. III, p. 321 u. 404 A. 4. Nass. Annal. VII, 1 S. 131. Mannert Geogr. p. 565 dunu, montem Glosse im cod. Vindebon. 89 saec. 8—9. fol. 189. Artaunum nahm zuerst Des. Erasmus in seiner Ausgabe auf. A. Buchner über die Einwohner Deutschlands in 2 Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung nach Cl. Ptolemäus, München 1839 p. 22 (no. 20) A. 13.

gangspunkt zur Benennung aller besonders dort hervortretenden Localitäten. Nicht ohne Fug und Recht hat man in den Mattiaci, den südlichen Bewohnern des jetzigen Nassau gegen den Rhein hin, Wiesen- und Mattenbewohner gesehen, im Gegensatz zu den Taunenses, Höhenbewohnern, offenbar einem Conglomerat von Römern, Griechen, vielleicht einzelnen Asiaten und Barbaren, welche sich des Handels wegen an der Pfahlgrabengrenze als Einwanderer und Ansiedler allmählig niedergelassen hatten. Von jenen Namen der Mattiaci ging Mattiacum als gemeinsamer Namen des Castells auf dem Heidenberg bei Wiesbaden und des kleinen dabei liegenden Badeorts selbst aus, wie auch der von Castellum Mattiacorum, des Haupt- und Mittelpunkts der ganzen civitas Mattiacorum, des heutigen Castel. In gleicher Weise war ohne Zweifel das von dem älteren Drusus im Chattenlande in monte Tauno angelegte Erd- und Schanzenwerk (Tacit. A. I, 56) später zum Castell um- und ausgebaut, zuerst ein praesidium, dann ein castellum Taunense. Aber neben der kleineren Veteranenkolonne oben auf der Höhe (Saalburg) hat sicherlich auch der Mittelpunkt der ganzen civitas Taunensium, eben die Römerstadt auf dem Heidenfelde bei Heddernheim, nur auch vom Taunus ihren Namen entnehmen können: sie war und hiess eben Artaunum, woselbst mehrere auf die Taunenses bezüglichen Inschriften aufgefunden worden sind. Hierzu kommt, dass Ptolemäus den Ort Artaunum kaum erwähnt haben dürfte, wenn er nicht durch Umfang, Grösse und Bedeutung bemerkenswerth hervorgetreten wäre, namentlich im Vergleiche zu der kleineren bürgerlichen Ansiedlung (Veteranenkolonie) bei der jetzigen Saalburg, deren kostbare Fundausbeute einen Import von ferne her aus Mainz und dem übrigen Gallien vermuthen lässt und nahe legt. Selbst die Spuren von Hochöfen und die Eisenbarren bei der Saalburg lassen sich anders erklären und deuten. Jedenfalls gehörte Artaunum, wenn auch Plotemaeus nur die Handelplätze, commercia aufzählt, wie Hr. Prof. Riese annimmt, jedenfalls nicht zu den unbedeutenden. Weiter ist nicht zu übersehen, dass eine Unrichtigkeit bei Ptolemaeus in der Angabe der Gradmessung vorliegt, indem er *Ματτιακόν* offenbar nördlich von Artaunum setzt und mit Mattium, dem gegen die Eder zu liegenden Hauptorte der Catti, verwechselt: er müssen also irrthümliche Angaben oder von ihm nicht erkannte Fehler in seinen Quellen gewesen sein.

Dazu kommt noch weiter, dass auch die etymologische Ableitung

und die sprachliche Bedeutung des Namens Artaunum unsere Ansicht bekräftigt, ja zur Evidenz erhebt. Das Wort Artaunum beurkundet sich als ein nichtrömisches, als ein keltisches: es besteht aus 2 Stämmen, aus AR und Taunus. Der zweite Sprachstamm ist sofort erkennbar und seiner Bedeutung nach klar: als identisch mit dun, tun s. v. als Höhe, Bergeshöhe; es stimmt also mit der gewöhnlichen Bezeichnung des Taunus als „Höhe" vorzugsweise überein. Der erste Stamm AR ist als eine Präposition des Altkeltischen erkannt worden, welche eigentlich ARE lautet und ante, vor bedeutet; darnach lautete das Wort ursprünglich ARETAVNVM, woher sich dann auch die irrthümliche Lesung einiger Handschriften und der ersten Ausgaben des Ptolemaeus APKTAVNON, scheinbar so viel als Arx Tauni erklärt; offenbar nämlich stand in jenen alten Quellen in der ursprünglichen Lesung APЄTAVNON, woraus die missverständliche Lesung APKTAVNVM leicht entstehen konnte. Die Kürzung jenes Vorwortes ARE in AR liegt in gleichartigen Wortbildungen vor, in denen allen die Bedeutung des ARE, syncopirt AR, gleich ante, vor, festgehalten werden muss und vorliegt. Es sind Arecomici, Aremorici Are-late u. a.: am deutlichsten tritt diese Bedeutung bei dem Namen der Are-morici, welche auch als Armorici syncopirt erscheinen, hervor. Caesar b. g. VII, 75 sagt: Imperant Galli universis civitatibus, quae Oceanum attingunt quae eorum consuetudine Aremoricae appellantur und VIII, 31: ceteraeque civitates, positae in ultimis Galliae finibus, Oceano coniunctae, quae Aremoricae appellantur. Die Handschriften und Ausgaben haben hier Armoricae; beide Formen gehen neben einander her; wahrscheinlich ist die abgekürzte Form durch die späteren Abschreiber in den Text bei Caesar gekommen, wie Chr. W. Glück, die keltischen Namen bei Caesar p. 31—33 A. 1, aufweist. Am Ende des Itinerar. Hierosolym. bei Wesseling p. 617 steht unter der Aufschrift de verbis gallicis die richtige Schreibung Aremorici mit der einfachen Erklärung ante mare; are ante, more dicunt mare et ideo Morini, Marini. In einer der Güte des Herrn Prof. Riese dahier verdankten Notiz aus dem cod. Vindebonenses 89 saec. 8—9 fol. 189, unter der Ueberschrift de nominibus gallicis zusammengestellt, heisst es ebenfalls Aremorici, ante marini, mit dem Zusatz quia are, ante und more mare. Weiter wird dort auch Arevernus durch ante obsta erklärt[1]). Demnach heisst Are-

1) Alles Sprachliche über die Präposition AR, ARE findet man bei Zeuss

taunum (Artaunum) wörtlich „vor der Höhe", eine Namensbezeichnung, die nicht besser und treffender nach der Lage des Ortes hätte gewählt werden können. So entspricht Artaunum ganz dem Homburg vor der Höhe, Holzhausen vor der Höhe, Rodheim vor der Höhe, wenn man auch hierbei zunächst nur andere gleichnamige Orte unterscheiden wollte.

---

grammatica celtica II. p. 576; Ebel (edit. II von Zeuss) p. 622. Kiepert, Alte Geogr. § 448 p. 516. Cuno, Vorgeschichte Roms I die Kelten p. 488; mehrfach unrichtige Beispiele finden sich in Kuhns und Schleichers Sprachvergleichenden Beiträgen III S. 145 zu Artaunum zusammengestellt.

Frankfurt a. M. Professor Dr. J. Becker..

## 2. Römische Heerstrassen auf der linken Rhein- und Moselseite.

Wir geben im Nachfolgenden eine Uebersicht über den Lauf derjenigen römischen Heerstrassen, welche uns aus unsern Untersuchungen in dem Landstriche zwischen dem linken Rhein- und Moselufer bekannt geworden, und werden später die Details über die Lage und Beschaffenheit der noch vorhandenen Ueberreste, nebst Karten, folgen lassen[1]).

1. Aus dem Moselthale von Trier zieht eine römische Heerstrasse in drei Armen, von Trier, Wasserbillig und Pfalzel, den linken Thalrand hinauf. Die beiden Seitenarme von Wasserbillig bis Neuhaus und von Pfalzel bis Növel haben wir bereits (i. J. 1843) beschrieben; auch Steininger und Schmidt erwähnen dieselben; zur Kenntniss des mittleren Hauptarmes von Trier bis in die hohe Eifel hinauf haben, ausser uns, Schmidt, Bärsch und Steininger Beiträge geliefert, so dass der Lauf der Strasse von Trier über Bitburg, Balesfeld, durch den Kyllwald nach Büdesheim, an Steffeln vorbei nach Jünkerath, bis zu dem Kreuzungspunkte der Chausseen südlich von Schmidheim, nach den bisherigen Ermittelungen als völlig gesichert gelten kann. Von letztgenanntem Punkte aus erwähnt Schmidt die Reste neben der Blankenheimer Landstrasse, dem Eichholz entlang, bis an den vom Nonnenbacher Hof kommenden und die Chaussee schneidenden Weg. Diese Angabe ist richtig, nur dass die Römerstrasse die Chaussee schon eine kurze Strecke vorher verlässt, und nur noch in schwachen Spuren durch die Felder verfolgt werden kann bis in die Nähe des jetzigen Hauses Hahnenfurth. Ueber die Fortsetzung von hier aus sagt Schmidt: ,,Von diesem Puncte geht eine noch sichtbare Römerstrasse, die jedoch vom Verf. nicht weiter verfolgt worden ist, gerade aus, dicht an Blankenheimerdorf vorbei, und scheint nach Bonn geführt zu haben.“ Damit übereinstimmend sagt Eick: „Vor ihrem Uebergange über den Bach (die Urft) theilt sich dieselbe, wie auch Schmidt sehr richtig angiebt, in zwei Arme; der eine geht rechts ab und führt dicht an Blankenheimerdorf vorbei über den Gebirgsrücken, der den Wassertheiler zwischen Ahr und Urft bildet;

---

1) Die nachfolgenden Angaben sind so eingerichtet, dass man vorläufig den Lauf der Strassen auf jeder Specialkarte leicht verfolgen kann.

einerseits vermittelt er die Verbindung mit Belgica über Zingsheim und Harzheim, anderseits aber scheint er in seiner Forterstreckung längs des Michelsberges und durch den Flamersheimer Wald die Hauptstrasse nach Bonn abgegeben zu haben." Auch Steininger sagt: „Eine Viertelstunde vor Blankenheim wurde die neue Chaussee eine Strecke weit auf die Römerstrasse aufgelegt. Letztere zieht sich alsdann auf der Westseite der neuen Strasse in ein kleines Wäldchen, wo sie aber kaum mehr zu erkennen ist, und sie verliert sich nun gegen Blankenheimerdorf hin in den Feldern gänzlich." Wir können diese Angaben im Ganzen bestätigen, nur dass der bei Hahnenfurth nach Norden abgehende Arm, welchen Schmidt und Eick hauptsächlich ins Auge gefasst, bloss ein Seitenarm unserer Strasse ist, und dass die von Trier ausgehende Hauptstrasse sich nach Blankenheimerdorf fortsetzt, wie auch daraus hervorgeht, dass die Strecke von Hahnenfurth bis Blankenheimerdorf genau die Verlängerung der bisherigen Richtung bildet, während der oben genannte Arm darauf senkrecht steht. Wir geben nun die fernere Fortsetzung der Strasse, die den früheren Forschern unbekannt geblieben[1]). Von Blankenheimerdorf setzt sich dieselbe in nordöstlicher Richtung, und in ihrem Steinbau deutlich erkennbar, Blankenheim in geringer Entfernung rechts liegen lassend, über die Höhe fort bis Frohngau und Roderath, dann westlich der Chaussee bis Eickerscheid, von wo sie, wie Eick richtig vermuthet, durch den Flamersheimer Wald über Scheuren, am Todtenfeld vorbei bis Meckenheim zieht. Von diesem Orte geht sie, fast stets mit der Chaussee, über Röttgen, Ippendorf und Poppelsdorf nach Bonn, wo ihre Richtung am alten Zoll auf den Rhein trifft. Der Verlauf der Strasse von Blankenheimerdorf aus scheint den Alterthumsforschern darum früher unbekannt geblieben zu sein, weil man die Hauptstrasse in der nördlichen Richtung über Marmagen gesucht hat; in dieser Richtung nämlich enthalten die Itinerarien zwei Reiserouten, über Tolpiacum (Zülpich) und Belgica (Billig), und wir werden später sehen, dass man in Folge dessen längere Zeit die eigentliche Heerstrasse von Trier nach Cöln ebenso an der unrechten Stelle gesucht, wie man die Hauptstrasse von Trier nach Bonn nicht erkannt hat.

---

1) In dem vorigen Hefte der Jahrbb. hat bereits Prof. aus'm Weerth die Richtung der Strasse von Blankenheimerdorf bis Ippendorf mit unsern Angaben übereinstimmend beschrieben; ebenso stimmt der in dem Berichte des Bautechnikers Herrn Maass enthaltene Lauf von Blankenheim bis Roderath damit überein.

2. Von der Trier-Bonner Hauptstrasse geht bei Matzen eine Römerstrasse ab über Nattenheim und bei Bickendorf über die Nims, dann in nordwestlicher Richtung zwischen Feuerscheid und Lascheid durch; fernerer Lauf unbekannt[1]).

3. Von der Hauptstrasse geht ferner bei Balesfeld, ebenfalls in nordwestlicher Richtung, ein Arm über Prüm, am Nordende der Schneifel vorbei, und östlich um den Losheimer Wald herum, westlich an Neuhof vorbei über Rocherath, Elsenborn und Sauerbrodt, dann über das hohe Venn, worauf sie sich in zwei Arme theilt, von denen der nördliche unter dem Namen „verfallene Römerstrasse" in den Karten gezeichnet ist, der andere aber in der bisherigen Richtung weiterführt. Oberst v. Cohausen gibt die Beschreibung dieser Strasse von Embourg aus bis Neuhof, sowie die des nördlichen Armes durch den Herzogenwald; auch General v. Veith erwähnt die „verfallene Römerstrasse" als „eine uralte natürliche Strasse".

4. Aus der Nähe des Heidenkopfes, zwischen Schmidheim und Junkerath, geht von der Hauptstrasse eine Strasse links ab, welche die jetzige Chaussee nördlich von Dahlem durchschneidet und dann in westlicher Richtung durch den Zitterwald bis Neuhof führt, wo sie in die vorige einmündet. Da v. Cohausen die vorige Strasse über Neuhof nach Schmidheim gehen, und v. Veith den Cäsar über Neuhof nach Hillesheim marschiren lässt, so wird ihnen auch diese Verbindungsstrasse bekannt geworden sein.

5. In nordöstlicher Richtung führt eine Römerstrasse bei Scheuren von der Hauptstrasse ab, und bei Oberbettingen über die Kyll nach Hillesheim, dann in einiger Entfernung rechts an Leudersdorf vorbei über Aremberg; fernerer Lauf unbekannt.

6. Vom Heidenkopfe führt eine Heerstrasse nach Südosten über Hillesheim, Dockweiler, Daun und Strotzbüsch nach Hontheim; es ist eine Verbindungsstrasse zwischen der Trier-Bonner und der Trier-Andernacher Römerstrasse, und war auch Schmidt in einigen kleinen Theilen bekannt; er sagt: „Eine zweite Seitenstrasse geht von Nr. 5 (Trier-Andernacher-Strasse) bei Hontheim nördlich ab und führt auf der Höhe zwischen dem Oes- und Alftthale nach Strotzbüsch, wo sie verschwindet. Einzelne Spuren einer Römerstrasse hat der

---

1) Prof. aus'm Weerth vermuthet (Jahrbb. LXII, 3) eine von Bitburg über Brecht, Oberweis und Bollendorf nach Arlon führende Traverse.

Verf. bei Mehren, Daun, bei Pelm (bei allen diesen Orten finden sich Ueberreste römischer Anwesenheit) aufgefunden. Wahrscheinlich sind diese wenigen Reste die Fortsetzung jener Strasse, welche auf die Strasse von Trier nach Cöln geführt zu haben scheint". Die Strasse ging aber nicht, wie Schmidt meint, über Pelm.

7. In der Nähe des Hauses Hahnenfurth zweigt sich, wie oben berührt, ein Arm von der Hauptstrasse nach Norden ab, und führt an der alten Burg vorbei bis zur Urft, die sie beim Blankenheimer Bahnhof überschreitet. Von hier an bis zur Urft bei Dalbenden und Nettersheim sind die Angaben der Alterthumsforscher sehr ungenügend, und wir müssen bekennen, dass wir in dieser kurzen Strecke, ungeachtet zweimaliger Untersuchung, ebenfalls noch nicht zur vollen Klarheit gelangt sind; wir geben daher die Mittheilungen der früheren Forscher, indem wir die unsrigen ergänzend hinzufügen. Schmidt sagt nur im Allgemeinen, dass die Römerstrasse über die Urft theils nach Marmagen führe, theils dieses Dorf auf eine halbe Stunde links liegen lasse. Er vermuthet ferner, dass sie auf der Höhe von Marmagen gen Nettersheim hin fortgegangen, und sich mit der obengenannten Richtung, die ohne Marmagen zu berühren auf der Höhe des linken Thalrandes der Urft fortgehn soll, vereinigt und mit dieser bei Rickerfuhr über die Urft geführt habe. Hiermit stimmt im Ganzen Eick überein, indem er sagt, dass sich die Strasse nach ihrem Uebergange über die Urft in zwei Arme theile, von denen der eine dem linken Thalrande der Urft entlang bis Nettersheim, und von hier in einem Bogen bis Rickerfuhr gezogen, während der andere die Richtung nach Marmagen, und als fernere Fortsetzung die theilweise durch das Mühlbachthal nach der Urft bei Dalbenden laufende Kaiserstrasse habe. Steininger sagt: Zwischen Blankenheimerdorf und Marmagen habe ich sie (die Römerstrasse) nicht mehr aufgefunden, und selbst bei Marmagen habe ich nichts davon gesehen. Von Marmagen geht wohl ein alter Weg durch das Thal nach Dalbenden, welche „die Kaiserstrasse" genannt wird; aber ich konnte nichts sehen, was mich hätte überzeugen können, dass dieser Weg die Römerstrasse sein sollte; auch zwischen Dalbenden und Nettersheim bis Blankenheim habe ich sie nirgends gefunden." Aus den vorstehenden Angaben geht nur so viel hervor, dass sich die Strasse nach dem Ueberschreiten der Urft wiederum in zwei Arme spaltete, von denen der eine in nördlicher Richtung nach Nettersheim, der andere nordwestlich gegen Marmagen zog; aber die angeblichen Fortsetzungen über die Urft bleiben

sehr zweifelhaft. Wir haben den nach Nettersheim der Urft entlang angegebenen Arm noch nicht untersucht, aber auch in der Fortsetzung zwischen Nettersheim und Zingsheim bis jetzt keine Spuren gefunden. Die gen Marmagen führende Strasse ist uns bekannt; sie schneidet zuerst die Krekel-Blankenheimer Chaussee, läuft dann am Rande des Waldes über die Heide bis zur Marmagen-Schmidheimer Chaussee südlich von Marmagen. Von hier bis zur Kaiserstrasse, die grossentheils durch das Mühlbachthal läuft, und woran wir ebenfalls bis jetzt keine Spuren einer Römerstrasse gefunden, fehlt jede Verbindung. Dagegen haben wir eine von Wahlen über Steinfeld nach der Urft führende Strasse gefunden, deren römischer Steinbau deutlich erkennbar, und die vielleicht die nördliche Fortsetzung dieses Armes sein könnte. Nach dem Ueberschreiten der Urft bei Dalbenden theilt sich die Römerstrasse in zwei Arme, von denen der eine in nördlicher Richtung über Zülpich bereits von Schmidt und Eick näher beschrieben ist. Schmidt hat denselben bis Caster verfolgt und glaubte, dass er nach Neuss gegangen sei; aber die Strasse führte nicht nach Neuss, sondern über Crefeld nach dem römischen Lager bei Xanten.

8. Der östliche der vorgenannten Arme führt von Dalbenden über Weyer und Harzheim gen Wachendorf, und ist von Schmidt und Eick bis zum Kaiserstein beschrieben; sie lassen ihn von da über Esch nach Cöln gehn; aber wir haben gefunden, dass sich die Strasse bei Antweiler in zwei Arme theilt, von denen der eine östlich von Billig über Roitzheim und Cuchenheim, wie auch Eick angiebt, dann aber über Essig und Buschhoven, links an Endenich vorbei, nach dem römischen Lager bei Bonn zieht, wo er unter dem Namen „Heerweg" bekannt ist.

9. Der andere der genannten Arme führt westlich von Billig an Euskirchen vorbei über Büllesheim, hierauf an Strassfeld, Metternich, Rösberg und Sechtem vorbei, wie auch v. Veith und aus'm Weerth richtig angeben, bei Wesseling an den Rhein. Eick dagegen lässt die Strasse von Sechtem sich über Betzdorf und Rondorf nach Cöln wenden; er verwechselt sie hier offenbar mit der römischen Rheinstrasse, wovon jene Richtung, wie früher dargethan, der dritte westliche Arm ist.

10. Von der Trier-Bonner Hauptstrasse geht ferner eine Seitenstrasse bei Eickerscheid ab, und führt in nördlicher Richtung durch das Erftthal über Münstereifel, Iversheim, Weingarten, und am Kaiserstein vorbei über Roitzheim, Derkum, Weilerswist und Brühl nach Cöln.

11. Im Kottenforst geht von der Bonner Strasse ein Seitenarm über Godesberg an den Rhein bei Plittersdorf.

12. Von Röttgen geht ferner eine Seitenstrasse über Friesdorf und beim Auerhofe an den Rhein.

13. Bei Ippendorf geht gleichfalls eine Seitenstrasse ab und über Kessenich an den Rhein[1]).

14. Eine grosse von Rheims nach Cöln führende Heerstrasse ging in nördlicher Richtung über St. Vith, Büllingen und Dreiborn nach Gemünd, und von da über Zülpich nach Cöln. Auch Schmidt erwähnt den von Zülpisch nach Cöln gehenden Theil.

15. Eine wahrscheinlich von Metz kommende Heerstrasse ging westlich an Diekirch vorbei über Merscheid, Hosingen und Heinerscheid, südlich von St. Vith in die vorige.

16. Von Nr. 14 geht südlich von Büllingen ein Arm ab über Bütgenbach, das Wolfsvenn und Kalteherberg nach Montjoie; dann von hier über Simmerath, Hürtgen und Gey nach Düren und Cöln.

17. Von der vorigen geht bei Gey eine Römerstrasse ab über Niedeggen, an Hergarten vorbei über Dattel und Zingsheim, und dann über Engelgau, westlich an Tondorf vorbei bis Aremberg; fernerer Lauf unbekannt.

18. Von Dockweiler haben wir ferner in östlicher Richtung eine Römerstrasse verfolgt über Kelberg, und an Nachtsheim vorbei nach Mayen, von wo sie bei Kesselheim an den Rhein läuft. Ihre etwaige Fortsetzung von Dockweiler nach Westen ist unbekannt.

19. Vor dem Ueberschreiten des Nettethales sendet die vorige Strasse einen Seitenarm über Plaidt nach Andernach.

20. Schmidt hat eine römische Heerstrasse vom linken Moselufer bei Trier über Ehrang, Föhren, Hontheim, wo die Verbindungsstrasse Nr. 6 einläuft, dann über Lutzerath bis in die Nähe von Kaisersesch beschrieben; von da hat er sie nördlich bis Lehnholz verfolgt, und vermuthet dann ihre Fortsetzung über Mayen nach Andernach. Wir haben gefunden, dass sich die Strasse bei Kaisersesch theilt, und zunächst in der Richtung der heutigen Chaussee nach Coblenz geht.

21. Von diesem Arme geht ein anderer bei Kehrig ab, und über

---

1) Dieser Seitenarm ist auch von Prof. aus'm Weerth im vorigen Hefte der Jahrbb. beschrieben. Ueber die dort erwähnte Römerstrasse über Ringen s. Jahrbb. LXIII S. 2.

Allenz, Mayen, in nördlicher Richtung links am Laacher See vorbei über Niederzissen und Waldorf nach Sinzig an den Rhein. Neuerdings hat aus'm Weerth an demselben mehre römische Gebäude aufgedeckt.

22. Der andere von Lehnholz über Mayen ziehende Arm ging über Thür und Kruft nach Andernach einerseits und

23. nach Neuwied anderseits.

24. Die von Trier auf der linken Moselseite nach Metz führende Strasse ist von uns bereits früher (i. J. 1851) gezeichnet und beschrieben worden. Auch Schmidt hat dieselbe ausführlich beschrieben und gezeichnet. Diese Strasse bildete die Fortsetzung der Strasse Nr. 20 nach dem Innern von Gallien. —

Ueberschauen wir das vorgenannte Strassennetz, so erkennen wir darin zunächst zwei Hauptstrassen, von denen die erste die von Trier durch die Eifel nach Bonn ist. Man hat bisher eine Strasse von Trier nach Cöln als die Hauptstrasse angesehen, und sie von Trier über Zülpich nach Cöln gehen lassen, verleitet durch die Angaben der Itinerarien, die aber, wie früher nachgewiesen, keine Strassen, sondern nur Reiserouten auf Strassen enthalten. Eine Hauptstrasse von Trier nach Cöln gibt es überhaupt nicht, sondern es führt von der Bonner Hauptstrasse bei Eickerscheid eine Seitenstrasse nach Cöln. Noch weniger aber geht der von der Bonner Strasse über Zülpich führende Arm nach Cöln, sondern grade aus nach Xanten; die von Zülpich nach Cöln führende Strasse ist nur ein Theil der Rheims-Cölner Strasse. Wir haben hier auch, zu den beiden bereits an der römischen Rheinstrasse nachgewiesenen, ein drittes Beispiel dafür, dass die in dem Ant. Itin. auf ein und derselben Route genannten Ortschaften manchmal auf verschiedenen Strassenarmen liegen, indem es zwischen Marmagen und Cöln die Orte Tolpiacum und Belgica enthält, von denen der erstere am Durchschnitt der Trier-Xantener mit der Rheims-Cölner Strasse, der andere an der Trier-Cölner Strasse liegt. Die zweite Hauptstrasse ist die von Trier resp. Metz nach dem Rheine bei Andernach und Neuwied, wo sie den Rhein überschreitet und dann nordwärts nach dem Innern Deutschlands führt; sie geht über die Lippe bei Lippstadt und dann weiter nach dem Osning, wie wir bei einer andern Gelegenheit nachweisen werden[1]).

Wir halten unter den genannten Hauptstrassen die Trier-Bonner für die älteste, und zwar für diejenige, auf welcher Cäsar im Ge-

1) Die dritte Hauptstrasse ist die von Rheims nach Köln.

biete der Treverer nach dem Rheine zog, den er bei Bonn zum zweiten Male überschritt. Nach seiner Rückkehr aus Germanien schickte er den Reiterobersten Basilus mit der Reiterei auf derselben Strasse voraus; Basilus gelangte bis zum Heidenkopfe und eilte von da auf der Strasse Nr. 4 u. 3 durch den Zitterwald und das hohe Venn in's Eburonenland. Cäsar rückte mit dem Fussvolke auf dem sogenannten Heerwege vom Lager bei Bonn über Buschhoven und Billig bis Hahnenfurth (Str. Nr. 8), von wo er der Reiterei auf demselben Wege in's Gebiet der Eburonen nachfolgte. Die ursprüngliche Anlage der zweiten Hauptstrasse, von Trier nach Neuwied, schreiben wir dem Agrippa zu, der auf derselben im J. 39 v. Chr. seinen Zug über den Rhein, und dann weiter auf einer bereits früher beschriebenen Strasse nach Norden ausführte. Auch in den späteren römisch-germanischen Kriegen, von Drusus an, spielte diese letztere Strasse eine Rolle, indem ihre Fortsetzung von Andernach aus auf dem jenseitigen Rheinufer nordwärts bis zu dem Castell Aliso (bei Lippstadt) und von da nach dem Osning führte[1]).

---

1) Der historische Verein für Geldern hat sich ein grosses Verdienst um die niederrheinische Alterthumskunde erworben durch die Herausgabe der „Antiquarischen Karte der Umgegend von Geldern von dem Geometer M. Buyx in Nieukerk", wovon uns während der Correctur ein Exemplar zugegangen, und worauf wir später ausführlicher zurückkommen werden; wir gestatten uns für jetzt einige Bemerkungen.

Die Karte enthält an der von uns Jahrbb. LXIV beschriebenen Goch-Mülheimer Strasse, und zwar auf der Wankumer Heide, östlich des Buschberges, wo römische Gräber gefunden wurden, „ein römisches Lager", das von uns bis jetzt nicht untersucht ist; ferner an der Jahrbb. LXVI beschriebenen Strasse von Wesel nach Arcen eine Zeichnung der Ueberreste zwischen Arcen und Pont; ferner die von uns l. c. beschriebene Heerstrasse von Geldern bis Tönnisberg, mit specieller Angabe der daran vorkommenden römischen und germanischen Alterthümer; dann die Fortsetzung derselben von Geldern nordwärts, wonach die Strasse nicht bei Twiesteden, wie wir angenommen, sondern mehr nördlich, von der Goch-Mülheimer Strasse abging. Den Lauf der Xantener Strasse gibt die Karte von Kapellen bis zur Venloer Heide übereinstimmend mit unsern Angaben, ausgenommen bei Zand, wo wir eine Verwechselung derselben mit der Goch-Mülheimer Strasse nachgewiesen haben. Von grossem Interesse ist die bedeutende Zahl von Landwehren und Schanzen, welche in der Karte enthalten sind, und zu weitern Nachforschungen über diese bisher so wenig beachteten Denkmäler auffordern.

J. Schneider.

## 3. Das Heiligthum des Nodon.

(Hierzu Tafel I.)

Während unsere Kenntniss der gröfseren wie der kleineren städtischen Niederlassungen des griechischen und des römischen Alterthums sich in den letzten Jahrzehnten in sehr beträchtlichem Maafse vermehrt hat und, fast möchte man sagen, täglich noch weiter vermehrt, hat uns die Gunst des Zufalls nur sehr selten einen tiefern Einblick in das ländliche Leben und Treiben, eine lebensvolle Anschauung der kleinern und bescheideneren Heiligthümer gewährt, in welchen sich, in Griechenland und Italien wie in den Provinzen des römischen Reiches, uralter Volksglaube noch spät unter oft wenig veränderten Formen erhielt. Von absichtlichem Forschen und Graben nach solchen Resten des durch Wald und Flur zerstreuten Einzellebens der antiken Bevölkerungen kann ja ohnehin der Natur der Sache nach nicht die Rede sein. Nur der Zufall hat zur Aufdeckung der zahlreichen grofsen Villenanlagen geführt, in welchen, besonders in den nördlichen Provinzen des römischen Reichs, die Pracht und Bequemlichkeit südeuropäischen Lebens gesucht und gefunden wurde. Hier und da hat ebenfalls der Zufall ein in den Felsen gemeisseltes Heiligthum eines Gottes, einen oder mehrere Altäre noch an ihrer ursprünglichen Stelle im Walde erhalten. Von den grossen Tempelanlagen in den Städten sind uns aus zahlreichen mehr oder minder wohl erhaltenen Beispielen die Lage, die äussere Form, die Architectur, die Weihinschriften und so weiter ziemlich genau bekannt. Jedoch von ausserstädtischen Cultusanlagen in ihrer Gesammtheit kennen wir, wenn man von dem eben erst wiedererstandenen Olympia und einigen Heiligthümern von Heilquellen absieht, eigentlich nur den Hain der Dea Dia vor dem Ostiensischen Thore Roms, den alten von Augustus wiederhergestellten Tempelbezirk der Arvalbrüderschaft, dessen unvergleichlicher Urkundenschatz von typischer Bedeutung für unsere Kenntniss des italischen Cultus überhaupt ist. Sonst sind griechische wie römische Tempelanlagen und Cultusstätten ausserhalb antiker Städte überhaupt nur in verschwindend kleiner Zahl bekannt. Für ursprünglich nicht römische, dann aber von den Herrschern ihrer Sitte

und Sprache gewaltsam angeeignete Stätten der Götterverehrung sind zwar von dilettantischer Unkritik in den verschiedensten Gegenden vorschnell manche Reste erklärt worden, welche sich bei genauerer Betrachtung als Gräberstätten oder militärische oder bürgerliche Wohnplätze herausgestellt haben. Deutlich erkennbare und in ihren Einzelheiten erhaltene Denkmäler jener Art aber sind so selten, dass jede Bereicherung unseres Wissens nach dieser Seite hin als ein Gewinn anzusehen ist. Ich bin in der Lage von einer solchen Anlage in einer der mir genauer bekannten nördlichen Provinzen des römischen Reiches, in Britannien, Nachricht geben zu können, für welche ich bei den Lesern dieser Blätter wiederum auf einiges Interesse rechnen zu können glaube.

Im südwestlichen Theile Britanniens, in dem Gebiet der von den Nachfolgern der ersten Eroberer unterworfenen Silurer, etwa zwanzig (englische) Meilen südwestlich von der Colonie Glevum (Gloucester), von welcher in diesen Jahrbüchern früher die Rede gewesen ist[1]), am nördlichen Ufer des Flusses Sabrina (dem Severn), etwa neun Meilen östlich von dem Zusammenfluss desselben mit dem kleinen von Norden kommenden Flusse Wye, liegt unweit des Städtchens Aylburton in der Grafschaft Gloucester, auf einer Hügelreihe mit weithin herrschender Fernsicht, einer der zahlreichen wohlgepflegten Parks, wie sie für den grofsen englischen Grundbesitz seit einigen hundert Jahren besonders charakteristisch geworden sind. Er heisst Lydney Park und ist seit dem Jahre 1723 im Besitz der Familie Bathurst. Zwei Hügel, jetzt mit herrlichem Wiesengrün und üppigem Gebüsch bedeckt, ragen über die übrigen hervor. Den kleineren von beiden krönt eine ziemlich kreisrunde Fläche von kaum 60 Yards (oder 180 Fufs) im Umfang. Auf derselben befindet sich eine an der am leichtesten zugänglichen Stelle zweifache (vielleicht sogar dreifache) Umwallung, welche einen Raum von 150 zu 120 (engl.) Fufs umschliesst. Schwache Anzeichen einer Strafse, welche zu dem Hügel hinaufführte, scheinen vorhanden gewesen zu sein. Einige Münzen und Töpferscherben, ein Paar lose Bausteine und das Capitell eines kleinen Pfeilers sind hier gefunden worden. Ob überhaupt eine und was für eine bauliche Anlage sich einst hier befunden habe, bleibt unerweislich und ist für die hier in Betracht kommenden Fragen auch zum Glück unerheblich.

Der gröfsere Hügel, welchen eine tiefe Schlucht (von etwa 28

1) Heft 59 (1876) S. 142 ff. und 60 (1877) S. 157 ff.

Yards Breite) von dem kleineren trennt, soll im Mund des Volkes den Namen des Zwergenhügels *(the Dwarfs Hill)* geführt haben, weil man die hier seit lange bekannten baulichen Reste, wie so vielfältig, für ein Werk der Elfen hielt; der am meisten kenntliche Theil derselben hiess die Zwergencapelle. Der Platz bildet seit unvordenklicher Zeit einen Theil des Gemeindelandes und soll desshalb niemals unter den Pflug gekommen sein. Etwa seit dem Jahr 1670 gehört der gröſsere Theil des Landes zu dem gegenwärtigen Park; der Hügel *M* wurde von den frühern Besitzern *ount Pleasant* genannt. Als Benjamin Bathurst das Terrain des gröſseren Hügels im Jahr 1723 erwarb, standen Mauerreste noch etwa drei Fuss über dem Boden; im übrigen war Alles mit Buschwerk bewachsen. Münzen und andere Anticaglien waren daselbst so häufig, dass die Besitzer kleine Mädchen anstellten, um was sich fand zusammenzusuchen. Viel davon wurde an Londoner Freunde gesendet. Um das Jahr 1770 kam ein Freund des Hauses, Major Hayman Rooke, öfter nach Lydney; diesem wird die erste, freilich sehr unzureichende Aufnahme eines Plans der beiden Hügel verdankt[1]). Damals schon waren die Mauerreste nicht halb so hoch mehr als im Jahr 1723; doch war die äussere Mauer um die oblonge Area des Hügels von etwa 850 zu 370 Fuſs noch wohl erhalten. Es heisst von dieser Mauer ausdrücklich, dass sie sehr ungleichmäſsig an Gröſse und unregelmäſsig in ihrer Anlage sei, so dass sie keinen Theil der innerhalb der Area liegenden Baulichkeiten vollständig umschloss. Der nicht von der Mauer umschlossene Raum der Area war, ausser an der schroff abfallenden Westseite, von einem Erdwall umgeben. An der Nordseite, wo die Hügelreihe sich fortsetzt, schloss ein tiefer Graben und vielleicht noch ein zweiter Wall die Area ab. An der Südwestecke (bei *a* auf dem nachher zu erwähnenden Plan), wo ein Thoreingang in der Mauer sichtbar war, mündeten die Reste einer alten, jetzt in ihrem Lauf veränderten Zugangstraſse.

Gelegentliche Ausgrabungen, wie sie der genannte Rooke vornahm, auch einige Versuche Eisenadern in dem Kalkstein aufzufinden (durch unregelmäſsig punctierte Linien auf dem Plan bezeichnet), haben mehr zur Zerstörung des Vorhandenen, besonders der zahlreichen Mosaikfuſsböden, als zu erheblichen Funden geführt. Erst vom Jahr 1805 an liess der damalige Besitzer, der Right Honourable C. Bathurst,

---

1) In der Archaeologia Bd. 5 (1779) S. 207 ff. mit zwei Tafeln, Pläne und landschaftliche Ansichten der beiden Hügel enthaltend.

als bei Gelegenheit des Pflanzens von Bäumen Mauerwerk zu Tage trat, die sämmtlichen Fundamentmauern, Fufsböden u. s. w. blofslegen und sogleich in einen Plan eintragen, sowie die Mosaike sorgfältig in Farben copieren, und verfasste dazu eine ausführliche Beschreibung. Seine Tochter, die verstorbene Miss Charlotte Bathurst, verfasste einen sorgfältigen chronologischen Katalog der in besonders grofser Zahl daselbst gefundenen Münzen von Augustus bis auf Honorius. Derselbe (in dem unten zu nennenden Werk gedruckt) enthält die Beschreibung von 740 Stück ausgewählten Exemplaren; die Gesammtmasse der gefundenen Münzen belief sich auf Tausende. Natürlich sind die späten Kaiser darin besonders reich vertreten (von Carausius finden sich 36). Inzwischen wurden die Ausgrabungen zugeschüttet, um den schönen Wiesengrund wieder herzustellen. Aber aus der sehr umfangreichen Schrift seines Vaters machte der Sohn, der Reverend W. Hiley Bathurst, einen Auszug, welchen er drucken lassen wollte; er liess die Tafeln zum Theil stechen, erlebte aber nicht mehr den Abschluss und die Herausgabe des Werkes. Nach dessen vor nicht langer Zeit erfolgtem Tode übernahm es der verdiente Förderer aller antiquarischen Bestrebungen in jenen Gegenden, Hr. John Edward Lee, der Sospitator der Castra Legionis von Isca Silurum (Caerleon-upon-Usk), bekannt als Uebersetzer und Bearbeiter von Ferdinand Kellers Pfahlbautenuntersuchungen, die Herausgabe des Werks zu fördern und die noch fehlenden Tafeln zu zeichnen. Den ebenfalls noch fehlenden beschreibenden Text zu den Tafeln verfasste, auf Lee's Veranlassung, Hr. C. W. King in Cambridge, der bekannte Gemmenkenner. So ist das vor über siebzig Jahren begonnene Werk erst vor Kurzem vollendet worden[1]). Von den Funden von Lydney hatte der vielgeschäftige, aber sehr unzuverlässige neapolitanische Antiquar Raimundo Guarini Nachricht erhalten und danach eine seiner eilfertigen Publicationen zusammengeschrieben. Auch die Mittheilungen eines englischen Dilettanten George Ormerod sind sehr unzulänglich; nach diesen Vorgängern sind in dem kurzen Cap. VII der *Inscriptiones Britanniae Latinae* die Inschriften von Lydney zusammengestellt worden[2]).

1) *Roman Antiquities at Lydney Park, Gloucestershire; being a posthumous work of the Rev. William Hiley Bathurst, M. A., with Notes by C. W. King, M. A., Fellow of Trinity College, Cambridge. London, Longman, Green, and Co.* 1879 (VII und 127 S., 31 lithographische Tafeln) gr. 8°.

2) Hiernach ist es zu beurtheilen, wenn Hr. King den Text der einen nachher zu erwähnenden schwierigsten Inschrift von Lydney, wie er im *Corpus inscr. Lat.* gegeben sei, sehr incorrect nennt.

Die neue Publication verbessert zwar nur den Text der einen derselben, wenn auch nicht vollständig, während die übrigen schon in hinreichend correcter Gestalt vorlagen. Aber erst aus dem Plan der gesammten Anlage und den Detailnotizen über die sämmtlichen Funde, welche wir aus jener kennen lernen, lässt sich die bisherige irrige Beurtheilung des Ganzen durch die englischen Antiquare endgiltig widerlegen und die von mir im *Corpus inscr. Lat.* nur kurz angedeutete richtige Ansicht hinreichend begründen.

Major Rooke hat die Anlagen auf den beiden Hügeln im Park von Lydney entweder zuerst oder auch darin schon der localen Tradition folgend als römische Lager bezeichnet. Die früheren Besitzer haben diese Bezeichnung ohne weitere Prüfung adoptiert. Selbst der letzt verstorbene Verfasser des Buches hat sich von dieser Annahme nicht frei gemacht, obgleich er hervorhebt, dass nach der Art der aufgedeckten Bauten der militärische Charakter der Anlage in späterer Zeit dem einer Anzahl von privaten Niederlassungen rund um den Wohnsitz des Legaten (wie er meint) gewichen sein müsse, und will die Anzeichen späterer Umgestaltung an den Bauten selbst wahrgenommen haben. Solche Anzeichen mögen wohl vorhanden sein; allein der Zweck der ganzen Anlage auf dem größeren Hügel (die des kleineren ist so unbedeutend und so wenig erhalten, dass sie füglich ausser Acht bleibt) geht aus den Funden und dem Plan der Bauten selbst in so unzweideutiger Weise hervor, dass man gar keiner künstlichen Erklärung für denselben bedarf.

Zwei Erztäfelchen und eine dünne Bleiplatte mit Inschriften sind nämlich in Lydney gefunden worden und werden daselbst aufbewahrt.

1. Das erste Erztäfelchen, eine *tabella ansata* von der üblichen Form, 10 cm lang und 6 hoch, enthält in der bekannten punctierten Schrift etwa des dritten Jahrhunderts die Worte

*d(eo) m(agno) Nodonti Fl(avius) Blandinus armatura*
*v)otum) s(olvit) l(ibens) m(erito)*

C. I. L. VII 138; King[1]) S. 45 Taf. XX 1.

Das *munus* des in der technisch-militärischen Ausdrucksweise schlechthin *armatura* genannten Unterofficiers, eine der mannigfachen Chargen in der Legionscohorte zwischen dem *gregarius* und den Centurionen, wahrscheinlich identisch mit dem in ähnlicher Kürze durch *armorum* oder etwas ausführlicher durch *custos armorum* bezeichneten

1) So citire ich die neue Publication.

Amt, ist aus verschiedenen inschriftlichen Zeugnissen[1]) hinreichend bekannt; nicht damit zu verwechseln sind die bei Vegetius und Ammianus vorkommenden *armaturae*[2]). Die Charge wird etwa mit der des Sergeanten unserer Compagnieen zu vergleichen sein, welcher die Waffenkammer beaufsichtigt. Blandinus bekleidete sie unzweifelhaft in der *Legio II Augusta*, welche ihr Standquartier seit dem zweiten Jahrhundert in dem nahen Isca hatte. Was für ein Weihgeschenk er dem Gotte Nodon aufgestellt hatte, wird nach bekanntem Gebrauch in der Inschrift nicht näher angegeben, da die Gabe selbst für sich sprach.

2. Das zweite Erztäfelchen, in Form einer kleinen nach oben verjüngten Stele mit dreieckiger Spitze, 10 cm hoch, unten $6^1/_2$ breit, zeigt oben in flachem Relief das Bild eines Hundes (wie Bathurst meint) oder eines Wolfs; darunter steht, in leicht eingegrabener Schrift ebenfalls etwa des dritten Jahrhunderts,

*Pectillus votum quod promissit deo Nudente m(erito) dedit*

C. I. L. VII 139; King S. 46 Taf. XX 2.

Ob das Thier ein Hund oder ein Wolf ist, wird sich schwer entscheiden lassen; ein Paar ähnliche Thiere in flachem Erz, ebenfalls in Lydney gefunden, giebt King selbst (Taf. XXVII 10 und 11). Dass aber damit angedeutet werde, Pectillus habe von einem Wolfe ange-

---

1) Brambach 1173 (Henzen 6794) in Mainz ein *G. Iulius Marinus Ara armatura legionis XIIII geminae Martiae victricis;* C. I. L. III 1663 in Singidunum in Moesien (Belgrad) ein Concitatus *armatura legionis IIII Flaviae firmae;* III 3336 ein *quondam armatura legionis II adiutricis;* C. I. L. VIII 2568. 2569 in Lambaesis (Renier 129) verschiedene *armaturae* der *legio VIII Augusta*, ebendaselbst ein *ex armatura* und ein *d(iscens) armaturae*, wie es scheint, C. I. L. VIII 2618 (Renier 100 Wilmanns 1488). Die bei Forcellini angeführte stadtrömische Inschrift Murat. 801, 8 ist ligorianisch, = C. I. L. VI 1521*.

2) Dieses brauchte King nicht zu wissen; er hätte *armatura* allenfalls für den Accusativus *armaturam* deuten können und meinen, dass der Dedicant dem Gotte eine ganze Waffenmontur geweiht habe. Damit würde er nur gegen die Gesetze der Epigraphik und der allgemeinen Wahrscheinlichkeit verstoſsen habe. Dass er aber Armatura für ein '*curious agnomen*' erklärt und noch dazu für die Uebersetzung des 'brittischen' Wortes Blandinus, das verstöſst gegen etwas mehr. Das Richtige hätte er aus der Anmerkung zu C. I. L. VII 138 lernen können, wo auf Henzen 6794 verwiesen ist, welcher Borghesi's Deutung (*oeuvres* IV S. 187) angeführt. Dieselbe ist insofern ganz richtig, als sie *armatura* als Bezeichnung einer Person fasst; nur hebt sie den Unterschied der so bezeichneten Charge von den *gregarii* nicht scharf genug hervor.

fallen dem Gott die Gabe für seine Rettung geweiht, wie King meint, ist gänzlich unerweislich. Eher möchte man glauben, dass Hunde dem Gott heilig waren und desshalb als Weihegaben aufgestellt wurden. Nach der ausdrücklichen Angabe von Bathurst (S. 14) sind Hunde von Stein und Erz in grofser Zahl in dem unten zu besprechenden Tempel und in seinen Umgebungen gefunden worden, von Erz sieben, darunter ein liegender Windhund (King, Taf. XXX 3, wenn nur ächt?), von Stein mindestens sechs.

3. Das Bleitäfelchen, ein Oblong 6 cm hoch und 8 breit, enthält in ganz fein eingerizter, aber deutlicher Schrift, das Folgende:
*Devo Nodenti. Silvlanus anilum perdedit, demediam partem donavit Nodenti. Inter quibus nomen Seniciani nollis permittas sanitatem donec perferat usque templum Nodentis*
C. I. L. VII 140; King S. 45 Taf. XX 3.

Der Sinn der kleinen Weihung ist klar, obgleich der Verfasser derselben mit der Syntax auf etwas gespanntem Fufs gelebt zu haben scheint oder vielmehr dem ahnenden Verstande seiner Gottheit mit kürzester Andeutung seiner Gedanken Genüge geleistet zu haben meinte. Verwandter Art sind die Verwünschungen gegen Mädchen, welche sich ebenfalls auf Bleitäfelchen erhalten haben [1]), oder gegen einen Jüngling an die Nymphen [2]); verwandt besonders das Bleitäfelchen aus Capua im Berliner Museum [3]), auf welchem in flüchtiger aber gut geformter Schrift etwa des zweiten Jahrhunderts Folgendes steht:
*Cn. Numidium Astragalum, illius (?) vita(m) valetudin(em) quaistum ipsu(m)q(ue) uti tabescat morbu* [*für morbo*] . . . . *C. Sextiu(s) Tabsi-* [*tanus?*] *ma(n)do rogo*

Besonders nahe aber kommt der Inhalt einer ähnlichen *imprecatio*

1) C. I. L. I 818 (Henzen 6114. 6115; Wilmanns 2747. 2748).

2) Von Mommsen im Hermes IV (1869) S. 283 ediert (Wilmanns 2749).

3) Künftig C. I. L. X 3824; von C. Wachsmuth im Rhein. Mus. 18 (1863) S. 564 nach einer italienischen Publication (zugleich mit den andern verwandten griechischen, lateinischen und oskischen Denkmälern) ungenau, in genauem Fascimile von Henzen im *Bulletino* 1866 S. 252 ediert, aber nicht ganz richtig gelesen. Er liest nämlich *morbus* und *Tabsimado*, das er entweder für einen Namen hält oder für corrumpiert aus *tabe mala*. Ich halte den C. Sextius für aus Thapsus in Africa gebürtig. Nach *morbu* sieht man noch einige Striche ꞁI ᴬ ᐸ (etwa *sac[ro]*? auch an *ego* ist gedacht worden) und nach *Tabsi* den Rest des Wortes. Aehnlich ist auch, nur halb christlich halb heidnisch, die Inschrift des Votivnagels bei Wilmanns 2751.

oder *defixio* an die Gottheit des lusitanischen Turibriga (oder Turobriga), auf welche ich ebenfalls schon in Corpus hingewiesen habe[1]): *Dea Ataecina Turibrig(ensis) Proserpina, per tuam maiestatem te rogo oro obsecro, uti vindices quod mihi furti factum est. Quisquis mihi imudavit involavit minusve fecit ea[s res] q(uae) i(nfra) s(criptae) s(unt): tunicas sex, [p]aenula lintea II, in[dus]ium, cuius [ego nomen] ignoro [tamen tu scis, in eum ius vindictamque a te peto . . . .]*[2])

Jemand also, dem seine ganze Garderobe gestohlen worden war (wahrscheinlich eine Frau), wendet sich vertrauensvoll an die Gottheit, die ihr den Verbleib anzeigen und den Dieb strafen soll. Die Aufstellung der Weihung lässt fast vermuthen, dass das Gebet nicht unerhört geblieben ist. Mit den Formeln des Gebetes hat Haupt mit schlagfertiger Gelehrsamkeit die alten handschriftlich überlieferten *precationes terrae* und *omnium herbarum* verglichen[3]), worin ganz ebenso die *maiestas* der Gottheit angerufen wird.

An alle diese analogen Denkmäler[4]) reiht sich das Täfelchen von Lydney an. *Silv(u)lanus* — so wird der Name gemeint sein, *Silvianus* ist eine moderne Form, wenn er nicht durch bloſses Versehen für *Silvanus* steht — hat einen Ring verloren und, für den Fall der Wiedererlangung natürlich, dem Gott die Hälfte desselben zum Geschenk gemacht, gleichviel ob *in natura*, was gar nicht undenkbar ist, oder nach seinem Werth. Er nennt zwar nicht direct den Urheber des Verlustes, aber, da der Gott ihn sicher kennt, so genügt es zu sagen, wenn unter denen, welche sich jetzt des Rings erfreuen, des Senicianus Name ist, so wolle ihm nicht — er wendet sich in directer Anrede an den Gott — Gesundheit verstatten, bis er den Ring zu deinem, des Nodon, Tempel bringt.

Es ist also eine *defixio* des Namens eines Senicianus; gerade so wie es auf der kleinen Erzplatte aus einem Grab in Cumae[5]) heisst:

*nomen delatum Naeviae L. l. Secunda seive ea alio nomine est.*

Mit den übrigen Denkmälern dieser Gattung theilt auch das von Lydney die freie Handhabung der lateinischen Rechtschreibung, wie

1) C. I. L. II 462.

2) Der Schluss von *in[dus]ium* an ist nicht mehr mit Sicherheit zu lesen; die Ergänzungen sind nur beispielsweise, zum Theil nach Haupts und Mommsens Vorgang, von mir gesetzt worden.

3) In Riese's Anthologie I S. 18 f.

4) Von denen King nichts weiss, dessen Erklärung der Inschrift ich daher auf sich beruhen lassen darf.

5) C. I. L. I 820 (I. N. 2915; Henzen 6116; Wilmanns 2750).

sie dem ungelehrten Volksmund eigen war und uns werthvolle lautgeschichtliche Zeugnisse bietet.

Wo sich drei solche Weihungen an eine, wenn auch in ihrer Namensform nicht gleichmäfsig geschriebene Gottheit finden — dass zumal ein barbarischer Name Nodon (Nudon) Nodontis Nodentis Nudentis flectiert wird, lässt an der Identität desselben nicht zweifeln —, da muss natürlich ihr Heiligthum gesucht werden.

4. Es sind in Lydney ausserdem noch eine Anzahl kleiner einzelner Buchstaben von dünnem Erz gefunden worden[1]), welche wahrscheinlich auch auf ein Weihgeschenk (vielleicht von Holz) aufgenagelt gewesen sind, wie die Nägellöcher zeigen. Sie erinnern an jene Erzbuchstaben aus dem Theater von Herculaneum, welche der spanische Aufseher der Ausgrabungen Rocque Joaquim Alcubierre, wie Winckelmann erzählt, von dem Stein, in dem sie befestigt waren, loslösen liess — ohne vorher die Inschrift zu copieren — und sorgfältig in eine Kiste verpackt dem König nach Neapel schickte[2]). Dort so wenig wie hier ist natürlich eine Lesung überhaupt zu versuchen.

5. Endlich enthielt der grofse Mosaikfufsboden, welcher in dem Tempel von Lydney aufgedeckt, aber wieder zugeschüttet worden, noch eine Inschrift. Sie nimmt einen Streifen von 13′ 10″ Länge und 1′ 3″ Höhe ein; die Buchstaben sind 6—7″ hoch. Darunter läuft ein Streifen von derselben Länge und 2′ 2″ Höhe, auf welchem mit grofser Naturwahrheit allerlei grofse und kleine Fische dargestellt sind, mit zum Theil symmetrisch verschlungenen Schwänzen, aus weissen, blauen und rothen Würfeln, wie die übrigen Mosaikfufsböden. Darunter folgt ein dritter gleichlanger Streif von 3′ Höhe, in welchem vier grofse Rosetten (Durchmesser 2′ 10″) angebracht sind, zwischen denen noch andere Fische sichtbar werden. An Lachsen ist der Severn jetzt noch reich. Das Ganze macht einen sehr geschmackvollen Eindruck. Der Text der Inschrift beruht einzig auf dem sorgfältigen colorierten Stich, den W. H. Bathurst hat anfertigen lassen. Danach sah die Inschrift so aus:

---

1) C. I. L. VII 141 konnte ich nach einer älteren Quelle deren fünf anführen; King S. 51 sagt, dass aus den 13 auf Taf. XXII gezeichneten die Worte *Nodenti* [s]*acrum* zusammenzusetzen seien, führt aber in der Anmerkung aus dass aufserdem noch die Buchstaben FFFVVTTT, ein Stück vom Q und vom S gefunden worden seien. Aus jenen 13 lässt sich auch lesen D. N. FLAV. CVRTO.

2) I. N. 2487.

D/ \I T I L A V I V S SENILIS PR RLL EX STIPIBVS POSSV[I]T
C- I A N T E VICToRINO INTER‾ ‾I ˏTE

C. I. L. VII 137 (nach Guarinis und Ormerods ganz unzureichenden Texten); *Ephemeris epigr.* III (1877) S. 311 (nach dem von Lee mitgetheilten Stich); King S. 25 Taf. VIII.

Vor dem Namen des Dedicanten, der nur *T. Flavius Senilis*[1]) gelautet haben kann, scheinen drei Buchstaben gestanden zu haben, vielleicht DMN, *deo magno Nodonti.* Die Charge des Dedicanten hat Mommsen mit überzeugendem Scharfsinn erkannt. Auf einer zu Misenum gefundenen Grabschrift wird der Primipilaris M. Verecundius Verus genannt *praepositus reliquationis class(is) praet(oriae) Misenat(ium).* Nur dieses sonsther nicht bekannte Amt kann hier gemeint sein; die erhaltenen Schriftzüge lassen keine andere wahrscheinliche Deutung zu. Die hinreichend bezeugte britannische Flotte hatte sicher eine Station an der Sabrinamündung, ein Centurio der zweiten Legion von Isca wird den Befehl über die Flottenmannschaft, welche dort als Küstenwache lag, geführt haben. Das ist die *reliquatio*, welche der zusätzlichen Bezeichnung *classis Britannicae* hier nicht bedurfte; *praepositus* ist der technische Ausdruck für solche extraordinäre Commandos (wir würden etwa sagen: 'beauftragt mit der Führung'). Alles diess stimmt so zusammen, dass nur Mangel an Sachkenntniss an der Richtigkeit der Lesung und Lösung zweifeln kann. Der Führer jener Flottenmannschaft also hatte *ex stipibus*, wie so häufig bei Heiligthümern, den Fufsboden jenes Tempelraumes legen lassen. Man erwartet nun eine Formel wie *operi instante* oder *curam agente;* dem Raume nach könnte auch allenfalls das von King vorgeschlagene *opitulante* gestanden haben, doch ist dies dem Sinn und Gebrauch nach wenig angemessen; auch *opus curante* ist wenigstens nicht gewöhnlich. Was aber der die Aufsicht über den Bau führende Victorinus hinter sich für eine nähere Bezeichnung gehabt hat, entweder eines zweiten Namens oder der Heimath oder eines Amtes, ist bis jetzt keinem Nachdenken herauszufinden gelungen[2]). Man weiss wie leicht bei Mosaik-

---

1) Zwischen *Flavius* und *Senilis*, wie in der zweiten Zeile vor *Victorino*, ist ein Loch von 9 Zoll Durchmesser und um dasselbe ein Ornament von concentrischen Kreisen, wodurch hier die Borte mit der Schriftfläche unterbrochen wird. Schrift hat hier nie gestanden.

2) Ich hatte mit Andern früher an *Interamnate* gedacht; doch gab ich diess in der Ephemeris auf. Was King mit grofser Zuversicht als die allein richtige Deutung hinstellt, *interprete Latinè* (soll so viel sein als *interprete La-*

fufsböden die kleinen Würfel an schadhaften Stellen ausbröckeln und oft von missverstandenem Eifer falsch wieder eingesetzt werden. Dergleichen Möglichkeiten hat man sich bei dem Versuch einer Restitution solcher Inschriften gegenwärtig zu halten. Allein über den Sinn des Ganzen kann kein Zweifel sein. Demselben Gott offenbar, mag er in der Inschrift genannt gewesen sein oder nicht, wie in den Votivtäfelchen, war der Raum geweiht, in dem sich dieser Fufsboden mit der Inschrift befindet.

Diess ist das unzweifelhafte Ergebniss, welches die Betrachtung der wenigen, aber hinreichend deutlichen inschriftlichen Denkmäler von Lydney liefert; ich durfte danach unbedenklich das Capitel des C. I. L., welches sie enthält, überschreiben *fanum dei Nodontis*. Das jetzt erst bekannt gewordene genauere Bild der ganzen Anlage, welches der nach Kings Taf. IV hier wiederholte Grundriss bietet, bestätigt und erläutert die gewählte Bezeichnung auf das Erwünschteste. Und hierin liegt, wie gesagt, ihr besonderes Interesse. Am Wall des Hadrian im Norden Englands ist neuerdings ein kleines Quellheiligthum der Göttin Coventina bekannt geworden[1]; etwa 13000 römische Münzen, die als Spenden auf dem Grund der Quelle lagen, bezeugen seine weite Verehrung. Aber an Umfang und Reichthum muss das Heiligthum des Nodon, in den vergleichsweise milden Fluren des südwestlichen England gelegen, jenes bei weitem übertroffen haben. Der schon erwähnte reiche Segen an Münzen, die nur zufällig nicht so haufenweis beisammengefunden worden sind oder vielleicht früh schon Liebhaber angelockt haben, tritt als ein trefflich stimmendes Indicium hinzu.

---

*tino*) macht seiner Bekanntschaft mit der lateinischen Grammatik wenig Ehre. Diese Probe mag mich der Mühe überheben, die ganze Lesung der Inschrift, welche er vorschlägt, ernsthaft zu discutieren. Sie lautet so: *deo maximo iterum Flavius Senilis praeses religionis ex stipibus possuit opitulante Victorino interprete Latine*. Was er sonst über die Namen und über den *Arch-Druid* vorbringt, so wie die Belehrungen, welche er mir zu Theil werden lässt, lasse ich auf sich beruhen.

1) Ich habe die an Umfang sehr geringen Reste desselben im Hermes XII (1877) S. 257 ff. beschrieben. Dr. Bruce handelt darüber in den *Commentationes Mommsenianae* (Berl. 1877 8.) S. 739 ff.; jüngst hat der Besitzer des Platzes, der ehrwürdige John Clayton von Chesters Hall den ganzen Fund mit sauberen Illustrationen publiciert in der Archaeologia Aeliana von 1876 (daraus besonders abgedruckt Newcastle-upon-Tyne 1878, 49 S. und 4 Tafeln 8. nebst mehreren Holzschnitten).

Ein Blick auf den beigefügten Plan lehrt zunächst, wie man durch die einiger Maassen quadratische Anlage des Ganzen darauf kommen konnte, dieselbe für ein römisches Lager zu halten, und wie falsch diese Meinung ist. Denn abgesehn von dem gänzlichen Fehlen solcher Funde, welche überall anderswo und auch in England die römischen Lagerplätze unzweideutig zu kennzeichnen pflegen — Soldateninschriften, Legions- und Cohortenziegel u. s. w. — (man könnte ihr Fehlen allenfalls durch den gleichen Umstand in einigen der ältesten südenglischen Colonieen, wie Dorchester, Winchester, Silchester, entschuldigen wollen), sieht man sogleich, dass die allbekannte regelmäſsige Form des römischen Lagers (Thore, Wälle, Straſsen u. s. w.) durchaus nicht vorhanden ist. Zwar umgiebt den Complex von Baulichkeiten, welcher die Plattform des Hügels bis an die äussersten Ränder des Abhangs, in einer Ausdehnung von 300 (englischen) Fuſs in der Richtung von Nord nach Süd, und von 315 in der von Ost nach West, bedeckt, auf zwei oder drei Seiten ein Mauerring, welcher bei den Punkten *f*, *g* und *h* besonders schroff auf dem Rand des Hügels aufsitzt. Allein theilweis traten die Gebäude A und B bis unmittelbar an den Rand des Hügels. Der Haupteingang war auf der Westseite bei *c*; Nebeneingänge sind an der Südwestecke bei *a* und an der Nordseite bei *d* erkennbar (bei *b* ist nur ein später Durchlass eines Schachtes). Eigentlich also hatte die ganze Anlage nur einen Haupteingang. Damit allein ist die Annahme eines Lagers ausgeschlossen. Den Kern der Anlage bilden aber drei Gebäude, während die Umfassungsmauer, deren unregelmäſsige Gestalt, wie wir sahen, deutlich hervortritt, nur eine secundäre Bedeutung hatte. Die drei Gebäude sind auf dem Plan mit A, B und C bezeichnet; daneben ist noch ein kleines weiter ausserhalb liegendes Gebäude D zu unterscheiden.

## 1. Das Gebäude A.

Bathurst giebt eine ziemlich genaue Beschreibung des Zustandes aller einzelnen Räume, welche hier nicht wiederholt zu werden braucht. Es genügt den Charakter des Baues im Allgemeinen und die Hauptmaasse, sowie die Niveauverschiedenheiten kurz anzugeben, welche aus dem Plan nicht unmittelbar hervorgehen. Für alles übrige genügt derselbe.

Die Ausdehnung beträgt von Norden nach Süden 168′, von Osten nach Westen 135′ (engl.). Die Räume I—X liegen durchschnittlich 2′ 7″ tiefer, als die übrigen, und scheinen eine Art äusserer, hofartiger

Anbau. Der kleine Raum V, 1' 8'' höher im Niveau als die umgebenden, enthielt, wie ich danach vermuthe, vielleicht eine Treppe in das obere Geschoss. Die gestampften Fufsböden und die mit Mörtel beworfenen Wände dieser Räume sind, wo sie noch kenntlich, von ganz einfacher Ausstattung.

Um das mit flachen 2' 4'' grofsen Steinplatten gepflasterte, aber ohne Wasserabfluss gelassene Atrium XXIX (von 66 zu 63') liegen schön mit Stuckwänden und feinen Mosaikfufsböden (aus Kalk- und Ziegelsteinwürfeln) ausgestattete Gänge und Räume, znm Theil mit Wasserabflüssen (XII—XXX). In dem Porticus XI, dessen zierliches Fufsbodenmosaik aus weissen, blauen und braunen Würfeln auf King's Taf. XIV abgebildet ist, lag ein viereckiges steinernes Bassin mit höherer Hinterwand und flacheren Rändern auf den drei übrigen Seiten; Reste von geschmolzenem Blei und viele Münzen später Zeit fanden sich ausserdem in den verschiedenen Räumen. Die Mosaikböden der Räume XIV und XVIII, aus drei Farben (weiss, blau, roth, mit brauner Einfassung) sehr geschmackvoll gewählte Muster, sind auf Kings Taf. XV und XVI abgebildet. Die Ausführung dieser Mosaikfufsböden, welche genau mit derjenigen des oben beschriebenen Mosaiks mit der Inschrift des Flavius Senilis stimmt, lässt keinen Zweifel an der ungefähren Gleichzeitigkeit der ganzen Anlage in ihrer vorliegenden Gestalt. Die Muster — figürliche Darstellungen haben sich nicht gefunden —: einfache Quadrate in verschiedenen Combinationen von Gröfse, Zahl und Farben, zwei und dreifach verschlungene dreifarbige Bänder, Kreisausschnitte und sogenannte Amazonenschilder, Sterne und Rosetten mit kreuzförmig gelegten oder in schlängelnden Ranken gereihten Epheublättern, eine gehenkelte Vase und dergleichen, weisen nicht über das Ende des zweiten oder den Anfang des dritten Jahrhunderts herab. Dazu stimmt sowohl der Name T. Flavius Senilis, als auch das oben über die Schriftformen der kleinen Votivtäfelchen bemerkte.

Wo der Eingang zu dem ganzen Gebäude lag, liess sich an den Fundamenten nicht erkennen; ebenso fehlten die Verbindungen zwischen den einzelnen Räumen. Vermuthlich lag die Hauptfront auf der Ostseite über den Galerien LX—LXII; doch ist der Durchbruch bei LX bei Anlegung eines Schachtes gemacht. Bathurst hält das Gebäude für das älteste und erklärt es unter dem Eindruck seiner Vorstellung von einem Lager für das Wohnhaus des Commandeurs.

Zwischen den Gebäuden A und B liegt ein unregelmäfsig ge-

stalteter, ebenfalls mit flachen Steinen gepflasterter Hofraum XXXI. In ihn führt das Hauptthor der Umfassungsmauer bei *c*, mit 9′ weitem Durchlass, und dem entsprechend aus ihm in den inneren Raum der Anlage das Thor *k*, 10′ breit. Hier sind im Boden noch die Löcher für die Thürangeln und die Bahn der Thorflügel kenntlich. Von einer auf dieses Hauptthor (ähnlich wie auf den Nebeneingang *a*) mündenden Strafse wird nichts berichtet; doch war sie sicher vorhanden.

## 2. Das Gebäude B.

Diess gilt für eine Thermenanlage, besonders weil fast überall die Reste von Hypocausten mit 4′ 7″ hohen Pfeilern unter den einzelnen Räumen erhalten sind; auf Kings Taf. XVIII ist ein Theil des Hypocaustums abgebildet. Der Hauptraum XLIV, mit zwei halbrunden Seiten, ist von Rooke im Jahr 1775 blofsgelegt und in einer sehr ungenauen Aufnahme publiciert worden[1]. Aber Bathurst bemerkt ausdrücklich (S. 10), dass der dort gegebene Aufriss, die Stufe, welche in das Bassin geführt habe, sowie der Canal für den Wasserabfluss durchaus nicht zu entdecken und daher nur in der Phantasie des Zeichners zu suchen seien. Ueberhaupt sei es nicht möglich, die sonsther bekannten und auch hier zu erwartenden Haupträume einer Thermenanlage (*frigidarium*, *tepidarium*, *caldarium* u. s. w.) zu ermitteln; auch fehlen offenbar alle Anlagen zur Beschaffung des Wassers auf diese Höhe hinauf. Es ist also nur an heizbare Wohnräume überhaupt zu denken, wie auch Bathurst sah; und da die Hypocausten in dem Gebäude A durchgängig fehlen, so wird nicht dieses, sondern vielmehr B für das Wohngebäude zu halten sein. Die Ausstattung der Räume (XXXII—XLV) ist der von B ähnlich, rother Stuck an den Wänden und zierliche Mosaikfufsböden; von den Räumen XXXV und XLI geben das Muster der Fufsböden (wieder in den drei oder vier Farben) Kings Tafeln V und VI. Bathurst hält B für jünger als A, ohne dafür durchschlagende Gründe beizubringen. Sicher ist, dass es, wohl weil am frühesten durchforscht und aufgedeckt, auch am meisten gelitten hat. Bathurst hebt die ungemeine Dicke der äusseren Mauern an der Nordseite (bei *p* und *q*) hervor. Auch hier ist der eigentliche Eingang nicht ermittelt; man sucht ihn auf der Südseite (bei XXXVI).

---

1) In Fr. Groose's *Antiquarian Repertory* Bd. II (London 1778 8.) S. 389.

In der Nordostecke schliesst sich an B noch ein kleines Bauwerk (LXVI) an, das unmittelbar auf dem steilen Abhang des Hügels aufsafs und dadurch theilweis zerstört worden ist. Es wird durch einen gepflasterten Hofraum (zwischen XXXII und XLIV) von B getrennt. Auch zwischen XLV und L fehlt die äussere Umwallung wohl aus gleichem Grunde.

Nordöstlich von B liegt das etwa 20′ im Quadrat messende Gebäude D, durch einen unterirdischen Canal mit B wahrscheinlich einst verbunden; doch fehlt jetzt die Verbindung. Diess hielt man desshalb für das Bassin, aus welchem die Bäder gespeist worden seien. Bathurst bemerkt, dass keine Spur einer Quellwasserleitung, welche in diess Bassin geführt worden sei, bemerkbar oder der hohen Lage nach auch nur wahrscheinlich sei. Regenwasser aber habe man viel näher von den Dächern der Gebäude A und B auffangen können. Immerhin hat die Annahme, dass D nur eine Cisterne gewesen, einige Wahrscheinlichkeit.

Nördlich von dem inneren Thore *h* zieht sich eine lange Reihe schmaler Räume an der Umfassungsmauer hin und bildete die (jetzt fehlende) Nordwestecke der Anlage (XLVI—LIX). Einige Räume derselben enthielten Mosaikfufsböden; die von L und LI sind bei King Taf. V und VI abgebildet. Der schon erwähnte Ausgang bei *d*, unmittelbar am Rande des Hügels, diente nach Bathurst's nicht unwahrscheinlicher Annahme nur dazu, den Müllabgang den Hügel hinab zu befördern.

### 3. Das Gebäude C.

Der wohl nicht trügende Gesammteindruck, welchen dieses 93′ lange und 66′ breite Bauwerk auf alle Betrachter desselben auch nur im Grundriss macht, ist der eines Tempels. Die drei Votivtäfelchen und die Hunde aus Erz und Stein, von welchen schon die Rede war, sind innerhalb desselben gefunden worden. In dem mittleren Hauptraum, der eigentlichen Cella, liegt der grofse Mosaikfufsboden mit der Inschrift und den Fischen (King Taf. VIII); in den Seitenräumen LXIV und LX sind kleinere Mosaiken (bei King Taf. XI und Taf. XVII) angebracht[1]). Eine genauere Beschreibung der jetzt nicht mehr sichtbaren Reste dieses wichtigsten der drei Gebäude hat leider Hr. Bathurst

1) Ob das oben S. 38 Anm. 1 erwähnte runde Loch in der Mosaikinschrift irgend eine Bedeutung für den Cultus hatte oder nur dazu diente, etwa ein Erzgeräth, den Pfosten einer Schranke oder etwas Aehnliches aufzunehmen, lasse ich unerörtert.

nicht hinterlassen; doch ergiebt sich die Haupteintheilung des Raums aus dem Grundriss. Die Front scheint ziemlich genau nach Süden orientiert; von einer Säulenstellung hier oder an den Seiten hat sich nichts gefunden. Zu den übrigen Gebäuden und zu der Umfassungsmauer liegt der Tempel in keiner erkennbar beabsichtigten Achse. An der Hinterwand der Cella liegen die Fundamente dreier kleiner Kammern nebeneinander; entweder drei getrennte kleinere Cellae oder die Substruction eines Bathron, auf welchem das Bild des Gottes stehen mochte. Die kleinen Ausbauten an der Westseite (LXIV und LXV) sowie der gröfsere vorn an der Ostwand mögen eine Art Seitencapellen gewesen sein. Das Detail der Anlage aber entzieht sich durchaus bestimmter Deutung.

Unter den zahlreichen kleineren Resten antiken Lebens, welche sich in Lydney gefunden haben (vieles davon ist verloren und verschleppt worden, eine Auswahl des Besten geben Lee's Tafeln bei King), ist nur wenig besonders Charakteristisches. Ausser den schon öfter erwähnten Hunden sind von figürlichen Darstellungen nur eine sitzende Fortuna (wohl nicht Ceres, wie King meint) aus Stein, 19″ hoch (King Taf. XIX), eine kleine Victoria und, als Gewicht, ein Jupiterkopf in Erz (King Taf. XXVII), sonst die üblichen Fibulae, Ketten, Nadeln, Phaleren, Gürtelgehänge, Arm- und Halsbänder, Beschläge für Holzgefäfse, Löffel, Schreibgriffel, einige Waagen, Ringe und ähnliches Geräth aus Erz (King Taf. III, XI, XII, XXI, XXIII, XXIV, XXV), Kämme und Messer aus Knochen (Taf. X), rothes Töpfergeschirr (Taf. XXVI) und eiserne Beile, Hacken und Karste (Taf. XXVIII, XXIX), so wie ein Oculistenstempel (C. I. L. VII 1309) und ein Stück gestempeltes Blei (ebendas. 1218) gefunden worden; wogegen die für militärische Niederlassungen bezeichnenden Gegenstände, z. B. auch Waffen, durchaus, wie schon gesagt wurde, fehlen. Auch das Fehlen von Gräbern ist vielleicht nicht zufällig. Ein kleines Geräth in Form eines menschlichen Armes mit geöffneter Hand, als Krönung irgend eines Stabes, und ein ganz kleines menschliches Bein (King Taf. XXI 2 und 3) dürfen nicht als Votivgaben für geheilte Gliedmassen angesehen werden, sondern gehörten zum Zierrath von Geräthen ohne bestimmbaren Zweck[1]).

1) Kaum ernstliche Erwähnung verdient, dass zwei colossale Hermen aus einheimischem Sandstein, welche seit langer Zeit unbeachtet am Fufse des Hügels von Lydney lagen, nicht antike, wie King sich bemüht zu erweisen

Unter den gefundenen kleineren Alterthümern aus Erz verdient nur eines noch besonders hervorgehoben zu werden. Es ist eine fast halbmondförmige dünne Erzplatte mit fünf Zacken an der Aussenseite, nach der Abbildung (bei welcher natürliche Gröfse vorauszusetzen, wenn auch nicht angegeben ist, so wenig wie die Maafse) an der längsten Stelle 20 Centimeter lang, an den mittelsten Zacken 75 Millimeter breit. Sie wird für ein Diadem entweder des Gottes oder des Priesters angesehn, wegen der ziemlich flüchtig darauf eingravierten figürlichen Darstellung von fünf Personen (King Taf. XIII nach Lee's wohl nicht ganz gelungener Zeichnung). Die Mitte nimmt die auf einem Wagen stehende, ganz von vorn gesehene Gestalt eines bartlosen Gottes mit vierzackiger Krone oder Strahlenkranz ein; eine Anlehnung an die bekannten Darstellungen des Helios auf dem Viergespann ist unverkennbar. Er trägt die Tunica und um die Linke, welche die (nicht angedeuteten) Zügel hält, flattert die Chlamys; in der erhobenen Rechten hält er ein Scepter (wie King meint, oder vielleicht eine Muscheltrompete; mir scheint es auch eine Geissel sein zu können). Die vier Rosse sprengen in sehr ungeschickter Darstellung nach rechts und links; warum es Seerosse sein müssen, wie King sagt, erkenne ich nicht, da man ihre Hintertheile nicht sieht [1]). Rechts und links davon schweben zwei bis auf die flatternde Chlamys nackte geflügelte Knaben; was sie in der Rechten halten ist nicht klar, King nennt es bei dem einen einen blattförmigen Fächer, bei dem andern ein flatterndes Tuch, und hält sie für Darstellungen der Winde, was nicht unmöglich ist; doch kann man auch an Jahreszeiten denken. In den äussersten Ecken sieht man zwei fischschwänzige Tritonen mit den Vorderfüfsen von Rossen; der rechts trägt in jeder Hand ein Ruder (wie King meint, der die noch übliche Form englischer Ruder vergleicht; man könnte

---

(S. 125 f.), sondern moderne Arbeiten aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts sind. Die Abbildungen (Taf. XXX und XXXI) lassen nicht den geringsten Zweifel darüber.

1) Dass der Gott jugendlich und bartlos dargestellt ist, giebt Hrn. King wieder Veranlassung auf das '*Corpus Inscr. Lat.*' in mir ganz unverständlicher Weise zu schelten. Er sagt, desswegen (?) weil er jugendlich dargestellt sei, könne der Gott nicht Faunus sein '*who has wrongfully usurped the honours of his temple und worship in the* '*Corpus Inscr. Lat.*' Von Faunus steht bei mir kein Wort; ich habe dem Capitel, wie schon gesagt, die Ueberschrift gegeben *fanum dei Nodontis*. Hier muss also Hrn. King sein Gedächtniss gänzlich verlassen haben.

auch an halbmondförmige Doppelbeile denken); der links in der Rechten einen Anker, in der Linken eine Tritonmuschel (wie King meint; es ist in der Zeichnung ein einfacher kurzer Stab mit ein Paar gewundenen Linien darauf). Ein zweites kleineres Stück eines ähnlichen Zierrathes (oder, wie King meint, vielleicht desselben, also etwa der Rückseite) zeigt (nach der Zeichnung auf derselben Tafel XIII) zwei ähnliche wenig erhaltene Figuren: einen fischschwänzigen Triton mit Keule und Anker, und einen Fischer mit spitzer Mütze, welcher mit der Angel einen Lachs aus dem Wasser zieht. Ueber die Verwendung dieser beiden Zierrathe wage ich keine Vermuthung; dass in dem Gott auf dem Viergespann der Nodon der Inschriften dargestellt sei, ist sehr wahrscheinlich.

Diess führt uns zurück zu der Frage nach der Bestimmung der ganzen Anlage von Lydney Park. Welcher Art Gott der Nodon war — ich lasse dabei die Vermuthungen der englischen Erklärer bei Seite, welche ihn theils für einen Aesculapius *νώδυνος*, theils für den römischen Nodotus, theils aus mir uncontrollierbaren etymologischen Gründen für einen keltischen Gott der Unterwelt gedeutet haben — geht aus der Darstellung des Diadems, wofern sie sich auf ihn bezieht, aus den Fischen des Mosaiks, aus den Hunden und aus der vertrauensvollen Weihung des Silvulanus nicht mit hinreichender Deutlichkeit hervor; es ist nicht unmöglich, dass er ein heilender Sonnengott oder ein Gott des Meeres oder des Flusses oder beider gewesen ist. Sicher aber ist, dass die ganze bauliche Anlage auf dem Hügel von Lydney ausschliesslich zu seiner Verehrung bestimmt war. Fern von allen städtischen Niederlassungen, auf dem sonnigen Hügel am Fluss erhob sich also dieses Heiligthum, wahrscheinlich ein Platz uralter Verehrung des einheimischen Gottes, von den römischen Eroberern geschont, erweitert, den Formen des italischen Cultus angepasst und mit denjenigen nothwendigsten baulichen Anlagen umgeben, welche seine Erhaltung und Pflege erheischten. Im zweiten und dritten Jahrhundert, als die römische Macht in Britannien auf ihrer Höhe stand, wird die Umgestaltung und Ausschmückung des Heiligthumes vollendet worden sein. Der kleinere Hügel kann eine Art *dépendance* von dem Heiligthum des gröſseren getragen haben.

Diess ist ein wirkliches Novum und ein, wie ich glaube, nicht unwichtiger Beitrag zu unserer Kunde von dem Cultus und dem religiösen Leben in den römischen Provinzen.

Berlin. E. Hübner.

---

## Fragmente zweier Bronzetafeln.

(Hierzu Taf. II.)

Im Provinzial-Museum zu Bonn befinden sich seit Kurzem die auf der beifolgenden Tafel in natürlicher Grösse abgebildeten Fragmente zweier Bronzetafeln, welche nach der Versicherung des Verkäufers beim Festungsbau in Mainz gefunden wurden. Sie enthalten ein Verzeichniss von 16 Soldaten-Namen, in zwei Exemplaren, von denen jedes auf beiden Seiten wesentlich die gleiche Inschrift trug. Wir besitzen also dasselbe in vier mehr oder minder fragmentirten Exemplaren und können es einigermassen wiederherstellen. Möglicherweise fehlen die ersten Zeilen; doch glaube ich es nicht, da die erste grössere Schrift zu zeigen scheint und an sich nichts vermisst wird. Wahrscheinlich standen die Tafeln bei einem Weihgeschenk so aufgestellt, dass sie von beiden Seiten gesehen werden konnten und führten die Namen der Dedicanten auf.

Die Inschrift ist nicht datirt, aber gewiss aus dem Ende des 3. Jahrh. Es zeigt sich noch die ältere durch Diocletian und Constantin abgeschaffte Heerordnung; aber die Namenform — das Fehlen der Vornamen, das Auftreten nicht weniger griechischer Cognomina, die entweder kaiserlichen oder aus den Cognomina entwickelten Geschlechtsnamen — und die numeri statt der cohortes und alae deuten auf die späteste Zeit der älteren Heerverfassung.

Exemplar I, Zeile 5, steht deutlich IVC, nicht LVC, wie es heissen sollte. — I 7 I' = f ist bekannt; diese Form scheint hier gewählt. — II 9 ist NX Fehler für NAX. — Das erste kleine Fragment von III passt an mehrere Stellen. Dies und das folgende können auch zu IV gehören. — III 12 der erste Buchstabe wahrscheinlich E, nicht L; III 16 der letzte Buchstabe wahrscheinlich A. — IV 14 ist Ↄ für R gesetzt. — IV 15 ist der Strich unter TE nicht Rest eines Buchstabens, sondern ein kleiner Sprung. Das R ist nicht sicher.

Exemplar I lautet ergänzt — ich bezeichne die aus den anderen Exemplaren entnommenen Ergänzungen nicht weiter; die conjecturalen durch [ ], die Auflösungen durch ( ) — folgendermassen:

: . . . . . . . . . . . .

1. C . . . . . . . . . . [leg(ione)] XX[X]
2. Ru[fius] . . . . . . [leg(ione)] XXX
3. Fl(avius) Alphiu[s le]g(ione) I M(inervia)
4. Mo[d(estius)] Anicet[us le]g(ione) I M(inervia)
5. Saturn(inius) Lucius leg(ione) I M(inervia)

6. Saturn(inius) Parthic(us) leg(ione) I M(inervia)
7. Felic(ius) Fuscus leg(ione) XXX
8. Valen(tinius) Digniss(imus) leg(ione) I M(inervia)
9. Pereg(rinius) Pertinax leg(ione) I M(inervia)
10. Fl(avius) Iust(us) leg(ione) I M(inervia)
11. [I]ul(ius) Eu[g]en[i]an(us) leg(ione) I M(inervia)
12. [I]ulius Ursulus n(umero) G . . . . .
13. Val(erius) Feliciss(imus) n(umero) B(atavorum?)
14. Cens(orinius) Maternus n(umero) G . . . . .
15. Marin(ius) Iuvenis leg(ione) I M(inervia)
16. Refid(ius) Victorin(us) n(umero) A . . . .

3 steht in II Alpius für Alphius, mit bekanntem Wechsel.
3 und 4 haben höchst wahrscheinlich in II die Plätze getauscht.
11 macht Schwierigkeit; die drei Fragmente VL . . . auf I, . . AN · LEG · I · M auf II und . . EVCENVS LEC auf III (auf IV fehlt der Name) passen nicht zusammen. Wahrscheinlich stand in der Vorlage EVGEN oder EVGENIAN und hat der sehr ungeschickte Graveur jenes in das barbarische EVCENVS verdorben. Möglich ist auch, dass III, 5 von unten einer der Namen stand von I, 1 oder 2.

Die Folge der letzten Namen ist verschoben folgendermassen:

| I. | II. | III. | IV. |
|---|---|---|---|
| 10 | 10 | .. | .. |
| 11 | 11 | 15? | 10 |
| 12 | 15 | 11 | 12 |
| 13 | 12 | 12 | 13 |
| 14 | 13 | 13 | 14 |
| 15 | 14 | 14 | 16 |
| 16 | 16 | 16 | 15 |

An den Fundort Mainz glaube ich nicht, da die Legionen die beiden bekannten niedergermanischen sind. Die numeri zu bestimmen vermag ich nicht; der numerus Batavorum steht auf dem Roomburger Stein C. I. Rh. 7, aber die Beziehung ist keineswegs sicher. Merkwürdig aber und vielleicht neu ist das Auftreten der numeri neben den Legionen in einer Liste; ich wenigstens erinnere mich eines analogen Verzeichnisses nicht. Uebrigens ist alles in Ordnung und weiterer Erläuterung nicht bedürftig [1]. Th. Mommsen.

1) Nachträglich hat sich noch ein kleines Fragment gefunden, welches auf der einen Seite keine Schrift zeigt, auf der anderen Seite die Buchstabenreste DEX erkennen lässt. Dem Bruche nach scheint sich dasselbe mit der leeren Seite dem mittlern Stücke von III bei a anzufügen. Falls die Buchstabenreste aber einem der im obersten Stücke von III fehlenden Cognomina angehören (nach Mommsen's Vorschlag etwa Vindex), so würde das Fragment vor dieses zu stellen sein. D. Red.

## 5. Matronensteine von Berkum.

Hierzu Taf. III u. IV.

Während bisheran das Jülicher Land und die eigentliche Eifel und in dieser namentlich die Gegend um den Feibach im Kreise Euskirchen mit den Ortschaften Wachendorf, Antweiler, Billig, Rheder, Commern bis nach Zülpich und Vettweis hin als Fundorte von Matronensteinen und zugleich als hauptsächlichste Verehrungsstätte dieser celtisch-germanischen Gottheiten angesehen werden musste, hat sich jetzt plötzlich durch den neuen bei dem eine starke Stunde vom Rhein entfernten, seitwärts Mehlem gelegenen Dorfe Berkum gemachten Fund in interessanter Weise das Gebiet dieses Cultes bedeutend erweitert. Wohl waren bei verschiedenen Gelegenheiten bis in die neueste Zeit hinein sowohl zu Cöln (C. I. Rhen. 321. 329. 337. 338. 343) als auch zu Bonn (C. I. Rhen. 469. 470. Bonner Jahrb. LV—LVI, 1875, S. 239. LIX, 1876, S. 40) und Godesberg (Bonn. Jahrb. XLIV—XLV, 1868, S. 81) auf diesen Cultus bezügliche Denkmäler gefunden worden. Allein die Existenz einer zusammenhängenden Verehrung dieser Gottheiten mit einem eigenen Heiligthume am Rheine hatte man bislang immer mehr nur vermuthen als erweisen können, zumal die meist zerstreut und für sich allein an von einander getrennten Orten ausgegrabenen Votivsteine doch nur immer als Zeugen solcher vereinzelten von einzelnen Individuen dargebrachten Huldigungen galten und gelten konnten. Dass aber dieser Cultus auch am Rheinstrome entlang eifrige Anhänger gefunden hatte und diesen Muttergottheiten eigene Heiligthümer [1]) (aediculae) gewidmet waren, diese Erkenntniss verdanken wir zuerst mit Bestimmtheit dem Berkumer Funde, der auch desshalb noch von Interesse ist, weil er uns einen neuen, bislang unbekannten Namen derselben überliefert. Ueber den Fund selbst verdanke ich der Freundlichkeit des Vereinspräsidenten, Herrn Prof. aus'm Weerth, einen genauen Bericht. Mit seiner gütigen Erlaubniss gebe ich den-

1) Solche Heiligthümer hatten schon Freudenberg (B. Jahrb. XVIII, 1852 S. 125 und Fiedler (Gripswalder Matronen- und Mercuriussteine S. 5 f.) in den zu Uelmen und Gripswald gefundenen Gebäuderesten vermuthet.

selben, durch eigene Bemerkungen, wo es die Sache erforderte, vermehrt, hier wieder, weil der Fund uns über die sonstige Bedeutung des Fundortes für das Verkehrsleben im römischen Alterthum in besonderer Weise Aufschluss gibt.

„Die grosse linksrheinische Römerstrasse hält sich zwischen Bonn und Andernach ziemlich vom Strome entfernt und bleibt von Lannesdorf bis Ahrweiler auf der Höhe des Gebirges[1]). Auf dieser Strecke passirt sie das durch seine alten, von den Römern schon benutzten Steinbrüche nicht unbekannte Dorf Berkum[2]) im Kreise Bonn. Wenn man den Ort auf der von Mehlem nach Meckenheim führenden Chaussée erreicht, geht unmittelbar vor demselben an dem jetzt dem Herrn Rittergutsbesitzer Israel Bock in Bonn gehörenden Paeppenhof rechts ein alter Waldweg hinauf, der nach einer Ausdehnung von ungefähr 1500 Rh. Fuss auf der Höhe in einen andern alten Weg einmündet. Vgl. die Situation Taf. III. Auf einer von dem zuerst genannten Wege durchschnittenen Parzelle, die gleichfalls dem Herrn Bock angehört, fand man im verflossenen Frühjahr bei der Gewinnung von lose im Erdreich liegenden Thonsteinen zunächst das auf Taf. III mit Nr. 2 bezeichnete grössere Gebäude, ferner schräg gegenüber auf der anderen Seite des Weges ein kleineres viereckiges Fundament. Im engeren Umkreise desselben lagen die Trümmer zweier Säulen zerstreut umher, so wie viele Votivsteine, von denen einige vollständig erhalten, die bei weitem grössere Zahl aber in mehrere, oft kleinere Stücke zerbrochen waren. Der Umstand, dass die Votivsteine und Säulenreste sich um das Fundament herum zusammenfanden, begründet meine Ansicht, dasselbe mit den Säulen und den Votivaltärchen einer Aedicula angehörend zu erachten, welche hier am Wege den in Berkum verehrten Muttergottheiten geweiht war und die Vorübergehenden zur Verrichtung ihrer Andacht einlud. Die ausserordentlich geringen Dimensionen der vielen Steine — es waren ihrer nach der Verschiedenheit der Fragmente ungefähr 18 bis 20 — lassen ferner annehmen, dass sie in dem kleinen Raume in mehreren Etagen übereinander in der Art Aufstellung fanden, wie Herr Architekt Schubert dies in einem freien Entwurf auf Taf. III, 1 angedeutet hat. Denn dass sie nicht in die Mauer der Aedicula eingelassen, sondern bestimmt waren frei darin

1) Vgl. Schneider, Bonn. Jahrb. LXIII, 1878, S. 2 f.

2) „Dombausteine" im Kölner Domblatt 1843. Nr. 39 u. 41. Binterim u. Mooren, Erzdiöcese Coeln I S. 142.

aufgestellt zu werden, ergiebt sich aus dem Vorhandensein besonderer Untersätze für zwei derselben. Es sind oblonge Platten von Berkumer Trachyt, in deren mittlere Vertiefung die Altärchen eingesetzt waren. Dass das kleine Heiligthum keinesfalls des architektonischen Schmuckes entbehrt hat, bezeugt das in vergrössertem Massstabe beigefügte schöne Capitäl. Vgl. Taf. III, 1a.“ Vielleicht dürfen als Beleg hierfür auch die Ueberreste bildlicher Darstellungen angeführt werden, welche an dem gleichen Orte, wie die Säulentrümmer, zu Tage gefördert wurden. Zunächst sind zwei hübsch gearbeitete Medaillonbilder zu erwähnen. Das erstere, über dem noch die Ueberreste einer Bedachung vorhanden sind, enthält ein Brustbild derjenigen der drei Matronen in Hochrelief, welche auf den gewöhnlichen Darstellungen regelmässig als die mittlere erscheint. Das Bild entspricht, so weit sich die Einzelnheiten bei dem verwitterten Gestein noch alle erkennen lassen, ganz den bekannten Darstellungen mit dem lang herabwallenden Haar ohne die wulstige Haube der beiden anderen Matronen und mit dem doppelten Gewande, welches an der Brust, wie es scheint, mit einem Knoten zusammengehalten, strahlenförmige Falten bildet. Wenn ich mich nicht täusche, ist um den Hals ein Band bemerkbar, an dem wahrscheinlich der den Matronen eigene halbmondförmige Schmuck hing. Vgl. Taf. III, 4. Das zweite Medaillon zeigt ein weibliches Brustbild ebenfalls in Hochrelief mit einem etwas seitwärts zur Rechten auf die Schulter hinab geneigten Kopfe und entblösster Büste[1]). Es scheint auch zu den Darstellungen der Matronen in engerer Beziehung zu stehen. Neben der linken Schulter erhebt sich der Rundung des Medaillons folgend, wie es scheint, ein Füllhorn. Vgl. Taf. III, 3. Düntzer, Museum Wallraf-Richartz n. 39. Dasselbe ist der Fall mit einem dritten jetzt oben und unten abgebrochenen 0,26 hohen Bruchstück. Es stellt eine nach rechts schreitende weibliche (?) Figur in Hochrelief dar, welcher der Kopf abgeschlagen ist und die anscheinend eine Opferdienerin war. Sie trägt in der linken Hand einen Krug (?), wonach die rechte greift. Rückwärts befindet sich in einer Vertiefung des Steines ein Maiskolben in Hochrelief dargestellt. Vgl. Taf. III, 5 u. 5a. In welcher Weise die drei Fragmente, welche sämmtlich aus gelbem Sandstein bestehen, ursprünglich verwandt waren, lässt sich nicht bestimmen: nur ist zu bemerken, dass sie vollständig den Beschauer überraschen inmitten der beinahe

---

1) Vom Zeichner nicht ganz genau wiedergegeben.

dürftigen Einfachheit und Schmucklosigkeit, welche uns an den erhaltenen Votivsteinen durchweg entgegentritt.

„Mehr noch als die vielen Votivsteine des kleineren Heiligthums der Mütter deutet auf den Verkehr der vorüberführenden Strasse das grössere gegenüberliegende Gebäude hin, welches in seiner Längenaxe 27 m misst (Taf. III, 2). Dasselbe halte ich unbedenklich für ein Stationsgebäude, für eine Mutation an der Römerstrasse. Es ist mir nicht bekannt, ob an den bisher untersuchten Römerstrassen in den Provinzen Mutationen gefunden und als solche erkannt worden sind. Bei der Art ihrer Beschaffenheit und mit Rücksicht auf die Lage können diese baulichen Reste aber füglich nur für eine solche Mutation angesehen werden. Denn für jeden wohnlichen Zweck enthielt die Anlage zu wenig und viel zu wenig kleinere Räume. Von Bade-Einrichtungen und Heizungs-Anlagen, welche einer römischen Villa — falls man eine solche hier annehmen wollte — nicht fehlen würden, findet sich keine Spur. Dem grossen 14 zu 9 m im Gevierte messenden inneren Hof, den man sich zum Aufenthalte der ein- und ausfahrenden Wagen mit einer mittleren Einfahrt auf der Südostseite zu denken hat, liegt der ebenso lange aber schmälere Pferdestall vor. Die an beiden Ecken desselben befindlichen viereckigen Zimmer waren wahrscheinlich für Kutscher und Knechte bestimmt. Zwei ähnliche Räume rechts und links neben Hof und Einfahrt an der Südostseite mochten wohl der Expedition gedient haben. Ausserdem liefen um die Kutscherzimmer zwei Corridore, die entweder besondere Ein- und Ausgänge für die Pferde oder vielleicht auch Aufbewahrungsorte für Lebensmittel und Fourage bildeten. Mehrere im inneren Hofe gefundene Hufeisen sowie ein Bronzegeräth, das ebenfalls zur Ausrüstung der Pferde diente, scheinen meine Ansicht von der Bestimmung des grösseren in Berkum offen gelegten Gebäudes zu bestätigen. Alle diese Momente zusammengefasst verleihen dem Berkumer Funde eine besondere Bedeutung, insofern er zum ersten Male ein interessantes Stück antiken Verkehrslebens, wie es sich zur Römerzeit an den Strassen unseres Rheinlandes entwickelte, lebhaft vor Augen führt.

Leider haben die Nachgrabungen, welche, nachdem von dem Herrn Bürgermeister von Berkum Mittheilung von dem Funde gemacht worden war, mit gütiger Erlaubniss des Herrn Bock veranstaltet wurden, sowie die Blosslegung der Fundamente des grösseren Gebäudes in ihrem ganzen Umfange zu keinen weiteren Ergebnissen als den schon erwähnten geführt. Dem Herrn Bock, welcher sämmtliche Fundobjekte dem Bonner Provinzialmuseum geschenkt hat, gebührt auch an dieser

Stelle besonderer Dank; nicht minder dem Unternehmer Herrn Thelen, welcher die Votivsteine beim Funde sorgfältig beachtete und sammelte, sowie dem Ortsvorsteher Herrn Limbach für seine überaus sorgsame Aufbewahrung der Fundstücke bis zu ihrer Ueberführung nach Bonn."

Wenden wir uns nun zur Besprechung der erhaltenen Votivdenkmäler, deren Inschriften[1]) ihrem Schriftcharakter gemäss dem dritten Jahrhundert n. Chr. anzugehören scheinen. Sie feiern alle die Muttergottheiten, denen auf ihnen mit Ausnahme von zweien der bisher unbekannte Beiname Atufrafinehae beigelegt wird. Wenn man die anderen Beinamen, welche die Matronen auf ihren Denkmälern führen, in Betracht zieht, so scheint der neue Name gleich den übrigen nicht sowohl auf einen Volksstamm oder auf eine in ihrem Wesen begründete Eigenschaft als vielmehr auf eine Oertlichkeit hinzuweisen, wo sie besonders verehrt wurden, wie ja überhaupt diese Gottheiten nach der jetzt fast allgemein angenommenen Betrachtungsweise als örtliche Gottheiten oder weibliche Ortsgenien aufgefasst werden. Von welchem Orte indess die Atufrafinehae ihre Benennung erhalten haben mögen, ist jetzt natürlich, nachdem fast zwei Jahrtausende Gestalt und Namen der Oertlichkeiten theils verwischt theils vernichtet haben, kaum mit Sicherheit nachzuweisen, zumal da es zweifelhaft ist, ob diese Oertlichkeit in der Nähe des heutigen Dorfes Berkum oder in einem entfernteren Theile des Rheingebietes zu suchen ist. Wie aber in den Beinamen Vacalinehae, Albiahenae, Aufaniae, Lanehiae, Hiheraiae die Namen der in der Nähe des Fundortes gelegenen Orte Wachendorf, Elvenich, Hofen, Lechenich und Irresheim anklingen, eben so darf vielleicht die Benennung Atufrafinehae auf die nicht weit von Berkum gelegenen Ortschaften Adendorf oder, worauf mich Herr Rektor Dr. Pohl aufmerksam gemacht hat, Arzdorf zurückgeführt werden. Auf das Wesen und die Bedeutung dieser Muttergottheiten näher einzugehen, kann ich an dieser Stelle um so eher verzichten, als eine auf eine zeitgemässe Zusammenstellung und Abbildung ihrer Denkmäler gegründete genaue Untersuchung über diese Gottheiten für die allernächste Zeit vom Vorstande des Vereins ins Auge gefasst ist.

1) Ausser eigenen Abschriften und Papierabdrücken standen mir auch die von Herrn Rektor Dr. Pohl in Linz kurze Zeit nach Auffindung der Steine gemachten Copieen zu Gebote. Ich fühle mich gedrungen demselben für deren gütige Ueberlassung hier um so mehr meinen Dank auszusprechen, als die Inschriften wegen der Weichheit des benutzten Materials durch Transport und Reinigen mehrfach gelitten haben.

1.

MATRIBVSSV'S
CANDIDVS
ET PATIRNS
V· S·L·M

Matribus suis Candidus et Patirnus v(otum) s(olverunt) l(ubentes) m(erito).

Eine kleine hübsche Votivara aus Drachenfelser Trachyt. Vgl. Taf. IV, 1. Dieselbe hat mit Basis und Aufsatz eine Höhe von 0,38 m, die Inschriftfläche eine Höhe von 0,20, Breite von 0,26, und Dicke von 0,10. Ueber dem einfachen Gesims befindet sich eine Bedachung mit einer theilweise abgestossenen Giebelspitze, welche auf beiden Seiten in Schneckenrollen ausläuft, die auf der Vorderseite Rosetten trugen. In der Mitte der Bedachung liegt ein Kranz. Die Buchstaben der Inschrift, die 0,03 hoch sind, sind höchst flüchtig und dünn eingehauen oder vielmehr eingeritzt und dazu sehr unregelmässig. Sie haben fast alle eine schiefe etwas nach rechts neigende Stellung, am Meisten D und S; A ist unten ziemlich eng und entbehrt des Querstrichs, von T ist der Horizontalstrich bald nach rechts wie Z. 1 bald nach links wie Z. 3 bei ET in die Höhe geschweift.

Da der Stein bereits vor seiner Verwendung, wie es scheint, zahlreiche kleine Brüche und schadhafte Stellen gehabt hat, so sind in Folge dessen die Zwischenräume zwischen den einzelnen Worten sowohl als auch den einzelnen Buchstaben innerhalb der Worte nicht gleichmässig vertheilt. So finden sich namentlich solche Brüche am Ende der ersten Zeile, sowie zu Anfang der zweiten, wo desshalb vor CANDIDVS nichts eingehauen und in der dritten, wo aus demselben Grunde der Raum zwischen ET und PATIRNVS unbenutzt geblieben ist. Ich bemerke dies ausdrücklich, damit Niemand mit Rücksicht auf diese freien Stellen sich zur Annahme verleiten lasse, dass dort wohl ursprünglich ein Praenomen oder ein abgekürztes Nomen gentilicium gestanden habe. Beide Widmenden haben nämlich keinen Geschlechtsnamen geführt, weil sie wahrscheinlich keine römischen Bürger waren. Ihre Cognomina sind übrigens echt römische und beide, namentlich aber das des Letztgenannten, gehören zu denjenigen, welche auf den im Rheinlande gefundenen römischen Inschriften am häufigsten vertreten sind.

Wie der Name der Matres gelautet hat, denen gegenüber Can-

didus und Paternus durch die Schenkung der Arula ihr Gelübde erfüllt haben, lässt sich mit völliger Sicherheit nicht feststellen, weil der Stein an dieser Stelle einen Sprung hat. Es ist nämlich ungewiss, ob der nach V stehende Buchstabe, der in seiner jetzigen Gestalt einem E, dem der mittlere Querstrich fehlt, mit übergesetztem I ähnelt, in Wirklichkeit ein solches gewesen ist oder ob er nicht vielmehr ein schlecht gerathenes S mit übergemeisseltem I ist. Im ersteren Falle könnte man an SVEBIS oder SVLIVIS denken. Allein die Möglichkeit einer solchen Deutung wird entschieden ausgeschlossen durch den Umstand, dass der hinter den erwähnten Buchstaben auf dem Steine befindliche freie Raum überhaupt nie mit Schrift bedeckt gewesen ist. Demnach bleibt nur die Lesung SVIS übrig, für die übrigens bei einer genaueren Besichtigung des Steines die vorhandenen Buchstabenreste sprechen.

Candidus und Paternus weihten also den Altar matribus suis d. h. den Müttern ihres Heimathlandes, welche mit derselben einfachen Bezeichnung noch auf andern Inschriften erscheinen. Vgl. C. I. Rhen. 684. C. I. L. VII, 950. 1342. Anderwärts heissen sie auch deutlicher paternae, maternae, domesticae; nicht selten wird zu ihrer genaueren Charakterisirung ein Ortsname im Adjektivum hinzugefügt wie z. B. matres Mopates suae (C. I. Rh. 71) oder matres Arsacae paternae sive maternae (C. I. Rh. 1969), matres Frisavae paternae (C. I. Rh. 1970) oder endlich matres domesticae suae[1]) (C. I. L. VII, 915). Wir haben also in dem Zusatz suae und den ihm adaequaten Begriffen keinen wirklichen Zunamen dieser alten Schutzgöttinnen, also auch keine lokale Bezeichnung zu suchen, wie dies bei dem Silvanus domesticus, dem Beschützer von Haus und Hof, der Fall ist (vgl. Bergk, Bonn. Jahrb. LV—LVI, 1875, S. 239), sondern es wird dadurch einfach angedeutet, dass Candidus und Paternus an der Stelle, wo sie ihren Müttern eine Widmung machten, nicht ihre Heimath hatten, und sich fern von derselben der Götter ihres angestammten Heimathlandes erinnerten.

1) So hat wenigstens Grotefend (Bonn. Jahrb. XVIII, 1852, S. 238) und ihm folgend Henzen 5933 die verstümmelte Inschrift: MATRIBVs | dOMESTICIS | sVIS MESSOr | SIGNIFER V S LL ergänzt, wofür spricht, dass auch zu Anfang der zweiten Zeile ein Buchstabe fehlt. Huebner indess hat es vorgezogen, in der Silbe VIS das abgekürzte Gentilicium VISellius des Fahnenträgers zu sehen, was sicher seine Berechtigung hätte, wenn es feststände, dass der Dedicant als signifer einer Legion angehört hat.

Diese Deutung des Namens der Matres findet indirekt eine hübsche Bestätigung in dem Namen Paternus, welchen der an letzter Stelle Genannte von den beiden Matronenverehrern führt.

Es ist nämlich eine bereits seit längerer Zeit gemachte Beobachtung, dass zwischen den Gottheiten und den Dedicanten ein gewisses Wechselverhältniss bestanden hat. Denn unter der Zahl der Verehrer sind es gerade Familien mit dem Beinamen der Paterni, Materni und Fraterni, welche den Matres resp. Matronae am häufigsten Gedenksteine widmen. Vgl. Lersch, Bonn. Jahrb. XI, 1847, S. 145. Diese Wahrnehmung ist um so bedeutungsvoller, als diese Erscheinung nicht bloss bei dem Matronencultus, sondern auch bei denjenigen anderer Gottheiten zu Tage getreten ist, indem auch bei diesen die Widmung mit dem Namen des Widmenden durch etymologische Aehnlichkeit des Namens der betreffenden Gottheit in heilbringende Verbindung gesetzt wird. So wird, um zunächst auf rheinischem Boden zu bleiben, auf einem Mainzer Steine (C. I. Rhen. 998 = Becker, Die röm. Inschr. u. Steinsculpturen d. St. Mainz S. 22, 81) sonderbar genug der Göttin Bellona von einer Terentia Martia eine Votivtafel errichtet; so macht gemäss einer Aufzeichnung auf einem am Lotharskreuz des Aachener Münsters befindlichen Amethyst, der eine Darstellung der drei Grazien enthält (C. I. Gr. IV, 7321 c), eine gewisse Porphyris einem Eucharios die Chariten zum Geschenk. So bringt ferner ein Sulinus Bruceti f(ilius) den Sulevae und der dea Sulis auf zwei Inschriften von Bath (C. I. L. VII, 37. 43) seine Huldigungen dar. Und dieselbe Wechselbeziehung macht sich auch auf allen anderen Cultusgebieten geltend. Vgl. Panofka, Von einer Anzahl antiker Weihgeschenke und den Beziehungen ihrer Geber zu den Orten ihrer Bestimmung in den Abhandl. der Berlin. Akad. d. Wiss. hist. phil. Cl. 1839. S. 150 ff.

2.

ATVFRAFINEHIS
L·VAL·PATER
NVS·PRO·SE
ET·SVIS V S
M

Atufrafinehis L(ucius) Val(erius) Paternus pro se et suis v(otum) s(olvit) [l(ubens)] m(erito).

Siehe die Abbildung Taf. IV, 2. Dieser aus gelbem Sandstein be-

stehende Votivaltar ist mit Einschluss von Sockel und Bekrönung 0,52 m hoch, die Inschriftfläche hat eine Höhe von 0,32, eine Breite von 0,30, und eine Dicke von 0,14. Ueber dem Gesims erhebt sich eine dachförmige Bekrönung, welche in der Mitte eine Frontonspitze trägt und zu beiden Seiten in schneckenförmigen Voluten endigt, die auf der Vorderseite mit Rosetten verziert sind. Auf der rechten Seite des einfach gehaltenen Frontispice sind zwei Aepfel hinter einander liegend in Hochrelief dargestellt, denen jedenfalls auf der entgegengesetzten Seite zwei andere, die jetzt abgebrochen sind, entsprochen haben werden. Jede der beiden Seitenflächen der Ara ist mit einem Baume mit aufwärts strebenden Blättern in Flachrelief geschmückt (Taf. II, 2a), welcher nach der Form seiner Blätter einen Lorbeerbaum anzudeuten scheint. Denn Eichen-, Lorbeer- und Oelbäume gehören neben Füllhörnern mit Obst, Weintrauben, Maiskolben, Pinienäpfeln und Aehren zu den gewöhnlichen symbolischen Verzierungen der Matronensteine. Da dieselben typische Attribute sind, so müssen sie eine innere Beziehung zum Wesen der Muttergottheiten gehabt haben, worüber ich bald in anderem Zusammenhange mich auszusprechen gedenke.

Die Inschrift, welche jetzt den oberen Theil der Ara einnimmt, zeichnet sich vor allen übrigen in Berkum gefundenen durch die verhältnissmässig grosse Zahl der auf ihr vorkommenden Ligaturen aus, wie TV, NE, HI, AL. Der Stein ist wegen seiner Weichheit so verwittert und die Züge der Buchstaben, welche 0,04 hoch sind, so schwach eingehauen, dass mit Sicherheit nur die zwei ersten Zeilen und von der dritten die in der Mitte befindlichen Buchstaben gelesen werden können. Der erste senkrechte Strich von N zu Anfang von Z. 3 sowie der obere Querstrich von E am Ende dieser Zeile ist nur eben zu erkennen, während von dem Reste des Buchstabens fast keine Spur mehr vorhanden ist. Ebenso ist von E zu Anfang von Z. 4 kaum mehr etwas dem unbewaffneten Auge sichtbar. Der einzige erkennbare Buchstabe von Z. 5, der ein M zu sein scheint, gehört wahrscheinlich zur Formel V · S · L · M; ob aber nach M noch andere Worte gestanden haben, ist nicht zu ermitteln. Auffallend wenigstens ist, dass auf keinem der Berkumer Steine die auf den meisten Inschriften der Votivdenkmäler celtischer Gottheiten, insbesondere der Matronen, vorkommende stehende Schlussformel ex imperio ipsarum, wozu noch wenngleich weniger häufig die adäquaten Ausdrücke ex iussu, monitu, ex visu kommen, gänzlich fehlt. Denn die gläubige und fromme celtische Welt pflegte bekanntlich die Errichtung solcher Votivdenkmäler

nur in Folge eines äusseren Impulses, sei es durch eine sichtbare Erscheinung der Gottheit im Traume oder durch ein direktes Geheiss derselben veranlasst, zu vollziehen.

Wer der Widmende L. Valerius Paternus gewesen ist, darüber wird uns auf dem Steine jede Kunde vorenthalten; seine drei Namen sind jedoch ächt römische. Es ist bereits der Zweite mit dem Beinamen Paternus, der auf den Berkumer Steinen als Verehrer der Matronen erscheint. Die Paterni spielen aber, wie wir vorhin schon erwähnt haben, in dem Matronencultus eine hervorragende Rolle. Ebenso ist es nicht unbemerkt geblieben, dass die edelsten römischen Geschlechter und unter diesen neben dem Julischen und Claudischen Geschlechte hauptsächlich die gens Valeria, zu der der Paternus unserer Inschrift gehörte, sich in eifriger Weise an diesem Cultus betheiligt hat. Ihre auf die Mütterverehrung bezüglichen Denkmäler sind der grösseren Mehrzahl nach, worauf schon Lersch (Bonner Jahrb. XI, 1847, S. 145) aufmerksam gemacht hat, in Oberitalien gefunden worden. — Ein Valerius Paternus weihte zu Heidelberg dem Neptunus eine Kapelle mit einer Statue (Bonn. Jahrb. LXII, 1878, S. 20). Da jedoch dieser seinen Beruf mit ARC bezeichnet, was C. Christ (a. a. O. S. 23f.) arcitectus erklärt hat, aber ebensogut arcarius gedeutet werden kann, so wird er kaum mit dem Matronenverehrer identisch gewesen sein.

Dass das so häufig vorkommende Cognomen Paternus nicht bloss bei Römern sondern auch bei Kelten in Gebrauch war, hat durch Beispiele Franz Stark in seinen celtischen Forschungen (Sitzungsber. d. Wien. Akad. hist. phil. Cl. LXII, 1869, S. 254) dargethan.

3.

II EHIS·P
APRONIVS
ALEXANDER
E·M·FRONTI
NVS·VICTOR
V·S·L M

[Atufrafi]nehis P. Apronius Alexander et M. Frontinius Victor v(otum) s(olverunt) l(ubentes) m(erito).

Dieser sowie alle übrigen im Folgenden besprochenen Votivsteine entbehren gegen die sonstige Usance aller Verzierungen der Seitenwände. Er besteht aus Jurakalk. Der obere Theil desselben ist jetzt abgebrochen, wesshalb die Bekrönung und der obere den Anfang der Weihinschrift enthaltende Theil der Fläche verloren gegangen ist. In

Folge dessen misst der Stein jetzt in der Höhe 0,36, in der Breite 0,23 und in der Dicke 0,21. Ausserdem ist der erhaltene Theil von oben nach unten in zwei Stücke gebrochen, von denen die linke Hälfte die grössere ist. Die Inschrift selbst hat dadurch fast gar nichts gelitten; sie ist im Gegentheil, wenn man von dem fehlenden Anfang absieht, eine der am besten erhaltenen und ihre Buchstaben, die 0,03 hoch sind, sehr schön. Vgl. Taf. IV, 3.

Ausser dem Anfang der jetzt theilweise noch vorhandenen obersten Zeile ist wahrscheinlich nur eine einzige Zeile durch den Bruch verloren gegangen, welche die ersten vier Silben des Namens der Matronen enthielt, denen die Ara gewidmet war. Mit Rücksicht auf die Silben NEHIS habe ich hier ebenfalls Atufrafinehis ergänzt. Dass ich damit den richtigen Namen getroffen habe, halte ich für um so glaubwürdiger, als mit Ausnahme des unter Nr. 1 besprochenen Steines alle in Berkum gefundenen Inschriften denselben Muttergottheiten gewidmet sind und die Silben ATVFRAFI der zwischen 8 und 9 schwankenden Zahl der Buchstaben in den übrigen Zeilen entspricht.

Hier erscheinen wie bei Nr. 1 zwei Widmende P. Apronius Alexander und M. Frontinius Victor. Beide gehören zu Geschlechtern, die auf rheinischen Inschriften wie überhaupt wenig vertreten sind. Bei den Namen beider Dedicanten fehlt gleich den übrigen auf den Berkumer Votivsteinen genannten Personen jegliche nähere Bezeichnung ihres Ranges resp. Standes. Es liegt desshalb die Vermuthung ziemlich nahe, dass diese beiden ebenso wie die übrigen einfache, schlichte und vielleicht auch unbemittelte Landleute waren, die zur Clientel der vornehmen römischen Geschlechter gehörten, deren Namen sie angenommen hatten. So erklärt sich auch sehr wohl, dass die Votivsteine durchweg schmucklos und ohne bildliche Darstellungen sind. Andererseits stimmt mit unserer Annahme die Thatsache überein, dass unter den Bewohnern des platten Landes, namentlich dem Ackerbau treibenden Theile der Bevölkerung, der Matronencultus alle Zeit seine eifrigsten Anhänger gezählt hat, woran selbst die gewaltsame Einführung des Christenthums in diesen Volksschichten nichts oder sehr wenig geändert hat: ein Moment, auf das für unsere rheinischen Gegenden zuerst Lamey (Acta acad. Palat. Mannheim 1792 t. V hist. p. 62 ss.) aufmerksam gemacht hat.

Die nun folgenden Votivsteine sind sämmtlich mehr oder minder bruchstückweise erhalten.

4.

ATVFRAFI
NE⊣S·M·FRO
N ᐯ ᑦ ᑦ ⋏ P

Atufrafinehis M. Fronius Cap[ito?] . . . . .

Diese kleine auf Taf. IV, 4 abgebildete Ara, welche jetzt unten abgebrochen ist, ist 0,22 hoch, 0,26 breit und 0,10 dick; sie besteht aus Sandstein. Ueber dem einfachen Gesimse zieht sich die Bedachung hin mit einem Frontispice in der Mitte und Schneckenrollen an beiden Enden. Auf der Mitte der Bedachung war ein Apfel dargestellt. Die Buchstaben der Inschrift sind ziemlich gut und durchschnittlich 0,03 hoch. Z. 2 stehen die beiden äusseren Schenkel am M etwas schief. R in derselben Zeile hat, da es vom Steinmetz vergessen worden war, bei seiner nachträglichen Einschiebung eine verzerrte Gestalt erhalten, indem der untere Theil der verticalen Hasta schief nach auswärts sich biegt und sich mit der Schleife des Buchstabens, die zu einem geraden Striche verunstaltet ist, oben so verbindet, dass die Form eines seines Querstriches entbehrenden Λ entsteht, dessen Spitze an den oberen zu einem Rund umgestalteten Theil des R anstösst. In derselben Zeile findet sich auch die ungewöhnlichere Form der Ligatur von E und H, die auf einem der folgenden Bruchstücke (n. 7) wiederkehrt und überhaupt auf rheinischen Inschriften nicht gerade selten ist. Vgl. C. I. Rhen. 531. 585.

Name und Zuname des Widmenden sind ungewiss. Es liegt nahe zu vermuthen, dass sein Geschlechtsname Frontinius gelautet hat. In diesem Falle könnte ein verwandtschaftliches Band unseren Dedicanten mit dem M. Frontinius Victor verbunden haben, welcher auf der unter Nr. 3 besprochenen Votivara erwähnt wird. Allein dass NTI je auf dem Steine gestanden hat, muss sehr bezweifelt werden, weil der an den beiden Seiten wohl erhaltene Stein keine Spuren von einst vorhandenen Schriftzügen aufweist. Es bleibt demnach nichts anderes übrig als Fronius zu lesen: eine Namensform, die ich bisher nur auf Töpferstempeln von freilich unsicherer Lesung nachzuweisen vermag. Die Ergänzung des Cognomens aber ist höchst unsicher, indem statt Capito, wie ich beispielsweise ergänzt habe, ebensogut jede andere Combination beliebt werden kann.

Nicht besser sieht es mit der Erhaltung der folgenden Inschrift aus.

5.

ATVFRAFI'
NEHABVS
MEMMIA
·II·NI·I·
.....V·

Atufrafinehabus Memmia .......

Die Ara selbst (Taf. IV, 5), aus Jurakalk bestehend, ist vollständig erhalten; sie hat eine Höhe von 0,53, die Inschriftfläche eine Höhe von 0,33, Breite von 0,22 und Dicke von 0,13. Die Buchstaben sind 0,03 hoch. Die Bedachung, auf deren Mitte noch die Ueberreste eines darauf befindlichen Kranzes sichtbar sind, hat vorn eine Giebelspitze und zu beiden Seiten schneckenförmig gewundene Voluten. Der Stein ist so verwittert, dass bloss die drei ersten Zeilen mit Sicherheit gelesen werden können. Die vollständige Inschrift scheint aber aus fünf Zeilen bestanden zu haben. Wenigstens finden sich in Z. 4 und 5 noch schwache Spuren von Buchstaben, deren Entzifferung ich geübteren Augen überlassen muss; nur Z. 5 habe ich V· deutlich gesehen. Die Inschrift hat desshalb für uns ein besonderes Interesse; weil sie uns den Beleg gibt, dass auch dieser Beiname der Matronen neben der regelrechten Dativform auf is jene auffallende auf abus gebildet hat. Bei dieser Gelegenheit mag es nicht ungerechtfertigt erscheinen, ein Verzeichniss derjenigen Beinamen zu geben, von welchen in gleicher Weise die Variation in der Flexion bis jetzt bekannt geworden ist. Es sind folgende: Aufanis (C. I. Rhen. 533. 546. Boissieu, Inscr. de Lyon p. 59, XLIV) — Aufaniabus (C. I. Rh. 73. 295. 466. 526. 548. B. Jahrb. LVII, 198) neben Aufanibus (C. I. Rh. 405). — Octocannis (C. I. Rh. 250. 254 (?)) — Octocannabus (C. I. Rh. 249. 251. 252. 253). — Rumanehis (C. I. Rh. 297. 565) — Rumanehabus (C. I. Rh. 601). — Sulevis (Bonn. Jahrb. XLVII/XLVIII S. 119. C. I. L. III, 5900. VI, 767. 768. VII, 37. 1344 b. Mommsen, I. Helv. 134: Suleis) — Suleviabus (C. I. Rh. 673). — Veteranehis (C. I. Rh. 571. 575. 576. 585. 586) — Veteranehabus (C. I. Rh. 573. 574) oder Vataranehabus (C. I. Rh. 570. 578). — Vatuims d. h. Vatuivis (C. I. Rh. 612) — Vatuiabus (C. I. Rh. 607. 610. 611. 626). Vgl. J. Becker in Kuhn und Schleicher, Beitr. z. vgl. Sprachf. IV, 150 f.

Hierzu kommen noch eine Reihe von grösseren und kleineren Bruchstücken von Altärchen, welche unter den Trümmern derselben

Matronenkapelle ausgegraben worden sind. Leider sind dieselben so zerstört, dass die auf ihnen befindlichen Schriftreste meistentheils keinen zusammenhängenden Sinn mehr ergeben.

6.

ATVFR
IS·L·FΓ

Atufr[afineh]is L. Fe(?) . . . . .

Dass auch dieser aus gelbem Sandstein bestehende Stein, der ebenfalls über dem Gesims eine mit Voluten gekrönte Bedachung hat, den Atufrafinehischen Matronen geweiht war, ist auf den ersten Blick klar. Die Buchstaben der Inschrift sind 0,04 hoch. Z. 2 enthält noch das Praenomen L(ucius) und einen Theil des Geschlechtsnamens des Widmenden, dessen Ergänzung völlig unsicher ist, da nicht festgestellt werden kann, ob der letzte Buchstabe ursprünglich ein E oder ein R gewesen ist. Vgl. Taf. IV, 6.

Noch schlechter steht es mit den Inschriftzügen der folgenden Votivara.

7.

ATV · · AI
E S . . I I
I VSN . .
V

Atu[fr]af[i]nehis . . . nius N . . .

Diese ist jetzt 0,33 hoch, 0,30 breit und 0,10 dick; sie hatte über dem Gesims eine Bedachung mit einer Frontonspitze in der Mitte und zwei schneckenförmigen Voluten an beiden Seiten. Davon ist bloss die linke Seite einiger Massen unversehrt erhalten. Die Inschrift, deren Buchstaben 0,04 hoch sind, ist in Folge der die Verwitterung so sehr begünstigenden Weichheit des Steines — das Material desselben ist Jurakalk — bis auf wenige Buchstaben fast ganz verwischt. Unschwer erkennt man in den erhaltenen Resten der ersten und zweiten Zeile den Namen der Matronen Atu[fr]af[i]nehis. Im Folgenden stecken die Namen des Denkmalerrichters, für deren Ergänzung uns die vorhandenen Buchstaben keinen sicheren Stützpunkt bieten.

8.

. . . . RONS
. . . . I⁾ · I I ·
· IS · DOMI
M A S S V A
PRO · SE ET ·
S V I S · S · S · I

Mat]ron[i]s . . . . . . is Domi(tius) Massula pro se et suis s(usceptum) s(olvit) l(ubens) [m(erito)?]

Das Material dieser in mehrere Theile zerbrochenen Votivtafel, von der jetzt das linke obere Stück sowie die rechte untere Ecke fehlt, ist gelber Trierer Sandstein. Die beiden erhaltenen Stücke passen genau auf einander. Die jetzige Höhe beträgt 0,35, die der Inschriftfläche 0,27, die Breite des vollständig erhaltenen unteren Theiles 0,20, die des oberen Stückes 0,13; die Dicke bei beiden Stücken 0,6. Die Buchstaben sind 0,025 hoch. Die Bildfläche des Steines ist sehr verwittert, wesshalb eine Abbildung nicht möglich ist. Die Buchstaben sind ziemlich schön, die Haarstriche fein, die Schattenstriche kräftig. Von Z. 2 ist nichts zu lesen. Vor IS in Z. 3 kann noch ein Buchstabe gestanden haben. Ob der 4. Buchstabe in Z. 4 ein S gewesen ist, lässt sich wegen eines Bruchs im Stein nicht bestimmen. Der Name Massula kehrt noch auf einer in der Nähe von Köln gefundenen Sepulcralinschrift des Bonner Museums (C. I. Rhen. 434) wieder. Die Buchstaben der letzten Zeile S · S · I sind sicher, nicht so ihre Deutung. Das abgekürzte doppelte S · S findet sich noch auf einigen britannischen Inschriften (C. I. L. VII, 632. 1082) in den folgenden Verbindungen S · S · L · L · M und V · S · S · LV · M wieder. Da dadurch die Beziehung desselben auf Erfüllung eines Gelübdes sicher gestellt ist, so darf die Hübner'sche Ergänzung der britannischen Inschriften s(usceptum) s(olvit) mit Rücksicht darauf, dass auch sonst unsere rheinischen Inschriften in Bezug auf die Terminologie sich mit den britannischen berühren, für die Lesung unserer Inschrift unbedenklich verwendet werden.

Was sonst noch von beschriebenen Steinen zu Tage gefördert worden ist, beschränkt sich auf geringe Bruchstücke mit einigen wenigen zusammenhanglosen Worten oder Silben. Zuvörderst ist des unteren Theiles eines Votivsteines aus Sandstein zu gedenken, auf dessen rechter Seitenfläche ein Baumstamm in Flachrelief sichtbar ist. Derselbe scheint nach der Grösse der Schriftzüge zu urtheilen, die

0,05 hoch und viel tiefer als die aller übrigen Inschriften eingemeisselt sind, einem sorgfältiger gearbeiteten Denkmale angehört zu haben. Der erhaltene Rest der Inschrift (Taf. IV, 7) lautet:

IVA L

S · L · M

Z. 1 enthält Bruchstücke des Namens des Widmenden, Z. 2 die bekannte Schlussformel [V(otum)] S(olvit) L(ubens) M(erito).

Ebenfalls den untern Theil einer Ara ausgemacht hat ein zweites Fragment von Sandstein, dessen Basis theilweise erhalten ist, über der noch von der Inschrift (Taf. IV, 8) die Silben

NSORTIBVS

d. h. [co]nsortibus vorhanden sind. Die Buchstaben mit Ausnahme des überragenden T und des kleiner gebildeten I sind 0,03 hoch.

Den Schluss der beschriebenen Stücke bildet ein im Ganzen 0,38 hohes, an der Inschriftfläche 0,28 hohes, 0,23 breites und 0,08 dickes Votivaltärchen aus Jurakalk, welches von oben nach unten in zwei Theile gespalten ist. Von der Bekrönung mit Giebelspitze und Schneckenrollen an den beiden Enden sind trotz der ausserordentlich starken Verwitterung des Steines noch die Spuren vorhanden. Dagegen ist die Inschrift völlig verschwunden mit Ausnahme der folgenden schwach hervortretenden Buchstaben der beiden ersten Zeilen:

· E P I E NS

M · O I · · ·

für deren richtige Lesung ich indess nicht einstehen kann. Endlich gehören zu diesem Funde noch eine Anzahl theils vollständiger theils bruchstückweise erhaltener Votivsteine, deren Inschriften jetzt völlig verwischt sind, sowie mehrere Urnenstücke, einige rothe Dachziegel und Ziegelsteine.

Bonn. Josef Klein.

## 6. Zwei neue römische Inschriften aus Bonn.

Hierzu Taf. V.

Dem vorhin besprochenen Berkumer Funde schliesse ich einen zweiten nicht minder interessanten an, der in jüngster Zeit hier in Bonn gemacht worden ist. Im Herbste dieses Jahres wurden für den Vergrösserungsbau der hiesigen Stiftskirche, welche in ihrer jetzigen Gestalt ungefähr 150 Jahre steht, auf dem vor derselben liegenden freien Platze die nöthigen Fundamentirungsarbeiten vorgenommen. Bei dieser Gelegenheit kamen ausser verschiedenen Mauer- und Gewölberesten, die von den einst hart an der vorbeiführenden Cölnstrasse befindlichen Wohnhäusern herstammen, mehrere kleinere Gegenstände des römischen Alterthums, wie Münzen und Scherben von Gefässen aus terra sigillata ohne grössere Bedeutung, dann aber auch zwei Steine mit Inschriften zum Vorschein, deren Buchstaben den Schriftcharakter der besseren Zeit des römischen Kaiserthums aufweisen. Während die Gebäudereste an der östlichen strassenwärts gelegenen Fronte des Platzes sich fanden, wurden die beiden Inschriftsteine in der Ecke der dem Strauvenschen Hause zugekehrten Seite in einer Tiefe von ungefähr drei Meter ausgegraben.

Die bezeichnete Fundstelle kann jedoch nicht gut als der Ort ihrer dereinstigen Aufstellung angesehen werden. Die Steine lagen inmitten massenhaft um sie herum aufgehäuften Schuttes und scheinen an ihre jetzige Stelle aus dem nicht gar weit von dort entfernten römischen Castrum verschleppt worden zu sein, dessen in grossartigstem Massstabe ausgeführte Anlagen erst die ganz neuerdings von Prof. aus'm Weerth ausgeführten Ausgrabungen in ihrem vollen Umfange zu Tage gefördert haben, wonach dasselbe eines der bedeutendsten, wenn nicht geradezu das bedeutendste, der bislang in Deutschland genauer bekannt gewordenen römischen Heerlager gewesen ist. Das alte Stift Dietkirchen, welches auf der Stelle des neuen Exercirplatzes des hier garnisonirenden Königshusarenregimentes lag, war auf den Trümmern und zum Theil aus den Materialien des alten römischen Castrums gebaut[1]). Als dasselbe dann nach der völligen Einäscherung von Kirche und Kloster unter Churfürst Ferdinand förmlich in die Stadt verlegt

1) Vgl. aus'm Weerth, Bonn. Jahrb. LXVI, 1879, S. 108.

und im Jahr 1729 der Neubau der jetzigen Stiftskirche ausgeführt wurde, da fanden die brauchbaren Ueberreste des alten Stifts und somit gewiss auch manches Ueberbleibsel des römischen Castrums auf's Neue eine Verwendung. Es ist darnach nicht unwahrscheinlich, dass die beiden Steine bei dieser Gelegenheit ebenfalls an die neue Baustelle transportirt worden und im Anfang unseres Jahrhunderts beim Abbruch der Eingangs erwähnten Häuser mit deren Schutt an die jetzige Fundstelle gelangt sind. So viel über die muthmassliche Provenienz der beiden Steine, deren Kenntniss für die Ergründung der Topographie des alten Bonn nicht ohne Bedeutung ist.

Dem Herrn Dechanten Lammertz, der mir ihre eingehende Untersuchung nicht nur bereitwilligst gestattete, sondern auch in jeder Weise erleichterte, spreche ich auch an dieser Stelle dafür meinen Dank aus.

1.

Der eine der beiden Steine ist ein im Allgemeinen wohl erhaltener Votivaltar aus Jurakalk, der am Rhein in ganz besonderer Weise zu inschriftlichen Denkmälern verwendet worden ist. Die Totalhöhe desselben beträgt 0,43. Er hat einen 0,9 hohen, 0,25 breiten und 0,13 dicken Sockel, der ebenso wie das die Inschriftfläche nach oben abschliessende Sims rings um den Stein herum stark vorspringt. Die Inschriftfläche ist 0,26 hoch, 0,24 breit und 0,10 dick. Die über dem Sims angebrachte Bekrönung der Ara läuft an ihren beiden äusseren Enden in Schneckenrollen aus, welche an der Vorderseite mit Rosetten geschmückt sind. In der Mitte erhebt sich von vorn und hinten eine Giebelspitze, deren Verzierung höchst einfach gehalten ist. Ganz in der Mitte ruht auf der Bedachung eine oblonge, wahrscheinlich einen Opfertisch bezeichnende Platte, auf der ein Fisch mit weit geöffnetem Mund liegt. Vgl. Taf. V, 1 c. Dies ist ein unserem Steine eigenthümlicher Zug, der ihm eine besondere Bedeutung verleiht.

Auf den bisher bekannt gewordenen Votivdenkmälern werden den Matronen meist Producte der Agricultur, nämlich Aehren, Maiskolben, Weintrauben, Birnen, Pflaumen oder Aepfel, wie auf einzelnen der Berkumer Steine (Vgl. Taf. IV, 2), als Opfergaben dargebracht. Dadurch werden sie vorwiegend als Spenderinnen der Fruchtbarkeit und des Erndtesegens, als Beschirmerinnen von Gärten und Weinbergen, überhaupt als segnende weibliche Schutzgottheiten der ländlichen Flur bezeichnet. Die auf unserer Ara meines Wissens zuerst erscheinende bildliche Darstellung eines Fisches als einer den Matronen gebotenen

Gabe, welche auch auf einer der beiden Seitenflächen wiederholt ist, charakterisirt sie zugleich als Obhüterinnen der befruchtenden Quellen wie überhaupt der Gewässer.

Nun sind auf dem im Mannheimer Museum aufbewahrten Matronendenkmal aus Roedingen im Jülicher Lande, welches wegen seiner hohen Vollendung im Ganzen und der sorgfältigen Durchführung im Einzelnen kürzlich eine wohl gelungene Abbildung [1]) in der Archäol. Zeitung (Jahrg. XXXIV, 1876, S. 61) erfahren hat, an dem Sessel, auf dem die Matronen sitzen, Delphine [2]) als Einfassung angebracht. Da bekanntlich das antike Kunsthandwerk sich der Figur des Delphin mit ganz besonderer Vorliebe zur Ausschmückung seiner Gebilde und namentlich an Sesseln anstatt der gewöhnlichen Stützen und Lehnen bedient hat, so neigt F. Haug (a. a. O. S. 63) dahin, die Delphin des Rödinger Matronensteines als eine willkürliche Verzierung zu betrachten. Wenn man jedoch erwägt, dass bei allen auf den Matronendenkmälern abgebildeten Gegenständen wegen ihres feststehenden oder typischen Charakters eine innere Beziehung zwischen Bild und Gottheit mit Sicherheit hervortritt, so wird man kein Bedenken tragen, in den Delphinen nicht ein blosses Ornament, sondern vielmehr die symbolische Andeutung einer ganz bestimmten Richtung ihres göttlichen Wirkens zu erblicken, zumal da dies durch den Fisch des Bonner Votivsteins gewisser Massen bestätigt wird. Daran, dass dann ihr göttliches Walten auf zwei von einander verschiedenen Naturgebieten sich offenbart, ist wohl kein Anstoss zu nehmen, weil zwischen beiden Gegensätzen die gemeinsame Grundidee des Schützenden und Segnenden vermittelnd dazwischen tritt und weil zudem ein ähnlicher Dualismus des Wesens bei den Darstellungen einer anderen germanisch-celtischen Gottheit, der Nehalennia, die sich übrigens in vielen Punkten

---

1) Deutlicher tritt die Figur des Delphin auf der Abbildung bei Schreiber, Die Feen in Europa Taf. II hervor, weil diese den Stein en face darstellt. Ohne Nutzen für unsern Zweck, weil ungenau, ist die von Graeff gemachte und von Lersch in diesen Jahrbüchern (XII, 1843, Taf. I u. II, Fig. 3) veröffentlichte Abbildung. Da auf derselben die Figur des Delphin gar nicht zu erkennen ist, so hat Lersch (a. a. O. S. 49, A. 1) sogar das Vorhandensein desselben in Abrede stellen zu müssen geglaubt.

2) Delphine und Fische kehren auch auf dem berühmten Altar der dea Victoria des Bonner Museums (C. I. Rhen. 380 = Katalog des Kgl. Mus. vaterl. Alterth. Bonn 1876. S. 28, 77) wieder, wo eine genügende Deutung derselben bis jetzt noch nicht gelungen ist.

mit den Müttern berührt, beobachtet worden ist. Denn während diese durch die Verbindung mit Neptun, durch das Attribut der Prora[1]) und des Delphin[2]) sowie dadurch, dass die Hauptstätten ihrer Verehrung in der nächsten Nähe des Meeres[3]) liegen, vorzugsweise als eine Beschützerin des Meeres und der Schifffahrt erscheint, spricht sich auf der anderen Seite in den ihr auf den Bildwerken beigegebenen Körben mit Früchten und Obst die nicht minder enge Beziehung zum Getreide- und Obstbau aus. Auf dieselbe Weise aber legen die auf den Altären von Matronen sich wiederholenden Abbildungen klar an den Tag, dass diese in erster Linie wegen ihres Segen bringenden und Unheil abwehrenden Einflusses auf Feld und Flur, dann aber auch auf die Gewässer und Quellen in allen Theilen des Römerreiches, deren Bevölkerung germanisch-celtischen Ursprungs war, verehrt wurden.

Auf der vom Beschauer rechten Nebenseite unserer Votivara befindet sich oben, wie bereits bemerkt, in schräger Richtung von links nach rechts ein Fisch mit breitem plattem Rumpfe dargestellt, den Kopf, der jetzt durch eine Beschädigung des Steines abgeschlagen ist, nach unten und der Rückseite des Steines zugekehrt, die Schwanzflosse zweigliedrig stilisirt. Vgl. Taf. V, 1 a. Unterhalb des Fisches ist ebenfalls in schräger Richtung ein flaches Geschirr von runder Form mit länglichem Stil angebracht, von dessen rechtem Rand ein Theil weggebrochen ist (Taf. V, 1 a). Dasselbe kehrt mehrfach auf anderen Matronensteinen bald mit, bald ohne den Griff wieder. Es gleicht sehr der flachen Schale mit Griff, welche der auf der rechten Seitenfläche des Rödinger Monumentes abgebildete Jüngling in der linken Hand trägt, und wird desshalb für eine Opferkelle mit langem Stile anzusehen sein, wie auch der gewöhnlich als Spiegel gedeutete Gegenstand, welchen die rechts auf der Vorderseite des in der Sakristei der Kirche S. Stefano zu Pallanza eingemauerten Matronendenkmals (C. I. L. V, 6641) dargestellte, wahrscheinlich weibliche Figur in der Hand hat, bereits richtiger von Hübner (Archäol. Zeitung a. a. O. S. 66) für eine solche Patera mit Griff erklärt worden ist.

---

1) Vgl. Schreiber, a. a. O. S. 67. Wolf, Bonn. Jahrb. XII, 1848, S. 28 ff. Klein, B. Jahrb. LVII, 1876, S. 196 f.

2) Janssen, De rom. beelden en gedenksteenen van Zeeland. Taf. VIII, a—c = C. I. Rhen. 28.

3) Mit Ausnahme von zweien bei Deutz gefundenen (C.I.Rhen. 441. 442) stammen alle Nehalenniaaltäre aus der Gegend von Domburg in der holländischen Provinz Zeeland.

Auf der linken Seitenfläche ist nur ein einziger Gegenstand (Taf. V, 1 b) vorhanden, dessen oberer Theil durch einen Bruch des Steines verloren gegangen ist. Es scheint ein Füllhorn mit Früchten gewesen zu sein, unter denen, nach den vorhandenen Spuren von Beeren zu urtheilen, sich Weintrauben befanden. Füllhörner finden sich ebenso allen Segen und Fruchtbarkeit spendenden Gottheiten, wie der Nehalennia, der Fortuna, der Felicitas, der Pax, der Concordia und den Genien, auf ihren Bildwerken beigegeben. Vgl. Ottfr. Mueller, Handb. der Archäol. der Kunst §. 406. Hirt, Bilderbuch S. 187, Taf. XXVI, 8. Aus diesem Grunde hat Janssen (a. a O. S. 107 f.) diesem Attribute eine nothwendige Verbindung mit der Natur der Matronen abgesprochen.

Damit kommen wir zu der auf der Ara befindlichen Inschrift (Taf. V, 1), welche lautet:

MATRBVS·SIVE
MATRoNS·AVF
ANABVS·DOM
ESTCIS·D·CLo
DIVS·MARCELLI
NVS·MLES·LEG·I·
M· V· S· L

Matribus sive Matronis Aufaniabus domesticis D(ecimus) Clodius Marcellinus miles leg(ionis) I M(inerviae) v(otum) s(olvit) l(ibens).

Die Buchstaben, welche ziemlich scharf eingehauen sind, haben eine verschiedene Grösse, indem sie von Zeile zu Zeile kleiner und schmäler werden. In Z. 1 sind sie 3 cm, dagegen in Z. 7 nur noch $1^1/_2$ cm hoch. Auffallend sind die vielen Buchstabenverschlingungen wie TR Z. 1 u. 2; IB Z. 1; NI Z. 2 u. 3; DO Z. 3; TI Z. 4 und IL Z. 6. Bei NI in der Ligatur ist der zweite perpendikuläre Strich beide Male etwas schief. T hat allenthalben Ueberlänge und die auf der Inschrift vorkommenden M haben nicht nur eine ungewöhnliche Breite sondern auch nach aussen gehende schiefe äussere Schenkel. Das O in MATRONIS Z. 2 sowie im Worte CLODIVS Z. 4 ist, wie so häufig, kleiner als die übrigen Buchstaben. Der Stein hat in der Mitte durch eine von oben nach unten in schräger Richtung gehende starke Abschürfung Schaden genommen, wodurch mehrere Buchstaben bis zur Unkenntlichkeit abgeschliffen sind. Dies ist besonders der Fall mit dem Praenomen des Widmenden, sowie den Worten miles und s(olvit).

Die Matres Aufaniae sind den Lesern unserer Jahrbücher bereits durch eine Reihe von Inschriften bekannt, deren grösster Theil in dieser Zeitschrift seine Veröffentlichung gefunden hat. Auch ihr Name hat wie überhaupt die Beinamen aller dieser Gottheiten die verschiedensten Deutungsversuche hervorgerufen, die von De Wal[1]) zusammengestellt und besprochen sind. Die Untersuchung darüber ist noch weit davon entfernt zu einem auch nur einiger Massen befriedigenden und abschliessenden Resultate gelangt zu sein. Wie die Sache heute liegt, empfiehlt es sich am meisten, einstweilen an der topischen Natur dieser Muttergottheiten festzuhalten, weil für mehrere ihrer Beinamen der lokale Ursprung mit Bestimmtheit nachgewiesen ist. Was die Aufaniae insbesondere anlangt, so hat Eick (Bonn. Jahrb. XXIII, 1856, S. 79) mit grosser Wahrscheinlichkeit ihren Beinamen von dem Dorfe Hofen unweit Zülpich hergeleitet, das mit seiner Umgebung die Hauptstätte ihres Cultus war. Dabei will ich jedoch den neuesten Versuch, durch Sprachvergleichung den Namen etymologisch zu erklären, nicht unerwähnt lassen. Kern[2]) hat nämlich bei den Aufaniae in den Silben faniae einen Bezug auf Fenja der nordischen Mythologie erblickt und au als ouw gedeutet, indem er diese letztere Wurzel auch in den Namen Aumenaienae und Aulaitinehae[3]) wiederfinden will. Wie weit eine solche Erklärung berechtigt ist, darüber mögen Kundigere entscheiden.

Die auf unserem Steine gebrauchte Form Aufaniabus ist die gewöhnlichere und häufigere, indem sie unter eilf Inschriften sechsmal vorkommt, gegenüber Aufanibus, das einmal, und Aufanis, das dreimal gesetzt ist. Vgl. die Belege S. 61.

Was den Zusatz domesticis zu Aufaniabus anlangt, so ist bereits darüber das Nöthige bei den Berkumer Steinen S. 55 gesagt, worauf ich verweise.

Die Richtigkeit der zuerst von Eick (a. a. O. S. 78, Anm. 1) aufgestellten und von Fiedler (Gripswalder Matronen- u. Mercuriussteine. Bonn. Winckelmannsprogr. v. J. 1863. S. 12 f.) wieder aufgenommenen

1) De Moedergodinnen. Leiden 1846. p. LXXIV ss.

2) Germaansche woorden in latijnsche opschriften aan den Beneden-Rijn in Verslagen en Mededeelingen der Kon. Akad. van wetenschappen. Afd. Letterkunde. 2de reeks. deel. II. Amsterdam 1872. p. 318 ss.

3) So las Schannat, Eiflia illustr. ed. Bärsch tab. XII, 37 p. 550 auf dem in Bürgel gefundenen Steine. Brambach (C.I.Rhen. 297) gibt nach dem Vorgange von Rein und Schmidt Aviaitinehis.

Behauptung, dass zwischen den beiden Benennungen matres und matronae ein Unterschied bestehe, insofern matres gebraucht werde, wenn diese Wesen als Schutzgottheiten eines Volkes oder allgemein als solche, dagegen matronae, wenn sie als Gottheiten einer bestimmten Oertlichkeit bezeichnet würden, wesshalb die Aufaniae stets nur den Namen matronae führten, ist durch unseren Bonner Stein der Aufaniae wieder in Frage gestellt worden. Denn der Widmende zeigt durch seine Benennung matribus sive matronis, dass beide Namen in seiner Anschauung, die vielleicht auch diejenige seiner Zeitgenossen war, gleichbedeutend waren und durchaus nicht das Wesen der von ihm gefeierten Gottheiten nach irgend einer Seite hin alterirten. Eine Bestätigung findet dies in dem Umstande, dass die Aufaniae in der von Hübner (Eph. epigr. II p. 235 n. 307) zuerst veröffentlichten Inschrift aus Carmona in Spanien, welche wir in diesen Jahrbüchern (LVII, 1876, S. 197 f.) besprochen haben, geradezu matres genannt werden.

Wie überhaupt die Soldaten der am Rhein stationirten römischen Legionen ein beträchtliches Contingent zu den Anhängern des Müttercultus geliefert haben, so steht auch D. Clodius Marcellinus keineswegs in seiner speciellen Verehrung der matronae Aufaniae vereinzelt da. Denn aus derselben Legio I Minervia waren ihr auch Andere ergeben. Auf einem im Cölner Museum befindlichen Weihestein unbekannten (vielleicht Bonner) Ursprungs (C.I.Rhen. 405 = Düntzer, Mus. Wallraf-Richartz. S. 38 n. 42) widmet ebenfalls ein Soldat dieser Legion einen Gedenkstein, um sein Gelübde zu erfüllen, welches er fern vom rheinischen Boden an der Aluta nahe beim Caucasus, zweifelsohne als er sich in grosser Lebensgefahr befand, den Aufaniae gethan hat. Und aus derselben Legion weiht zu Lyon (Boissieu, Inscr. de Lyon p. 59, XLIV) ein Tribun den Aufanischen Matronen und den Müttern der Pannonier und Delmater einen Altar. Der Grund, warum Marcellinus gerade den matronae Aufaniae seine Verehrung bezeugte, mag wohl in dem Umstande zu suchen sein, dass er eine Zeitlang mit einer Abtheilung der ersten Legion sein Standquartier zu Belgica ganz in der Nähe der Cultusstätte jener Matronen gehabt hat, wie dasselbe bereits Eick (Bonn. Jahrb. XXIII, 1856, S. 80) in ansprechender Weise von den beiden vorhin Genannten vermuthet hat.

2.

Nicht minder interessant ist die zweite Inschrift, welche sich auf einer jetzt in mehrere Stücke zerbrochenen Tafel aus jüngerem Kalkstein befindet, von denen zwei grosse und ein kleineres erhalten sind

Dieselbe ist nur an der oberen Seite vollständig, wie die vorhandene Einfassung zeigt. Das vordere Bruchstück ist 0,38 hoch und 0,57 breit, das hintere 0,35 hoch und 0,50 breit, das dritte kleinere 0,19 hoch und 0,13 breit, die Dicke beträgt bei allen drei Stücken, die genau auf einander passen 0,8. Die ursprüngliche Breite der ganzen Tafel betrug nach einer wahrscheinlichen Berechnung 2 m 27 cm. Die Inschrift lautet:

ΛP·CAES·T·AELIO
ƆR·ANTONIN·AVG·PIO
ΓƇ

[I]mp(eratori) Caes(ari) T(ito) Aelio [Ha]dr(iano) Antonin(o) Aug(usto) Pio . . . . . . . .

Die Buchstaben der ersten Zeile haben eine Höhe von 0,9, die der zweiten von 0,6; die der dritten Zeile waren etwas kleiner und schmäler als die der ersten, aber grösser als die der zweiten. Sie sind tief eingehauen und von grosser Vollendung und Schönheit, wie sie sehr wenige rheinische Denkmäler aufzuweisen haben. Vgl. Taf. V, 2. Ursprünglich waren sie mit rother Farbe bemalt, von der noch überall die Spuren sich zeigen.

Ueber die Lesung der beiden ersten Zeilen kann kein Zweifel obwalten. Von der dritten Zeile sind bloss die Reste zweier Buchstaben vorhanden, von denen der erste ein E oder ein F war. Ob der zweite ein C resp. G oder S gewesen ist, darüber kann man für den ersten Augenblick Zweifel hegen. Wenn man indess die Richtung genauer verfolgt, welche die Rundung des Buchstabens abwärts genommen hat, fällt die Entscheidung für S nicht schwer. Ich möchte daher vorschlagen, die dritte Zeile [MILIT]ES — [LEG.I.MIN.] oder [COHORT]ES — [LEG.I.MIN] zu ergänzen. Andere Combinationen sind keineswegs ausgeschlossen. Welche Ergänzung aber auch beliebt werden mag, sie muss immer so beschaffen sein, dass sich die ergänzten Worte auf die beiden Enden der dritten Zeile bequem vertheilen lassen. Denn das steht für alle Fälle fest, dass die Mitte derselben völlig schriftfrei gewesen ist.

Wir haben es also wahrscheinlich mit einer Militärinschrift zu Ehren des Kaisers Antoninus Pius zu thuen, deren Zeit, weil jegliche Angabe über die tribunicia potestas, die Imperatorbegrüssungen und Consulate fehlt, nicht genauer fixirt werden kann, als dass sie zwischen die Jahre 138/891 und 161/941 fällt. Die Tafel war, da sie sich wegen ihrer geringen, zur Grösse und Breite in gar keinem richtigen Verhältniss

stehenden Dicke zur Aufstellung nicht eignet, unzweifelhaft einst in die Mauer eines grösseren, wie es scheint militärischen Zwecken dienenden Gebäudes eingelassen. In gleicher Weise haben sich aus Britannien, dessen Verhältnisse sich in vielen Punkten mit den beiden Germanien berühren, eine Reihe solcher mit Inschriften versehener Tafeln erhalten, die theils von ganzen Legionen, theils von einzelnen Detachements oder Soldatengruppen derselben zu Ehren der Kaiser und insbesondere des Antoninus Pius gewidmet worden sind. Sie wurden meistens an Orten gefunden, wo nachweislich grössere oder kleinere Truppentheile als Besatzung in einem Fort vereinigt gestanden haben. Erwägt man nun, dass, wie wir im Eingange dieses Aufsatzes wahrscheinlich zu machen versucht haben, auch unsere Bonner Tafel vom Castrum an seinen jetzigen Fundort verschleppt worden ist, so liegt die Vermuthung sehr nahe, dass dieselbe ursprünglich an irgend einem zum Castrum gehörenden Gebäude angebracht war und dadurch in dessen Schicksal auf's Innigste verflochten wurde.

Bonn. Josef Klein.

---

## 7. Ziegelinschriften aus Mariaweiler und Bonn.

Hierzu Taf. VI.

In Mariaweiler bei Düren haben im Mai dieses Jahres Ausgrabungen stattgefunden, welche zur Aufdeckung eines römischen Bades führten. Es fanden sich dort[1]) u. A. auch der Heizraum (*praefurnium*) mit dem Ofen (*hypocausis*), auf dem Boden eines anderen Raumes die kleinen Ziegelpfeiler (*suspensurae*), welche den Boden des Tepidarium zu tragen pflegen. Von dem Luftheizungskanal ist noch ein grosses Stück erhalten, desgleichen eine Anzahl von Ziegeln, welche die heisse Luft an den Wänden des Tepidarium entlang leiteten. Unter den Trümmern von Hohlziegeln und Wandbekleidungsplatten fand man

1) Da die Jahrbücher voraussichtlich einen eingehenden Bericht über diese Ausgrabungen bringen werden, so genügt es, hier das für den vorliegenden Zweck in Betracht kommende zu erwähnen. Ich verdanke diese Mittheilungen Herrn Gymnasiallehrer Dr. Didolff in Düren, welcher sich dieser Ausgrabungen in sehr anerkennenswerther Weise angenommen und über dieselben in der Dürener Volkszeitung, namentlich am 17. Mai berichtet hat. Danach die Notiz in der Kölnischen Zeitung vom 23. Mai n. 142 I.

nun hier am 17. Mai das Fragment einer beschriebenen Ziegelplatte, welches eine Besprechung in diesen Jahrbüchern verdient.

Dasselbe ist 11 zu 23 cm gross und gehört offenbar zu einer viereckigen Hohlziegel; denn, wie Herr Dr. Didolff schreibt, an die rechte Schmalseite dieses Stückes passt vollkommen an: ein im rechten Winkel rückwärts abgehendes Fragment, welches 8 cm weiter ein rundes Loch zeigt, hinter diesem aber abgebrochen ist. Wie viel von dem vorliegenden Fragment links fehlt, lässt sich daraus entnehmen, dass sich ebendaselbst noch mehrere vollständig erhaltene Ziegel derselben Form und Grösse gefunden haben. Die Nachmessung hat Herrn Dr. Didolff ergeben, dass nur ein höchstens 1 cm breites Stückchen abgebrochen ist. Dieser Punkt kommt wesentlich in Betracht für die Beurtheilung der Inschrift. Diese letztere ist, wie der Augenschein lehrt[1]), in den noch weichen Thon der Ziegel mit einem spitzen Instrument eingegraben und zwar in recht gewandter und deutlicher Cursivschrift, deren Lesung daher auch keine Schwierigkeit bietet. Die beiden Zeilen lauten:

XVI . K IVNIAS
HRISTON$\overline{\text{L}}$XI

Sämmtliche Buchstaben sind wohl erhalten bis auf das N in der 2. Zeile. Die Verletzung desselben ist aber so gering, dass auch über die Lesung dieses Buchstabens kein erheblicher Zweifel aufgestellt werden kann. Dagegen kann es fraglich sein, was die beiden horizontalen Striche, einer über H und ein anderer über L zu bedeuten haben. Wie mir scheint, ist der erstere ein verunglückter Ansatz des R und gehört der zweite, wenn er nicht zufällig ist, zu der Zahl. Ein Strich über Zahlen bedeutet bekanntlich in der Regel tausend, kommt aber oft in solchen Inschriften auch vor zur Bezeichnung der Zahlen als solcher. Und auf den zwei unten zu erwähnenden Graffiti (Ephem. ep. IV n. 554 fg.) findet sich mehrmals ganz wie hier der Strich nur über dem Anfang der Zahl.

1) Durch die Güte des Herrn Dr. Didolff, welcher mir vorher durch Herrn Gymnasialdirector Dr. Schmitz in Köln einen Abdruck und eine Photographie der Inschrift gesandt hatte, habe ich das Original selbst hier in Heidelberg benutzen können. Das Taf. VI Fig. 1 mitgetheilte Facsimile hat die Redaction der Jahrbücher auf lithographischem Wege in $^2/_3$ *Grösse des Originales* herstellen lassen.

Für die Erklärung dieser Inschrift kommt uns eine Reihe anderer offenbar analoger Graffiti von Ziegeln aus Germanien und Pannonien zu Hilfe. Z. B. Brambach 111 (Geldern) *XVII k. Jun.* | *DCLXXII*, 114 (Geldern) *kal. Junis* | *Quartus* | *laterclos* | *n. CCXIIII*. Offenbar wird damit bezeichnet, wieviele Ziegeln an einem bestimmten Tage von einem Arbeiter hergestellt waren; dies zeigen besonders deutlich die von Mommsen in der Ephemeris epigraphica II n. 925 ff. und IV n. 554 fg. herausgegebenen Inschriften aus Siscia. Dort heisst es u. A. IV n. 554: *V kal. Aug.* | *Severus CCLX* | *Fortis CLXXX* | *later(clos) CCCCXXXX*, d. h. zusammen 440 Ziegeln; was in einigen anderen mit *in uno* ausgedrückt wird, z. B. IV n. 555; *kal. Julis* | *Severus CCXX* | *Fortis CCXX* | *Candidus CCXX* | *Felicio CCXX* | *in uno DCCCLXXX*. Auf einer andern lesen wir: (II n. 928: *XIIII k. Octobr(es)* | *Fortis* | *CCXX* | *Candidus CCXXV* | *Justinus CXXXVII* | *Artemas CLXXXXVIIII* | *min(us) XXI* d. h., wie bereits Mommsen erklärt hat, Artemas hat 21 Ziegeln zu wenig hergestellt (199 statt 220[1]). Auf einer von Mommsen (Corpus I. L. 5 n. 8110, 176) edirten Ziegel von Aquileia findet sich folgende Androhung: *cave malum, si non raseris lateres DC; si raseris minus, malum formidabis.* Wir lernen hieraus *radere* als Terminus technicus für das Herstellen von rohen *(crudi) lateres* kennen.

Die in derartigen Graffiti genannten Tage gehören ausschliesslich den Monaten an, während welcher in jenen nördlichen Gegenden am meisten gebaut wird, vorzugsweise dem Mai und Juni, dem Beginn der jährlichen Bauperiode. Im Süden, z. B. schon in Neapel, eignen sich bekanntlich die heissesten Monate am wenigsten zur Aufführung von Mauerwerk.

Dass wir hier die Anzahl der von einzelnen Arbeitern an einem Tage hergestellten Ziegeln notirt sehen, hängt (worauf Mommsen Eph. ep. II p. 434 hingewiesen hat) ohne Zweifel damit zusammen, dass derartige Arbeiten in Tagelohn vergeben wurden. In dem Edicte Diocletians (7, 15 und 16) wird für je vier grössere oder acht kleinere Ziegeln eine merces diurna von zwei Denaren festgesetzt.

Kehren wir nun zu unserem Ziegel zurück, so ist offenbar der Schluss zu erklären: *(laterclos) n(umero) LXI* und im Vorhergehenden

---

1) Vgl. ausser den genannten noch Brambach n. 112. 113. 1897, Corpus I. L. 3 p. 963 n. 11. 12. 14.

wird der Name des Arbeiters im Nominativ zu suchen sein. Dieser Name macht nun aber Schwierigkeit. Es liegt nahe an *Christio*, *Χριστίων*, zu denken, eine Form von *Χρηστίων*, welche Benseler aus Suidas nachweist. Aber, wie wir oben gesehen haben, fehlt vor der Inschrift nur ein kleines Stück, so dass etwa ein Buchstabe wie I oder auch V, aber kein C verloren gegangen sein kann. Dazu kommt, dass der Graffito, wie gesagt, geschrieben wurde in den feuchten Thon, als die Platte eben erst geformt war und demnach, ehe sie in die Wand eingesetzt wurde. Es kann also schwerlich etwas hierzu Gehöriges auf einer anderen vor dieser befindlichen Platte gestanden haben. — Ueberdies würde man zu der misslichen Annahme genöthigt sein, dass der Schreiber sich versehen und nach T ein I ausgelassen habe.

Vielmehr ist wie bei den übrigen angeführten Graffiti in dem Datum der ersten Zeile höchstwahrscheinlich der Anfang der Inschrift zu erkennen, wozu auch die Grösse der Initial-Ziffer X stimmt. Wir haben demnach, wenn nicht Alles trügt, die Inschrift vollständig erhalten vor uns.

Nun ist der Name *Hristo* weder griechisch noch lateinisch; der Anlaut *hr* führt vielmehr zu der Annahme, dass hier ein altgermanischer Name vorliegt, wie denn die altdeutsche Sprache viele Worte kannte mit *hl*, *hn*, *hr* und *hw* im Anlaute[1]). Für das hier in Frage stehende *hr* genügt es an die Namen *Hrabanus* und *Hroswitha* zu erinnern. — Nach dem Urtheile von Karl Bartsch, welchem ich diese Frage vorgelegt habe, ist die vorstehende Annahme lautlich ganz unbedenklich. Der Name Hristo komme zwar sonst nicht vor, es könne aber dieser Umstand bei der geringen Anzahl von germanischen Namen, welche aus so früher Zeit bekannt wären, keine Schwierigkeit machen.

Andererseits dürfen wir uns allerdings nicht verhehlen, dass in den lateinischen Inschriften ausserordentlich wenige germanische Namen mit Bewahrung solcher ursprünglichen, der lateinischen Sprache fremden, Laute vorkommen. Im vorliegenden Falle lässt sich als ein Analogon nur die mehrmals am Niederrhein auftretende Göttin *Hludana* oder *Hludena* anführen. Und bei einem Götternamen ist es immer noch eher denkbar, dass er mit der ursprünglichen germanischen Form in lateinische Inschriften aufgenommen ist, als bei einem Personennamen.

---

1) Vgl. z. B. Weigand's Wbch. unter H.

Indess sehe ich für jetzt keine andere Möglichkeit, dieses Räthsel zu lösen, und ich kann nur sagen: si quid novisti rectius istis, candidus inperti.

Was die Zeit betrifft, welcher dieser Graffito angehört, so bietet die Form der Buchstaben dafür keinen Anhalt. Wir kennen die altrömische Cursive aus einer grossen Reihe datirter Denkmäler der drei ersten Jahrhunderte: den Wachstafeln und Wandinschriften von Pompeji, den Dacischen Wachstafeln aus den J. 131—167 (C. I. L. III p. 921 ff.), dem Gothaer Oculistenstempel mit Graffito v. J. 204 (Hermes II p. 314) und dem Graffito v. J. 234 (C. I. L. V 8122, 1). Die Schriftzüge dieser Ziegel könnten danach ebensogut in Pompeji vorkommen, wie dem dritten Jahrhundert angehören. Die bei diesen Ausgrabungen gefundenen Münzen gehen nach Herrn Dr. Didolff's Angabe bis in das 4. Jahrhundert hinab; selbstverständlich lässt sich aber daraus nur entnehmen, dass diese Baulichkeiten bis dahin benutzt wurden.

Dem Wunsche der Redaction der Jahrbücher entsprechend theile ich hier noch das Fragment einer in Bonn bei den Ausgrabungen des Castrum's gefundenen Ziegelinschrift mit. Dieselbe ist ebenfalls mit einem spitzen Instrument in den noch feuchten Thon einer Ziegel eingekratzt und auch sonst gleicher Art wie die vorstehend besprochenen Inschriften. Sie lautet nach der mir vorliegenden und auf Tafel III Fig. 2 abgedruckten Zeichnung (welche das in drei Stücke zerbrochene Fragment in $^1/_8$ der Originalgrösse wiedergibt) also:

VII ID OCT
? ? ?
F AB

Von der zweiten Zeile sind nur die drei ersten Buchstaben erhalten, aber auch diese so fragmentirt, dass eine sichere Lesung derselben nicht möglich ist. Die Reste scheinen auf FAB zu führen: falls diese Vermuthung richtig sein sollte, so würde ein Name wie *Fabianus* oder *Fabullus* zu ergänzen sein.

Heidelberg. E. Zangemeister.

## 8. Die römischen Befestigungen und Niederlassungen zwischen Obernburg am Main und Seckmauern i/O.

Wenn wir den Zug des römischen Grenzwalles in Deutschland, wie er nach dem gegenwärtigen Stand der Untersuchung im LXIII. Heft dieser Jahrbücher von Professor Hübner übersichtlich dargestellt wurde, auf der Karte verfolgen, so sehen wir, dass die Sicherung der römischen Reichsgrenze an keiner Stelle schwieriger war, als da, wo zwei wald- und schluchtenreiche Gebirge, der Spessart und Odenwald, zwischen welchen sich in vielen Krümmungen der Main durchwindet, nahe an einander grenzen. Es war ein einfaches Gebot der Vorsicht, dass die Römer in dieser Gegend, wo der Grenzwall durch eine plötzliche Ueberrumpelung aus den Schluchten und Wäldern des Spessart leicht durchbrochen werden konnte, eine zweite befestigte Linie auf dem linken Mainufer anlegten, welche in diesem Falle als Vertheidigungs- und Rückzugslinie dienen konnte. Das Vorhandensein einer solchen befestigten Linie zwischen Main und Neckar erklärt sich vollständig aus der natürlichen Beschaffenheit der Gegend, auch wenn die neuerdings von Dunker in seiner anregenden und interessanten Schrift[1]) vertretene Ansicht durch die weitere Forschung bestätigt werden sollte, dass von Freudenberg bis Kleinkrotzenburg am Main der Main die Grenze gebildet und den Grenzwall ersetzt habe, worüber man aber nicht urtheilen kann, auch wenn Arnd's Angaben unzuverlässig sind, bevor die bisher angenommene Richtung des Pfahlgrabens über den Spessart einer erneuten und gründlichen Untersuchung unterzogen wird, was gewiss als eine der wichtigsten, vorliegenden Aufgaben der historischen Forschung zu betrachten ist.

Im Mainthal selbst, obwohl sich in demselben ohne Zweifel eine von den Römern in Friedenszeiten viel benutzte römische Heerstrasse

---

1) Beiträge zur Erforschung und Geschichte des Pfahlgrabens (limes imperii Romani transrhenani im unteren Maingebiet und der Wetterau. Mit einer Kartenskizze und zwei Cartons von Dr. Dunker, Oberlehrer am Realgymnasium in Wiesbaden. (Separatabdruck aus Band VIII. N. F. der Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde, Kassel 1879. Im Commissionsverlag von A. Freyschmidt.

befand, konnte die Befestigungslinie nicht angelegt werden. Denn die Vertheidigung des Mainthals war von den Höhen des angrenzenden Odenwaldes viel leichter, als in der Ebene, die von Bergen eingeengt ist, und so finden wir denn von Obernburg a. M., wo sich die Berge des Odenwaldes zu erheben anfangen, eine sich auf dem östlichen Höhenkamm dieses Gebirges hinziehende römische Vertheidigungslinie, an welche sich vielfach friedliche Niederlassungen anschlossen, von der wir hier die Strecke Obernburg-Seckmauern nach dem Ergebniss mehrjähriger, specieller Localforschung darzustellen beabsichtigen.

Obernburg selbst, der Ausgangspunkt dieser Linie, ohngefähr in der Mitte zwischen Aschaffenburg und Miltenberg a/M. gelegen, war eine uralte Niederlassung. Sobald die Römer in das Mainthal vorgedrungen waren, nahmen sie diesen günstig gelegenen Ort, dessen Umgebung schon cultivirt war, in Besitz und erbauten hier ein Castell, an welches sich bald eine bürgerliche Niederlassung anschloss. Denn auf dem Platze, wo das heutige Obernburg steht, finden sich viele Fundamente und Substructionen römischer Gebäude, auf welche man bei Errichtung neuer oder bei dem Abbruch alter Häuser stösst. Auch finden sich auf beiden Seiten der durch Obernburg führenden Staatsstrasse am südlichen und nördlichen Ende des Städtchens Römergräber, die bei Erdarbeiten zufällig mit ihrem gewöhnlichen Inhalt aufgefunden werden. Die Ansicht Kittels, (Geschichte der Stadt Obernburg), dass das heutige Obernburg das Römercastell selbt sei und das nördliche Thor des Städtchens die porta decumana, das südliche die porta praetoria — ist unhaltbar. Die alten Thore und Mauern Obernburgs stammen, wie die der benachbarten, kleineren Mainstädte, aus dem Mittelalter. Die Stelle nun, wo sich das Römercastell in Obernburg befand, lässt sich mit völliger Sicherheit nicht mehr ermitteln. Aber höchst wahrscheinlich ist es ein vor dem nördlichen Thore Obernburgs zur Linken der nach Aschaffenburg führenden Strasse etwas erhöhter Punkt, wo gegenwärtig das neue Bezirksamtsgebäude steht. Bei Errichtung dieser Gebäude stiess man auf umfangreiche römische Fundamente, fand zahlreiche römische Alterthümer, Gefässe, Münzen, Urnen, Vasen aus terra sigillata, die bereits von Herrn Christ in diesen Jahrbüchern beschrieben sind. Gewährt dieses schon einen Anhaltspunkt, so spricht noch mehr für unsere Annahme, dass das bezeichnete Terrain seit den ältesten Zeiten den Namen „Schlossgarten" trägt. Auch das Lützelbacher Castell im Odenwald heisst im Volkmund kurzweg „das Schlösschen"; aber vor Allem spricht dafür die natür-

liche Lage des Punktes selbst. Er entspricht nämlich ganz besonders den Anforderungen, welche die Römer an einen zum Castell geeigneten Ort zu stellen pflegten. Der Punkt liegt etwas erhöht und gewährt eine weite Aussicht, Main- aufwärts und abwärts; einen Ueberblick über die Vorhöhen des Spessart; dann beherrscht er den Mainübergang bei dem gegenüberliegenden Elsenfeld, wo an dem Einfluss der Elsava in den Main ebenfalls sich Spuren eines Römerkastells finden, wie denn auch hier bei dem Bahnbau Römergräber aufgefunden wurden. Herr Pfarrer Carl in Obernburg, der sich schon viele Jahre mit der Erforschung der römischen Alterthümer in Obernburg beschäftigt und mit dem der Verfasser wegen der Castellfrage wiederholt conferirte, hält den beschriebenen Punkt für den unzweifelhaft richtigen. Knapp in seinen röm. Denkmälern des Odenwaldes vermuthet mit richtigem Blick in Obernburg ein Römercastell, aber er verlegt es an den Eingang in das Mümlingthal. Bei dem Einfluss in den Main ist man bei vorgenommenen Bohrversuchen ebenfalls auf die Fundamente eines römischen Gebäudes gestossen; aber bei noch fehlender näherer Untersuchung lässt sich nicht sagen, ob es ein Castrum oder ein kleinerer Wachtthurm war, obwohl seine militärische Bestimmung zur Bewachung des Eingangs in das Mümlingthal nicht zu verkennen ist. Irrthümlicher Weise leitet Herr Pfarrer Carl von Obernburg, der uns sein Manuscript über die Geschichte der Stadt Obernburg freundlichst zur Verfügung stellte, den Namen Obernburg von Obringa her, dem von dem Geographen Ptolomäus erwähnten Grenzfluss zwischen Ober- und Untergermanien, unter dem er den Moenus versteht. Der Grenzfluss „Obringa“ ist jedenfalls verschieden von dem Moenus und in einer anderen Gegend Deutschlands zu suchen[1]).

Die ältesten urkundlichen Formen des Namens Obernburg lauten: Obrinburc, Obirinburc, Overemburc, Oberenburgk, dativische Form „zur oberen Burg“, was wohl als eine Uebertragung des römischen Namens „castra superiora“ zur Unterscheidung von dem weiter nördlich auf der anderen Mainseite gelegenen „Niedernburg „castra inferiora“ zu betrachten ist. Um die Communication zu ermöglichen und zu erleichtern mussten zwischen den einzelnen Castellen gute Strassen hergestellt werden. So führt von dem Castell in Obernburg eine Römerstrasse über den Bergrücken „Orles“ nach Dieburg. Der Name dieser Höhe bei Obernburg „Orles“, der übrigens öfter vorkommt, ist ent-

1) Vergl. Jahrbücher, Heft LXIII, S. 188.

weder aus altdeutschen Mannesnamen, wie Urhard, Urold, Urolf (abgeleitet von dem gewaltigen „Ur“) oder einfach aus Udalrich, gekürzt Ulrich, durch Umsetzung von l und r zu erklären, wie dieses schon in dem hessischen Archiv, Band 13, Seite 266 unter Verweisung auf mehrere Gewannennamen „Orles“ gethan wird. Die Römerstrasse von dem Castell in Obernburg nach dem Castell in Dieburg war in den gewöhnlichen Zwischenräumen mit Castellen und Wachtthürmen befestigt. Eine andere von dem Castell in Obernburg nach dem Spessart führende Strasse ging von der sogenannten Obernburger Bergstrasse aus, die gewöhnlich „Pfuhl“ genannt wird. Pfuhl, so viel als stehendes Wasser, Sumpf kommt von pălūs. Dagegen stammt von pālus unser Pfahl, im Volksmund Pohl und so allgemein für die Reste des limes im Gebrauch. Von dem Pfuhl führte diese Strasse über den „Aragger“ neben der Schanze über den Main, von da neben dem Dammsgraben, auch Blutgraben genannt, nach dem Spessart. Die Spuren römischer Niederlassungen auf dem rechten Mainufer, die Römergräber und römischen Funde scheinen die Annahme Dunkers, dass der Main hier die Grenze des Römerreichs gebildet habe, auch wenn Arnds Darstellung der limesrichtung über den Spessart unrichtig ist, nicht zu bestätigen. Denn es hätten dann diese römischen Befestigungen auf der rechten Mainseite ausserhalb des limes gelegen und wären in strategischer Hinsicht isolirte und darum gefährliche Posten gewesen, was mit der römischen Vorsicht bei Castellanlagen nicht übereinstimmt.

Die nun von Obernburg ausgehende befestigte Odenwaldlinie bog von dem kleinen Castell oder Wachtposten an dem Einfluss der Mümling in den Main in südwestlicher Richtung in den „Römergrund“ ein und stieg von da auf die bis an das Mainthal sich erstreckenden und hier schroff abfallenden Höhen des Odenwaldes hinauf. Die Bezeichnung „Römergrund“, eine Thalmulde, die sich in der Nähe von Obernburg und Eisenbach in die Berge des Odenwaldes hineinzieht in der Richtung der Römerstrasse, weist auf häufigere, römische Niederlassungen hin; auch ist es möglich, dass dieser fruchtbare Thalgrund seiner Zeit von römischen Soldaten bebaut wurde, wie denn bekanntlich die römischen Grenzsoldaten in der Nähe der Castelle Ländereien zu ihrem Unterhalt in beneficium abgabefrei angewiesen erhielten (agri limitanei, territoria castellorum[1]). Hier auf diesem Terrain kommen häufig römische Alterthümer zum Vorschein. Sobald man nun den

1) Walther, die Alterthümer der heidnischen Vorzeit. S. 19.

Römergrund zur Rechten lassend auf den Höhenkamm des Odenwaldes hinaufsteigt, finden wir in regelmässigen Zwischenräumen römische Befestigungen, von welchen eine weite Uebersicht über das Mainthal und die Vorhöhen des Spessart möglich war. Alle diese zwischen Obernburg und Seckmauern von uns aufgefundenen Römerstätten liegen auf der Höhe am Rande des an das Mainthal grenzenden Gebirges, weil von hier aus das Mainthal am leichtesten militärisch beherrscht werden konnte. So oft vom Mainthal ein Seitenthal in den Odenwald sich öffnet, kehrt eine den Eingang dominirende, römische Befestigung wieder. Die etwas von dem Gebirgsrand zurückliegende „Feuchte Mauer"[1]) hatte die Bestimmung, eine von Eisenbach sich heraufziehende Thalmulde zu decken; auch dieser Punkt, jetzt von Hochwald bestanden, gewährt in waldfreiem Zustand, wie wir uns bei näherer Besichtigung überzeugten, einen weiten Ueberblick über das Mainthal und den Spessart. Zwischen der feuchten Mauer und der römischen Niederlassung bei Seckmauern und zwischen Obernburg finden sich im Wald zwei Befestigungen, die rothe Schanze und eine grössere Verschanzung, welche die Richtung der Römerstrasse, die in dem occupirten Terrain, öfter über Schluchten hinwegsetzen musste, andeuten. In der Nähe dieser Römerstrasse fanden wir zwei etwa 2 km von einander liegende tumuli mit Steinaufhäufung, etwa 4 m lang und 1 m breit, höchst wahrscheinlich noch ganz intacte Römergräber, deren Aufdeckung vielleicht recht interessante Funde darbieten würde. Auf der rechten Seite der von Obernburg durch den Wald auf dem Hochplateau in der Richtung nach Seckmauern und Lützelbach hinführenden Strasse bemerkt man einen in gleicher Richtung bisweilen unterbrochenen, dann wieder sich fortsetzenden Damm, in dem sich bald grössere Steine, Mainkiesel, Mörtelstücke und andere Anzeigen römischen Ursprungs vorfinden. Hier kehren nun von Zeit zu Zeit grössere runde Vertiefungen wieder, welche Stein- und Mörteltrümmer enthalten und welche wohl für Ueberreste römischer Niederlassungen an der römischen Heerstrasse zu halten sind. Durch die nun oben erwähnte Thalmulde, die noch heute Römergrund heisst und welche nahe in westlicher Richtung nach Lützelbach und der Feste „Breuberg" sich hinzieht, scheint nun auch eine Römerstrasse geführt zu haben. Denn hier fanden wir im verflossenen Herbst in unmittelbarer Nähe einer starken Quelle einen Trümmerhaufen, in welchem sich bei oberfläch-

1) Vergl. Heft LXII, S. 38—43.

lichem Nachgraben ebenfalls römische Thonscherben, Stücke von terra sigillata und dergl. fanden, so dass an dieser Stelle unzweifelhaft ein römisches Gebäude stand. Dieser Entdeckung sollte bald eine noch interessantere folgen. Durch die heftigen Regengüsse des vorjährigen Herbstes ist dort ein römischer Votivstein blosgelegt worden, den wir zuerst in dem Correspondenzblatt der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine 1879, N. 1 beschrieben haben. Unsere dortigen Mittheilungen über diesen interessanten Stein wollen wir indessen an dieser Stelle dahin berichtigen, dass nach genauerer Besichtigung der Inschrift der dort als Julius angegebene Gentilnamen des Widmenden unsicher ist. Dort gaben wir die Inschrift des Steines wie folgt: I. O. M. S. Iulius cornicularius Britonum votum solvit laetus libens merito. Aber vollständig sicher und deutlich sind nur die Worte: cornicularius Britonum (mit Einem T geschrieben, während es sonst mit 2 vorkommt)[1]). Also waren auch an der Strecke der Römerstrasse zwischen Obernburg und Seckmauern Britonen stationirt und man sieht, dass diese tüchtigen und beliebten Recognoscirungstruppen in diesem waldigen, coupirten Terrain besonders am Platze waren.

Ob übrigens die am limes öfters vorkommenden Britonen eine Bezeichnung für Britannier überhaupt sind oder ob es wie sonst gewöhnlich bei Inschriften der Name eines kleineren unbekannten Stammes (Clans) ist, wie die Toutones auf dem Grenzstein in Miltenberg, lässt sich mit völliger Sicherheit bis jetzt noch nicht entscheiden, da die von Herrn Kreisrichter Conrady in Miltenberg geführte Deduction bei

---

1) Der Verfasser hat in Gemeinschaft mit Herrn Kreisrichter Conrady in Miltenberg die fragliche Inschrift nochmals einer sorgfältigen Untersuchung unterzogen, bei der sich ergab, dass auf der Krönung des Steins mehr Buchstaben vorhanden waren, als die von uns vermuthete Widmung I.O.M.S. Leider sind die Buchstaben nur noch theilweise kenntlich. Die Buchstaben sind grösser und weiter von einer getrennt. Aber es wäre doch möglich, dass sie den Namen des Votanten und somit den Schlüssel des Ganzen enthielten. Von der nun auf der Inschrifttafel folgenden etwas kleineren und engeren Schrift ist der vorderste Buchstabe unkenntlich, dann folgt das von uns irrthümlich als Iulius gelesene VIIILIS, was wohl ein cognomen auf „lis" ist.

Ausserdem ergab sich, dass es nicht cornicularius, sondern cornuclarius Britonum heisst. Ob dieses eine corrupte Schreibweise oder eine seltene, ältere Form ist, ist uns unbekannt. Sehr bemerkenswerth dürfte aber die Schreibweise „Britonum" mit Einem T sein, weil sich, wie es scheint, darin eine Annäherung an den Collectivnamen „Britanni" documentirt. Vielleicht gelingt es nach genommenem Abklatsch doch noch, die Inschrift vollständig zu entziffern.

Beschreibung der Inschriften des Altstadtcastells bei Miltenberg wegen Beschädigung des entscheidenden Buchstabens Zweifel zulässt.

Ausser der in etwas kleineren, als gewöhnlich, aber in sehr sorgfältig und elegant ausgeführten Buchstaben bestehenden Inschrift, enthält unser Votivstein noch eine Sculpturarbeit unterhalb der Inschrift, eine Reliefdarstellung, die freilich der künstlerischen Bearbeitung entbehrt. Wir sehen auf dem Steine zur Linken des Beschauers eine weibliche Figur in enganliegendem Gewand, auf der rechten Seite eine männliche, welche die Hand erhoben hält; in der Mitte einen Altar, halb so hoch, als die dargestellten Figuren, auf dem sich ein nicht kenntliches Opferobject zu befinden scheint. Die weibliche Figur hält einen Gegenstand vor sich, einen Korb oder ein Gefäss, aus welchem das Opfer entnommen zu werden scheint. Ueber der Krönung des Steins, auf der sich einige verwitterte Buchstaben befinden, die wir I. O. M. S gelesen haben, zeigt sich ein Bruch, so dass wir nur das Fragment vor uns zu haben scheinen, während der obere Theil, der etwa das Bild der Gottheit trug, der er gewidmet war, verloren gegangen ist. Dieser interessante Römerstein, dessen Inschrift, wenn sie auch keinen sicheren Anhaltspunkt hinsichtlich der Datirung darbietet, doch die Britonen auch an dieser Stelle nachweist und auf die Dislocation dieser vermuthlichen Highlands zur römischen Kaiserzeit ein neues Licht wirft.

Ein Römerwall aber ist auf der Strecke von Obernburg bis nach Seckmauern nicht mehr mit Sicherheit zu erkennen. Zwar finden sich in der beschriebenen Richtung viele Gräben vor; aber es lässt sich hier ein künstlicher Graben von einem von Natur gebildeten nur schwer unterscheiden. So laufen von der „rothen Schanze“ mehrere Parallelgräben in der Richtung nach dem Mainthal; überhaupt ist das Terrain an Mulden, Gräben, tieferen Schluchten reich, wie es die Sandsteinformation mit sich bringt. Doch lässt im Allgemeinen die Richtung der Römerstrasse zwischen Seckmauern und Obernburg in Folge der aufgefundenen Befestigungen und Niederlassungen keinen Zweifel zu. Doch wollen wir nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, dass im Jahre 1366 Kaiser Karl IV. einen Streit zwischen dem Erzbischof Gerlach von Mainz und dem Grafen Eberhard von Wertheim über verschiedene Berechtigungen zu Wörth und Seckmauern dahin schlichtete, dass die Wertheimischen Dörfer Seckmauern und Walterlebach bei allen Rechten, welche sie an den Hölzern „das kurze Ertvall“, „das lange Erdvall“ hatten, verbleiben sollten. Nach den Mittheilungen von C. Christ

bezeichnet nun das Wort „Ertvall" im Mittelhochdeutschen einen Erdfall (chasma, terrae labes, ruina[1]). Aber solche Erdfälle, wie sie noch heute in der Juraformation, z. B. in Mittelfranken vorkommen, kommen in der Sandsteinformation nicht vor. Auch passt die Bezeichnung „kurzer und langer Ertvall" nicht auf jene runden, trichterartigen Versenkungen und so könnte immerhin in obiger Bezeichnung ein längeres und ein kürzeres Stück eines Erdwalles, der damals noch vorhanden war, damit gemeint sein, um so mehr, da die Localität dieser Walddistricte eben die ist, durch die sich die Römerstrasse zog.

Die Stelle, wo der Votivstein gefunden wurde und wo sich die Trümmer einer römischen Niederlassung im Römergrund befinden, heisst im Volksmund „Schwarzkirschbaumbrunnen". Von den alten Trümmersteinen ist eine kleine Mauer aufgesetzt, aus der durch eine Rinne eine starke Quelle ihr Wasser ergiesst, das wegen seiner Güte besonders gerühmt wird. Die Beschaffenheit des Terrains weist darauf hin, dass hier von jeher eine starke Quelle gewesen sein muss, was vielleicht die Veranlassung der Gründung einer römischen Niederlassung in der Nähe war.

Zur Vervollständigung unseres Bildes von der Römerstrasse zwischen Seckmauern und Obernburg und der in der Nähe desselben gelegenen Castelle und bürgerlichen Niederlassungen muss noch hinzugefügt werden, dass dieser Strassenzug rückwärts mit den innerhalb des Dekumatlandes gelegenen Castellen durch ein Strassennetz verbunden war. Den Beweis hierfür haben wir im vorigen Herbst in der Existenz eines römischen Wartthums gefunden, welcher auf der nördlichen Seite des Römergrundes auf der Höhe sich findet. Dieser Wartthurm hat den gewöhnlichen Umfang, und ist besonders dadurch interessant, dass die Mauern noch 1 M. über der Erde vorhanden sind; die Grundfläche des Thurmes waren 4 qm. Von diesem römischen Wartthurm, der nicht fern von einer anderen Quelle liegt, dem sogenannten „Einsiedelsbrunnen", bietet sich eine umfassende, grossartige Aussicht über das Mainthal und die Berge und Thäler des Spessart dar, so dass die Auswahl dieses Observationspunktes wahrhaft überrascht und auf die genaueste Terrainkenntniss der Römer schliessen lässt. Ausserdem aber liegt dieser Punkt in grader Linie zwischen dem Obernburger Castell und der Feste Breuberg, wo sich ebenfalls ein Castell befand. Dieser Wartthurm diente also zur Communication zwischen dem

1) Vergl. Grimms deutsches Wörterbuch.

Obernburger und Bernburger Castell und unsere Vermuthung, dass in einiger Entfernung noch ein Mittelglied sich finden müsse, ging in Erfüllung. In einer Entfernung von 2 km nach dem Breuberg zu finden sich im Walde zwei Trümmerhaufen, die im Volksmund „Steinknorren" heissen. Diese Punkte beherrschen das Neustadt-Mühlhausen-Thal und normiren die Strasse zwischen dem Obernburger und Breuberger Castell. In Obernburg selbst vermittelte das jetzt noch so genannte „Römergässchen", welches von der Hauptstrasse Obernburgs in der Nähe des nördlichen Thores nach dem Main an die Ueberfahrtsstelle führte, den Verkehr mit dem jenseitigen Ufer. In der Nähe der „Feuchten Mauer" wurden im vorigen Herbst in einem Hohlweg mehrere bearbeitete Römersteine blosgelegt und auch ein römischer Spitzhammer gefunden. Die Länge desselben betrug 0,50 m; in der Mitte wurde das Eisen stärker; hier fand sich ein zugerostetes Loch zur Befestigung des Stieles. Nach vorn liefen die beiden Theile des Instrumentes vierkantig spitz zu, aber grade, nicht gebogen, wie man es gewöhnlich abgebildet sieht. Leider hat der Finder, bevor der Verfasser Kunde von dem Fund erhielt, den römischen Spitzhammer in einen modernen umarbeiten lassen.

Seckmauern i. O. Seeger, Pfarrer.

## 9. Die Echtheit der Weihe-Inschrift in der Doppelkirche zu Schwarzrheindorf.

Hierzu Taf. VII.

Als jüngst Herr Prof. E. aus'm Weerth seinen „Wandmalereien des christlichen Mittelalters in den Rheinlanden" auch die hochinteressanten Wandmalereien aus der Doppelkirche von Schwarzrheindorf zugesellte, haben wir behufs deren genauer Datirung das gesammte urkundliche Material über die Zeit der Erbauung und Erweiterung jener Kirche einer erneuten gemeinsamen Prüfung unterzogen.

Wie bekannt, hat A. Simons[1]) in einer werthvollen Monographie die Baugeschichte der Schwarzrheindorfer Kirche und die verschiedenen, im Laufe der Zeit am ursprünglichen Bau vorgenommenen Veränderungen klar und einsichtig gewürdigt. Danach ist die von dem Kölner Erzbischof Arnold II. von Wied als „posteris piae recordationis monimentum"[2]) erbaute Kirche von Schwarzrheindorf am 8. Mai 1151 durch Bischof Albert I. von Meissen und Heinrich II. von Lüttich geweiht, und der Altar der Oberkirche durch Otto I. von Freisingen, den Bruder des römischen Königs Konrad III. in Gegenwart dieses Königs und vieler Grossen der Kirche und des Reiches feierlichst consecrirt worden. Nach dem am 14. Mai 1156[3]) erfolgten Tode des Erzbischofs Arnold II. erfolgte dessen Beisetzung in der Schwarzrheindorfer Kirche, worauf die Schwester des Erzbischofs, die Aebtissin Hadewig, mit grossen Kosten die Kirche (nach Westen hin) erweiterte und bei derselben aus eigenen Mitteln ein Kloster erbaute, welchem Erzbischof Philipp von Köln in den Jahren 1173 und 1176 das Recht der Wahl einer Aebtissin, mancherlei Privilegien und einen Hof in Godorf (Gudegedorf) verleiht und bestätigt[4]).

Ueber den durch die Anwesenheit so vieler hervorragender Männer besonders glänzend sich gestaltenden Weiheact des Arnoldinischen

---

1) Simons, die Doppelkirche zu Schwarzrheindorf (Werke des Mittelalters in Rheinland und Westfalen. Erstes Heft). Bonn 1846.

2) Lacomblet, Urkundenbuch für die Geschichte d. Niederrheins. I. No. 445.

3) Floss, Reihenfolge der Kölner Bischöfe, Erzbischöfe u. s. w. in dem „Handbuch für die Erzdiöcese Köln". Köln 1879. S. XXVII.

4) Lacomblet a. a. O. I. No. 445 und 460.

Baues berichtet eine Inschrift, welche hinter dem Hochaltar der Unterkirche in die Wand der Concha eingemauert ist. Simons theilt das freilich nicht sehr sorgfältige Facsimile [1]) eines Theiles und im Text [2]) den Wortlaut der Einweihungsurkunde mit, welche auf einer 1,96 m hohen und 1,12 m breiten Platte von Mainzer Grobkalk in sechszehn Zeilen eingehauen ist.

Beim Zuratheziehen der mit dieser Inschrift sich befassenden Literatur ergab sich, dass die Echtheit derselben in Frage gestellt und sie für ein Falsum sehr später Zeit erklärt worden ist, während man bis dahin angenommen hatte, dass die Inschrift in nicht zu langer Zeit nach dem Tode des Erzbischofs Arnold von Wied, und jedenfalls noch im 12. Jahrhundert angefertigt worden sei. Um über diesen Widerspruch Klarheit zu gewinnen, haben wir die Inschrift selbst, sowie die sämmtlichen auf die Schwarzrheindorfer Kirche bezüglichen Urkunden sorgsamst geprüft. Als das Resultat unserer Untersuchung bringen wir auf Taf. VII ein getreues, auch den Charakter der Buchstaben mit thunlichster Treue wiedergebendes Facsimile, sodann im Folgenden eine vollständige, alle Abkürzungen auflösende Abschrift des Dedicationssteines, sowie endlich diejenigen Bemerkungen, welche das Entstehen der Inschrift in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts und somit deren Echtheit ergeben werden.

Wir lesen die Inschrift mit Beibehaltung der Orthographie wie folgt:

† Anno dominicae incarnationis MCLI. VIII: D mai (indictione XIV) dedicata est haec
capella a venerabili Missinensium episcopo Alberto . . . . item venerabili Leo-
diensium episcopo Heinrico in honore beathissimi Clementis martyris et papae,
beati Petri principis apostolorum successoris; altare vero sinistrum in honore beathi
Laurentii martyris et omnium confessorum, altare vero dextrum in honore beati Stephani
prothomartyris et omnium martyrum, altare vero medium in honore apostolorum Petri et Pauli; superioris autem

1) Atlas zu Simons, Doppelkirche zu Schwarzrheindorf, Taf. 9.
2) Simons a. a. O. S. 9 ff.

capellae altare in honore beatissimae matris domini semper virginis
Mariae et Johannis
ewangelistae a venerabili Frisingensium episcopo Otone, domini Conradi Romanorum re-
gis augusti fratre, ipso eodem rege praesente, necnon Arnoldo piae
recordationis funda-
tore, tunc Coloniensis ecclesiae electo; praesente quoque venerabili Cor-
beigensium domino
Wibaldo abbate et Stabulensi, Waltero, maioris ecclesiae in Colonia
decano. Bunnen-
si praeposito et archidiacono Gerhardo, venerabili quoque Sigebergen-
sium abbate Nicolao multis
praeterea personis et plurimis tam nobilibus quam ministerialibus.
Dotata quoque est ab eodem fun-
datore et a fratre suo Burchardo de Withe et sorore sua Hathe-
wiga, Asni-
densi Gergisheimensi abbatissa, et sorore sua Hicecha, abbatissa de Wileka, praedio in Rulistorf cum omnibus suis dependenciis, agris, vineis,
domibus Feliciter. Amen.

Die erste und zweite Zeile der Inschrift sind sehr stark verletzt. Trotzdem sind aber die Differenzen in deren Wiedergabe sehr auffallend. Simons gibt auf seiner Tafel dieselben ziemlich correct also wieder:

† ANNO · D̄NIC.E · ĪCARN....NIMCLİ VIIİ MAIᴵᴵ............CATA ·
E - h.EC
CAPELLA · AVENABILI - MISSINENSIV̄ EP̄O ABTO (richtig. ALBTO) u. s. w. Im Text aber beschränkt er sich unter Weglassung des genaueren Datums auf folgende Abschrift: † Anno dominicae incarnationis MCLI dedicata est haec capella a venerabili Missinensium episcopo Alberto. Dieselbe Stelle gibt Binterim [1]) ganz entstellt also wieder: Anno Dominicae Incarnationis MCLI., VII. Januarii, Altare hoc pro capella a venerabili Misniensium Episcopo Arnoldo (Alberto), wie er denn auch für den Schluss der Inschrift die gänzlich corrumpirte Lesart bringt: sorore sua hic electa Abbatissa, während wir ganz deutlich lesen: sorore sua Hicecha Abbatissa de Wileca (Vilich).

1) Binterim, Suffraganei colonienses extraordinarii, Mainz 1843. S. 23. Das Nämliche gilt von den Abschriften bei v. Mering, Geschichte der Burgen, Rittergüter u. s. w. I, 128 und bei Hundeshagen, die Stadt Bonn, S. 185.

Wie aus unserem Facsimile zu ersehen und bei wiederholter Besichtigung durch die Herren E. de Claer, Prof. Floss, Prof. aus'm Weerth und uns selbst festgestellt ist, haben wir nach der klaren Angabe MCLI⁰ VIII⁰ D MAI noch ein anderes Wort zu lesen, dessen erste Buchstaben IN noch mit ziemlicher Deutlichkeit erkennbar sind und es wahrscheinlich machen, dass hier ausser dem Datum auch noch die Indiction angegeben war, also zu lesen sein würde: indictione XIV, wofür, zumal ja gewiss eine Ligatur stattgefunden hat, genügend Raum vorhanden ist. Gänzlich unlesbar ist in der zweiten Zeile das Wort nach „Alberto"; für die beiden einzigen deutlich sichtbaren Buchstaben PA vermögen wir eine entsprechende Deutung nicht vorzuschlagen. Am Schluss der dritten Zeile ist Clementis martyris schwer zu entziffern; ob in der achten Zeile Conradi oder Cunradi gestanden hat, war nicht mehr festzustellen. Sehr beschädigt ist auch, wohl in Folge der Feuchtigkeit, der Beginn der dreizehnten, sowie der Schluss der letzten Zeile, in welcher das Wörtchen Amen kaum noch erkennbar ist.

Von grösserer Wichtigkeit als die vorstehend und auf unserer Tafel versuchte diplomatisch treue Wiedergabe des Wortlautes ist die Entscheidung der Frage nach der Echtheit der Weiheinschrift, welche durch unser Vereinsmitglied, Herrn Arsène de Noue zuerst aufgeworfen und verneinend beantwortet wurde [1]). Derselbe hat im Jahre 1860 eine geistreiche Studie veröffentlicht, in welcher der Nachweis versucht wird, dass die Inschrift weder als von der Familie von Wied ausgehend, noch als ein Denkmal des 12. Jahrhunderts betrachtet werden könne, weil dieselbe sich im Widerspruch befinde mit allen historischen Quellen jener Zeit.

Die vier Gründe, auf welche hin diese Behauptung aufgestellt wird, haben wir einzeln sorgfältig geprüft und werden im Folgenden jeden einzelnen derselben objectiv würdigen beziehungsweise widerlegen und ausserdem noch beifügen, warum wir glauben, die Echtheit der Inschrift unbedingt aufrecht erhalten zu müssen.

Der erste Beweis gegen die Echtheit wird aus dem Umstande

---

1) A. de Noue, Examen de l'Inscription inaugurale de l'église de Schwarzrheindorf, in den Jahrbüchern des Vereins v. Alterthumsfreunden im Rheinl. Heft XXIX u. XXX S. 186 ff. Obgleich Herr de Noue angiebt, dass er die Inschrift nach der Copie von Simons wiedergebe, weicht seine Lesart von der des genannten Autors an zwei Stellen nicht unbedeutend ab (Sainensi statt Bunnensi und Lergisheimensi statt Gergisheimensi).

hergeleitet, dass in der Inschrift der Bruder des Erzbischofs Arnold „Burchardus de Withe" genannt wird, während der Name der Familie Wied zu jener Zeit in den uns erhaltenen Diplomen gewöhnlich Wede und Wide, zuweilen auch Widhe und Widha, aber niemals Withe geschrieben worden sei. Es ist allerdings richtig, dass in sehr vielen der uns erhaltenen Urkunden aus dem Anfang und der Mitte des 12. Jahrhunderts wir der Form Wede und Wide begegnen. Weniger richtig aber ist die Behauptung, dass die Form Widhe, die der in der Weiheinschrift sich findenden Form Withe sprachlich nahe verwandt ist, nur in einigen Urkunden („quelques uns portent Widhe und Whida") sich finde, vielmehr ist gerade diese Form der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts sehr geläufig. Neben der einzigen für Widhe angeführten Urkunde des Kölner Erzbischofs Adolf I. vom Jahre 1197 [1]) begegnen wir der gleichen Form in einer Belehnungsurkunde Erzbischofs Philipp von Köln vom Jahre 1189 [2]) und einer weiteren vom Jahre 1190 [3]), ja wir finden sie sogar im Jahre 1129 in einer Urkunde des Erzbischofs Meginher von Trier [4]), wo ein Meffridus de Widhe genannt wird, und im Jahre 1152, also ungefähr gleichzeitig mit der Schwarzrheindorfer Steininschrift, in einer Urkunde Friedrich I. [5]), wo ein Sifridus comes de Widha und dessen Bruder Burcardus de Widha als Zeugen auftreten. Endlich aber, und das ist am wichtigsten, ist es durchaus irrig, wenn gesagt wird, niemals finde sich in Urkunden die Form Withe. Mögen immerhin die anderen Formen Wede, Wide, Widhe, Widha die gebräuchlichern gewesen sein, so darf man doch an der Dehnung in Withe oder Witha keinen Anstoss nehmen, wie u. A. der Umstand beweist, dass Hadewigis ausser in unserer Inschrift urkundlich auch Hathewigis [6]) und Hadhewigis [7]) geschrieben wird, dass Frithericus [8]) für Fridericus, Breidenrothe [9]) für Breidenrode vorkommt und dass in der Schwarzrheindorfer Inschrift wiederholt beathus und bea-

1) Lacomblet a. a. O. I. No. 554.

2) Beyer, Eltester und Görz Urkundenbuch zur Geschichte der mittelrheinischen Territorien II. Nr. 96 S. 133.

3) Beyer, Eltester und Görz a. a. O. II. No. 107 S. 149.

4) Beyer, Urkundenbuch mittelrhein. Territorien I, 526.

5) Beyer a. a. O. I, 619.

6) Lacomblet a. a. O. I. No. 408.

7) Lacomblet a. a. O. I. No. 444.

8) Lacomblet a. a. O. I. No. 408.

9) Lacomblet a. a. O. I. No. 443.

thissimus neben beatus geschrieben wird. Aber auch abgesehen davon, dass diese Form durchaus dem Sprachgebrauch jener Zeit entspricht, in welcher die Rheindorfer Inschrift nach unserer Ansicht entstanden ist, finden wir dieselbe auch urkundlich bestätigt. Sie begegnet uns am Ende jenes Jahrhunderts in einer von Regensburg datirten Urkunde König Otto's IV.[1]), in welcher ein Gregorius comes de Witha als Bürge genannt wird, der neun Jahre später in einer Urkunde des Erzbischofs Johann von Trier[2]) wieder Gregorius comes de Widhe heisst. Da somit die Form Withe gar nichts ungewöhnliches an sich hat, vielmehr durchaus dem gleichzeitgen Sprachgebrauch conform ist, so vermögen wir auch in dem Vorkommen derselben in der Schwarzrheindorfer Inschrift einen Beweis gegen die Entstehung dieser Inschrift im 12. Jahrhundert resp. gegen deren Echtheit nicht zu erblicken.

Ein weiteres Moment gegen die Echtheit der Schwarzrheindorfer Inschrift wird darin erblickt, dass die dort aufgezählten Besitzungen der Kirche weit geringer seien als jene, die uns in einer unmittelbar aus der Zeit nach dem Tode des Erzbischofs Arnold datirenden Urkunde[3]) aufgezählt werden, und dass die hier genannten an anderen Orten lägen, als die dort erwähnten. Dieser Grund gegen die Echtheit resultirt aus einer völligen Verkennung des Zweckes, den Hadewig, denn sie hat gewiss nach Vollendung des Erweiterungsbaues bei Ausmalung der Kirche den Inschriftstein errichten lassen, mit demselben verfolgte. Wie der Wortlaut zeigt, handelt es sich bei der Weiheinschrift vorwiegend darum, in einem recht dauerhaften, an besonders geschützter Stelle im Chorraum angebrachten Denkmal die Namen der heiligen Schutzpatrone, denen das ganze Kirchengebäude, sowie die einzelnen Altäre in Unter- und Oberkirche geweiht wurden, sodann die Namen der berühmten Consecratoren und der, bei der Einweihungsfeier gegenwärtigen durch Rang und wissenschaftliches Ansehen hochberühmten Männer dem Gedächtniss der Nachwelt zu erhalten. Nachdem sich die Inschrift, ihrem Hauptzweck entsprechend, in dreizehn Zeilen mit der Aufzählung der bezüglichen Namen befasst hat, wird in den drei letzten Zeilen nur ganz beiläufig noch erwähnt (dotata quoque est...), dass der Gründer der Kirche, Arnold, dessen Bruder Burchard von Wied und die Schwestern Hadewig und Hicecha die Kirche mit

1) Lacomblet a. a. O. I. No. 566.

2) Beyer, Eltester u. Görz a. a. O. II. No. 252 S. 293.

3) Lacomblet a. a. O. I. No. 389.

dem praedium in Rulistorf (Rülsdorf, Theil des heutigen Oertchens Beuel bei Bonn) dotirt haben.

Ganz anders verhält es sich mit der im September 1156, wenige Monate nach Erzbischof Arnolds Tod in Regensburg ausgestellten Urkunde Kaiser Friedrich Barbarossa's, mit welcher die Angaben der Steininschrift in Widerspruch stehen sollen. Diese Urkunde hatte den offen ausgesprochenen Zweck, die Schwarzrheindorfer Kirche sammt deren sämmtlichen Besitzungen („cum omnibus possessionibus eorum“) des wirksamen kaiserlichen Schutzes zu versichern, welcher der Aebtissin Hadewig und deren Bruder Burchard unter Hinweis auf die besonderen Verdienste, welche sich der in der Kirche beigesetzte Erzbischof Arnold um den Kaiser erworben habe, zugesichert wird. Hier war eine Aufzählung der Besitzungen, welche dieses kaiserlichen Schutzes theilhaft werden sollten, dringend geboten und der Kaiser erklärt zudem noch ausdrücklich, dass er dieselben sämmtlich aufführen wolle: „haec autem praedia ecclesiae propriis vocabulis duximus exprimenda“, worauf dann die vollständige Herzählung der betreffenden Besitzungen erfolgt. Dass diese Aufzählung eine ausführlichere ist als jene der Weiheinschrift, beweist gegen die Echtheit resp. die fühere Entstehungszeit der letztern durchaus nichts und es entspricht dem gänzlich verschiedenen Zwecke beider Urkunden vollständig, wenn die Consecrationsurkunde sich bei der ihr ja ferner liegenden Aufzählung der Dotationen einer grössernn Kürze befleissigt als die einen Schutz dieser Besitzungen bezweckende Regensburger Urkunde.

Irrig ist ferner, wenn gesagt wird, es seien die in dem Regensburger Diplom genannten Besitzungen „an anderen Orten gelegen“, als die in der Inschrift erwähnten. Letztere nennt lediglich das „praedium in Rulistorf cum omnibus suis dependenciis, agris, vineis, domibus“ als (wahrscheinlich erste) Dotation der Kirche und eben diese Rulistorfer Besitzung wird denn auch von der Regensburger Urkunde an erster Stelle als des kaiserlichen Schutzes gewiss genannt. Da ist doch der Widerspruch ganz unerfindlich.

Unverständlich ist uns, wenn in Betreff der Regensburger Urkunde S. 189 gesagt wird: „Ce diplome nous dit encore qu'il énumera toutes les propriétés de l'Eglise de Schwarzrheindorf et il ne dit pas un mot de Aurelhaid dont parle l'inscription“. Wir vermögen in der ganzen Inschrift kein Wort von einer Besitzung „Aurelhaid“ zu finden, und wundern uns darum auch gar nicht, dass die Regensburger Urkunde trotz ihrer Vollständigkeit einer solchen mit keinem Wort Erwähnung thut.

Wenn man weiter beachtet, dass die zum Beweise für ausgedehnteren Besitz der Stiftung im 12. Jahrhundert noch angerufene Urkunde[1]) des Erzbischofs Philipp vom Jahre 1173, worin dieser Kirche und Kloster sammt deren Gütern in seinen Schutz nimmt, ebenfalls ganz andere Zwecke hatte, als die Consecrationsinschrift der Kirche, so kann man aus der bei der letzteren gerügten lückenhaften Aufzählung der Güter gewiss nicht ferner Veranlassung zu der Schlussfolgerung nehmen, unsere Inschrift sei zu einer Zeit gefertigt worden, wo die Rheindorfer Stiftung bereits aller ihrer Güter und ihres früheren Glanzes wieder beraubt war, „où cette fondation était privée de tous ses biens de son couvent et où elle était veuve de son antique splendeur".

Noch weniger können wir beipflichten, wenn drittens die Inschrift, welche Hathewiga als Aebtissin von Essen und Gerresheim nennt, um desswillen bekämpft wird, weil Hathewig, die Schwester Arnolds, „niemals Aebtissin von Lerisheim gewesen" sei. Die Inschrift spricht zunächst gar nicht von Lergisheim, wie der Verfasscr irrthümlich statt Gergisheim gelesen hat; dass aber Hathewig Aebtissin von Gergisheim (= Gerresheim) gewesen ist, steht urkundlich fest, weil sie in dem Nekrologium jener Abtei unter'm 4. Juni aufgeführt wird[2]). In einer uns leider nicht zugänglichen Monographie[3]) hatte der Verfasser bereits früher, einem Citat von Prof. Joh. Janssen zufolge[4]) behauptet, Hadewigis von Essen und Gerresheim sei eine Schwester des als Abt, Staatsmann nnd Gelehrten hochangesehenen Wibald von Stablo und Corvey (1090—1158) gewesen. Bereits Prof. Joh. Janssen hat in seiner dem Wibald gewidmeten Schrift[5]) darauf hingewiesen, dass es irrig sei, wenn man mit de Noue Hathewig von Essen und Gerresheim in verwandtschaftliche Beziehungen zu Wibald bringen wolle.

Darauf hat nun de Noue[6]) den erneuten Versuch gemacht, eine Hadewig, und zwar die Aebtissin von Gerresheim, als Schwester Wibalds aufrecht zu erhalten, und dieser eine andere Hadewig, die Aebtissin von Essen, die Schwester Erzbischofs Arnold II. von Wied, als eine

---

1) Lacomblet, Urkundenbuch II. No. 445.

2) Lacomblet, Archiv für die Geschichte des Niederrheins VI. S. 86 und 96.

3) De Noue, Etudes historiques sur l'ancien pays de Stavelot et Malmedy pag. 219.

4) Joh. Janssen, Wibald von Stablo und Corvey, Münster 1854 S. 7.

5) Joh. Janssen a. a. O. S. 7. Anm. 8.

6) Jahrbücher des Vereins v. A.-Fr. Heft XXIX u. XXX S. 190.

zweite diesen Namen tragende Person gegenüber zu stellen. Wir vermögen auch hier seinen Gründen nicht zuzustimmen.

Er beruft sich zum Beweise dafür, dass Hadewig von Gerresheim eine leibliche Schwester des Abtes Wibald gewesen sei, auf zwei Briefe des Letzteren, in denen er Hadewig als „soror" anrede und sie, wo sie von ihm spricht, den Ausdruck „frater carnalis" gebrauchen lasse. Eine nähere Prüfung des Wortlautes der Briefe wird aber ergeben, dass es sich hier nicht um eine leibliche Schwesterschaft, sondern lediglich um bildliche Ausdrücke handelt.

Der erste Brief[1]) datirt vom Jahre 1148. In der Einleitung heisst es allerdings: „Frater Wilbáldus . . . . dilectae sorori suae Hadwidi benedictionem et vitam usque in saeculum." Dazu ist zunächst zu bemerken, dass Wibald zahlreiche Briefe an ganz fremde Menschen mit der Bezeichnung „Frater Wibaldus" beginnt, z. B. ep. 75 ad magistrum Baldricum[2]), ep. 78 und 86 ad suos Corbeienses[3]) ep. 92 ad Henricum Leodiensem episcopum[4]) u. s. w., dass also frater hier offenbar nur in dem Sinne von Klosterbruder oder Bruder in Christus zu verstehen sei. Dass ganz das Gleiche auch bezüglich des Titels soror gelte, geht aus dem Wortlaut des Briefes selbst hervor. Wibald entschuldigt sich, dass er so lange nicht an Hadwidis geschrieben habe, uneingedenk, dass sie stets es liebten, sich als Geschwister zu betrachten: „immemor pristini affectus et sinerae dilectionis atque fraterni amoris, quo nos invicem tenere dileximus". Das spricht doch gegen das Vorhandensein einer leiblichen Geschwisterschaft. Noch klarer wird dies, wo Wibald die Hadwidis in Bezug auf ihn die vorwurfsvollen Worte ausrufen lässt: Homo ille carissimus et in numero fratrum carnalium susceptus et adscriptus, praesente illo sublimi et humanissimo fratre nostro domum nostram colebat . . . ." Wäre Wibald in Wirklichkeit der leibliche Bruder der Hadwidis, so wäre es nicht nöthig gewesen, dass er erst „unter die Zahl der leiblichen Brüder aufgenommeu und ihr beigezählt wurde," und es wäre auch unverständlich und mindestens überflüssig, dass Hadewig ihm vorhält, wie er ehedem bei Anwesenheit ihres Bruders (Arnold) in ihrem Hause sich aufgehalten habe. Auch der Schluss des Briefes, wo Wibald

1) Edm. Martene et Ursin. Durand, Veterum scriptorum amplissima collectio (Paris 1724) II. p. 250, epistola LXXIX.

2) Martene et Durand a. a. O. p. 246.

3) Martene et Durand a. a. O. p. 249 u. 257.

4) Martene et Durand a. a. O. p. 264.

Hadewigis auffordert: „ut de nobis tamquam devero et constanti amico confidas" deutet klar genug auf ein inniges Freundschaftsverhältniss hin, das man als ein geschwisterliches betrachtete und bezeichnete.

Dass aber die Anrede soror nicht auf eine wirkliche Geschwisterschaft, sondern eben nur auf eine Berücksichtigung der herrschenden Klostersitte schliessen lasse, geht aus dem anderen Briefe Wibalds hervor, den er drei Jahre später dilectae sorori suae H., abbatissae de Gerigesheim[1]) geschrieben hat und auf den sich H. de Noue für seine Ansicht beruft. Wibald freut sich, dass Hadewig Aebtissin von Gerresheim geworden, dass ihr Licht jetzt auf hohe Leuchte gestellt sei und fährt fort: „Hactenus eras nobis soror, deinceps eris nobis et soror et sponsa tanto familiarius, quanto per denominationem nostro oneri accessisti vicinius." Man sieht daraus doch wohl deutlich, dass es sich bei den von Wibald gebrauchten Titulaturen um eine geistreiche Spielerei mit Namen, nicht um eine thatsächliche Schwester- und Brautschaft handelt, dass wenigstens keinerlei Grund vorliegt, der uns zu der Annahme verpflichten oder auch nur beim Fehlen jeglichen anderen Anhaltspunktes berechtigen könnte, die Hadewig als leibliche Schwester des Wibald gelten zu lassen, dass vielmehr in jenen beiden Briefen Momente genug liegen, welche einer solchen Annahme widersprechen.

Wann Hadewig von Gerresheim, die mit dem „frater sublimis et humanissimus" (ep. 79) doch wohl nur den Erzbischof Arnold gemeint hat, auch Aebtissin von Essen geworden sei, vermögen wir nicht festzustellen. Urkundlich begegnet sie uns als solche zuerst im Jahre 1156[2]). Sie selber nennt sich zwar in keiner uns erhaltenen Urkunde abbatissa Asnidensis et Gerrisheimensis und wird auch nachweislich in Urkunden, ausser in der Schwarzrheindorfer Steininschrift, nie so bezeichnet. Aber das entspricht ganz dem damaligen Gebrauche; Wibald z. B. war gewiss unbestritten sowohl Abt von Corvei als von Stablo; aber in all seinen zahlreichen Briefen und Urkunden nennt er sich bald abbas Stabulensis, bald Corbeiensis, nie aber gebraucht er beide Bezeichnungen combinirt, und nur einmal wird er als Zeuge in einer Urkunde Kaiser Friedrich's I. „Wibaldus corbicensis et stabulensis abbas" genannt[3]).

---

1) Martene et Durand a. a. O. II. p. 405 ep. 220 (de Noue citirt im Text irrig ep. 229).

2) Lacomblet, Urkundenbuch I. No. 389.

3) Lacomblet a. a. O. No. 384.

Nach keinerlei Seite hin vermögen wir demnach in der doppelten Titulatur der Hadewig einen Beweis gegen die Echtheit der Inschrift zu erkennen. Dagegen glauben wir einen monumentalen Beweis dafür, dass Hadewig wirklich Aebtissin beider obengenannter Klöster war, in den blosgelegten Wandmalereien der Oberkirche zu Schwarzrheindorf[1]) erblicken zu dürfen. Dort liegen zu den Füssen des als Weltrichter erscheinenden thronenden Heilandes, in anbetender Stellung Schutz und Segen für ihre Kirchen- und Kloster-Gründung erflehend, einerseits Erzbischof Arnold, anderseits die Aebtissin Hadewig. Unter diesem Bilde sind die Bilder einer Reihe von Heiligen angebracht, die wie nachgewiesen[2]), die Patrone von Stiftern waren, welche zu der Schwarzrheindorfer Stiftung in näherer Beziehung standen. Es ist nun gewiss nicht Zufall, sondern reiflich erwogene Absicht des Künstlers, dass er die Reihe dieser Heiligen durch die Bilder von Cosmas und Damianus links vom Beschauer eröffnet und durch Hippolytus zur äusserten Rechten geschlossen werden lässt. Die beiden erstgenannten heiligen Aerzte waren Patrone des Stiftes in Essen, Hippolytus Patron von Gerresheim, sicherlich ein kaum anfechtbarer monumentaler Beweis für die in unserer Inschrift enthaltene, auch noch, wie wir sahen, anderweitig beglaubigte Behauptung, dass Hadewig, die Schwester Erzbischofs Arnold von Wied, Aebtissin von Essen und Gerresheim gewesen ist. Mit Constatirung dieser Herrn de Noue unbekannten, weil bis vor einigen Jahren unter der deckenden Tünche verborgenen kunstgeschichtlichen Thatsache dürfte der hauptsächlichste und schwerwiegendste Einwand gegen die Echtheit der Inschrift beseitigt, ihre Glaubwürdigkeit ausser Frage gestellt sein.

Als letzter Grund gegen die Echtheit wird noch geltend gemacht, dass in der Inschrift Arnoldus, der bei Anfertigung derselben bereits todt war (er wird „piae recordationis“ genannt), noch als erwählter Bischof von Köln aufgeführt wird („tunc Coloniensis ecclesiae electo“), aber dies vermag nach unserer Ansicht die Authenticität der Inschrift nicht zu alteriren. Die auf eine irrthümlich gedeutete oder irrthümlich datirte Urkunde Papst Eugen's III.[3]) sich stützende Annahme, dass die Bestätigung der Wahl des Erzbischofs Arnold II. bereits zu Anfang

1) Abbildung und Beschreibung bei E. aus'm Weerth, Wandmalereien des christl. Mittelalters S. 14 Taf. XXXIII.

2) aus'm Weerth a. a. O. S. 14.

3) Lacomblet, Urk.-Buch I. No. 372.

des Jahres 1151 erfolgt sei (am 8. Januar bestätigt der Papst einem Erzbischof Arnold die Besitzungen der kölner Kirche), wird unhaltbar, wenn man bedenkt, dass sein Vorgänger, der Erzbischof Arnold I. von Randerode erst am 3. April 1151 gestorben ist[1]). Wenn man nun auch annimmt, dass die Wahl eines Nachfolgers sofort vollzogen und die Bestätigung Arnold's II. sogleich in Rom beantragt und von dorther erfolgt sei, so wird doch zugegeben werden müssen, dass die Frist vom 3. April bis zum Beginne des Mai e. a. eine so kurze war, dass zumal bei damaligen Verkehrsverhältnissen Arnold II. am Einweihungstage noch nicht im Besitz der Bestätigungsurkunde sich befand und also immerhin mit Recht von unserer Steininschrift als „tunc electus" im Gegensatz von „confirmatus" bezeichnet werden konnte, ja die Beifügung des „tunc" scheint gerade andeuten zu wollen, dass er damals noch erst „electus" gewesen ist, während er bald darauf „confirmatus" wurde. Dafür, dass Arnold am Weihetage noch nicht confirmatus et consecratus war, könnte auch noch der Umstand sprechen, dass er keinen der von drei auswärtigen Bischöfen geweihten Altäre selbst consecrirte. Er wird eben damals als Electus nur iura iurisdictionis, nicht aber auch iura ordinis haben vollziehen können. Zur Gewissheit wird diese Vermuthung durch einen „Datum Signiae VI. idus Januarii" (1152) gezeichneten Brief Papst Eugen's III. an die Kölner[2]), worin er diesen anzeigt, dass er den erwählten Bischof Arnold, der in Begleitung der Aebte Wibald von Corvey und Nicolaus von Siegburg zu ihm nach Segni gekommen war[3]), dort consecrirt und mit dem Pallium belehnt habe. Danach war also Arnold während des ganzen Jahres 1151 Electus, und wurde erst am 8. Januar 1152 vom Papste consecrirt, wonach denn auch die erwähnte Bestätigungs-Urkunde des Papstes[4]) nicht vom Jahre 1151, sondern vom Jahre 1152 zu datiren ist, womit auch die in derselben angebene indictio XV übereinstimmt. Wir vermögen also auch hier in der gerügten Bezeichnung des Erzbischofs als tunc electus einen Irrthum nicht zu erkennen, da dieselbe, weit entfernt hinzureichen, um „schon für sich allein den historischen Werth der Inschrift in Frage zu stellen", gerade umgekehrt die historische Correctheit der Inschrift gegenüber anderweit irriger Auffassung erhärtet.

---

1) Monumenta Germaniae XVI, 727 und XVII, 763.
2) Martene und Durand a. a. O. ep. 326 p. 502.
3) Janssen a. a. O. S. 170.
4) Lacomblet a. a. O. I. No. 371.

Nachdem so alle angeblich gegen die Echtheit der Inschrift sprechenden Gründe von uns als nicht stichhaltig erwiesen sind, erübrigt uns noch, die epigraphischen Eigenthümlichkeiten, für welche wir des Näheren auf Taf. VII verweisen, hier kurz hervorzuheben. Die sämmtlichen Zeilen sind zwischen dünne Doppellinien eingehauen, an die nicht immer die sauber gearbeiteten Buchstaben heranreichen. Die Majuskeln zeigen die schöne, in den Rundbuchstaben (C, O, Q) kreisrunde Form des 12. Jahrhunderts, das E kommt nur gradlinig, nicht gerundet vor, das C ist vorne noch nicht geschlossen, für M findet sich ebenfalls noch nicht die gerundete Form, die Abkürzungen und Ligaturen tragen einen so deutlich ausgesprochenen Charakter, dass jeder Epigraphiker uns beipflichten wird, wenn wir die Inschrift unbedingt dem 12. Jahrhundert, und zwar der Zeit zwischen 1160 und 1175 zuweisen. Später dürfte dieselbe kaum entstanden sein.

Nachdem wir so die Echtheit der Schwarzrheindorfer Weihe-Inschrift aus inneren und äusseren Gründen als nicht anfechtbar nachgewiesen, erübrigt uns noch, eine geschichtliche Consequenz kurz zu fixiren. Da die Hadewig, an welche als Aebtissin von Gerresheim Abt Wibald schreibt, mit der Aebtissin Hadewig von Essen, d. h. mit der Schwester des Kölner Erzbischofs Arnold II. von Wied identisch ist, so kann auch nur dieser gemeint sein, wenn Wibald im Jahre 1148, wo König Konrad III. sich noch als Kreuzfahrer im h. Lande befand, an Hadewig schreibt: „quando abest germanus tuus regiae curiae cancellarius sui generis flos et ornamentum". Zwar hat H. de Noue im Anschluss an eine von Martene[1]) ausgesprochene Vermuthung geglaubt, in diesem Cancellarius den Erchenbert, einen Bruder Wibald's, erblicken zu dürfen. Da aber eben Erchenbert wie Wibald kein Bruder der Hadewig war und ausser der missverstandenen Stelle dieses Briefes kein Document für ihn als Kanzler spricht, so wird man trotz Martene und de Noue dem Erchenbert die ihm zugedachte Würde eines deutschen Reichskanzlers absprechen müssen.

Viersen. Aldenkirchen.

---

1) Martene und Durand a. a. O. p. 116: coniicio hunc fratrem Wibaldi fuisse Conradi regis Cancellarium.

## 10. Die Soester Malerei unter Meister Conrad.

Der Maler Conrad von Soest schuf um 1400 jene herrlichen Werke, die für alle Zeiten in der Kunst- und Landesgeschichte einen ehrenvollen Platz einnehmen und dem Meister ein ruhmvolles Andenken sichern werden. Da ihm wie den meisten ältern Künstlern das Kunstleben der Heimath zum Ausgangspunkte diente, so blicken wir füglich, um sein Auftreten und Wirken richtiger zu würdigen, zurück auf die Geschichte der Vaterstadt und die Kunstentwicklung, die vor ihm lag.

### Rückblick auf die Geschichte der Stadt.

Selten versprach die Lage einem Orte eine so sichere Zukunft und Blüthe, wie Soest, »dem alten Wohnsitze der Sigambern«[1]), dann »der Stadt der Engern«. Am Fusse eines weiten Gebirgslandes im Süden, dessen Verkehr nach dem Norden neigte, am Saume einer noch grössern Ebene im Norden, lag es am alten den Rhein mit dem Osten verbindenden »Hellwege«, am Knotenpunkte wichtiger Verkehrsadern, die vom Süden herab-, vom Norden heraufzogen, — es lag ungefähr im Herzen Westfalens, am Borne heilender Quellwässer, umgeben von der kornreichen »Börde« und einem Kranze von Freistühlen, den Wahrzeichen einer alten, dem öffentlichen Leben zugethanen Bevölkerung. Es hatte schon um 633[2]), als König Dagobert hiesige Höfe an die

1) Der Name ergiebt sich schon aus Strabo, Geograph. VII, 1, wenn man mit F. Hülsenbeck, die Gegend der Varusschlacht, Paderborn 1878, S. 19, statt Σουβάττιοι nur Σουσάττιοι liest. Der treffliche Münzkenner Herr W. A. Wippo, welcher auch genau auf die Fundstätten von Römermünzen geachtet hat, theilt mir aus den Verzeichnissen des Soester Antiquars Gottschalk mit, dass zu Ampen, westlich von Soest, an einer bestimmten Stelle nach und nach mehrere römische Kupfermünzen aus der Kaiserzeit aufgelesen seien; an Goldmünzen der Kaiserzeit fanden sich, wie ich an Ort und Stelle erfuhr, einige im Süden der Stadt am uralten Hellwege. Vergl. Wiskott, Beiträge zur Geschichte der Stadt Soest, 1857, S. 79.

2) Vergl. Lacomblet, Urkundenbuch für die Geschichte des Niederrheins I, Nr. 218, desselben Archiv II, 62. 64; — Evelt in der Zeitschrift für (Westfalens) Geschichte und Alterthumskunde XXXIII, 12, 28. Am Haarwege kam auch eine Münze des griechischen Kaisers Heraclius (600—641) zu Tage. Wiskott, S. 80—81.

Kölner Kirche schenkte, nähere Beziehungen zu dem culturreichen Westen und, wie man glaubt, auch ein dem h. Petrus geweihtes Holzkirchlein [1]) — wohl das erste unter den für ihr Heidenthum begeisterten Sachsen, und bald darauf, nachdem das Sachsenland dem Frankenreiche einverleibt war, eine auffallend grosse Einwohnerzahl [2]). Die Kölner Bischöfe hegten und pflegten den Ort, als sollte er, wie Köln für den rheinisch - fränkischen, die Metropole für den sächsisch - westfälischen Theil ihres Bisthums werden.

Der Königssohn, Erzbischof Bruno, stattete hier sein 964 [3]) gegründetes Patroclistift so reichlich mit Kostbarkeiten, Geld und Gütern aus, dass es allmählich die höchsten kirchlichen Vorrechte, das Patronat über mehrere Pfarreien und das Archidiaconat — eines der grössten der Erzdiöcese — über den gesegnetsten Landstrich Westfalens gewann [4]). Rainald von Dassel, welcher von 1159—1167 regierte, richtete das später so reiche und kunstfördernde Frauenstift der h. Walpurgis ein [5]), und sein Nachfolger, Philip von Heinsberg, dem auch das Herzogthum Westfalen zufiel, theilte 1179 [6]) die alte Petripfarre in sechs neue Pfarrsprengel — Fundationen, womit das Bau- und Kunstleben der Stadt einen ganz ungeahnten Aufschwung nehmen musste. Bis 1216 ist das neue Hospital fertig [7]), 1231 [8]) siedeln die Dominicaner, 1232 die Minoriten zu neuen Kirchen- und Klosterbauten sich inmitten der dichten Stadtbevölkerung an, 1252 dürfen die Prediger-Mönche in westlicher Nähe der Stadt das Kloster Paradis erbauen [9]); und in den Folgezeiten, wo es neuer kirchlicher Fundationen

1) S. Barthold, Soest die Stadt der Engern, 1855, S. 17.

2) Translatio S. Viti in Mon. Germ. histor. II, 583. Vita Idae ibid. II, 574.

3) J. S. Seibertz, Landes- und Rechtsgeschichte des Herzogthums Westfalen (1861) II, 136.

4) Wiskott S. 15 ff. — G. Kampschulte, Kirchlich-politische Statistik des vormals zur Erzdiöcese Köln gehörigen Westfalens, 1869, S. 26, 103 ff.

5) Vergl. Seibertz, Urkundenbuch zur Landes- und Rechtsgeschichte des Herzogthums Westfalen (1839) I nr. 80; — Kampschulte a. a. O. S. 107; — C. Becker in Kuglers Museum, Blätter für bildende Kunst (1835) III, 373 setzt die Stiftung um das Jahr 1152, Wiskott S. 19 ins Jahr 1165.

6) Dieses Jahr behauptet Barthold a. a. O., S. 77, für die undatirte Urkunde bei Seibertz U.-B. I, Nr. 97, vergl. Nr. 184. Seibertz' Quellen der westfälischen Geschichte (1860) II, Urk. 12.

7) Seibertz, L. und R.-G. III, 35, desselben U.-B. I, Nr. 141, 165.

8) Seibertz, L. u. R.-G. III, 488; desselben Quellen d. westf. Gesch. I, 2 ff.

9) Seibertz, L. u. R.-G. III, 114, dessen U.-B. I, Nr. 272.

nicht mehr bedurfte, spornen frommer Sinn und Reichthümer unablässig zur Bethätigung der Kunst im Dienste der Kirche wie der Bürgerschaft: alte Werke werden durch neue ersetzt, zahlreiche Kapellen[1]) den grossen Kirchen zugesellt, die edelsten Blüthen der Kleinkünste gezeitigt. Es sammelte sich allmählich ein Schatz von kirchlichen Kunstwerken an Schönheit und stofflichem Werth, wovon unsere Zeit keine Ahnung mehr hat.

In freundlichster Wechselwirkung mit der Gunst der Lage haben also die Kirchenfürsten den Ort nicht blos als Bischöfe durch allerhand geistliche, sondern auch als Hofesbesitzer und seit 1180 als Herzoge durch allerhand weltliche Berechtigungen und Wohlthaten gehoben; Herman I. (890 bis 895) erwarb die seinem Stuhle entfremdeten Höfe wieder, Heribert hat angeblich 1014, als er länger zu Soest weilte, neben der Bonifacius-Kapelle einen Palast mit Burgmännern angelegt, Philip von Heinsberg ihn ausgebaut und verschönert, mancher von ihren Nachfolgern gern in Soest residirt[2]).

Von Heribert datirt vielleicht auch die 1074[3]) erwähnte Münze und die ältere Befestigung, falls nicht schon urthümliche Wehren vorhanden waren; Philip baute eine stärkere Steinzingel mit Gräben und Wällen und diese wuchs allmählich mit zehn Thorbauten und sechs und dreissig Mauerthürmen zu einer staunenswerthen Stärke an. Um die Mitte des 12. Jahrhunderts hatte Soest einen Stadtrath und die hörige Bevölkerung schon früher so angemessene Rechte und Freiheiten, dass diese zeit- und ortsgemäss gestaltet seit 1144 Medebach, darauf in unmittelbarer oder mittelbarer Ableitung fast allen Städten des Herzogthums, um 1158 im Kerne auch dem fernen Lübeck, der neuen Seestadt Heinrich's des Löwen, und durch diese wieder der grossen Handelsstation Nowgorod in Osten zu Theil wurden[4]). Sie sind vom Erzbischof Philip, den man den zweiten Gründer der Stadt nennen darf, neu verbrieft, auf eine »eminent günstige Weise« den Bedürfnis-

1) Sie sind aufgezählt bei Wiskott S. 28 ff. Im Jahre 1820 waren noch die zehn Pfarr- und Klosterkirchen vorhanden; die Dominicanerkirche fiel 1820/21, die Georgskirche 1821, die Stiftskirche wurde 1822 in ein Kornmagazin verwandelt. Baedeker-Heppe, Zur Gesch. der evangel. Kirche Rheinlands und Westfalens (1870) II, S. 435 ff.

2) Vergl. Vorwerck im Programm des Archigymnasiums zu Soest, 1844, S. 17. Seibertz, L. u. R.-G. II, 146; III, 164 ff. Lacomblet, U.-B. Nr. 94.

3) Urkunde bei Seibertz' Quellen d. Westf. Gesch. II, 461.

4) Seibertz, L. u. R.-G. III, 314, 366.

sen gemäss erweitert, so dass sie den verschiedenen Ständen und Berufskreisen stufenmässig und dauernd zu Gute kamen. Dass die Rechtspflege und Verwaltung dabei in den Händen der Erzbischöfe oder auf deren Verleihung hin in jenen des Grafen von Arnsberg lag — sank gegen Mitte des 13. Jahrhunderts gegenüber dem erstarkten Bürgerthume immer mehr zu einer leeren Form herab; nachdem schon 1229 Erzbischof Heinrich von Molenark den treuen Soestern das Münzrecht beschert hatte, damit sie den Münzumlauf emsiger förderten, überkamen sie 1281 vom Erzbischof Siegfried volle Freiheiten[1]): unaufhaltsam treiben nun die Verhältnisse einem Regimente der Geschlechter zu, denen gegenüber die Zünfte und Gemeinen nur einen berathenden oder einen mittelbaren Einfluss auf das öffentliche Leben behaupten[2]). »Soest hatte unter den friedlich gesinnten Erzbischöfen bereits eine Unabhängigkeit, die der Reichsfreiheit gleich kam«.

Denn geschickt und glücklich kam die Bürgerschaft den gegebenen Antrieben nach, um städtische Betriebsamkeit und Macht zu entfalten; zu den Urbewohnern und Ackersleuten hatten sich gesellt die Geistlichen, die bischöflichen Beamten, Dienstmänner und andere Elemente nämlich solche, welche unter den Mauern des Patroclistiftes oder des bischöflichen Palastes und dann im Schutze der Stadtmauer Gewerbe trieben, und solche, welche, den Blick nach aussen gerichtet, Handel und Verkehr förderten. Sicher bestanden hier im 12. Jahrhunderte handwerkliche Genossenschaften »Fraternitäten«[3]); es waren die gewerblichen Erzeugnisse der Bürgerschaft, es waren die Erträge der Salzquellen, der Bergwerke, der Landwirthschaft und des Kleingewerbes aus der Nähe wie aus dem weiten Hinterlande zu vertreiben und zu versilbern, und gegenseits mussten die Artikel des Bedürfnisses und des stätig wachsenden Luxus aus der Ferne wieder eingeführt werden. In der That hatten Soest und Dortmund schon früh belebte Märkte, ihre Münzen cursirten am meisten im Sachsenlande: der culturreiche Westen lieferte namentlich die Importartikel, der Osten verlangte Exportwaaren. Der Handelsgeist regte sich so bedeutend, dass im Anfange des 12. Jahrhunderts Friesen und Wallonen hier Geschäfte machten, die Soester,

1) Seibertz, U.-B. I, Nr. 185, Landes- und Rechtsgesch. III, 420, 434.

2) Barthold's hier zu wenig auf den Urkunden gestützter Geschichte der deutschen Städte folgend kommt Hotho, Die Malerschule Hubert's van Eyck, 1855, S. 115, 120, 257 zu dem Resultate eines democratischen Regiments.

3) Nitsch in d. Monatsberichten der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin, 1879, S. 13.

wie die spätere Fraternität der »Schleswicker« errathen lässt, schon in den fernen Ostseehandel Schleswigs eingriffen und nach dessen Untergange ein grossartiges Handelsnetz über Skandinavien und Russland ausbreiten halfen. Lübeck, der Vorort dafür, dankt Soest die Fundamente seines Stadtrechts und dem Westfalenlande überhaupt den Stamm seiner rührigen Einwohnerschaft. Soest, Münster, Dortmund und Gröningen sind es, die mit Köln, Lübeck und Hamburg den nordischen Seeverkehr in Fluss gebracht[1]) und mittelst der Hanse zu seiner welthistorischen Culturbedeutung entwickelt haben.

Nach Westen hin hatte Soest noch ältere Beziehungen[2]), so durch den Hellweg nach Köln und Duisburg und durch diese Städte an der grossen Rheinstrasse[3]) besorgte es in Flandern und England den Einkauf der südlichen Nahrungs- und Luxusartikel und den Verkauf der heimischen, namentlich der Metall-Waaren; 1255 erlangte es von König Wilhelm von England Privilegien für den Seehandel[4]). Auf so sichern und mannigfachen Fundamenten des Gewerbes, Handels und Gewinnes konnte die Stadt 1253 ein Landfriedens-Bündniss — eins der ältesten unter den Städten — mit Münster, Dortmund und Lippstadt eingehen zum Schutze der Kauffahrer auf den Handelswegen[5]), es konnte im grossen Hanseverbande für die kleinern Städte Südwestfalens den Anwalt spielen und sogar Lübeck Trotz bieten, wenn allgemeinere Handelsinteressen in Gefahr standen. So ward aus Soest eine reiche Landstadt, und durch die wehrhafte Hanse[6]) eine Weltstadt. Und wie noch heute die Handelsleute des Sauerlandes aus allen Weltrichtungen im Herbste, so kehrten einst die Soester Kaufleute von London, Nowgorod, oder welchen Handelsplatz sie auch in der Welt vertreten hatten, jährlich zur Vaterstadt heim, um im Kreise ihrer Familien und Handelsgenossen

1) Vergl. Koppmann, Hanse-Recesse I, S. XXVI, XXVIII.

2) Vergl. Seibertz L. u. R.-G. III, 262 ff., 543. C. Geisberg in der westfäl. Zeitschrift XXX, 263 ff. Boehmer, Regesten Nr. 1387.

3) Noch im 15. Jahrhunderte fasste Soest den unter der neuen Clevischen Regierung so verheissungsvollen Plan, einen Canal zur Lippe anzulegen, um mit Lastschiffen auf dem Wasserwege den Rhein zu erreichen. Er scheiterte an dem Widerspruche der betheiligten Regierungen, Urkunde von c. 1495 in Tross Westphalia 1825 IV, 106.

4) Seibertz' U.-B. I, Nr. 292.

5) Westfäl. Urkundenbuch, herausgeg. von R. Wilmans III, Nr. 553.

6) Junghans in der Historischen Zeitschrift XIII, (1865) 309 ff.

zu »Mitwinter« fröhliche Feste und Trinkgelage in der »Rumenei« zu feiern [1]).

Seit dem Jahre 1388 erwarb die Stadt, »deren Einwohner ursprünglich als unfreie Hörige nicht einmal qualificirt waren, selbständig vor einem Freigerichte zu erscheinen,« nach und nach die Stuhlherrschaft über drei Freigrafschaften mit einer Gruppe von Freistühlen [2]), welche vordem Grafen oder Edelherren zustanden, und mit der seit Mitte des 14. Jahrhunderts immer steigenden Competenz und weiter nach aussen dringenden Macht der Freigerichte [3]) wächst selbstredend auch ganz gewaltig die politische Bedeutung der Stadt. Noch im 14. Jahrhundert langt sie auf dem Gipfel ihrer Macht und Wehrhaftigkeit an, schliesst mit andern Machthabern Landfriedensbündnisse, leistet auch wiederholt Kriegshülfe den eigenen Landesherren [4]), die sobald ihren Widerstand und — in der Soester Fehde — ihren gänzlichen Abfall erfahren sollten.

Dürfen wir noch einige Züge aus dem innern Leben bieten, so rühmte sich Soest schon früh einer Stiftschule, gesuchter Bäder [5]), es besass im 13. Jahrhunderte Arzt und Apotheke, dann, eher als London, Regensburg und Augsburg, ein sorgfältig gepflegtes Strassenpflaster [6]), es entfaltete, so dürfen wir schliessen, bis ins 15. Jahrhundert immer reicher seine Blüthen an Macht und Unternehmungen, es behauptete kirchlich und commerciel den grössten Einfluss auf das Hinterland, und kann daher auch in den wichtigsten Dingen der Cultur mit den ältesten und grössten Städten nah und fern wetteifern. Das beweist schon die hervorragende Kunstübung.

## Rückblick auf die Kunstthätigkeit.

Weit über alle Erwartung hinaus hat die Kunst solcher Blüthe und Stadtgrösse entsprochen — ein Satz, den schon die Ueberbleibsel von Kunstwerken und von kunstgeschichtlichen Nachrichten rechtfertigen.

1) Die Rumenei hatte ihren Namen von griechischen Morea-Weinen — ein Beweis zugleich, dass die Nahrungsartikel des Südens massenhaft hierher in den Handel kamen. Vgl. meine Notiz in Pick's Monatsschrift III, 610.

2) Seibertz in der westfäl. Zeitschrift (1864) XXIV, 20 ff.

3) Vgl. H. Grauert, Die Herzogsgewalt in Westfalen, 1877.

4) Vgl. Lacomblet, N. U.-B. II, Nr. 551, III, Nr. 231, 260, 263, 319.

5) Conf. B. Wittius, Historia Westphaliae 1778, p. 761.

6) Vgl. Barthold a. a. O., S. 160, 161.

Und wie selten sind kunstgeschichtliche Aufzeichnungen gemacht, wie wenige davon erhalten, wie viele monumentale Werke sind untergegangen, wie zahllose Stücke der Kleinkunst für die Nähe und Ferne hervorgebracht, ohne dass eine Spur oder eine Kunde davon geblieben!

Manche Soester Kunstwerke stehen im Vordergrunde Ihresgleichen in Deutschland, andere halten sogar den Vergleich mit Köln aus. Die Künstler sind in der Frühzeit hörig, später frei, jedoch keiner Brüderschaft oder Zunft, die Bauleute nicht einmal einer Bauhütte eingegliedert, ob ihrer auch bis in die Ferne die mannigfachsten Aufgaben harrten. Und wenn nach den Acten der Stadt die Kleinschnitzler 1698, ähnlich jenen zu Hamm, einen Gildenverband anstrebten[1]), so bedeutet das nichts Anderes, als einen Nothschrei, um im Vereine Vortheile zu geniessen, welche der Wandel der Zeit dem alleinstehenden Meister versagte[2]).

Es bleibe dahin gestellt, ob von Soester Künstlern schon der »grosse Herrgott von Soest«, ein Crucifix mit einem $2^1/_2$ Ellen langen Corpus aus Silber, das für ein Geschenk Karls d. Gr. gehalten und 1770 aus dem Patrocli-Münster gestohlen wurde[3]), oder jene kostbaren Gefässe stammten, welche Erzbischof Bruno demselben vermacht hat — genug, wo Gold- und Metallarbeiten im alten Sachsenlande so beliebt und gleich im neuen Jahrtausend zu Paderborn, Minden, Münster (Marsberg) so leidenschaftlich gesucht und so kunstreich gefertigt werden[4]), wo ihre Künstler mit den Münzern vielorts als freie Leute innerhalb der städtischen Urbevölkerung zu immer höherm Ansehen emporsteigen[5]), da kann es kein Wunder nehmen, dass auch zu Soest die Goldschmiede und Münzer mit dem 12. Jahrhunderte unter vornehmen Zeugen, und zumeist von allen Ständen, mit Namen in den

1) Stadt-Archiv Miscell. VIII, 55. Fraternitäten bestanden nur für die Tuchmacher und die unentbehrlichsten Handwerke. Seibertz' L. u. R.-G. III, 451.

2) C. van Mander, Het Scildeboeck, Amsterdam 1861 fol. 170 klagt, wie man seiner Zeit auch die Malerkunst, die edelste von Natur, die Mutter der Verzierungen, die keiner Mitschwester, so man freie Kunst nenne, nachstehe, den Zwang einer Gilde anthun wolle . . . ghelyck alle plompe handwercken en ambachten.

3) Nicht 1780 wie Aldenkirchen, Die mittelalterliche Kunst in Soest, Bonn 1875, S. 8 angibt. Vgl. Wiskott, S. 55 ff.

4) Vgl. meine Streiflichter auf die altdeutschen Goldschmiede in der Allgem. Zeitung, 1878, S. 1210.

5) Vgl. W. Wackernagel Kleine Schriften I, 51, 66; Hüllmann, Städtewesen des Mittelalters II, 21.

Schriften figuriren, mit Reichthümern und grossen Leistungen hervortreten. In schneller Folge begegnen uns hier als Soester Bürger die Münzmeister Arnold, Hecelin 1162, wieder ein Arnold 1231, Hardung und Johan, Hardungs Sohn, nach 1245, welche die Münze von der Apostelkirche zu Köln gepachtet haben[1]). Meister Zigefrid fertigt laut Contract von 1313 für den Patroclidom das kreuzförmige von Heiligengestalten umgebene Reliquiar — heute eine Zierde des neuen Museums zu Berlin[2]), und seine beiden Anverwandten, Everhard und Theodorik von der Lake, welche den Contract abschliessen, sind gewiss auch Goldschmiede. Ein Goldschmied Th. tritt nach den Bürgerbüchern 1305 und 1307 auf, jedenfalls jener Goldschmied Theodorik, der 1309 und 1313 als Zeuge und Schiedsmann wirkt, und um 1319 aus seinem Vermögen ein Hospital bei der Wiesenkirche stiften kann[3]). 1331 lesen wir vom Münzmeister Her(man), 1336 wieder von Zigefrid und der Wittwe des Goldschmiedes Degenhard, von einem Goldschmiede Johan de Palude, 1341 von dem Münzer Herman, der im Rath sitzt, 1392 von einem Münzer Th. und 1404—1407 vom Goldschmiede Bertram[4]).

Was die Goldarbeiter im Laufe der Zeit an kostbaren und formvollen Werken ausgeführt haben mögen, davon erblicken wir einen freilich nur schwachen Wiederschein in der Gruppe von stilvollen Kelchen, welche noch heute dort die Kirchen, und namentlich die Petrikirche zieren — unter letztern steht ein Prachtstück ersten Ranges, ausgestattet mit architektonischen, pflanzlichen und thierischen Zierden, wie sie der spätern Gothik nur geläufig waren[5]), vielleicht eine Arbeit Bertram's.

---

1) Königl. Staats-Archiv zu Münster, Soest-Kölner Urkunden, Nr. 9, 13. Seibertz U.-B. I, Nr. 56, 58, 239, III, 1067.

2) W. Lübke, Die mittelalterliche Kunst in Westfalen, 1853, S. 409. J. Aldenkirchen, S. 83 f. mit Abbildung; meine Bemerkungen dazu in Pick's Monatsschrift für rheinisch-westfälische Geschichtsforschung und Alterthumskunde (1876) II, 445. Als Vorläufer der Künstlermarken figurirt im Siegel Everhard's von der Lake, des einen Contrahenten, eine hausmarkenartige Figur, eine der ältesten dieser Art, wie sie ähnlich 1334 als Waarenzeichen bei Kaufleuten vorkömmt und urkundlich erhalten ist in einer Urkunde des Dortmunder Stadt-Archivs, Nr. 263.

3) Seibertz U.-B. I Nr. 442. II, 526, 578. Kindlinger, Geschichte von Volumstein II, 271.

4) Urkundlich seither nur zwei bekannt bei Seibertz U.-B. II Nr. 654, 681.

5) Abgebildet bei Aldenkirchen Taf. VI.

Und welche Bauleistungen verhiess eine Stadt, die für sich und eine weite Umgegend so viele kirchliche und profane Gebäude herstellte und dafür die ergiebigsten Lager eines schönen Mergelsandsteins in der Nähe hatte, eines Steines, der mit seiner grünen, dem Auge so wohlthuenden Farbe noch heute entschädigt für seine zum Abblättern und Verwittern allzusehr geneigte Structur[1]).

Neben dem altfränkischen Holzkirchlein des h. Petrus erhob sich schon früh auf dominirender Höhe der Steinbau jenes palatium sive turris, welcher 1178, wo er vom Erzbischofe Philip in ein Hospital verwandelt wurde, längst zu einem Schlupfwinkel für Nachtvögel und allerhand Gethier herabgekommen war, indess die Ueberreste, welche letzthin durch einen Zusammensturz wieder starke Einbusse erlitten haben, eine Disposition und Formen zeigten, die den Stilbauten des Mittelalters fremd sind[2]). Vom Patroclusdome war jedenfalls schon die verschüttete Krypta des Chores im 11. Jahrhunderte fertig; denn der 1075 zu Erwitte erschlagene Bruder des Erzbischofs Anno von Köln wurde unter dem Chore bestattet. Dieser ist auch nach alten Ortsnachrichten von Erzbischof Herman (+1099) für sich erbaut, die Weihe des Hochaltar 1118 von Friedrich vollzogen; darauf erstanden die südliche Krypta, die noch in schwachen Resten erhaltenen Kreuzgänge, sowie die Basilika und nach 1166 ihr breiter West- und Thurmbau mit den eigenartigen Stilmotiven und Laibungsprofilen[3]). Von der Petrikirche gehören die Emporen und namentlich der Kreuzbau dem reichern Uebergangsstile, die basilikalen Anfänge und die Vorhalle im Westen reichen meines Erachtens mindestens in die Mitte des 12. Jahrhunderts zurück; oder sollten in einer Stadt, wie Soest, und an einer so erhabenen Mutterkirche, wie die von St. Peter war, gewisse Stilfeinheiten nicht entwickelt oder eher verwerthet sein, wie bei andern und besonders bei Bauten zweiten Ranges? Der Meister hat sich mit gewissem Stolze auf sein Werk an einer Mittelsäule der Nordseite verewigt

1) Vgl. Nordhoff, Holz- und Steinbau Westfalens, 1873, S. 436 f.

2) Vgl. Kampschulte, S. 111, meine Notiz in Pick's Monatsschrift III, 351. Eine ungenügende Abbildung der Mauerreste bei W. Tappe, die Alterthümer der deutschen Baukunst in der Stadt Soest, Essen, 1823, Taf. I, Nr. 1, 2. Das zusammengefallene Mauerwerk bestand aus rohen Bruchstücken eines grauen Mergelsandsteins mit Brandspuren.

3) Die Literatur und Abbildungen zeigt an Lotz, Kunsttopographie Deutschlands I, 559. Vgl. Wiskott, S. 13 und 14; auch Mertens entschied sich für das frühe Baudatum 1118. Vgl. Aldenkirchen, S. 8.

mit den Worten: »Herenfridus me fecit«, welche zugleich ein frühes Beispiel monumentaler Künstlerinschriften darstellen[1]).

Von den städtischen Bauten, welche die Regierung Philips von Heinsberg ins Leben rief, bestehen nur mehr die Basemente der Ringmauern; die ältern Mauerthürme sind gefallen, die gewaltigen Bauten des Nötten und Jacobi-Thores noch in unserm Jahrhunderte: jenes eine dreischiffige Anlage mit quadrater Vorlage und einer Oberkapelle war in allen Theilen, selbst in den Gurten und Gewölben, dieses war im Unterbau rundbogig[2]). Ein ebenso altes Gepräge trägt »die Kapelle« auf dem Fürstenberger Hofe, ein Bau von zwei Geschossen, dessen Strassenfront rundbogige, mit zwei Säulchen besetzte Fensteröffnungen und einen abgetreppten Giebel zeigt, indess das Untergeschoss blos von einer rundbogigen Thüre durchbrochen, mit vier gurtlosen Kreuzgewölben bedeckt und die Mittelsäule, worauf diese zusammenkommen, anscheinend mit einer geschmiegten Base und oben, über einem starken Ringe, mit kurzem Kelchkapitäl versehen ist[3]).

An kirchlichen Denkmälern besteht ferner noch vom Jahre 1179 der basilikale Kern der Thomaskirche, deren hallenartiger Ausbau wiederum der regsamen Zeit des sogenannten Uebergangsstiles angehört; das einheitlichste Product desselben bleibt die Marienkirche zur Höhe oder die Hohnekirche, in ihrer gesuchten Unsymmetrie und auffallenden Unregelmässigkeit »eine versteinerte Baumeister-Caprice«, in der Wölbung der Abseiten gerade wie das Nordschiff der Thomaskirche und die Emporen der Petrikirche ein misslungener[4]) Uebergang von der Basilika zur Hallenform — an der Nordseite des Thurmes schiebt sich mit einer durch Arkaden geöffneten Apsis ins Langhaus als selbständiges Bauwerk, wie es nur vereinzelt wiederkehrt, eine Taufkapelle, deren Mitte noch der romanische Taufstein einnimmt. Die Georgskirche, welche bis 1822 an der Ostseite des Marktes, an Stelle der Ressource stand, entstammte jedenfalls noch dem Fundationsjahre mit Ausschluss der Langwände und Streben: es war eine zwei Gewölbefächer lange Hallenkirche, im Westen mit einem schweren Thurme,

---

1) Noch früher, weil vor 1129 eingegraben wäre das Zeichen S. V. am Taufsteine zu Freckenhorst, falls es wirklich den Künstlernamen andeutet. Vgl. Organ für christl. Kunst (1870) XX, 250 mit Abbildung.

2) Abbildungen und Beschreibung bei Tappe, Taf. I, Nr. 3—6.

3) Eine ausführlichere Beschreibung bleibt vorbehalten.

4) Vgl. meinen Holz- und Steinbau, S. 405 ff.

im Osten mit einer Chorvorlage, deren Apsis polygon schloss und äusserlich, wie zeitgenössische Kirchen am Rheine, mit Bogenfries, Ecklisenen, und flachen Blendarkaden verziert war[1]). Etwa seit dem Jahre 1200 stand da die Nicolaikapelle, durch zwei monolithe Säulen in zwei gleiche Hälften zerlegt, östlich mit kreisrundem Chore, westlich polygon geschlossen und hier noch mit einer Empore versehen — ein kleiner Zierbau, einer Galeere ähnlich, welchen ja auch die Kaufmannschaft zu Ehren ihres Patrons errichtet hatte.

Während noch viele Kirchen auf dem Lande im romanischen oder im Uebergangsstile erstehen, wachsen die drei Chöre der Petrikirche mit ihren reichen Umrissen und schön gebildeten Fenstern noch ohne Streben empor als Nachbilder des Domchores zu Köln und als die Jugendblüthen der Gothik in Westfalen[2]). Es folgen der Chor der Thomaskirche und im 14. Jahrhunderte die grossen Hallenkirchen der Minoriten, Maria zur Wiese und St. Paul, die letztere anscheinend auf der Scheide der beiden Spätjahrhunderte des Mittelalters — alle drei stattliche Schöpfungen in der Form und im Stile. Mit diesen grossen Werken wechselten ab die Bauten von Kapellen, Klöstern und Bürgerhäusern; doch die meisten davon sind erstanden und vergangen, ohne der Welt näher nach Gestalt und Schönheit bekannt geworden zu sein, und daher ragen heute aus dem arg durchlöcherten Netze der Häuser und Bedürfnissbauten die immer noch zahlreichen Kirchen und Kirchthürme empor, weithin sichtbar wie erhabene Denksteine des Reichthums und der Kunstliebe, die einst die Stadt werkthätig beseelte. Weltbekannt und über Gebühr erhoben ist die Wiesenkirche, das wahrscheinlich 1331 von Johannes Schendeler begonnene Werk. Nicht der Reichthum, eher die Absonderlichkeiten des Innern spiegeln sich im Aussenbaue wieder. Wie unbelebt und kalt steigen die Langmauern mit ihren Streben, wie reich die Chöre empor; wie fremdartig erscheinen die beiden Thürme als Front einer Hallenkirche in hiesiger Bauregion! Und wie leichtgegliedert stehen im Innern die Pfeiler unter dem Netzwerke der hohen Gewölbe, fast als ob die Dienste nach unten gekehrte Rippen wären. Das ganze Innere nimmt sich wie eine Zierarchitektur aus, der erst die Dimensionen das Gepräge des Monumentalen wiedergeben. Kurzum, die Kühnheit und das eigen-

---

1) Zeichnungen bei Tappe, Taf. IV, Nr. 1—8.

2) Vgl. meine Kunstgesch. Beziehungen zwischen dem Rheinlande und Westfalen, 1873, S. 10, 41.

artige Bestreben, Neues zu erfinden und nachzubilden, hat sich in diesem Werke am mächtigsten verkörpert.

Wie sehr aber gleich im 14. Jahrhunderte Bauleute und Steinmetzen gesucht und beschäftigt wurden, erhellt auch daraus, dass uns ihrer neben den Goldschmieden viele in den städtischen Büchern begegnen: zum J. 1308 ein Herbordus stenworte, ein Bertoldus lapisida (!) 1309 ein Theodorik von Hamm, 1350 ein Steinmetz Goswin, — also ein Zeitgenosse Schendelers, und als Nachfolger des letzteren wird 1392 ins Bürgerbuch eingetragen . . . mester Godert van sunte Druden, de werckmester tho der Wese, der im folgenden Jahre schon Bürgschaft leistet für zwei Neubürger, jedenfalls von aussen berufene Werkleute. 1427 wird ein Heyneman stenbicker bekannt.

Welch' ein Wald von Zierarchitekturen hat einst mit den Malereien und Sculpturen den weiten Innenräumen, den Wandflächen und Baugliedern Leben, Wechsel und Reichthum gebracht, wenn allein die Wiesenkirche noch vier Tabernakel von ausnehmender Pracht und Grösse besitzt, wenn selbst das jüngere Osthovener Stadtthor[1]) des Schmuckes von Erkern und eines Altans nicht entbehren durfte.

Im Patrocli-Dome hangen noch vier Glocken aus romanischer Zeit, die Zeuginnen einer frühgeübten Giesskunst: eine kleine von Zuckerhutform mit einem Reifen über dem spitzig ausgezogenen Schlage und einer aus sechs kleinen Oesen construirten Krone, sodann zwei von mittlerer Grösse mit einem Reifen über dem Schlage und zwei Reifen ohne Schrift oben am Mantel, endlich eine schwere mit einem Schlagreifen und oben mit der jederseits von zwei Reifen begleiteten Majuskelschrift:

+ O cives rite cum pulsor ad arma venite.
+ Opus magistri Hermanni de Lemego.

Wenn jene von Zuckerhutform noch in die Frühzeit des Patroclistifts zurückgeht, die beiden andern ungefähr mit dem Westbaue das Alter theilen, so gehört die letztere stilistisch der Mitte des 13.

---

1) Nach einer mir vom Herrn Canonicus v. Schmitz aus dem Rademacherschen Ms. p. 56 mitgetheilten Notiz: ist 1523 19/6 feierlichst der mit dem Schlüssel der Stadt und dem Datum behauene Grundstein gelegt. Des mesters name was Porphyrius und was en geboren Hesse. Auch jener Meister Roloff Abels, dem die Stadt laut Vertrag von 1487 17/12 wieder Einlass gewährte, war, da der Vertrag Fortifications-Angelegenheiten betrifft, jedenfalls Baumeister. Vgl. Lacomblet, Niederrh. Urk.-Buch IV, Nr. 437.

Jahrhunderts und den frühsten Werken an mit Meisternamen. Ohne Frage hat auch die Giesskunst mit dem Aufschwunge der Stadt gleichen Schritt gehalten und wie die andern Künste ferne Gegenden mit ihren Erzeugnissen versorgt[1]). Und wenn gegen Ausgang des Mittelalters auswärtige Meister für Soest arbeiten, so wirkt hier um 1500 wieder ein Glockengiesser Herman Vogel[2]), von dessen Leistungsfähigkeit heute noch die vollendetsten Geläute in der Mark und im Norden der Lippe Zeugniss ablegen.

An Sculpturen kommen gleichfalls sehr alte und ansehnliche Stücke in Betracht; nächst dem grossen »Hergott« von Silber sind die alten Leichensteine[3]) auf der Empore des Patrocli-Domes, weiterhin die Reliefs, welche das runde Oberfeld der Thüren des Domes, der Petrikirche und der Hohnekirche füllen, redende Belege für die mit der Baukunst vom 11. Jahrhundert an entwickelte Plastik: die Tympanum-Bilder verdienen doch entweder durch ihren Inhalt oder durch ihre dramatische Behandlung schon eine besondere Beachtung. Noch mehr gilt dies von zwei Kunstwerken der Hohnekirche von dem an den acht Seiten mit architektonischen und figuralen Zierden ausgestatteten Taufsteine, und namentlich von jenem grossen Kreuze, das an den Balkenenden mit viereckigen und auf der Rundscheibe, die es bis auf das Ende des untern Balkens umgibt, mit medaillonartigen Reliefs verziert ist, welche Scenen aus dem Leben des Herrn vor und nach der Kreuzigung wie in getriebener Arbeit darstellen[4]). Hier liegt die nahe Verwandtschaft der Plastik und Malerei, dort, bei den Steinsculpturen, jene der Plastik und der Steinmetzerei klar am Tage.

Und wohl selten haben sich aus dem 14. Jahrhunderte so viele und so reizende Früchte der Plastik erhalten, wie hier, in der kunstreichen Stadt der Engern: so die Reihe von Holz- und Steinbildnissen der Kirchen und zumal die vier Triumphkreuze von Holz in der Wiesen-, Petri- und Pauli-Kirche und im Dome, die fast alle noch im Rücken

1) Meister Albrecht von Soest hatte die Büchse gegossen, mit deren Hülfe es 1402 dem Rathe zu Göttingen gelang, den Brakenberg (Amts Reinhausen) zu gewinnen. Mithoff, Kunstwerke und Alterthümer in Hannover II, 14.

2) Spormachers Chronic von Lünen bei v. Steinen, Westphälische Geschichte IV, 1451. Ausser Dortmunder Meistern goss hier auch der grösste Glockenkünstler der alten Zeit, Gerhard de Wou. Vgl. Poppe in het Gildebock II. Aufl. III—IV, 111 ff.

3) Abgebildet bei Tappe, Taf. I, 15.

4) Aldenkirchen, S. 19—22, Taf. III.

mit Malereien verschönert sind[1]). Und wer, um von den herrlichen Steinbildern nur zweier zu gedenken, die Marienstatue am Südportale der Wiesenkirche für die »schönste Sculpturarbeit in Westfalen« ausgeben möchte, der übersehe doch ihr Gegenstück an der nördlichen Chorwand der Paulikirche nicht: es ist ein im Körperlichen und noch mehr in der Gewandung schwunghaft durchgeführtes Kunstwerk.

## Rückblick auf die Malerei.

So hohe und einzige Triumphe auch die verschiedenen Künste im Wetteifer errangen, sie alle überragt die Malerei mit dem verhältnissmässig hohen Alter, mit der schnellen, mehrfach geschlossenen Reihenfolge ihrer Zweige oder mit ihren edlen Schöpfungen.

Da schauen in kräftigen Zügen auf die Wand gemalt, seit 1166, vielleicht noch länger[2]), die grossen und kleinen Gestalten von der Hauptapsis des Patrocli-Domes[3]) und die etwas jüngern von der Kuppel der Nordapsis würdig und hehr herab; ihnen schliessen sich an die Heiligengestalten oben an den Pfeilern des Westbaues, die Bildwerke in der Apsis der Nicolai-Kapelle und in der Haupt- und Nordapsis der Hohnekirche — eine bis tief ins 13. Jahrhundert immer reicher und technisch vollendeter entwickelte Reihe, deren Lücken ausfüllen die jenen des Domchors gleichartigen Wandmalereien der Kilianskirche zu Lügde[4]),

1) Von den Kreuzen der Wiesen- und Petrikirche, denen an den Balkenenden die Evangelisten-Symbole in den mit kleinen Kreisen oder Blattknospen besetzten Rundrahmen gemein sind, schmücken dieses noch Spuren alter Polychromie und an den Rändern nach altsymbolischer Weise Blattknospen, jenes auf der Rückseite die farbigen Bildnisse des Gekreuzigten und der Evangelistenzeichen, jedoch in einer schon wohl neuzeitlichen Malerei. Der Crucifixus dort wird der Mitte, jener der Petrikirche wohl dem Ende des 14. Jahrhunderts angehören. Etwas jünger ist das grosse Triumphkreuz der Paulikirche, dem übrigens an Bildwerken nur die Evangelistenzeichen auf den Balkenenden innerhalb Vierpässen verblieben sind, deren Zwickel Nasen füllen. Das grosse Kreuz des Domes wird später seine Werthschätzung finden.

2) Vgl. Note 3, S. 108.

3) Ein letzthin an einem Pfeiler der Petrikirche blossgelegtes Wandgemälde ist durch einen Papierüberzug verdeckt und vielleicht das älteste in der Reihe.

4) Aldenkirchen, S. 16, Taf. II.

sowie die der Marienkirche zu Lippstadt[1]). Die Wandgemälde der Hohnekirche scheinen mit ihren plastischen Umrahmungen und Beiwerken deutlich durch die Tünche und werden von dieser entblösst, den Cyclus romanischer Wandmalerei prachtvoll abschliessen. Ja diese Malerei setzt sich auch kühn in die Gothik fort: das beweisen die ausgezeichneten aber verwischten Bilder an den Pfeilern der Thomaskirche[2]) und einige Stücke im Thurme der nahen Klosterkirche zu Liesborn[3]), deren Meister wahrscheinlish von hier berufen war.

Wenn demnach Schnaase[4]) keine Wandmalereien des 14. Jahrhunderts in Westfalen kennen will, so können wir nunmehr ein weiteres Stück derselben, das jedoch schon dem Ausgange angehören mag, nachweisen, nämlich an der südlichen Langwand der Paulikirche. Hier erscheint in reicher weisslicher Architektur-Umrahmung auf röthlichem Grunde ein Ritter in Lebensgrösse, vielleicht der h. Patroclus, angethan mit spitzigen Schuhen und einem grünen Gewande über dem Kettenpanzer. Sein Antlitz ist rundlich, sein Haar kraus und lebendig, die Stellung kühn, seine grüne Tartsche an der Seite ziert ein rechts schauender Adler.

Und war seither aus Westfalen an Miniaturen des 14. Jahrhunderts nur jener Cyclus einer Handschrift des Rudolf von Hohenems zu Stuttgart bekannt[5]) oder vielmehr beachtet, so wollen wir auch hiervon sehr merkwürdige Beispiele theils profanen, theils frommen Inhalts beibringen.

---

1) Vgl. meine Kunstgesch. Beziehungen S. 43.

2) Vgl. Lotz I, 561. Im Chore und in der Nordapsis der Hohnekirche wurden in den letzten Tagen einzelne Bildcyclen und Figuren blossgelegt, welche meine Vermuthung rechtfertigen.

3) Vgl. meine Kunstgesch. Beziehungen S. 43. Den dort angedeuteten Verkehr zwischen Liesborn und Soest kann ich nun noch weiter dahin aufhellen, dass 1258 der Liesborner Conventual Regenhard einer Verhandlung des Soester Patrocli-Propstes anwohnt (Seibertz, Quellen der westf. Gesch. II, 478), dass der Abt Burchard, welcher in Soest als Curgast weilte, 1319 dem dortigen Walpurgisstifte eine Geldrente vermachte, und letzteres noch 1850 von Liesborn das Lehen eines Hofes erhielt. Weddigen's Westphäl. Magazin (1786) II, 293, 281, 299. Pausen der frühgothischen Wandmalereien zu Liesborn besitzt Baurath Borggreve zu Münster.

4) Geschichte der bild. Künste A[2] VI, 429.

5) Vgl. Schnaase VI, 429. Beschreibung von Waagen, Künstler u. Kunstwerke in Deutschland II, 195 ff. Nach Woltmann, Gesch. der Malerei I, 372 wäre er niederrheinisch.

Ein Chorbuch in Folio, das angeblich von Rüthen an die Pfarrkirche zu Brilon kam, schmücken farben- und musterreiche Ornamente und Gerimsel, die den gleichartigen Buchzierden der Fraterherren würdig vorangehen. Auch figurale Darstellungen mögen ursprünglich den Werth des Buches erhöht haben, wie die mehrfach verkürzte Inschrift am Ende andeutet, die zugleich Meister, Ort und Jahreszahl nennt: Anno Domini MCCCXLVII (1347) istud psalterium est inceptum in vigilia epiphanie Domini per Hermannum Bůge de Susato, qui scripsit, notavit atque illuminavit.

Dass auch Büchern profanen Inhalts eine reichere, selbst figurale Ausstattung zu Theil ward, beweist ebenso den Reichthum der Bürgerschaft, wie die Liebe zum Schönen und das Vorhandensein von Kräften, die den idealen Forderungen gerecht wurden. Ein solches ruht noch im Stadtarchive, das im Wesentlichen längst beschriebene[1]) Nequamsbuch, dem Inhalte nach eine Arbeit der Mitte des 14. Jahrhunderts[2]). Es bringt auf 49 grossen Quart-Blättern von Pergament ein »historisches Verzeichniss verschiedener Stadt- und Landes-Verweisungen item wegen verschiedenen Excessen hingerichteter Personen, item welche nach der Verhör den Eid der Treue geschworen« . . . und mit dem Texte wechseln ungleichmässig vertheilt dreizehn, früher bis auf zwei, jetzt insgesammt verbundene Miniaturen, »die auch nicht immer geradezu auf den Inhalt Bezug haben« . . . Ihr hohes Alter, und die dennoch bis jetzt erhaltene, volle Jugendfrische ihrer schönen lebenden Farben, ihre malerische Darstellung und Ausführung, ihre Beziehung auf den Criminal-Prozess des Mittelalters . . . machen sie zum Gegenstande eines vielseitigen sowohl künstlerischen als auch antiquarischen und historischen Interesses.« Da die anschauliche Beschreibung sehr lang und mehr der Rechts- und Stadt- als der Kunstgeschichte von Nutzen sein würde, müssen wir uns hier mit einer Andeutung des Inhalts begnügen: 1. Falsche Spielerinnen vor dem Richter — eine Gruppe von vier Personen. 2. Zwei Verbrecher, der eine mit dem Teufel im Nacken, werden von zwei Schergen aus der Stadt verwiesen. 3. Ein Delinquent wird mit der Wippe im Ange-

1) E. Mooyer gibt — seither unbeachtet von allen Kunstliteraten — in den Westphälischen Provincialblättern 1830 I, (4), 150 ff., III, 157 ff. eine Beschreibung des Codex und eine inhaltliche Erläuterung des Bildwerkes mit Steindrucktafeln.

2) Mooyer versetzt es in den Anfang, Barthold a. a. O. S. 140, 194 208 in die Zeit von 1340—1360.

sichte von vier Personen in den grossen (Stadt-)Teich geworfen. 4. Vor einem geistlichen Würdenträger auf hohem Stuhle erscheinen eine Frau mit langem Stabe und im Hintergrunde fünf Personen, die drei vordern mit langen, silbernen Henkelkrügen. 5. Der Erzbischof thront auf einem Sessel, dessen Beine vergoldete Löwen darstellen, vor ihn treten fünf schlanke Männergestalten — Stadträthe — zur Huldigung; die erste in einem mit roth und gelb quergestreiften Oberkleide trägt einen goldenen Pokal, die folgende auf der linken Hand einen Falken, in der rechten eine Tasche, zu Füssen der übrigen erscheinen zwei gelbe Windspiele. 6. Vor dem Richter auf gelbem Sessel steht im Vordergrunde von zwei Personen der Gerichtsbote, in der Rechten das entblösste Schwert emporhaltend. 7. Vor dem im Vordergrunde dreier Personen sitzenden Richter leisten zwei Uebelthäter, zu deren Häupten der Teufel erscheint, einen falschen Eid. 8. In der Mitte befindet sich ein Rad mit aufgeflochtenem Verbrecher, rechts der Scharfrichter mit einem Strick in der Linken, ihm gegenüber eine Gruppe von Zuschauern. 9. Eine der siebten ähnliche Vorstellung, nur sitzt hier neben dem Richter eine Frau, vielleicht die Klägerin. 10. Zwei Gerichtsboten sperren zwei Verurtheilte in einen runden Stadtthurm mit Stilcharakteren der romanischen Uebergangszeit. 11. Vier mit Namen genannte Ritter und ein Complice entführen hoch zu Ross das städtische Vieh aus dem Barenbroke, nämlich drei Schaafe und ebenso viele Rinder. 12. Der Scharfrichter zückt das Schwert, um einen vor ihm knieenden Verbrecher zu enthaupten; hinter ihm erscheinen noch acht Personen und in ihrer Vorderreihe wieder ein sein Haar zerraufender Delinquent in den Händen zweier Schergen; vor ihm auf dem Aste eines Baumes zwei Neugierige, von dem Acte bewegte Zuschauer. 13. Ein Scharfrichter hält Feuer an das strohbedeckte Hausdach eines Verbrechers, indess ein Begleiter im Hintergrunde zwei gesattelte Pferde hält.

Der Stil der Bilder stimmt mit der Mitte des 14. Jahrhunderts. Sie haben bei 11 bis 12 cm Breite und 15 cm Höhe, blauen Grund und einen Rahmen von Grün und Roth, die Darstellungen, welche hie und dort über die Bildfläche rücken, einen statuarischen Charakter, fern von allem Miniaturhaften; nur Unvermögen des Malers ist es, wenn die Baumkronen noch pilz- oder schuppenförmig aussehen, die Thiere von schwacher Umrisszeichnung und von noch schwächerer Färbung sind, daher haben auch die bewegten Figuren etwas Gerenktes und der Scharfrichter nimmt gar, wo er mit dem Schwerte ausholt, eine verzerrte Stellung an; die erregte Haltung des Halses und Kopfes

artet wohl gar ins Gezierte aus. Sonst gewahren wir schlanke Gestalten, lange Gewandung mit fliessenden Falten, schmächtige Extremitäten, rundliche Köpfe mit lieblichem Ausdrucke und gekräuseltem, dichtem Lockenhaar. Die Zeichnung erscheint gelungener wie die Farbengebung, die Farben sind meistens hell und nur wenig abgetönt, das Gold an Schwertknäufen, Bechern, am Sitze und Hute des Bischofs besteht aus aufgelegtem Ducatengold.

Nachdem sich uns diese beiden Denkmäler farbiger Bücherausstattung als unzweifelhafte Werke Soester Meister erwiesen haben, können wir nicht weiter anstehen, auch zwei andere derartige Leistungen derselben Zeit, die der Herr Lieutenant von Spiessen zu Metz besitzt, von hier abzuleiten, zumal da sie aus dem Kloster Welver stammen, welches den Thoren Soest's nahe lag. Zunächst erübrigen auf vier foliogrossen Pergamentblättern eines sonst leider verschwundenen Chorbuches drei Miniaturen. Ihre Rahmen bilden Buchstaben von blauem Kerne auf rother gemusterter Unterlage, ihren Hintergrund Blattgold: die eine, 12 cm hoch und 10 cm breit, stellt dar einen Bischof und einen Mönch, darüber einen den Pfeil abschiessenden Affen, die zweite, 11 cm hoch und $7^1/_2$ cm breit, die Verkündigung, die dritte wieder 12 cm hoch und 10 cm breit eine figurenreicke Scene, deren Inhalt eine Marginalschrift angibt als: Hic traditur templum Rome a Foca Cesare beato Bonifacio et consecratur ab eodem papa in honore omnium sanctorum et fit hic expulsio daemoniorum (sic). Roth-goldene Stäbe, mit aussprieseendem Blattwerke, groteske Thierfiguren, unten kleine betende Gestalten machen die Randzier aus. Die Farben sind hell und leuchtend, die Gestalten schlank mit langen, edelgefalteten Gewändern, die Gesichter rund und trefflich gezeichnet. Der Stil sowie die Schriftzüge passen vielleicht schon für die zweite Hälfte des Jahrhunderts.

Das andere Miniaturen-Behältniss ist ein Martyrologium in klein Folio, am Ende noch verbunden mit einem Necrologium des Klosters, das mit seinem Inhalte in frühere und spätere Zeiten greift, als die Schrift und Malerzierden des Buches. Dieses besteht aus Pergamentblättern, hat nach alter Weise noch breite Rubriken mit grossen Buchstaben und Initialen, deren Kerne, blau, roth, grün, und deren Innenzier abwechselnd dieselben Farben bilden. Ein C auf dem zweiten Blatte sowie ein J etwa in der Mitte des Buches sind zu grösseren Miniaturen entwickelt. Beide haben Goldgrund und an den Randseiten noch eine schmale quergetheilte Zierleiste als Rahmen für Einzelgestalten, und im Ganzen eine viereckige Bildfläche. Das Bild des C zeigt bei

$10^1/_2$ cm Höhe und 10 cm Breite in den äussern Winkelflächen des Buchstabens eine Füllung von blauen Schachbrettmustern mit rothweisser Randung, im Innern unter einem dreiblattartigen Bogen Maria mit dem Kinde, das ein Mann und ein Engel anbeten, darüber die Darbringung im Tempel, die in blau angefügte Randleiste enthält über einander zwei Heilige wieder auf Goldgrund. Das Bild des J, von 16 cm Höhe und 9 cm Breite, stellt dar die Anbetung der Könige, darüber in zwei mit Zierranken besetzten Zweigen eine Heilige einem Kinde Gaben reichend und darüber die Flucht nach Egypten. Der rothe Randleisten umschliesst in drei rundbogigen Nischen ebenso viele Heilige. Die Köpfe verrathen wieder eine gute Zeichnung, die Gewandung der schlanken Leiber eine edle Faltenlage, selbst die Oberarme eine gelungenere Behandlung — daher auch diese Bilder wohl der zweiten Hälfte des Jahrhunderts zukommen möchten.

Nun noch einen Blick auf die Glasmalerei: und wiederum finden wir die ältesten Reste des Landes in der Stadt Soest, nämlich jene, bei der neuesten Restauration nur theilweise verwertheten, Fenster der Hauptapsis des Patroclidomes mit figürlichem Bildwerk und ornamentalen Mustern in tiefster Farbenglut, wohl Altersgenossen der dortigen Wandgemälde. Und dass dieser wirkungsvolle Zweig der Malerei hier nicht erstarb, beweisen doch ihre an Farbe und Zeichnung so prachtvollen Erbstücke des 14. Jahrhunderts im Chore der Wiesenkirche, und die etwas jüngeren im Chore der Paulikirche. Hier kann die Kreuzigung mit den Seitenfiguren im Mittelfenster als ein hervorragendes Meisterstück gelten: mit wenig Linien und Farben ist sie zu einer malerischen Wirkung gebracht, die an Tafelmalerei grenzt. — Und suchen wir Nadelmalereien, so ist es wieder die Wiesenkirche, welche ein Altartuch mit Bildern und decorativen Mustern aller Art aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhnnderts besitzt.

Es lässt sich schon errathen, dass auch die Tafelmalerei hier Pflege finden musste, wo alle übrigen Zweige der Farbenkunst grünten und blühten, wo die Goldschmiede so hervorragende Meister und Werke zählte, die Baukunst allen Künsten Obdach gewährte, wo die monumentalern Zweige so grossartig betrieben wurden, wo ein reger Verkehr und allerhand Beschäftigungen die Phantasie immer wechselvoll anregten; überraschend nur ist die Thatsache, dass sie so frühe, so selbständige und so herrliche Blüthen getrieben hat. Sie hat uns so bald schöne Früchte geschenkt, wie kaum ein Platz der nordeuro-

päischen Cultur[1]), sie lebte in fast ununterbrochener Kunstübung bis in die neuere Zeit und erreichte, was Fruchtbarkeit, Ruhm und Schönheit betrifft, ihren Höhenpunkt in der idealen Kunstrichtung des Mittelalters durch Conrad, unter dem Einflusse des niederländischen Realismus durch einige bisher unbekannte Meister um 1470, und in der Renaissance durch Aldegrever.

Unsere Klage über den Verlust so vieler Kunstwerke bezieht sich namentlich auf die Tafelgemälde: wie viele sind wohl, ganz abgesehen von der Reformation, die hier gnädig mit dem alten Kunsterbtheil umging, im Mittelalter und besonders in unserer Zeit »zeitgemässen« Werken gewichen, anders wohin[2]) vergeben, oder gar ins Ausland gewandert, da bis zur Stunde noch so vielfach die Stimme überhört wird, dass ein Werk des Alterthums nur an dem Platze und in der Umgebung, wofür es geschaffen, ein volles Verständniss und geschichtliche Bedeutung gewinnt. Und dennoch schliessen sich die zu Soest vorgefundenen oder nachweislich geschaffenen Bildwerke zeitlich und stilistisch so nahe aneinander, dass ihre ältere Reihe bis auf Conrad nur eine Lücke hat, und dass sie im Vereine mit den andern malerischen Erbtheilen eine ziemlich abgerundete Gruppe in der örtlichen Verwandtschaft, wie in der stilistischen Folge ausmachen — wahrlich ein rühmliches Zeugniss für ihren Werth und die ihnen stets gezollte Achtung. Hier darf man sagen, lief der Faden der Kunst vom Erwachen städtischer Cultur durch die Jahrhunderte vom Vater auf den Sohn fort, so dass alle Zweige blühten, der eine vom andern in der Technik oder im Inhalte profitirte und, als die edelsten Früchte, die Tafelgemälde hervorstachen.

Das älteste Tafelgemälde von Soest, zugleich das erste namhafte in der Kunstgeschichte, ein Antependium jetzt im Museum zu Münster,

1) Vgl. v. Quast in der Zeitschrift für christl. Archäologie und Kunst II; 286. Meine Kunstgesch. Beziehungen S. 43. Beachtung verdient das alte Tafelgemälde zu Quedlimburg bei Lotz I, 506.

2) Nach der Aussage des Herrn Canonicus v. Schmitz wären mehrere Gemälde von Soest nach Marienburg gekommen, noch mehrere, wie ihm Freiligrath aus England geschrieben, dort in einer Privatsammlung vorhanden. Sollten jene des von Passavant entdeckten Meisters „Jarenus" in der Sammlung des Earl of Pembroke zu Wilton House gemeint sein, so beruht die Notiz auf einem Irrthume, da, wie vorauszusehen, der Name Jarenus nur einer falschen Lesung entstammt, die Gemälde eher für niederrheinisch gehalten werden. Vgl. A. Woltmann im Repertorium für Kunstwissenschaft (1879) II, 422—424.

welches auf goldenem Grunde den thronenden Weltheiland zwischen vier Heiligen darstellt, verräth in den Typen, in der Anordnung der Figuren und in der ornamentalen Ausstattung noch den rein romanischen Formencanon und dürfte, da es dem Walpurgisstift entstammt, kurz nach dessen Gründung, oder vielmehr kurz nach dem Jahre 1166[1]) gemalt sein. Während ein leuchtender Goldgrund die ernsten Darstellungen umfliesst, war vormals der breite Holzrahmen, den wiederum kleinere Bildwerke, Inschriften und farbige Ornamente beleben, auch, wie Augenschein und Ueberlieferung darthun, mit kreisförmigen Vertiefungen und diese mit verschiedenfarbigen Glasstückchen, Steinen und andern Zierden, verschönert, das Ganze also durch die vereinten Mittel der Malerei, Möbelkunst und Goldschmiede zu einem Prachtstück ersten Ranges ausgebildet.

Aehnlich und wohl nicht viel jünger war das obere Altarbild im Südchore der Wiesenkirche, ein Temperagemälde der h. Dreifaltigkeit, gleichfalls mit zwei Seitenfiguren und, was die Gewandung betrifft, mit »jenen scharfen und bestimmten Falten romanischer Malereien, die anstatt der Schattirung dienen[2]).« Es folgen auf der hölzernen Kreuztafel der Hohnekirche die Malereien der Reliefs — die lückenbüssenden Arabesken auf Leinwand[3]) sind später — sodann das schon in drei Theile zerlegte Antependium der Kreuzigung mit zwei Seiten- und mehreren Medaillonbildern auf Pergament, der die edle Dramatik der Gruppen, die angestrebte Individualisirung, der schönen, zum Theil rundlichen Köpfe und die reiche Drapirung der Gewänder schon einen bedeutenden malerischen Fortschritt[4]) und den Rang einer Perle unter den altehrwürdigen Farbenbildwerken sichern, welche Soest bis in unsere Zeit sein eigen im Besitze und gewiss auch in der Schöpfung nennen konnte. Auch dies Werk ist ein Erbstück der Wiesenkirche — doch leider heute, wie die beiden andern Bilder, ihr entfremdet. Jenem Maler Everwin, der im Jahre 1231 mit seiner Hausfrau Elisabet gegen einen Jahreszins vom Capitel des h. Patroclus erblich ein Haus erwirbt[5]), möchte

---

1) C. Becker in Kugler's Museum III, 373, 374.

2) Vgl. über beide Bilder Lübke a. a. O. S. 334, 335.

3) Siehe vorher S. 112.

4) v. Quast in d. Zeitschrift für christl. Archäologie und Kunst (1858) II, 283 ff., Taf. XV, XVI und S. 284, wiederholt bei Aldenkirchen, Taf. VIII.

5) Die Urkunde bei Tross, Westphalia 1825 Nr. 35, S. 80 und im Auszuge mit dem falschen Datum 1221 bei Passavant in Schorn's Kunstblatte 1841, Nr. 100.

ich von allen Malereien der Stadt kein Werk eher beimessen, wie dieses. Die genannten Stücke erscheinen uns als die Incunabeln der Tafelmalereien nicht bloss ob der typischen Formen der Gestalten, der vegetabilen, architektonischeu und sonstigen Ornamente, die sich ganz, wenn auch verschieden an Alter, im romanischen Formgefühl bewegen, sondern wesentlich auch ob ihrer Maasse und Gesammtform, ob der Anordnung, Einrahmung und Gruppirung der Gestalten, insofern dies Alles noch mehr oder weniger übereinstimmt mit der Behandlung, welche den Metallkünsten eigen war.

Sind doch die ältesten Gemälde, wie namentlich jene auf den Reliquiengefässen beweisen, an die Stelle von Metallbildwerken, die ältesten Tafelgemälde an die Stelle der Antependien von Gold und Silber getreten, sei es, dass letztere bei der täglich steigenden Grösse[1]) der Altäre zu kostspielig wurden, sei es, dass man dem Pinsel bereits höhere Leistungen zutraute[2]), oder dass, wie anzunehmen, beide Ursachen zusammenwirkten.

Mit den beschriebenen Werken bricht plötzlich der Faden der Soester Malerei ungefähr für ein Jahrhundert ab, als ob die Gothik ihn abgerissen und die Malerei genöthigt hätte, auch ihrerseits erst wieder neue Bahnen in der Auffassung und Behandlung aufzusuchen. Denn da sich keine Werke finden, dürften auch keine geschaffen sein. 1308 begegnet uns in den Bürgerbüchern ein Conradus »pinctor« und gerade hundert Jahre, nachdem Everwins Name erklingt, ein »Werner Maler aus Soest«, der nun (1331) Bürger zu Dortmund wird und in dortigen Stadtbüchern ungefähr bis 1350 vorkommt[3]), ein Beweis, dass damals die Vaterstadt an Malern keinen Mangel mehr hatte. Diese hatten es jedenfalls über das einfache Anstreichen hinweg schon zu bessern Schildereien, vielleicht gar zu Tafelmalereien gebracht. Schreibt doch Lübke[4]) der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts das Antependium

1) Altaria parva fuerunt, sed, ut in primitiva ecclesia circa apostolorum tempora, tres pedes habebant in altitudine et tres in latitudine et tres in longitudine continebant. Mensa vero altaris corpus digitis 4 excedebat. De rebus Alsaticis ineuntis saeculi XIII, cap. 20. Mon. Germ. hist. S. S. XVIII, 236.

2) Ueber die enge Verbindung der ersten Tafelgemälde mit den Goldarbeiten vgl. meine Streiflichter auf die altdeutschen Goldschmiede in der Allgemeinen Zeitung, 1878, S. 1281 ff. und den quellenmässigen Beleg für die Zeit um 1200 in Pick's Monatsschrift IV, 354.

3) Fahne, Die Herren von Hövel II, 44.

4) A. a. O. S. 338.

der Wiesenkirche zu, welches auf Goldgrund Christus in einem vierblattartigen Medaillon, umgeben von Evangelistenzeichen und begleitet von vier, durch Säulen getrennte, Heiligen vorstellt, also in einer dem romanischen Antependium zu Münster durchaus gleichförmigen Weise, nur dass hier der Rundbogen, dort der Spitzbogen in den Architekturformen herrscht.

Ist es gestattet, für einzelne Perioden in Ermangelung anderweitiger Haltepunkte gewisse Unvollkommenheiten oder Fortschritte als Maasstab für die ältere oder spätere Zeitstellung von Kunstwerken zu nehmen, so möchten ihm an Alter nicht viel nachstehen zwei Arbeiten in Löb's Sammlung zu Caldenhof bei Hamm. Als Soester Stücke sind sie kenntlich nicht durch ihre Herkunft oder sonstwelche Anzeichen, sondern durch die enge Verwandtschaft mit den Soester Malereien der spätern Zeit: denn eine solche tritt deutlich bei allen Werken dieser Schule, selbst jene Conrads eingeschlossen, zu Tage, mögen auch die jüngsten sich zu den ältern wie die Blüthen zu den Knospen verhalten. Die beiden Löb'schen Bilder[1]) sind ohne Frage Bruchtheile eines grössern Altarwerkes; das eine[2]) von 148 cm Höhe und 89 cm Breite, jedenfalls ein Flügel, wird durch einen rothen Kreuzstab in vier Bildfelder mit Goldgrund zerlegt: oben links die Vermählung Mariens unter einem offenen röthlichen Kuppelbau, rechts die Verkündigung in einer sonderbaren blassgrünlichen Architekturschranke, über deren Zinnen vier betende Engel aus einem spitzbogigen Laufgange herabschauen, unten links die Flucht nach Egypten in einer Landschaft, auf deren linker und rechter Bergspitze wir eine Burg oder eine Windmühle, in deren Grunde wir hinten eine Stadt, vorn eine hohe Rundsäule und hierauf den sich verneigenden Götzen[3]) wahrnehmen. Unten rechts lehrt Christus im Tempel unter einem blassröthlichen Baldachin vor drei Gruppen von

1) Auch die aus Kloster Wormeln bei Warburg stammende Tafel, welche aus Barthel's Sammlung zu Achen in das christliche Museum der Universität zu Berlin überging und dem Anfange, von Hotho a. a. O. I, 260 richtiger dem Ende des 14. Jahrhunderts zuerkannt wird, hat in der Behandlung der Köpfe, in der Carnation und in der Technik (Leinwand mit starkem Kreidegrunde) manche Berührungspunkte mit den Soester Bildern, so sehr sie auch durch den mystisch-allegorischen Inhalt abweicht. Vgl. Passavant in Schorn's Kunstblatte 1841, S. 413 ff.; Piper in Zahn's Jahrbüchern für Kunstwissenschaft V, 97 ff.

2) Eine Photographie nahm der Westfälische Provincial-Verein für Wissenschaft und Kunst zu Münster durch ihre Denkmäler-Commission.

3) Vgl. Alw. Schultz, Legende vom Leben der Jungfrau Maria 1878, S. 24.

Zuhörern. Während die Architekturen sonst eine röthliche Farbe zeigen, ist die erwähnte Schranke der Verkündigung vielleicht als Burggemäuer gedacht und desshalb blassgrünlich gehalten. Die Gestalten sind lang, meistens grade, die Köpfe gross, die Augen klein und gleichgültig, die Augengegenden winkelig zu einander gestellt, die Nasen steif, gerade, die Stirnen hoch, die Wangen länglich und voll, die Kinne spitz, die Heiligenscheine halbmondförmig, die Augen mit einer schwarzen Pupille gemalt, gegen welche das Weiss der Iris hart absticht, die Gewänder mit runden parallelen Faltenstäben, die reichern mit goldigen Ziermustern versehen. Die Gesichter und die Haltung haben etwas Schematisches, die Motive überhaupt etwas eigenartig Ungelenkes, als ob der Meister aller Vorbilder und aller Schulung entbehrt und seinen Kunstzweig wieder neu begründet habe. Das Bild macht gegenüber dem spätromanischen Altarwerke der Wiesenkirche ästhetisch einen Rückschritt, so in der steifen Anordnung der Gestalten, in der Grösse der Köpfe, in der unrichtigen Anatomie zumal der Arme. Nur die Köpfe des Engels und der Maria gelangen dem Meister besser — als Typen, die in aller Kunst stetig wiederkehrten, wie auch die Haare des Christkindes und des Engels schon stark und kraus werden. Steif und ärmlich bis auf die Marienblumen am Boden nimmt sich das Landschaftliche aus, ungeschlacht und kaum modellirt der Esel, besser getroffen das Architektonische, kurzum das Werk weicht ebenso weit ab von der romanischen Malerei in Soest, wie von den gleichzeitigen Malereien in Köln[1]). Und doch birgt es unter allen Mängeln und Schlacken Elemente, die sich forterben, zu immer edlerer Ausgestaltung und Entfaltung zumal unter dem Pinsel Conrads. Ich meine namentlich die röthlichen Architekturen, die schrägen Augenwinkel mit den fast wimperlosen Augenlidern, die metallglänzenden Zierden in den Kleidern, die auch zu Köln angewandt werden und redende Belege sind für den Goldluxus, der im 14. Jahrhunderte in die bürgerlichen Kreise drang[2]). Das blasse Roth wiegt unter den Farben vor. — Das andere Stück, 69 cm hoch und 48 cm breit, enthält auf Goldgrund die Mutter Anna, wie sie die kleine Maria beten lehrt. Der Sitz ist wieder blassröthlich, das Gewand Maria's in

1) Fischblasige Ornamente an den Architekturen widersprechen einer Entstehung vor 1350. Nach gütiger Mittheilung des Herrn C. Horstmann erscheint in der Legende Longinus blind, bis das der Seitenwunde des Herrn entfliessende Blut seine Augen benetzt hat.

2) Vgl. Semper, Der Stil (1863) II, 531.

rundliche Falten gelegt und mit Goldmustern versehen, die mageren Arme sind unrichtig an die Schultern gesetzt, die Draperie Anna's erscheint gefälliger, ihr Gesichtsausdruck liebreicher. Als Hauptfarbe waltet hier wie dort ein blasses Roth. Beide Werke stammen demnach von ein und demselben Maler und liefern mit dem Antependium der Wiesenkirche unter den paar Tafelbildern, »welche man für älter halten könnte, als Meister Wilhelm von Köln« [1]), drei Stücke aus Westfalen und zwar aus der Soester Schule.

Auf dem längst bekannten Triptychon des 1376[2]) geweihten Jacobi-Altares der Wiesenkirche, dessen Haupttafel die figurenreiche Kreuzigung, dessen Flügel innen die Anbetung der Könige und den Tod Mariens, aussen Heilige auf Goldgrund vorführen, fehlen, abweichend von der Soester Art, die um das Kreuz schwebenden Engel, der Longinus mit blinden Augen und der dessen Lanze richtende Kriegsknecht, die länglichen Kopftypen und die schematische Gewandung. Wir erblicken eine geschicktere Anordnung der Figuren, durchgehends mit Gefühl entfaltete Gewandlagen, meistens steif rundliche Köpfe — kurzum mancherlei neue Motive. Anknüpfungspunkte an die verflossene und kommende Kunstzeit bieten die beiden burggekrönten Berge rechts oder links von der Kreuzigung, die rothen Architekturen, die reichlichen Metallzierden der Gewänder, die behelfliche Gestalt der Extremitäten und des Rumpfes, die geraden Gewandstäbe der stehenden Figuren, die bräunliche Carnation im Antlitze und vereinzelt auch die schräge Augenstellung. Mit den rundlichen Köpfen beginnt in der hiesigen Malerei eine Richtung, die gar bald eine besondere Pflege erfährt. Spuren der alten und Keime einer neuen Malweise reichen sich also in diesem Bilde die Hände. Was dessen Zeitstellung betrifft, so spricht das Costüm, zumal das unter dem Panzer vortretende Kettenhemd der Krieger für die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts.

Schwerlich kömmt der Zeit nach, wie Lübke[3]) vermuthet, jetzt die Altarpredella im nördlichen Seitenchore der Wiesenkirche in Betracht; denn ihre Darstellungen, die Anbetung der Könige, Christus als Gärtner und Thomas die Wundmale des Herrn berührend, haben rothen Grund mit goldenen Sternen und so ungelenke Gestalten, so unförmliche Mund- und Kinnbildungen und so schwach stilisirtes Bei-

1) Vgl. Schnaase a. a. O. VI, 430.
2) Vgl. Lübke, S. 338—339.
3) A. a. O. S. 339.

werk, dass das Stück gegen die Soester Werke des 14. Jahrhunderts zu seinem Nachtheile absticht, und eher das Gepräge eines handwerksmässigen Meisters des folgenden Jahrhunderts hat, der auch anderswo durch ähnliche Arbeiten vertreten ist.

Dagegen mag der durch einen edlen, sanften Ausdruck, durch die ungemein feine Verschmelzung der etwas stark bräunlichen Fleischtöne anziehende Christuskopf im Museum zu Berlin, umgeben von einem mandelförmigen, goldnen Nimbus, dessen vier Eckzwickel je drei betende Engelfigürchen füllen [1]), entweder dem Meister des Jacobi-Altares oder seinem Nachfolger eignen.

Eine weitere Stufe zu den Werken Conrads bilden nämlich folgende drei Tafeln, wahrscheinlich Bruchstücke von zwei Altarwerken [2]). Die grösste, wieder ein Erbstück des Walpurgisklosters zu Soest [3]), hängt im Museum zu Münster und stellt die Krönung Maria's, die Assumption, dar. Es ist 120 cm hoch und von den 173 cm Länge kommen auf das Hauptbild in der Mitte allein 93 cm, während die schmalern Seiten links die h. Walpurgis, die ein Buch und anscheinend einen Kerzenteller in den Händen hält, rechts der h. Augustin einnimmt, dieser mit dem Pedum in der Linken und einem Herzen in der Rechten. Christus und Maria sitzen auf einer rothen Bank, jener hat die Rechte über Maria erhoben, die Linke auf der Weltkugel in seinem Schosse. Zu ihren Füssen knien zwei musicirende Engel mit krausem Haar und links eine betende Nonne, oben öffnen acht Engel mit blauen Flügeln und Kleidern den Vorhang in Spitzbogenform. Christus trägt ein rothes, die Himmelskönigin ein

---

1) Lübke, S. 340.

2) Von der Hand ihres Meisters rührt wahrscheinlich auch der Hauptschmuck des grossen Crucifixbildes im Patrocli-Dome, das zur Zeit im Capitelsaale hängt. Es zeigt nämlich nach örtlicher Auffassung, vgl. S. 112, einerseits in Farbe, anderseits in Sculptur das Bild des Heilandes und an den vier Enden der Kreuzarme ebenso die Symbole der Evangelisten, welche an der plastischen Seite ein auf den vier Seiten mit Halbkreisen besetztes Viereck umrahmt. Die gemalte Gestalt des Heilandes ist schlank mit langem Unterkörper und selbst im leidenden Ausdrucke des Antlitzes von ergreifender Schönheit; die plastische gehört dagegen mit ihrem herben Naturalismus einer spätern Zeit an, wie etwa dem Ende des 14. Jahrhunderts, wohin Stil und Schriftzüge in den Evangelistennamen die malerische Ausstattung verweisen. Für jenes hohe Alter, welches Lübke und Andere dem Werke beilegen, gibt es keinen Anhalt.

3) C. Becker in Kugler's Museum III, 374.

blaues, innen grünes Obergewand, während Augustinus in vollem Bischofsornate, Walpurgis in einem grauen Gewande dasteht. Golden ist der Hintergrund, blassgrünlich die mit schwärzlichen Vierblattmustern belebte Bodenfläche. Im Untergewande Mariens, im aufgeschlagenen Vorhange, in der Casel des Augustinus schillern je nach der Grundfarbe, goldige oder silberne Ziermuster. Der Ton in den Gesichtern der Engel ist noch körnig, dunkel, bei den beiden untern gelblich, bei den übrigen Gestalten etwas bräunlich. Die Arme der beiden Frauen sind noch mangelhaft, die Schultern bei allen Figuren, Christus ausgenommen, schmal. Das ganze Werk trägt einen einfachen, statuarischen Charakter. Dagegen wirken die Gewänder durch einen edlen Faltenfluss, die ovalen Gesichter durch ihren ruhigen hehren Ausdruck, die Namen sind in die Nimben mit einem Stiftpunzen eingetieft. Das Werk übertrifft in Technik und Formen entschieden den Jacobi-Altar der Wiesenkirche, gehört jedoch, wie auch die reinen Masswerke am Throne bekunden dürften, noch dem 14. Jahrhunderte an.

Die beiden andern Stücke, welche sich wieder in der Löb'schen Sammlung zu Caldenhof befinden, theilen mit jenem das treffliche Colorit und die edle Gewandung, und weil auf kleinerem Raume entfaltet, erscheinen ihre Gruppirung harmonischer und abgerundeter, ihre anatomischen Mängel nicht so ausgeprägt oder so bemerklich. Sie messen 75 cm in der Höhe, und 50 cm in der Breite. Ihre Gestalten gleichen sonst jenen der »Krönung« wie Geschwister sowohl in der Färbung, wie in der Haltung und Gesichtsbildung. Das eine Werk, nochmals eine Krönung Marias[1]), nimmt sich wie ein verkleinertes Abbild des gleichartigen Stückes zu Münster aus, nur dass es sich in dem engern Raume wirkungsvoller abrundet. Es fehlen nicht der rothe Sessel und die in Gewand und Flügeln dunkelblauen Engel, welche hier indess zu zweien an den Seiten des Thrones stehen und musiciren, die Gewänder mit guter Faltenlage und mit Goldmustern, die dunkelkörnig angeflogene Carnation der Engelköpfe. Den Nimbus macht ein regelmässiger Goldkreis. Die Gesichter sind länglich, das der Mutter gar schmal, doch edel umgrenzt, ihr Haar in schöne Locken gelegt, die Hände und Finger bleiben noch schmächtig. Oben öffnet sich wieder hinter den Zinnen des Thrones ein gothischer Laufgang, aus welchem vier Engel auf den feierlichen Act hinausschauen — ein Motiv,

---

1) Photographien in der Sammlung des westfälischen Provincial-Vereins für Wissenschaft und Kunst.

das uns auf der ältern viertheiligen Tafel Löb's vorkam und hier wieder auflebte.

Das andere Bild, eine Herabkunft des h. Geistes, zeigt Maria im Kreise der Apostel auf einem blassröthlichen Schemel. Schlanke Gestalten, enge Schultern, schöne Haar- und Faltenlagen, dunkele Carnation und geringe Abtönung für die Falten, schwächliche Arme und Brustgegend, aber ein kleiner süssanmuthiger Mund bei Maria, die Namen mit dem Stifte in die Nimben geschrieben — also lauter Typen, wie sie zu Soest traditionel oder in den beiden letztgenannten Stücken vorzugsweise ausgeprägt waren. Der goldene Kreidegrund ist durch Leinwand mit dem Holze verbunden, der Boden schachbrettartig roth und grün gemustert. Von der Rückenbemalung erübrigt noch das (grössere) Brustbild der h. Cäcilia mit einem oval-rundlichen Kopfe im Stile der Figuren der grösseren Krönung Marias. Beide Bilder sind also Bruchtheile von Flügelklappen eines grössern Altarwerkes.

Wir werden später unter den Werken Conrads ein Gemälde anführen, an welchem der Maler dieser drei Tafeln einen hervorragenden Antheil hat.

Vergebens suchen wir nach einem Monogramme oder einem traditionellen Anhaltspunkte, um ihren Meister namhaft zu machen. Viel leicht gebühren sie jenem Jo(hannes) melere, der 1395 nach den Bürgerbüchern für einen Neubürger Henrik van Lünen gutsagt, also längst angesessen und angesehen war, und wohl kaum mehr jenem Jo(hannes) meygeler, der 1398 erst als Soester Bürger aufgenommen wird. Sie stehen an Zeichnung und Tiefe der Empfindung weit über dem Jacobi-Altare der Wiesenkirche von 1376 und doch auf den ersten Blick wieder zurück gegen die Malerei aus der Frühzeit des 15. Jahrhunderts; daher fällt auch die Blüthezeit ihres Meisters wesentlich in die letzten Jahrzehnte von 1400. Von den ältern Arbeiten lässt sich nur sagen, dass sie sich auf zwei bis drei Werkstätten vertheilen. Es liegt uns fern, das anscheinend älteste Werk, das Antependium der Wiesenkirche, unter dem Namen des 1308 genannten Malers Conrad auszugeben, noch weniger kennen wir die Meister, welche um 1350 die beiden ältesten Tafeln zu Caldenhof und den Jacobi-Altar von 1376 gemalt haben. Dieser theilt mit jenen noch gewisse Züge; in der Rundung der Gesichter sowie in der Gruppenbildung bahnt er einem Meister die Wege, welcher nach 1400 sehr glücklich mit Conrad wetteifert, während dieser die Weise des Meisters der beiden jüngern Tafeln zu Caldenhof ausbildet. Die ältere Soester Malerei

nimmt also kurz vor 1400 einen bedeutsamen Aufschwung; mehrere Künstler treten im Wettstreite auf und, ohne den herkömmlichen Ideen und Typen zu entsagen, gehen sie auseinander wesentlich in der Formen- und Farbengebung. Von den um 1400 thätigen Meistern kennen wir drei mit Namen, den jüngern und ältern Johannes, sowie Conrad, dessen Frühblüthen sicher ins 14. Jahrhundert reichen. — Eine eigenartige Stellung behauptet um 1400 der Meister eines Altarblattes in der Paulikirche zu Soest, welches die Kreuzigung mit Nebenscenen darstellt. Gesichter und Hände sind hart in der Zeichnnng und fast roh in der Farbe, dagegen die Darstellungen ganz ortsüblich gehalten; die Technik, das Costüm und die Auffassung Mariens im Bilde der Anbetung der Könige kommen der Weise Conrads so nahe, dass wir füglich das Bild später im Vergleiche mit dessen Werken genauer berücksichtigen.

## Meister Conrad.

Das war der Boden, den ein Meister wie Conrad betrat und welchem Schöpfungen, wie die seinigen entsprossen: eine im Schutze der Landesherren durch Handel und Gewerbe reiche, durch ihre politische Stellung stolze Bürgerschaft, wohlhäbige Stifter und Pfarrkirchen, ein seit einem halben Jahrtausend angehäufter Schatz der verschiedenartigsten Kunstwerke, eine durch Tradition und Uebung geschulte und durch den Erfolg ermunterte Künstlerschaft — und namentlich eine seit Jahrhunderten in den Hauptzweigen bethätigte Malerei, sowie eine üppige Blüthe ihres zartesten und jüngsten Zweiges, der Tafelmalerei. Soest rühmte sich im 14. Jahrhunderte mehrerer Maler und sicher vier Künstler, die kunstreichere Tafelgemälde fertigten, wie das die Kunstreste, oder die Bürgerbücher erweisen.

Ohne Frage ist Conrad ihr Zeitgenosse und der fünfte in der Reihe, denn wo er sich uns gleich nach dem Jahre 1400 mit einem vollendeten Prachtwerke bekannt macht, fallen seine Jugendzeit und Erstlingswerke gewiss noch in die letzten Jahrzehnte des 14. Jahrhunderts. Vielleicht ist er der Schüler des ältern Johannes, welchem die jüngern Tafeln zu Caldenhof entstammen können; diese verhalten sich zu Conrads Werken wie die Knospe der Rose zur erschlossenen Blüthe, und eine Arbeit ihres Meisters ist geblieben, woran Conrad Theil genommen hat. Seine Bilder ragen, sämmtlich durch Höhe und Schönheit geeint, über Alles hervor, was uns bislang aus der Soester Schule begegnet ist.

## Nieder-Wildungen.

Das grosse Altarbild, durch Meisternamen und Jahreszahl als Conrads Werk beglaubigt, verdient hier eine um so eingehendere Beurtheilung in Betreff des Inhalts und der Technik, als es stilistisch den Maasstab dafür abzugeben hat, welche von jenen Gemälden, die durch Namenszug, Fundort, zeitliche oder anderweitige Anzeichen nach Soest hinweisen, ihm angehören oder nicht. Kein anderes Werk ist so sicher, als das seinige documentirt, wie dieses, gewisse Namenszeichen auf andern Bildern werden erst deutungsfähig im Lichte seines Namens auf diesem, andere Stücke sind ihm abzusprechen oder beizulegen im Hinblicke auf die Malweise des Werkes zu Wildungen.

Von den Inschriften, welche hier die Rückseite des Mittelstückes bedeckten, sind nur Reste mit historischen Angaben geblieben, welche Ereignisse vor und nach dem Jahre 1400 betreffen, und jene auf den Rahmenbalken des rechten Flügels, welche die Geschichte des Werkes behandelte, verrieth nach Ungewitters[1]) Zeugniss als Meister: Conrad von Soest und als Jahr 1402. L. Curtze[2]) fand sie 1850 noch vollständig in gothischen Buchstaben vor: Hoc opus est completum per Conradum pictorem de Sosato und rechts: Sub anno Dm. MCCCC II. IV. ipso die beati Egidii confessoris. Im vorigen Jahre bemerkte ich davon nur Reste mehr, und auch diese sind, wie mir eben mitgetheilt wird[3]), neusthin so gut wie völlig verschwunden. Der Herr Rector Martin zu Roermond, welcher von mehreren Bildfeldern Aquarell-Copien zur letzten Ausstellung nach Münster sandte, las die Schrift noch so: Temporibus rectoris divinorum Conradi Stolen plebani hoc opus est completum per Conradum pictorem de Susato sub anno Domini MCCCCIV ipso die beati Egidii confessoris. Genug sie besagte nach dem Urtheile glaubhafter Gewährsmänner, dass Conrad von Soest das Altarwerk 1402 oder 1404 gemalt habe. Laut diesem wichtigen Zeugnisse war Conrads Ruf um 1400 längst begründet und da uns ein Werk von ihm zu Fröndenberg begegnen wird, das nur in den Jahren 1410—1421

---

1) Für Lotz angeführte Kunsttopographie I, 473.

2) Nach seiner trefflichen „Geschichte und Beschreibung des Fürstenthums Waldeck," S. 394.

3) Mehrere sachliche Mittheilungen danke ich den Herrn Carl Jacob Oppenheimer aus Lübeck, sowie auf ergangene Anfrage dem Herrn Sanitätsrath Dr. Röhrig zu Wildungen.

gefertigt sein kann, so fiele seine Wirksamkeit sicher in die letzten Jahrzehnte des 14. und in die ersten des folgenden Jahrhunderts, wie weit vorwärts oder rückwärts beider Termine? darüber geben leider weder seine Werke, noch anderweitige Quellen Auskunft. Seltsamer Weise trifft sie zusammen mit dem Wirken eines Mitbürgers gleichen Namens, nämlich jenes gelehrten Canonicus von Speier, Conrad von Soest, der als Vertrauensperson des Königs Ruprecht sich durch seine Reden auf dem Concile zu Pisa (1409), dann auf dem Concile zu Constanz energisch an der Lösung der grossen Fragen betheiligte, welche damals die abendländische Kirche bewegten, und endlich durch die besondere Gunst des Papstes Martin V. von 1428—1437 den Bischofsstuhl zu Regensburg bestieg, wo er auch den Ausbau des Domes betrieben hat [1]).

Je bedeutsamer uns die Meisterschaft Conrads allein nach dem Wildunger Bilde erscheinen muss, um so mehr befremdet es, wie bisher sowohl die speciellere als die allgemeinere Kunstwissenschaft und Malerforschung Werk und Meister völlig unbeachtet lassen konnten, obgleich sie seit 1850 durch die oben genannten Schriften in die Literatur eingeführt waren, und noch mehr, wie man jene seiner Werke, die bereits beachtet wurden, nicht als Kinder eines und desselben Vaters erkannte, trotzdem ihre nahe Verwandtschaft auf der Hand liegt.

Das seiner Predella beraubte und unschicklich aufgestellte Triptychon [2]) zu Wildungen entrollt uns auf seiner dreitheiligen langen Bildfläche elf zusammenhängende Darstellungen und aussen auf den Flügeln noch je zwei Heiligengestalten. Leinwand auf Holz [3]) gezogen und mit Kreide grundirt bildet das Substrat, Gold den Hintergrund, Landschaft oder Architektur je nach dem Vorfall den Boden, oder die Umrahmung. Sehen wir vorerst von den Aussenseiten ab, so erscheinen sämmtliche Bildfelder viereckig, doch von ungleicher Grösse: das Mittelstück zerfällt in ein grosses ungetheiltes Quadratfeld für das Hauptbild, die beiden Seitenflächen je in zwei, die Innenseite der

1) Vgl. Evelt in der westfälischen Zeitschrift für Geschichte und Alterthumskunde (1861) XXI, 240 ff. Schuegraff, in der Zeitschrift des historischen Vereins von Oberpfalz und Regensburg, 1847, S. 174 ff.

2) Photographien angeblich beim Photographen Fath zu Wildungen.

3) Auch das von Waagen, Künstler und Kunstwerke in Deutschland II, 310 und Hotho a. a. O. I, S. 162, Tafelbild zu Heilsbronn, ein Werk des 13. Jahrhunderts, hat eine Leinwand-Unterlage.

Flügel in vier kleinere Bildfelder; Höhe und Breite des Hauptbildes betragen 1 m 59 cm Höhe, jedes Feld der Flügel hat 79 cm Höhe und 56 cm Breite, jedes Nebenfeld des Mittelstückes bei derselben Höhe 54 cm Breite. Die Maasse verglichen und die Dimensionen der Flügel veranschlagt machen alle drei Theile eine lange Bildfläche aus und congruiren die Flügel zusammengelegt mit dem breiten Mittelstücke. Als Scheide der Felder dienen farbige mit Sternmustern gezierte und einem plastischen Stuckbändchen besetzte Streifen, die auf den Flügeln zu Kreuzstäben aufeinanderstossen. Den Holzrahmen selbst schmücken auf rothem Grunde abwechselnd Rosetten, Sonne, Mond und Sterne.

Angemessen dem liturgischen Charakter eines Altars führt uns der Meister hier das Erlösungs-Werk nach den Hauptthaten und Lebensereignissen des Herrn dramatisch in figurenreichen Gruppirungen vor Augen, so dass als deren Mittelpunkt die Kreuzigung auch räumlich mächtiger hervortritt, die ihr vorangehenden Ereignisse theils allein auf dem linken Flügel, theils wie die nachfolgenden halb auf das Mittelstück, halb auf den rechten Flügel sich vertheilen. Abweichend von den Handlungen der Messe, die von der rechten Seite des Altars zur linken vorschreiten, und dann in der Mitte ihren Ruhepunkt haben, hebt hier der Bildercyclus einer allgemeinen Sitte gemäss an auf dem linken Flügel und zwar oben mit der Botschaft des Engels an die h. Jungfrau. Unter einem röthlichen Baldachin wendet diese sich unschuldsvoll und innig bewegt von dem rothen mit weissen Papageien gemusterten Teppich des Betpultes, worauf eine Lilie in einem langhalsigen Topfe mit doppelöhrigen Henkeln steht, um mit vertrauensvoller Andacht zu hören und zu beantworten die Worte des schönen Himmelsboten, der mit herabwallendem Spruchbande sich ihr genaht hat; dann folgt in einer hölzernen Halle die Geburt des Herrn von so kindlicher Auffassung, dass Joseph liegend das Feuer auf dem Heerdchen mit geschwellten Wangen anbläst, indess im Hintergrunde neben dem Ochsen und Esel ein Chor von rothen Engeln erscheint — weiter unten links die Anbetung der Könige unter einer reichen, röthlichen Halle, ein Meisterwerk der Gruppirung verschiedener Charaktere, Stände und Alter, rechts die Darbringung in einem durch Säulen geöffneten Rundtempel mit grünlicher Kuppe, sodass Maria das Jesukind über dem Altare dem freundlichen Greise Simeon mit dem goldgemusterten Obergewande darreicht. Die Kreuzigung bereiten vor vier Scenen der Leidensgeschichte und ebenso viele Ereignisse, welche ihr nachfolgen,

schliessen den Cyclus ab und zwar in der angedeuteten Ordnung, dass jene nebeneinander die obere Hälfte des Mittelstückes und des rechten Flügels, diese die untere Hälfte der beiden Tafelstücke einnehmen. Von jenen enthält das Mittelstück links das Abendmahl von behelflicherer Anlage und Ausführung, rechts Christus am Oelberge im Vordergrunde von Fackelträgern als ein »unvergleichliches Nachtstück«, der Flügel Christi Verhör vor Pilatus, und die so einfach wie tragisch vorgetragene Dornenkrönung. Von diesen bringt der Mittelflügel links die Auferstehung vor den Augen zweier anscheinend überraschten Wächter und rechts die Himmelfahrt mit steifem Gewölke, indess Maria und die Apostel Verwunderung durchzuckt, der Flügel sodann die Herabkunft des h. Geistes über dieselben Personen, deren eine mit einer Kneifbrille liest, einige andere verwandte Gesichter haben. Den Schluss macht Christus als Weltenrichter, thronend auf zwei doppelt grün, roth goldenen Regenbögen, angebetet von Maria und Johannes dem Täufer, unten erstehen die Todten aus den Gräbern und der Drache mit glühenden Augen verschlingt die Verfluchten, oben erscheint links Gottvater jugendlich in blauem Gewölk mit einigen Seelen, rechts ein Kreis von Engeln mit Fahnen. Die Aussenseiten der Flügel zeigen als Fronten des verschlossenen Schreines nur einen röthlichen Hintergrund mit dunkelm Geblüme, ihre ungetheilten Flächen je zwei Heilige von mehr als halber Lebensgrösse, rechts die h. Elisabet mit einer zweithürmigen Kirche in der rechten und dem Rosenkranze in der linken Hand und der h. Nicolaus von blasserer Gesichtsfarbe im Bischofsornat mit einem Buche in der Linken und dem Hirtenstabe in der Rechten, links die schönen Gestalten des h. Täufers Johannes mit dem Buche und dem Lamme darauf, und die h. Katharina. Diese schöne Erscheinung von lieblichem Antlitze trägt eine mit Perlen besetzte Krone und einen rothen von der Linken zugleich mit einem Rosenkranze gehaltenen Mantel, während die Rechte das stehende Schwert neben dem Rade hält.

Den vornehmsten Platz an Raum wie an Schönheit behauptet das Bild der Kreuzigung, wie sie schon durch die Propheten des alten Bundes verheissen und dann auf Golgatha vollzogen wurde. Der grössere Raum gestattete dem Künstler, die Scenen lebendiger zu gruppiren, abzurunden und bis in die Einzelgestalten treffender zu charakterisiren. Und wenn in den kleinern Bildfeldern Anordnung, Naturauffassung oder schematische Typen die Hände von Gehülfen oder ältern Meistern verrathen sollten, so ist dies Bild ganz harmonisch

von dem Pinsel Conrad's selbst entworfen und ausgeführt. Die ganze Darstellung umfasst oben ein Rundbogen in Grün, Roth und Gold und die Eckzwickel darüber füllt jederseits in einem Kranze blau gekräuselter Wolken die Halbfigur eines Propheten mit dem Spruchbande über das durch den Tod des Herrn der Menschheit wiedergegebene Leben. Der Gekreuzigte theilt mit den meisten Soester Bildwerken die lange, etwas ausgebogene Gestalt mit kurzem Oberkörper, sanft geneigtem Haupte und einem ergreifenden Leidensausdrucke. Die Schächer zeigen bräunliche Fleischfarbe, eine mit gewisser Perspective durchgeführte Verrenkung, und am Ende der Kreuzarme hangen neben dem einen eine Keule mit dem Schlachtmesser, neben dem andern ein Schlachtmesser und ein Beil, — also ihre Mordinstrumente, welche zugleich den goldenen Luftraum geschickt ausfüllen. Zu Häupten des reuigen »Jasmus« schwebt ein Engel, um dessen Seele in einem Tuche zum Himmel zu führen, über dem Kreuze des »Dismas« harrt ein Teufel mit einem Feuerhaken über dessen Munde; diesem Schächer stehen die Haare zu Berge, jenem hangen sie herab. Zwei Engel weinen über dem Kreuze des Herrn, zwei andere fangen an seiner Seite in Kelchen das Blut auf — sie haben blaue Gewänder und grünliche Schwingen. Am Kreuzesfusse des reuigen Schächers links vom Hauptkreuze gruppiren sich die frommen Frauen, so dass zwischen Maria Jacobe und Maria Salome Maria sitzt, jene ihr die Hand auf die Schulter legt und Trost zuspricht, Salome mit müde erhobenen Augen im Anblicke des Gekreuzigten versinkt; links hinter ihnen steht betend und jammernd Magdalena, rechts ihr gegenüber an der rechten Seite des Schächerkreuzes ringt Johannes wie von Gefühlen überwältigt seine Hände über dem Haupte — wunderschön und hoch empfunden ist diese Gruppe in den schönen, feinen Köpfen, in der schwungvoll und zartgelegten Gewandung, in der wechselvollen Composition und Schmerzensstimmung, die mehr innerlich als äusserlich, und doch sehr nobel und natürlich sich ausprägt. Hinter Magdalena stehen zwei Knechte, einer mit einem Bogen, hinter Johannes führt die Lanze des kleinäugigen und noch blinden Longinus ein Kriegsknecht zum Stoss in die Seite. Rechts vom Kreuze zu Füssen des Schächers Dismas unterhalten sich vor dem bekehrten Hauptmann, welcher das Spruchband: Vere filius dei erat ille flattern lässt, drei Gestalten, vielleicht Juden, eine edle Greisengestalt, eine mit einer Zinkenhrone in einem von eckigem Metallgürtel umgebenen Prachtgewande, eine zweite trägt eine über der Stirn mit einer Kokarde besetzte Kappe; hinter

ihnen rechts vom Schächerkreuze drei Knechte. Unten rechts halten sich — wie um den ästhetischen Gegensatz zu bilden, drei grosse Windhunde auf, zwei sich tummelnd. Der grünende Boden endigt oben in drei Kuppen, deren Spitzen erratischen Blöcken ähneln.

Im Landschaftlichen, wie in der Wiedergabe der Bäume klingt das Streben nach Naturwahrheit an; wenn aber die Thiere kaum in Farbe modellirt erscheinen, so liegt das nicht allein an der Gleichgültigkeit, welche die Welt und die Künstler der Natur damals noch meistens entgegenbrachten, — es stimmt auch überein mit dem idealen Zuge, die Natur nur als Nebendinge, den Menschen dagegen als das Ebenbild Gottes anzuschauen, und am Menschen wieder das Körperliche als sündigen Bestandtheil geringer, das Antlitz als den Spiegel der Seele um so höher zu schätzen. Dieser Zug der Zeit berührt noch mehrfach unsern Meister: die Schultern werden schmal, die Köpfe dafür grösser, die Extremitäten schwächlicher, die Leiber schlank, höchstens jene der Henker etwas gedunsen gebildet. Die Gewänder entsprechen namentlich bei den Knechten dem Zeitcostüm, bei den vornehmern Personen den idealsten Vorbildern: sie sind als Hülle des Fleischlichen sorglicher behandelt, meistens eng an die Glieder gelegt, ohne dass diese auffallend durchscheinen, sie sind lang gezogen, schlank gefältelt und die Falten bei den Biegungen der Körper schön und edel gebrochen. Die hohen Personen tragen sogar einen golden und silbern gemusterten Ornat, andere, wie eine Gestalt unter dem Kreuze und zwei von den h. drei Königen, einen eckigen massiven Metallgürtel, die Heiligen ihre Goldnimben und darin ausgeprägt ihre Namen oder deren Initialen. Die Krone der h. Mutter und einmal das eingeschriebene m ihres Namens sind mit Perlen, die plastisch geformt sind, manche Gewandsäume mit Zierbuchstaben besetzt. Dieses, die hellen Farben die reichen, rein gothischen Architekturen verleihen dem Werke eine hohe feierliche Stimmung und, wie um diese noch zu heben, hat der Meister den Ausdruck der Schmerzen zumal im Antlitze der Frauen mildernd mehr angedeutet als ausgeführt, die Charaktere der Henker mehr verwischt als ausgeprägt. Die Männer haben kleine geistvolle Augen, charakteristisch gezeichnete Nasenrücken wellige und gespaltene Bärte, so dass bei einigen das Kinn durchschaut, die Stirnen sind durchgehends hoch, die Gesichter der Frauen dabei länglich mit spitzigem Kinn und von süsser Holdseligkeit. Maria, das Jesukind und die Engel kennzeichnet ein ovaleres Antlitz, und zwei Engel, namentlich jenen der Botschaft ein fast mäd-

chenhaft weicher Gesichtszug. Freilich sind einzelne Scenen noch steif, einzelne Köpfe gleichmässig, einzelne Körpertheile wie die Hände der Frauen lang und schmächtig, oder modellartig ausgefallen, die Bergpartien linienlos, die Wolken wie gekräuselte Pilze blau gebildet, freilich hapert es noch mit der Farbenmodellirung, so dass z. B. die Falten zu wenig zurück, ihre Rücken zu wenig heraustreten — dafür entschädigen aber die treffliche Zeichnung, die auch mit dem Kirchenbaue harmonirt, die Pracht der Farben, zumal das beliebte Roth in Uebereinstimmung mit den Metallfarben, die plastische Beigabe von Perlen, die mit dem Stifte eingeschriebenen Namen, die reichen Verzierungen und die wieder durch Eintiefungen gebildeten Ornamente, so dass das Ganze auch wie in die Pracht der Goldschmiedekunst gehoben wird. Die Modellirung der Fleischtheile ist gelungen, die Perspective in den Architekturen mit Glück angestrebt, das Beiwerk, Costüm und Geräth durchschnittlich meisterhaft getroffen, Gewänder und Haltung geschickt zur Hebung der Charakteristik verwandt, manche Scenen und Affecte fein der Natur abgelauscht und nachgebildet; die Gruppirungen sind wohlerwogen und lebensvoll, die Köpfe zumal bei den Männern nicht nur durch das Auge, sondern auch durch das Haar und die fein gezeichneten Nasenrücken scharf charakterisirt, »einzelne eines Orcagna würdig«.

## Münster.

Zwei Bilder, jene der h. Dorothea und Ottilia, auf zwei schmalen Tafeln von 93 cm Höhe und 27 cm Breite werden jedem einigermassen geübten Auge sofort als Werke desselben Meisters vorkommen. Der Rahmen ist ein rother gothischer Baldachin, der Hintergrund golden, der Boden dunkel mit einigen blauen, namentlich Marienblumen, bewachsen; bescheiden, in den Hüften sanft gebogen, stehen die beiden schönen Gestalten da, »fein, mehr als schlank, das Haupt geneigt, in mädchenhaft holder Reinheit, freundlich doch ohne Lächeln, sinnend, doch nicht über Schuld und Schmerz«[1]). Die Stirnen höhen sich ohne besondere Wölbung, die Backenknochen der vollen Wangen treten zurück, die Nase wird edel, das Kinn reizend. Klein der Mund, klein die Augen, die bei Dorothea etwas schief stehen, das Lockenhaar malerisch herabfliessend, die Gewandung weich und nach naturwahren Motiven

1) Hotho a. a. O. I, 264 f.

geordnet. Ottilia mit der Palme und dem Buche trägt ein gelbgrünes Obergewand und ein blassröthliches Unterkleid mit Ziermustern in Silberglanz, Dorothea einen blassrothen Mantel von edelster Draperie und ein grünes Unterkleid mit Goldmustern, um den Hals einen unten mit einem Täschelchen behangenen Rosenkranz, in der Linken ein Sträusslein, in der Rechten ein mit einem geflochtenen Rade beschwertes Blumenkörbchen. Der Kleidersaum am Halse, der Stirnreifen der Diademe und die Diademzinken der Dorothea sind plastisch mit Steinen und Perlen geschmückt und während die Goldnimben die ausgesparten Namen beleben, treten unter den Zierden des Stirnreifen der Ottilia die kleinen Buchstaben c s, also wohl die Initialen der Worte Conradus Susatensis hervor. Cornelius bezeichnete diese Bilder »als in der Art des grossen italienischen Meisters Fiesole gemalt« und »sie gehören sicher einem der besten deutschen Maler und der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts an«[1]). Nach Hotho wird ihr »Meister allein durch Wilhelm nicht überboten«. Die im Museum befindlichen Tafeln dienten früher als Deckel eines Schränkchens in der Walpurgiskirche zu Soest[2]), und zeigen auf der Rückseite noch die Vertiefung für ein Schloss, und Spuren älterer Malereien, deren plastische Aufhöhungen, wie sich bei einer chemischen Untersuchung, die leider über die Qualität und das Bindemittel der haarfein angelegten Farben Nichts ergab, herausstellte, aus Wachs geformt sind.

Ich hätte hier, wo sichere Ausgangspunkte gewonnen sind, überzugehen auf jenes liebliche Altarwerk, welches aus dem Nachlasse des Landgerichts-Präsidenten Bessel zu Cleve für das Provinzial-Museum zu Bonn erworben ist, falls ich es mit Hotho[3]), der es eingehend behandelt hat, dem Meister der Münsterischen Tafeln auch nur muthmasslich zuschreiben könnte; denn wie sich auch das Auge dieses Forschers auf örtliche Verwandtschaften geschärft hatte, so sind doch jene Züge, welche auf Westfalen deuten sollen, eher Gemeingut der rheinisch-westfälischen Cultur, und die scharfen Bruchlinien der freieren und weiteren Gewandfalten, der Gesichtsausdruck bei Mutter und Kind weisen eher auf Köln und auf Beziehungen zu Meister Stephan, als auf Soest, zumal im Antlitze der Mutter das Weiche und Mädchenhafte einem gereifteren Ausdrucke, das spitzige Kinn und die

1) C. Becker in Kugler's Museum III, 374, 375.
2) Passavant, Kunstblatt 1841, S. 414.
3) a. a. O. S. 265.

längliche Stirn einer rundlicheren Kopfcontour gewichen ist, Goldmuster und Perlen nur schwach in Farben und nicht mehr plastisch vorkommen. Jedenfalls wird der Nachweis des Fundortes, den Prof. aus'm Weerth im nächsten Jahrbuch zu geben gedenkt, diese Ansicht nicht umstossen. (Fortsetzung folgt.)

Münster. J. B. Nordhoff.

---

## II. Meister Eisenhuth.

Die zu Pfingsten dieses Jahres in Münster veranstaltete Ausstellung westfälischer Alterthümer und Kunstgegenstände hat allgemeinen Beifall gefunden. Bei der Reichhaltigkeit an kirchlichen und profanen Denkmälern, an Gegenständen der monumentalern wie der Klein-Kunst lieferte sie der praktischen Kunstübung nicht nur Vorbilder in Bezug auf Technik, Stil und Formgestaltung, sie bot auch der Forschung mancherlei lehrreichen Stoff dar. Schätze, die nur dem Namen nach bekannt oder sonst unzugänglich sind, traten hier für längere Zeit ans Licht; andere schöne Reste der Vorzeit, zumal an Stickereien, Metallarbeiten und Malereien, gelangten durch die Ausstellung erst zu weiterer Kunde. Zu den Kunstwerken, die in aesthetischer, oder geschichtlicher Beziehung ganz besondere Aufmerksamkeit erregten, zählte ein vom Grafen von Fürstenberg-Herdringen eingesandter Schatz von Mettallwerken aus der Kunstzeit der Renaissance. Er besteht aus zwei Einbänden für Folio-Bücher, einem Kelche und Kreuze, einem Weihwasserkessel mit Sprengwedel und einem Rauchfasse und nimmt, was Grösse, Ausführung und Stil betrifft, eine ganz hervorragende Stellung ein nicht nur in der deutschen sondern auch in der allgemeinen Kunstgeschichte. Glücklicher Weise lassen sich seine edlen Bestandtheile theils nach den Inschriften, theils nach dem Stilgefühle genauer datiren und auf einen bestimmten Meister zurückführen. Sie fallen im Ganzen in die Zeit kurz vor und nach dem Jahre 1600; ihr Meister heisst Anton Eisenhuth und stammt aus dem an der fränkischen Grenze gelegenen Städtchen Warburg in Westfalen.

Ich glaube dem Wunsche der Forscher und Kunstfreunde zu entsprechen, wenn ich nach den Haltepunkten, welche die Inschriften und der Stil seiner Werke an die Hand geben, und nach meinen eigenen Sammlungen Näheres über das Leben und die Bedeutung des Meisters beibringe. Das erscheint um so zeitgemässer, als schon im August gewisse Blätter Aeusserungen brachten, welche nicht nur den Umfang

seiner Werke unterschätzten, sondern auch die ansehnliche Stellung, die ihm bisher in der Landes- und Kunstgeschichte eingeräumt war, völlig verkannten. Dort hiess es:

„Im Silberzimmer des Kunstgewerbe-Museums (nämlich zu Berlin) ist so eben eine kostbare Reihe Silberarbeiten zur Ausstellung gegelangt, von deren Existenz man, obgleich sie als erlesenste Meisterwerke deutscher Renaissance zu bewundern sind, bis vor kurzem selbst in den bestunterrichtetsten Kreisen keine Ahnung hatte. Der während des Monats Juni zu Münster veranstalteten Ausstellung westfälischer Alterthümer und Kunsterzeugnisse, auf der sie . . . zum ersten Male ans Licht traten, verdanken wir die Bekanntschaft mit ihnen und mit dem hochbegabten Künstler, von dem sie herstammen, — dem bisher nirgends erwähnten, laut Angabe der auf den Arbeiten selber befindlichen Inschriften, aus dem Städtchen Warburg an der Diemel gebürtigen Anthonius Eisenhoidt, der wie man nun aus Aufzeichnungen der Gräflich Fürstenbergschen Familie ersehen hat, in deren Diensten längere Zeit thätig war, und für dieselben nicht blos diese Stücke kirchlicher, sondern auch manche andere profaner Bestimmung anfertigte.“

In der That lag es nahe, Werke, die in solcher Zahl und Pracht überraschend in die Oeffentlichkeit traten, nicht nur zu registriren, sondern auch durch die Blätter zur allgemeineren Kunde zu bringen, und ihre äussere Geschichte, ihre Bedeutung, ihr Eingreifen in die Kunstentwicklung dann der Forschung zu überlassen; dass solch eine Kundgebung aber ebenso unrichtig und mangelhaft wie rühmend ausfiel, musste um so mehr befremden, als doch jedem Kunstschriftsteller wie jedem Kunstforscher die eine oder andere von jenen Schriften zur Hand stehen muss, die über Meister Eisenhuth Auskunft ertheilen konnten.

Schon der alte Füessli erzählt 1779 vom Kupferstecher Anton Eisenhout und einigen seiner Stiche, nennt aber irrig seinen Geburtsort Varnburg, da er denselben in einer kleinen Landstadt Westfalens wohl nicht suchen mochte; — 1806 trägt er weiterhin von ihm einen Stich: ecce homo nach. Bessen führt ihn darnach 1820 im zweiten Bande der Geschichte des Bisthums Paderborn als einen hervorragenden Vertreter der Kunst des Paderborner Landes auf, und 1823 berichtete das von Dr. N. Meyer herausgegebene Mindener Sonntagsblatt No. 30 von Anton Isenhout, er sei gegen Mitte des sechszehnten Jahrhunderts zu Warburg geboren, habe sich nach zurückgelegten Schuljahren mit

allem Eifer der Kupferstecherkunst gewidmet: alte Handschriften könnten nicht genug seine Geschicklichkeit rühmen und versetzten ihn sogar unter die grössten Künstler seiner Zeit; 1826 ersucht Jemand in der Westphalia St. 33 um nähere Nachrichten über den Goldschmied und Kupferstecher Antonius Eisenhoidt, mit dem Bemerken, dass von ihm ein 1592 gefertigtes Portrait vom Paderborner Bischof Theodor von Fürstenberg existire. 1837 wurde ihm noch von Nagler die gebührende Stelle im Neuen allgemeinen Künstlerlexikon eingeräumt, jedoch mit Füessli sein Geburtsort Varnbourg genannt. Der Forschung darf es nicht entgehen, dass das schon 1859 abgebildete Rauchfass vom Schlosse Herdringen dasselbe ist, was wir jetzt für eine Arbeit Eisenhuts erklären. 1871 bringt Nagler im ersten Bande seiner Monogrammisten an zwei Stellen No. 1063 und 1070 unter richtiger Bezeichnung seines Heimathlandes, weitere Nachrichten über die Künste, welche der Meister in seiner Hand vereinte und über seine Zeichen und Stiche. Schon 1873 erschienen Leben und Wirken Kaspars von Fürstenberg nach dessen Tagebüchern mit mancherlei Streiflichtern auf M. Anton Eisenhuth und dessen Beziehnungen zu der Familie von Fürstenberg; ja, unter den S. 165 und 187 aufgezählten Kostbarkeiten der Schatzkammer zu Herdringen figuriren schon die meisten Stücke von dem Schatze, der im Juni zu Münster und dann in Berlin ausgestellt war.

Kurzum die Litteratur hat innerhalb hundert Jahren beinahe von Jahrzehnt zu Jahrzehnt das Andenken an Eisenhuth wieder aufgefrischt, die Spuren seiner Thätigkeit immer weiter aufgedeckt und in den letzten Decennien sind auch seine Metallarbeiten mehrentheils beachtet, kleinentheils verbildlicht worden.

Laut der angezogenen Litteratur und den Inschriften, die sich theils auf seinen Kupferstichen, theils auf den Metallsachen finden, stammte der Meister aus Warburg, wie auch Westfalen noch jetzt die schönsten Früchte seiner Thätigkeit besitzt. Sein Vorname war Anton, sein Hausname Eisenhuth lautete ab in Iserenhodt, Eisenhoidt und Eisen. Seine Familie war nach alten Handschriften schon 1443 in Warburg ansässig, anscheinend auch wohlhäbig und schrieb sich bis 1564 durchgehends Ysernhod, Ysenhod, Ysernhoid, Isernhod, Iserenhoed oder Isernhoit. Das wichtigste Datum über sein Leben bringt die Inschrift eines 18 cm hohen und 12 cm breiten Kupfers vom Jahre 1603; diesen Schatz besitzt der Herr Rendant Ahlemeyer zu Paderborn, der mir auch die handschriftlichen Nachrichten über des Meisters

Familie in verbindlichster Weise mittheilte. Der Kupfer, welcher die Büchermarke des Paderborner Bischofs Fürstenberg bildete, stellt dar in der Mitte dessen Wappen, ringsher die vier Kirchenväter; auf einem krausen Schilde zwischen Gregorius und Hieronymus steht: 1603 | Theodorus a Fursten|berg | D. g. ecc. Paderbornē | Episcopꝯ S. R. | imperii princeps — und unten unter einer Sanduhr auf einem Rundschilde: Antonius | Iserenhodt War|burgensis ae|tatis suae 49 | inventor sculpsit | et excudebat |. Die Mitte des Rundschildes zeigt innerhalb der Lebensdaten des Meisters einen Ring oder eine Kugel mit einem (horizontalen) Querbande unter einer Senkrechten ⴱ. Die Inschrift bestätigt die Angaben über seinen Geburtsort und enthüllt auch sein Geburtsjahr 1554. Sein Vater war entweder der 1546 urkundlich genannte Tepel Ysernhoid in der Neustadt, oder, wie wahrscheinlicher, Jasper Ysernhoit, der in der Altstadt wohnte und 1553 mit seiner Frau für eine Summe Geldes sein Haus und gewisse Ländereien zum Unterpfande gibt. Leider ist die weitere Lebensbahn des Meisters selten mehr durch geschichtliche Notizen erhellt und nicht einmal das Todesjahr bekannt.

Man neigt zu der Annahme, dass auch er, wie gebräuchlich, seine Lehrjahre in der Heimath verbrachte, vielleicht in Warburg selbst; denn die kleineren Städte hatten damals eine ungeahnte Blüthe und einen Handwerkerstand, der nach unsern Begriffen die Kunstwerke hervorbrachte. Ansprechend ist für Manchen vielleicht die Vermuthung, dass er demnächst zu Münster Arbeit nahm. Hier blüthe dermalen die Künstlerfamilie der Goldschmiede und Plattner Knop (vergleiche meine Notizen in Lützow's Zeischrift für bildende Kunst, B. 10 S. 83 ff. B. 11 S. 220 ff.) und sicher bis 1573 der auch in Italien hochberühmte Goldschmied David Knop; hier waltete unter den Goldschmieden, wie schon ihr Zunftschild von 1613 beweist, in den getriebenen Arbeiten, namentlich in der Behandlung des Figürlichen ein Formgefühl, das den lautersten Empfindungen der Rennaissance entsprach. Sollten sie nicht die spätere Kunstrichtung Eisenhuths beeinflusst, sollte gar die Familie Knop unserm Meister nach Italien die Wege gebahnt haben? Anscheinend betritt er den Boden dieses Landes als freier Meister in den siebziger Jahren, weilt an der Quelle der Frührenaissance zu Florenz und schaut sodann wohl bis in die achtziger Jahre die Herrlichkeiten Roms. Das lässt sich aus der Zeitstellung der wenigen Werke erschliessen, die uns von seinem dortigen Aufenthalte bekannt sind. Er stach ohne Frage zu Rom das Bildniss Papst Gregor's XIII., der 1572—1585 regierte, und lieferte dem Florentiner Arzt Mercati, der 1593 starb und

im letzten Jahrzehnt seines Lebens eine weitere, litterarische Thätigkeit entfaltete, für die Metallotheca mehrere Kupfern. Sicher hat er 1588, wahrscheinlich schon früher, das Land der Kunst verlassen, um mit den besten Manneskräften die schönsten Proben seiner Ausbildung und hohen Meisterschaft dem Vaterlande zu liefern. Er wohnt in seiner Vaterstadt und arbeitet für die Nähe und die Ferne. Ganz besonders lieh er der Familie von Fürstenberg seine Kraft, und zwei Glieder derselben, der Paderborner Fürstbischof Dietrich und dessen Bruder, der begüterte Kaspar von Fürstenberg, gaben ihm die ehrenvollsten Aufträge; dieser Wechselwirkung der Künstlerschaft Eisenhuths und der Kunstliebe der Fürstenberger erblühten die schönsten und edelsten Perlen der Goldschmiedekunst. Andere Meister, wie der Goldschmied Adress zu Paderborn, erhielten unbedeutendere Bestellungen. Aus jenem Jahre 1588 stammt der silber-vergoldete Kelch des Herdringer Schatzes, aus dem folgenden das Crucifix, aus dem Jahre 1590 das in Kupfer gestochene Brustbild des Leopold Stralendorf. 1592 beschäftigen ihn auch Zeichnungen zu einem Brautteppich „oder Tapeten" für Caspar von Fürstenberg; 1595—1598 fertigt er für [1]) denselben Schalen, Pokale und andere Cimelien von Gold und Silber, die gewiss ebenso gelungen waren in der Form wie kostbar in den Materialien. Genug die neunziger Jahre bezeichnen auf deutschem Boden die Höhe seines Schaffens; ihnen und den ersten Jahren des folgenden Jahrhunderts gehören mit Sicherheit oder Wahrscheinlichkeit seine meisten Kupferstiche und seine köstlichsten Metallarbeiten. Das Jahr 1603, aus welchem die oben beschriebene Büchermarke des Fürstbischofs stammt, ist das letzte, sichere Jahresdatum seines Lebens. Sollte, wie eine ältere handschriftliche Mittheilung will, der Schatz zu Herdringen, noch ein nicht näher untersuchtes Stück vom Jahre 1604 begreifen, so lässt sich sein Leben um ein Jahr weiter verfolgen. Da wohl nur unbedeutende Erzeugnisse von ihm mehr zu entdecken, und seine grössten Arbeiten in schneller Folge entstanden sind, so gibt uns die Zahl seiner Werke keine Veranlassung, eine längere Künstlerthätigkeit für ihn in Anspruch zu nehmen.

Eisenhuth war ein ganz hervorragender Goldschmied und ein Künstler ersten Ranges. Ohne Frage hochbegabt hat er seine Anlagen durch Studien und Uebung glänzend entfaltet und namentlich im Lande der Kunst Auge und Hand geübt, die Reste der Antike wie die Schöpfungen der Renaissance mit Künstlerblick betrachtet, und neben den Leistungen

1) Vergl. Fürstenberg's Tagebücher S. 149. 164 ff.

der Goldschmiede auch Zeichnungen und Malereien im Skizzenbuche und wie im Gedächtnisse festgehalten. Reich mit Kenntnissen und Fertigkeiten ausgestattet verstand er sich ebenso gut auf das Planen wie auf das Ausführen der verschiedenen Künste, die damals noch in den Händen der Goldschmiede lagen. Zeichnen, Graviren, Stechen, das Schneiden und Treiben der Metalle, das Fassen der Gesteine bilden die wesentlichsten Seiten seines künstlerischen Gewerbes. Wenn seine Werke nur einen geringen Steinschmuck, kein Email, oder sonstige verschönernde und bekleidende Materialien mehr aufzeigen, so offenbart das weniger eine Schwäche des Künstlers, als den Zug seiner Kunstepoche, auch die Goldarbeiten einfacher und nackter auszuführen; und wenn demnach die Goldarbeiten der früheren Zeit, namentlich des Hochmittelalters, weit reicher in den Materialien wie in der Technik, wenn sie gar mit Farbenschmuck auftreten, so entschädigen dafür bei Eisenhuth die vollendete Durchführung der Form, die geschmackvollen Ornamente in gravirter, getriebener oder geschnittener Arbeit und die grossartige Anwendung figürlichen Bildwerks. Es standen ihm noch so viele Künste zu Gebote, dass er gar für einen Maler gehalten und ihm auch der praktische Stempelschnitt zuerkannt wurde —, das letztere zumal, da in seinem Facsimile: Ant: Eisen: War: W: das W, wie man glaubt, Waradinus bedeuten könnte. Gehören doch die Wappen und Medaillen des Fürstbischofs an einigen Arbeiten zu den ersten Leistungen des Stempelschnitts. Der beste Kenner der Paderborner Münzen, Herr Rendant Ahlemeyer, vermuthete schon längst, dass der Stempel zu jenem Pfennige der Stadt Paderborn, der mit T Δ (Theodori Δῶρον) versehen und durch sein Gepräge vor allen Paderborner Münzen dieser Art ausgezeichnet ist, von Eisenhuth geschnitten sein müsse. Dieser machte doch auch, wie wir hörten, den Riss zu einem Brautteppich; er entwarf also Zeichnungen für andre Künstler, und da dermalen, wie die Geschichte der Tom Ring's zu Münster ausdrücklich darthut (vgl. die Geschichtsquellen des Bisthums Münster, B. 2, von C. A. Cornelius, 1853, S. XXXVIII), auch die Maler Bauentwürfe anfertigten (vgl. R. v. Eitelberger in v. Lützow's Zeitschrift für bildende Kunst XI, 82), so mochte Eisenhuth älteren Biographen als Maler gelten. Die Maler und Kleinkünstler thaten damals dasselbe, was später die Artillerie- und Genie-Offiziere, heute die Architekten besorgen —, gewiss ein Zeichen, wie weit sich die Kunst schon vom mittelalterlichen Verfahren losgesagt hatte, wonach Plan und Ausführung bis auf besondere Fälle in derselben Hand und Werkstätte lagen.

Wenn eine Kunst zum Zeichnen befähigte und nöthigte, so war es die der Goldschmiede, zumal wenn sie mit dem Stempelschnitt, mit dem Treiben und Graviren von Ornamenten und Bildwerken vereint gehandhabt wurde, wie bei Eisenhuth. Er wusste, was die Form betrifft, Renaissance und Gothik in einer Art zu verbinden, die für den ersten Anblick den befremden mag, der zwischen beiden Stilweisen überall eine tiefe Kluft wittert, und das um so mehr, als bei diesem Werke der Kern, bei jenem die Ornamente oder die ornamentalen Ansätze dem alten Stile gehorchen. Dabei sind die Renaissanceformen klar durchgebildet, vielfach mit neuen bereichert und so lebenskräftig, dass die gothischen, von ihrem Geiste durchdrungen, ihre Stilschärfe verlieren. Einen vorwiegend gothischen Charakter trägt das Rauchfass, wie umgekehrt die Buchdeckel und der Weihkessel dem neuen Stile huldigen. Beiderlei Arbeiten bekunden auch deutlich, über welchen Reichthum von ornamentalen Motiven der Meister gebot, wie schwunghaft und wechselvoll er sie handhabte und verband; nur die architektonischen Ornamente stechen dagegen etwas durch Einfachheit und Strenge ab. Wer die früheren Kunstwerke Westfalens auch nur zum Theil überschaut, für den hat die Verschwisterung älterer und neuerer Stilformen gegen 1600 durchaus nichts Auffallendes; verhielt doch der gothische Baustil an einzelnen Profanbauten bis in den dreissigjährigen Krieg, an Kirchenbauten bis in die zweite Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, und in der Konstruktion und Disposition noch über hundert Jahre länger, als ob gothisches Formgefühl hier niemals erloschen wäre — eine Erscheinung, wie sie ähnlich, nur nicht von solcher Zeitdauer, in den katholischen Ländern des Südens wie in den protestantischen des Nordens vorkömmt. Alles zusammengenommen hing jedoch Eisenhuth nur äusserlich an der alten, und im Herzen an der neuen Kunstweise; denn ungetrübt durchweht der Geist der Renaissance nach Form und Auffassung seine Stiche sowohl, wie das Bildwerk, welches ciselirt oder getrieben in Einzelgestalten oder in figurenreichen Darstellungen den herrlichsten Schmuck seiner bedeutenden Metallwerke bildet, und bei geschickter Raumvertheilung wirkungsvoll mit dem Ornamente abwechselt. Die Figuren sind vorwiegend lang, fast riesenmässig, die grössern Darstellungen lebendig malerisch und kraftvoll, als hätten dem Meister die Bildwerke und die Bildcyclen eines Michel Angelo und Correggio vorgeschwebt, an welche auch ihr Inhalt wiederholt gemahnt. Dem Inhalte nach mischte er biblische und religiöse Darstellungen mit Allegorien, Personifikationen und

Genien, nackte mit bekleideten Gestalten, und bewegte sich so frei, dass er in dem Kupfer: Amor docet musicam, einen Genius weiblich bildete. Kupferstich und Toreutik durchdrangen sich so sehr, dass einzelne Motive und Darstellungen hier wie dort vorkommen. Wie sehr aber seine Bildwerke der Zeit imponirten, leuchtet daraus hervor, dass die besten Bildhauer seine getriebenen Bildwerke monumental in Stein ausführten, dass zum Beispiel die knieende Figur des Bischofs Fürstenberg für dessen Steinmonument im Hinblick auf jenes Papstbild ausgemeisselt ist, welches Eisenhuth auf einem Buchdeckel in Silber getrieben hat, wie auch der Christus an dem Kreuze, welches dort dem Bischofe vorgehalten wird, an das grosse Silberkreuz des Fürstenberger Schatzes erinnert. Schon früher, 1608, hatte Heinrich Gruninger in dem Epitaph des Paderborner Domherrn Joachim von Langen (mit der Scheere) die auf Wolken schwebende Muttergottes nach dem Muster desselben Buchdeckels soweit nachgebildet, als er es mitzuempfinden oder in das Steinmaterial zu übertragen vermochte.

Eisenhuths Einfluss reichte weit über seine nähere Heimath hinaus. Wir wissen, dass ihm in Italien ehrenvolle Aufträge wurden, und ersehen aus den Unterschriften der Kupfer, dass er mit Nürnberger und niederländischen Künstlern in nähern Beziehungen stand. Das alles wird uns klarer werden, wenn wir seine Werke im Einzelnen würdigen, von denen wir bisher einige so weit heranzogen, als sie uns als Quellen für sein Leben und seine Kunstrichtung dienlich waren. Vorläufig sei nur bemerkt, dass von seinen Kupferstichen kaum die Hälfte bekannt oder genauer beschrieben ist. Die Reihe seiner Goldschmiedearbeiten aber lässt sich voraussichtlich noch um drei oder vier Prachtwerke erweitern [1].

J. B. Nordhoff.

---

1) Bereits im Juni haben wir auf der Ausstellung zu Münster dem nach seiner Existenz uns wohlbekannten, in seinen herrlichen Werken der Goldschmiedekunst aber unbekannten Meister Eisenhuth die hervorragendste Beachtung gezollt, und die Photographien seiner dort ausgestellten Werke mit einer Anzahl von Abbildungen anderer bedeutender Gegenstände zur Veröffentlichung und Besprechung in den Jahrbüchern bestimmt. Hoffentlich werden dieselben für das nächste Jahrbuch druckfertig. Die Red.

## II. Litteratur.

---

**Vorgeschichte Roms** von **Johann Gustav Cuno**. I. Theil. Die Kelten. Leipzig. Commissionsverlag von B. G. Teubner. 1878.

„Ehe in unseren Tagen (so schliesst der Verfasser seine Einleitung über „die Weltstellung Italiens") die Einigung Italiens sich vollzogen hatte, lag während einer mehr als anderthalbtausendjährigen Geschichte der Schwerpunkt der Begebenheiten ausserhalb des Landes vornehmlich in den Ländern im Norden und Westen der Alpen; und ehe Rom einst den italischen Einheitsstaat geschaffen hatte, als das Fundament Italiens nicht den Italern, sondern einem ihnen feindlichen Volke gehörte, hatte die Halbinsel keinen gefährlicheren Feind als die zu beiden Seiten des Gebirges wohnenden Keltenstämme; ist doch selbst der Hannibalische Krieg nur möglich gewesen durch den keltischen Feind. Der Bau der Alpen — ihr allmähliches Aufsteigen von Norden her, die zahlreichen Einsattelungen der Kämme, die Menge der Längenthäler, die wegweisenden Wasserläufe — alles was Italien mit Mitteleuropa eng verbindet, hat jenen Völkern Macht gegeben, so lange Italien nicht in sich selbst die Fähigkeit des Widerstandes besass." Da die Ursachen dieser vielhundertjährigen Reihe von Erfahrungen nicht zufällige waren, so erscheint die Frage berechtigt ob nicht in jenen vorhistorischen Zeiten jene Ursachen in ähnlicher Weise fortgewirkt haben. Diese Frage legt dem Verfasser die andere nahe: bestand zwischen Kelten und Italern eine nähere Verwandschaft innerhalb der indogermanischen Familie? Er will die Frage vornehmlich auf dem Wege der Sprachvergleichung zu lösen versuchen, zugleich aber auch durch Geschichte, Ethnographie und andere kulturhistorische Momente. Demgemäss werden im Ersten Buche Capitel I—VI „die keltischen Stämme" einer gründlich — gelehrten Erörterung ihrer enthnologischen Verhältnisse und geschichtlichen Stellung unterzogen. Den nächsten Anspruch auf eine solche Erörterung hat mit Recht das alte Gallien (21—50), insbesondere seine staatlichen Zustände und die Geschichte seiner Romanisierung; daran schliessen sich in engerem und weiterem Kreise die iberischen und die britannischen Kelten

(51—88), besonders bei leztern die Iberer und Keltiberer nebst Basken, wie auch die Britanner. Wie weit dabei die letzte Ausbeute der hispanischen Sprachdenkmäler im C. I. L. und Münzfunde mit zu verwerthen waren, bleibt dahin gestellt. Daran schliessen sich die räthselhaften „Ligurer" und was mit ihnen, und den über so weite und entlegene Gebiete zerstreut wohnenden Helvetiern, Pelasgern, Aboriginern und Arkadern in Zusammenhang gebracht werden zu können scheint. An sie reihen sich die ebenso räthselhaften Räter (Rasenner), Taurisker und Etrusker, deren nahe Verwandtschaft mit den Römern durch die gelehrten Untersuchungen des Verfasseas (Jahrbücher für class. Philol. 1873 u. 1874) nunmehr sprachlich erwiesen scheint, In gleicher Weise werden weiter (194—226) „die Völker um die Ostalpen", insbesondere die vielgewanderten und zerstreuten Bojer wie Pannonier, Skordisker und Veneter betrachtet und dabei einzelne slawische und germanische Spuren nebst Sagen und Liedern nicht übergangen, wie die vielventilirte Bernsteinsage. Von ganz besonderem Interesse sind zuletzt die Darlegung über „die italischen Kelten", ihre Einwanderungen, Sagen und Kämpfe mit den Römern, wobei die Kriege mit den Bojern, den Insubern, des Hannibal gegen die Kelten überhaupt erwähnt werden.

Die Ergebnisse dieser Untersuchungen fasst der Verfasser S. 272—274 dahin zusammen, dass die charakteristischen Eigenschaften des italischen Gliedes der indogermanischen Familie nicht zugleich mit dieser selbst entstanden sein können, da die Halbinsel ein von dem übrigen Europa durch die Natur streng abgegrenztes Land sei; es müssten vielmehr in den ältesten vorgeschichtlichen Perioden Einwanderungen stattgefunden haben, Jahrhunderte hindurch fortgesetzte Einbrüche, welche Charakter und Sprache des Volkes gestalteten, Von der See her verhinderte dieses die Gestalt Italiens und die Natur der umgebenden Länder; ebenso von Nordosten her, woselbst eine geringe slawisch-illyrische Bevölkerung ohne eigene Bildungselemente keinen Trieb, nach Süden zu wandern, zeigt. Dagegen findet sich in dem übrigen grossen Tieflande zwischen den Alpen und dem Apennin eine dichte, im Wesentlichen gleichartige keltische Bevölkerung, seit unvordenklicher Zeit dort wohnend, ohne Beimischung irgend eines anderen Volkes, im engsten Zusammenhange mit den nördlichen und westlichen Keltenstämmen und mit dem Bestreben gegen Süden vorzudringen. Mit diesem Keltenlande ist das päninsulare Italien auf das Engste verbunden; der Apennin, welcher die östliche Hälfte der Halbinsel Italien von der westlichen trennt, scheidet nicht das continentale Italien von dem päninsularen, und eine breite Küstenstrasse verbindet diese mit dem Ligurerlande diesseits und jenseits der Alpen. Die Natur der geographischen Verhält-

nisse würde somit schon von vorn herein zu dem Schlusse berechtigen, dass Italien seine Bevölkerung von dem Keltenlande empfangen habe; dieses wäre geschehen, wie der Verfasser meint, wenn wir uns nicht gewöhnt hätten, Griechen und Römer, denen wir das Fundament unserer Bildung verdanken und deren Geschichte wir im Ganzen kennen, durch eine weite Kluft von den übrigen Völkern, deren Geschichte fast unbekannt ist, zu trennen; das päninsulare Italien ist mit den Ländern und Völkern im ganzen Umkreis des Mittelmeeres seit uralter Zeit in den engsten Beziehungen gewesen, während das continentale, klimatisch von Süddeutschland nicht sehr verschieden, ein Land für sich war. Römer, Latiner, Sabeller sind anders geartet als die italischen Kelten, welche von den Römern immer Barbaren genannt wurden: daher die verschiedene Beurtheilung und Auffassung ihrer beiderseitigen Thaten und Handlungen bei den Römern. In Mittel- und Unteritalien zeigen sich nicht blos in den Ortsnamen zahlreiche keltische Spuren, sondern auch Gemeinsames in den Sagen, z. B. von dem Charakter der Urbevölkerung; die Stammväter der Römer, die Aboriginer, werden als Ligurer d. h. Kelten bezeugt; die Tusker verhältnissmässig später in das nachherige Etrurien eindringend, werden auf einem der ältesten italischen Denkmale mit einem von Taurisker wenig abweichenden Namen Tursker genannt; in Sprache und Sitte sind zahlreiche und ganz besondere Beziehungen zwischen Etruskern und Kelten, Auch sonstige Beziehungen naher Verwandtschaft zwischen Italern und Kelten haben sich erhalten: die Arverner nannten sich Brüder des latinischen Volkes; die Aeduer wurden vom römischen Senate für Brüder und Blutsverwandte des römischen Volkes erklärt; die Umbrer erklärten sich als keltischer Abstammung.

Ganz unabhängig von den Spuren, welche sich aus der historischen Forschung ergeben, versucht nun weiter der Verfasser diese Frage von dem Verhältnisse der italischen Kelten zu den Italern überhaupt auch auf dem sprachlichen Wege zu erörtern. Demnach wird in dem Zweiten Buche die „keltische Sprache" nach allen Seiten hin untersucht: vorerst die „Lautverhältnisse" derselben in Kapitel I, sodann in Kapitel II die „gallischen Inschriften" nach Fundort, Schrift, Charakteren, Inhalt, soweit es zu ermitteln ist (S. 309—354), wonach dann die einzelnen Redetheile, Nomen, Zahlwörter, Fürwörter und Partikeln, endlich das Verb nach seinen verschiedenen Formen und Anomalien behandelt werden. Vor Allem nimmt hier die Zusammenstellung der gallischen Inschriften unser lebhaftes Interesse in Anspruch. Sie sind der einzige Rest des altgallischen Idioms und daher von so unschätzbarem Werthe. Leider muss tief beklagt werden, dass nur kleine Anfänge zu ihrer vollständigen Sammlung gemacht sind. Sie bestehen theils

in den unzähligen Eigennamen von Personen, Gottheiten und Oertlichkeiten, die in den alten Quellen zerstreut sind, theils in kleineren oder grösseren inschriftlichen Texten, die offenbar einen auch syntaktischen Zusammenhang bieten. Weder die Reste der ersteren noch der letzteren Gattung können vor Abschluss der grossen griechischen und römischen Inschriftsammlungen einer vollständigen Sammlung zugeführt werden, insbesondere die letzteren vor der speziellen Durchforschung der Museen Frankreichs und der Ausbeutung ihrer vielfach noch unbekannten bezüglichen Schätze der wissenschaftlichen Welt nicht zugänglich gemacht werden. Insbesondere wird der betreffende Band des Berliner Corpus Inscriptionum Latinarum, wie der zum Bearbeiten schwierigste, so auch der wichtigste und interessanteste werden. Wie seiner Zeit beispielsweise vorerst die Reste der italischen Dialekte gesammelt werden mussten, bevor man an irgend zu gewinnende Gesammtretultate denken konnte und gedacht hat, so werden auch hier alle Vergleichungen mit den neukeltischen Dialekten und die bezüglichen versuchten Etymologien unseres Erachtens noch lange nur wenig weiter helfen: Irrungen und weit aus einander gehende Discrepanzen werden nicht vermieden werden. Wiewohl auch des Verfassers Zusammenstellungen der gallischen Inschriften mit Benutzung aller Vorarbeiten von Stokes, Lottner, Pictet, Flecchia und des Unterzeichneten nicht allein von Neuem angestrebt, sondern auch vermehrt und weiter geführt wurden, so lassen sich doch schon jetzt einige Nachträge liefern, welche hier vermisst werden — und zwar zu beiden oben näher bezeichneten Gattungen gallischer Inschriften. Wir erwähnen hier zunächst das im Jahre 1863 bei Didot erschienene Werk von C. Wescher und P. Foucart: Inscriptions récuellies de Delphes et publiées pour la première fois, enthaltend Auszüge aus Urkunden freigelassener Sklaven. Hier finden sich sowohl Namen Jüdischer, Thrazischer, Arabischer, Bastarnischer als Italischer, Bruttischer, Illyrischer, Römischer, Galatischer und Sarmatischer Sklaven und Sklavinnen, deren Typus und Klang mehrfaches Interesse hat. Ehe wir insbesondere noch mehr zeilige Inschriften gallischen Gepräges aufführen, verweisen wir zuvor noch auf anderweitige Beiträge zur gallischen Nomenklatur und Versuche zur Deutung gallischer Inschriften überhaupt. Studien zu gallischen Namen hat Ad. Pictet in der revue archéol. 1864 p. 304—313 u. 1855 p. 109—123 gegeben: ausserdem sind zur Interpretation gallischer Inschriften zu vergleichen die Revue archéologique 1867 avril—août; weiter der dictionnaire archéologique de la Gaule (époque celtique) 1867; die mémoires et procès-verbaux de l'academie du Gard 1851 u. 1876; das Bulletin de la société nationale des antiquaires de France 1876; die revue des sociétés savantes des départements von 1876. Die Nach-

träge, welche wir jedoch hier zunächst im Auge haben, finden sich zuerst in dem Rheinischen Museum für Philologie, XXI. Jahrgang (1866) S. 223 f.: Francisci Lenormant inscriptionum Graecarum ineditarum centuria prima, sodann in dem Werke von Lenthéric, La Grèce et l'Orient en Provence, Paris, Plon 1878 p. 481—485, auf welche beide wir in Kürze durch Ln. und blosses L. Bezug nehmen. Wir setzen dabei nach Cuno die Reihenfolge dieser Inschriften fort nach S. 454, also:

n. 21.

Aus Gallien selbst Ln. 1 p. 223: Prope ecclesiam vici dicti Les Beaux, haud longe ab Arelate, in cippo rotundo fracto. Descripsi anno 1856:

I.CMЄP
MAT

*Ιούλιος Σμερ[τόριξ] Ματ.* Nomina sunt gallica, graece transcripta. Ueber die Namen mit SMER vgl. unsere Beitr. IV, 436 und in diesen Jhrb. s. v. Rosmerta im Index LXVI p. 172. MAT scheint die Andeutung von MATRONIS, wie auch auf andern Votiven dieser Muttergottheiten ist. L. hat diese Inschrift nicht.

n. 22.

Inter rudera eiusdem loci in cippo rotundo, prope viam, quae ducit ad vicum dictum Paradon, Descripsi anno 1856. Ln. 2, 223:

AXITOC

Nomen gallicum. Fehlt bei L.

n. 23.

Glani (hodie Saint-Remy) in cippo quadrato alto qui asservatur in domo communi. Descripsi anno 1856. Ln. n. 3 p. 223, 3. L. p. 484, 4:

OYPITTA
KOCHΛO
YCKONI
OC

*Οὐριττάκος Ἠλουσκόνιος.* nomina mere gallica. L. erklärt Urittacus fils d'Elusconius. Offenbar hat Ln. richtiger beide Namen als diejenigen eines Mannes angesehen, da im Gallischen diese Art der Namensbezeichnung vorliegt: vgl. die in den Sprachvergleichenden Beiträgen III S. 337 ff. zusammengestellten Beispiele, worunter auch mit einem Namen auf onius, wie hier S. 340 (IV, 408); über die Wörter auf acus siehe eben dort Beitr. III p. 415.

n. 24.

Ibidem in cippo quadrato. Descripsi anno 1856 in domo illustrissimi marchionis de Lagoy. Ln. p. 223, 4:

BINVMOC
ΛITOYM
APЄOC

*Βινύμος Λιτουμάρεος.* et in hac inscriptione nomina sunt gallica. L, p. 483, 3 verfällt wieder, wie bei n. 23, in denselben Fehler, indem er den zweiten Namen als Namen des Vaters auffasst, während doch ΛITOYMARЄOC für LITVMAPIVS gefasst werden muss. In den obengenannten Beiträgen III, 2 S. 187 ist auf diese orthographische Discrepanz hingewiesen worden: vgl. auch IV S. 408. BINVMOS (eigentlich BINYMOS, wofür L. hat BIMMOC) ist eine gallische Form aus VMVS, wie TRIVMVS, GASSVMVS, VCVMVS, TETVMVS MEIDVMO CVGHVMA und steht dem BITVMVS ganz nahe: vgl. Beiträge IV S. 355.

n. 25.

Prope Glanum in cippo quadrato iuxta villam, quae dicitur Le Mas de Durand. Descripsi anno 1856:

////YP
AKΛ
HOC
YЄA

Nomina sunt Gallorum, sed quomodo dividenda ambigo. Ln. p. 224, 5. Bei L. fehlt die Inschrift.

n. 26.

Stèle en pierre de Lens (Gard) trouvée en 1876 à Nimes près du castellum divisorium de l'ancien aqueduc romain. — L'inscription est gravée sur deux faces adjacentes et doit être lue en suivant les lignes d'une face à l'autre. Les caractères grecs sont d'un archaisme très-prononcé et la forme particulière du ⊏ (sigma carré) permet de croire que cette inscription celtique est la plus ancienne connue:

| première face: | deuxième face: |
| --- | --- |
| KA⊏⊏I | TAΛOC |
| OYEP⊏I | KNO⊏Δ |
| EΔEBP | ATOYΔ |
| EKANT | ENAΛ |
| AMIEINO | YI |

La dernière ligne seule est douteuse. D'après M. Derma-Durand, elle doit être lue:

Cassitalos Quersicnos dede bratoude Kantena lamiei novi,

et semble indiquer que „Cassitalus Versicnus a offert, sur l'ordre de Cantena, neuf (colonnes ou présents?) L. p. 484, 5.

Diese Inschrift stellt sich nach Fundort, Schrift und Wörtern zunächst der bereits bekannten von Nimes zur Seite (vgl. Beiträge III, 2

S. 162 n. 1. Cuno S. 325, 1). Cassitalus stellt sich zu der ganzen zahlreichen Reihe der Namen auf talus, wie Versicnos zu den häufigen Zusammensetzungen auf Knos: über beide, wie über den Stamm Kant, haben wir an mehrfachen Stellen unserer Beiträge III, 336, 359, IV, 140 u. a. m. gesprochen. DEDE und BRATVDE kommen auch in der erstgefundenen Inschrift von Nimes vor: über beide Wörter ist auch in unseren Beiträgen gehandelt worden (IV, 423).

Indem wir diese referirenden Bemerkungen über das gelehrte Werk, welches sich den frühern Forschungen des Verfassers über das Etruskische würdig an die Seite stellt, schliessen und seine überraschenden, von der bisherigen Annahme abweichende Hauptaufstellungen weiterer Prüfung und dem Studium der Mitforscher angelegentlichst empfelen: können wir nicht umhin, das S. 43 über den Druidismus „als Mutter der katholischen Kirche" und dessen angeblichen Zusammenhang mit den später auftretenden irischen und schottischen Mönchen Gesagte mindestens als bedenklich zu bezeichnen und überlassen die weiteren daran geknüpften Aufstellungen im Besondern der Prüfung und den Urtheilen der mit der Kirchengeschichte der karolingischen Zeit Vertrauten. Auch können wir nicht übergehen, dass wir noch nirgendwo darüber Andeutung oder näheren Aufschluss erhalten haben, woher eigentlich jener Druidismus seinen geistigen, insbesondere seinen Kenntniss-Stand genommen habe (angeblich in Philosophie, Physik, Geographie, Astronomie nach Cuno S. 43 unten u. S. 46 oben), da sein Haupt- und Stammland Britannien (nach Cäsar) nur, so zu sagen, barbarische Culturelemente aufweist. Etwa von den Griechen über Massalia oder sonst woher?

Frankfurt. J. Becker.

## III. Miscellen.

1. Bonn. Bei den umfassenden Erdarbeiten, welche in Folge der Verlängerung der Theaterstrasse nach dem Rheine nöthig wurden, stiess man etwa 50 Schritte landeinwärts von dem alten Windmühlenthurme auf sehr sorgfältig hergestellte römische Platten-Fussböden. Dieselben zeigten die bekannten Schichten, zuunterst eine durch Mörtel verbundene Lage Feldsteine, dann einen aus gewöhnlichen Ziegeln hergestellten Boden, auf diesem ruhte wieder eine Mörtellage, in welche die sehr sauberen, grossen Ziegelplatten eingelegt waren. Dieselbe Fundstelle lieferte auch viele sonstigen Antiquitäten, wobei die Terra-sigillata-Scherben, wie bei den Funden auf dem nahe liegenden alten Exercirplatz, wieder besonders zahlreich waren. Es wurden auch mehrere röm. Münzen daselbst gefunden. Ob ein Kleinerz von Hanniballian, welches ich vor Kurzem von einem Arbeiter kaufte, ebenfalls dort ausgegraben wurde, konnte ich nicht ermitteln.

Münzen des Hanniballian, an und für sich schon sehr selten, werden am Rhein fast nie gefunden, wahrscheinlich weil sein Wirkungskreis (er war König von Pontus und herrschte ausserdem in Cappadocien und Armenien) zu entfernt lag. Hanniballian war Neffe und Schwiegersohn Constantin d. Gr. und ist der einzige Römer, welcher auf seinen Münzen den Titel rex führt. van Vleuten.

2. Gerolstein. Vorläufige Mittheilung, betreffend die Höhlenfunde im Buchenloch. In der Nordwand des Dolomitkalkrückens, Muntrich genannt, befindet sich ungefähr eine halbe Stunde von Gerolstein eine geräumige Höhle, unter dem Namen „das Buchenloch“ bekannt. Die Untersuchung des Höhlenbodens ergab eine längere Bewohnung des Raumes zur Römischen Zeit, denn unter den massenhaften Gefässscherben geringerer Art, worunter solche mit germanischen Verzierungsmustern und roh aus der Hand geformte, zeigten sich auch Scherben von feinem schwarzem und Sigillatageschirr nebst kleinen Gegenständen von Eisen, Bronze und Bein.

Die Spuren dieser Zeit reichen indess nur bis 20 cm in den Boden hinein und dicht darunter in rothem, mehr oder weniger mit Dolomitsand und Steinen vermengtem Lehm kamen bereits die Zeugen weit früherer Bewohnung der Höhle zu Tage: nämlich mehrere heerdartige Steinlager, um diese verbreitet massenhafte Stücke und Splitter von gewaltigen Röhrenknochen und Rippen, mehr in den Ecken auch solche mit nur fehlenden Gelenkköpfen oder vollständige, sowie ganz erhaltene Vollknochen, Wirbel, Zähne, Geweihstücke und Hüftknochen. Was bei diesen Resten die Thätigkeit des Menschen unzweifelhaft feststellt, sind grosse Quarzgerölle in allen Stadien der Abnutzung nebst den davon herrührenden Absplittern, mitten zwischen den Knochen zerstreut, welche ersichtlich mittelst jener zerschlagen worden waren.

Von einem Steinwerkzeug im gewöhnlichen Sinne ist in dieser Schicht keine Spur, dagegen dicht zusammen mit Rhinozeroszähnen und Rennthiergeweihen fanden sich Pfriemen und Marklöffel aus Knochen sowie das in französischen Höhlen bekannte Geräth, der als Schlagwerkzeug hergerichtete Unterkiefer des Höhlenbären mit abgenutztem Eckzahn. Die Thierarten, von denen die damaligen Bewohner des Buchenlochs einzelne Theile in die Höhle brachten, sind nach oberflächlicher Schätzung: eine Elephantenart, Rhinozeros, Höhlenbär, Riesenhirsch, Rennthier, Pferd, eine Liste, die genauer festzustellen und zu vervollständigen erst nach fachmännischer Prüfung des Materials möglich sein wird.

Ich behalte mir vor, später meine Beobachtungen bei Ausgrabung der Höhle eingehender mitzutheilen. Eugen Bracht.

3. Gerolstein. Mittheilung, betreffend einen Ringwall. Südlich von Gerolstein erhebt sich der rothe Sandstein zu einem Höhenzuge, der, links vom Heidkopf, rechts vom Kreckelsberg begrenzt, eine ganz flache, kleine Hochebene bildet. Die Sandsteinformation jäh durchbrechend, hat vulkanische Basaltlava sich zu einem schmalen, nach Norden steil abfallenden Felsenrücken emporgehoben, die Dietzenley genannt.

Von diesem wildromantischen Punkte aus hat man eine herrliche Ausschau auf die Eifel, in nächster Nähe nur schwarzes, zerklüftetes Gestein, wildes Buschwerk und einige alte Kiefern, ringsum majestätische Waldberge und tief unten auf einer zweiten Abdachung des Sandsteins von Feldern umgeben das Dörfchen Büscheich.

Von diesem Felsenrücken als strategischem Kerne ausgehend, haben frühere Bewohner der Gegend einen befestigten Zufluchtsort errichtet, wie er in solcher Erhaltung kaum besser anzutreffen sein dürfte. Der Wall gleicht in kleinerem Maassstabe äusserlich dem Dürkheimer Ringwall (a. d. Haardt), ohne indessen im Innern die Struktur desselben aufzuweisen; er besteht aus zerschlagenen, schwarzen Basaltlavablöcken

— ohne Erde —, nicht geschichtet, sondern roh über einander gehäuft und bildet, soweit es sich bei dem undurchdringlichen Dickicht, das den Innenraum erfüllt, beurtheilen lässt, ein regelmässiges Kreisrund von 577 m Umfang, wovon 180 m auf den natürlichen Felsen kommen, so dass 397 m Wallläuge verbleiben, auf der Wallkrone gemessen. Nach Innen zu mochte der Wall wenig über 1 m Deckung bieten — die Böschung nach Aussen misst bis zu 13 m. Die eingeschlossene Fläche ist beinahe ganz eben und zieht sich der Wall ganz horizontal um den Rand derselben herum.

Die zwei Zugänge sind deutlich erhalten und liegen sich genau gegenüber nach SW. und NO. — letzterer ist wohl nach einer den Jägern bekannten unfernen Waldquelle zu gerichtet, da im Innern kein Wasser zu bemerken ist. Die Zugänge sind wie das Uebrige mit Gestrüpp verwachsen, dagegen führt vom Dorfe Büscheich her ein Fusspfad herauf und über den Wall — die einzige Stelle wo derselbe etwas niedergetreten erscheint. Waldarbeiter wollen bemerkt haben, dass auf dem Sandsteinplateau, welches die Dietzenley trägt und welches jetzt mit Schälholz bestanden ist, sich Spuren von früherem Ackerbau nachweisen lassen. Eugen Bracht.

4. Malmedy. Mittheilung betreffend einen Erdwall auf dem Hohen Venn. Die Staatsstrasse von Malmedy nach Eupen liegt 1/4 Stunde jenseits des Dorfes Choffray, und geht, nachdem sie die öde, moorige Hochebene des Hohen Venns erklommen hat, um eine östlich davon gelegene, trockene Anhöhe, weithin kenntlich an einer alten Wetterbuche. Es müssen deren einst 3 gewesen sein, denn der Ort heisst auf wallonisch „li trö häs“ (les trois hêtres). Die alte Buche steht genau auf der Ecke eines umwallten Parallelogramms von 120 Schritt Länge zu 60 Schritt Breite, dessen Längsaxe von Nord nach Süd gerichtet ist. An der Südseite findet sich eine vorgeschobene, kleine Umwallung von 20 Schritt im Geviert, zum Ausschau in das Thal von Choffray, in welches vom Hauptwalle aus kein Einblick zu gewinnen ist. Zugänge sind weder an der einen noch der andern Umwallung zu bemerken; die etwa vorhandenen mögen geschlossen worden sein, als der Innenraum der grössern mit Laubholz bepflanzt worden ist. Der kleine Wall umschliesst eine Tannenpflanzung. An den Wällen vorbei ist der Hügel von alten Wegeinschnitten gänzlich durchfurcht und zog in der That vor Anlegung der Staatsstrasse eine alte Hauptstrasse hier vorüber, jetzt noch kenntlich an kleinen tumulusartigen Erdhaufen, einstmals Träger von hohen Stangen, welche im Winterschnee die Richtung bezeichneten.

Nach meinen Angaben ist Herr Professor aus'm Weerth geneigt, den Erdwall für ein römisches Marschlager zu halten; das Vorkommen

eines solchen an diesem Orte hätte nichts Befremdliches, da $^3/_4$ Stunden nördlich eine Römerstrasse, die „via mansuerisca", über den höchsten Rücken des Venns führt; dieselbe ist jetzt freilich theils der Steine wegen ausgegraben, theils hoch von Torf überwachsen, doch bildet dieselbe noch heute unter dem Namen: „la vecqué" die Preussisch-Belgische Grenze zwischen der Fischbach-Kapelle bei der Baraque Michel und dem Dorfe Hockai an der Spa-Luxemburger Eisenbahn.

Karlsruhe im Oktober 1879. Eugen Bracht.

5. Metz. Auf demselben Terrain bei Sablon, wo die im vorigen Jahrbuch S. 64 mitgetheilten Votivtäfelchen der Dea Icovellana gefunden wurden, stiess man vor Kurzem auf eine römische Cisterne. Dieselbe war mit Schutt gefüllt, in dem man römische Gefässe, Münzen aus den Jahren 50—150 n. Chr., Ziegel, Verputzstücke, Bleiklumpen, Waffen u. dgl. fand. Die Gegenstände befinden sich im Besitz des Herrn Mey, Eigenthümer der grossen Kiesgruben bei Sablon. E. aus'm Weerth.

6. Römische Brunnenfunde. In den letzten Jahrzehnten haben sich die Thermen zu Teplitz, Ems, Pyrmont, Aachen durch darin gefundene Gegenstände des Gebrauchs als unzweifelhaft schon von den Römern benutzte Bade-Anlagen erwiesen. Von Burtscheidt meldet man, dass in einem alten Kellerraume unweit des Kochbrunnens folgende antike Gegenstände gefunden worden: eine harfenähnliche Spange aus Bronze, jedenfalls einst Eigenthum einer römischen Dame, welcher auch ein elegantes kupfernes Löffelchen gehört haben mag, was sich dabei fand und das wohl zum Herausnehmen von Salbe bestimmt war. Ein dabei gefundener Metallstift mit bohnenförmigem Kopfe war eher Haarnadel als Schreibstift. Die dabei gelegene Erzmünze von Tiberius Claudius Caesar Aug. Germ. Ꝑ. M. gehört einer frühen Zeit an, kann später im Umlauf gewesen sein. Aber auch die meisten römischen Trinkwasser-Brunnen enthalten mannigfache Alterthümer, welche jedoch nach Massgabe ihrer Gegenständlichkeit nicht zufällig hinein gelangt sein können, sondern wahrscheinlich nach dem Platzgreifen des Christenthums aus Abscheu vor dem Heidenthum in die Brunnen geworfen wurden. Dafür sprechen die Funde aus den Brunnen zu Belgica. Es wurden derselben bis jetzt 5 aufgedeckt. Der erste, im Jahre 1809 gefundene, ergab die bei Brambach Nr. 523 abgedruckte von zwei Genien gehaltene Grabschrift: Quintus Petronius, Quinti Aniensis, Rufus hic situs est, parum felix militiae. Bei den im Jahre 1875 begonnenen methodischen Ausgrabungen von Belgica stiess man auf zwei weitere Brunnen und fand in einem derselben unter andern Gegenständen die Bildsäule einer kleinen sitzenden Götterfigur — wahrscheinlich einer

Matrone — mit abgeschlagenem Kopf. In diesem Jahre wurden wiederum bei den weiteren Ausgrabungen zwei Brunnen in Belgica aufgefunden und in einem derselben ebenfalls zwei sitzende weibliche Figuren von rothem Sandstein mit abgeschlagenen Köpfen und die folgende sehr beschädigte Inschrift:

////I//ANAE
F\\///R'VS
TERTIVS·EX
(I)MP·IPS·L·M

Ich würde kein Bedenken tragen, den kleinen Votivstein als der Diana gewidmet anzusehen, stände nicht der vom 2. Buchstaben in der obersten Zeile (I oder E) erhaltene Rest zu entfernt von dem folgenden A, um unmittelbar daran zu gehören. An den Schmalseiten des 40 cm hohen, 28 cm breiten Steines befinden sich Baumzweige.

E. aus'm Weerth.

7. Röm. Glasindustrie bei Trier. Nachdem ich früher gegen de Rossi die Annahme einer besondern Rheinischen Glasindustrie als zur Zeit unerwiesen bezeichnen musste, fügen sich neuerdings zwei Thatsachen zusammen, welche das Vorhandensein einer mit der Herstellung der kostbarsten Glasflüsse befasst gewesenen Glashütte beim Weiler Hochmark in der Bürgermeisterei Cordel, Reg.-Bez. Trier, wahrscheinlich machen. Unser Mitglied Herr Pfarrer Heidinger in Schleidweiler bemerkte in einer Miscelle im LXIV. Jahrb. S. 191 bereits, dass ein zur Lorbach geneigter District mit vielen Glasschlacken „Glashelt" heisse und dass man Glasstücke, geschmolzenes Glas u. dgl. dort finde. Es musste desshalb mein höchstes Interesse erregen, als ich vor einigen Tagen bei unserm Vereinsmitgliede Hrn. Wolff in Cöln eine Sammlung zahlreicher kleiner Fragmente der kostbarsten, bunten Glasflüsse antraf, welche angeblich dorther stammen, indem auf einer Scherbe auch verzeichnet stand: Lorbach, Hochmark. Ersterer Name bezieht sich allerdings nicht, wie ich anfänglich glaubte, auf die Person, welche die Glasflüsse sammelte, sondern auf den von Heidinger erwähnten Bach. Der Sammler soll ein Student der Medicin gewesen sein, der die Fragmente in Berlin zurückliess. Von Hrn. Pfarrer Heidinger, den ich nach der betr. Localität weiter befragte, erhalte ich die Mittheilung, dass zu Hochmark grosse Glastafeln, Glasflüsse und Glasschlacken gefunden würden. Serv. Bürkel daselbst fand angeblich auch Stücke von weissen Thonschüsseln zum Glasschmelzen mit Resten des Bodensatzes. Jedenfalls wird es eine dankenswerthe Aufgabe für das Provinzial-Museum in Trier sein, festzustellen, in wie weit hier von einer römischen Glashütte die Rede sein kann. Sind die Cölner Fragmente kostbarer Glas-

flüsse wirklich daher, so haben wir es in der That mit einer hervorragenden Entdeckung zu thun. E. aus'm Weerth.

8. Trinkschale Wittekinds. In der Kirche zu Engern, in welcher Wittekind begraben liegt, bewahrte man früher dessen angebliche Trinkschale von grünem Jaspis. Dieselbe kam später mit anderen Gegenständen des Kirchenschatzes in die Johanniskirche von Herford und wurde angeblich im Jahre 1840 bei Gelegenheit der Huldigung dem hochseligen König Friedrich Wilhelm IV. ehrfurchtsvoll überreicht. Im Jahre 1873 habe ich mir mit dankenswerther Beihülfe des Herrn Geheimrath Bussler vom Kaiserl. Hofmarschallamte die grösste Mühe gegeben, in den Königl. Schlössern und besonders in den Gemächern des hochseligen Königs die Schale aufzufinden, indessen vergeblich. Da ich aus Publikationen des vorigen Jahrhunderts wusste, dass der ovale, flach ausgehöhlte, 18 cm l. 14 br. Jaspis in ein vergoldetes kupfernes Band gefasst war, welches die Inschrift trug: MVNERE TAM CLARO DITAT NOS AFFRICA RARO — so konnte ich ein vom Berliner Gewerbe-Museum auf der im verflossenen Sommer stattgehabten Ausstellung westfälischer Alterthümer in Münster ausgestelltes Gefäss sofort als die längst gesuchte Trinkschale Wittekinds erkennen. Ich werde im nächsten Jahrbuch eine Abbildung derselben und die mir zu Gebote stehenden historischen Notizen darüber bringen. Jedenfalls würde dieses lediglich in historischer aber nicht in kunsttechnischer Beziehung bemerkenswerthe Object seinen richtigen Platz im Hohenzollern-Museum in Berlin haben. E. aus'm Weerth.

---

9. Zur Recension über „die Chroniken der niederrheinischen Städte. Cöln. Bd. 2 und 3“ von H. Düntzer, Jahrbücher Heft LXIII S. 142 ff. verlangt Herr Prof. Hegel in Erlangen die Aufnahme folgender Erklärung.

Auf meine durchaus sachlich gehaltene Widerlegung seiner gegen den ersten Theil der Verfassungsgeschichte von Cöln geübten Kritik antwortet der Recensent im Tone höchster Gereiztheit. Mit gerechtem Erstaunen sehe ich mich von ihm eines „blinden Eifers und gehässigen Treibens“ beschuldigt. Indem ich solche ungebührliche, weil nicht auf Wahrheit beruhende, Anschuldigung zurückweise, vermag ich mir die persönliche Wendung seiner Polemik überhaupt nicht anders zu erklären, als dass ich seine angebliche Entdeckung auf einem ihm sonst wohl ziemlich fremden Gebiet der Geschichte, nämlich die, dass der Hildeboldsdom von Cöln ein bloss erdichtetes Märchen oder, wie sich nun

der Commentator Goethes poetisch ausdrückt, ein aus dem Sumpf der Stiftslüge aufgestiegenes Irrlicht sei — dass ich diese freundlich helle Entdeckung nicht gut geheissen und dadurch hauptsächlich ein zartes: noli me tangere, auf sehr empfindliche Weise berührt habe.

Zur Sache selbst habe ich über diesen von mir in einer besonderen Beilage zu Bd. 3 erörterten Punkt nichts mehr hinzuzufügen und bin um so weniger Willens mich mit dem Herrn Recensenten in weiteren Streit einzulassen, als ich es schon bisher ganz vergeblich gefunden habe ihn eines Besseren zu belehren. Er bleibt unter allen Umständen dabei, dass die Dedicatio domus S. Petri, von welcher die gleichzeitigen Quellen, Annales Fuldenses zum J. 870, wie die Cölner Synodalacten von 873 berichten, nicht, wie es Jedermann versteht und wie die Ann. Fuldenses selbst ausdrücklich sagen — etiam domum s. Petri eatenus minime consecratam dedicaverunt —, dass solche dedicatio trotzdem nicht die Einweihung des neu erbauten Doms bedeute, sondern nur die Wiedereinweihung der alten Kirche nach deren vermeintlicher Entweihung durch den gebannten Erzb. Günther, welcher übrigens, wie ich gezeigt habe, bereits wieder von dem Papst in die Kirchengemeinschaft aufgenommen und seitdem verstorben war, und dessen sein Nachfolger Willibert und die übrigen Väter des Concils — eben des Concils, bei welchem besagte Dedication des Doms stattfand — nur mit den ehrenvollsten Ausdrücken gedenken! Gegen solche Rechthaberei ist schlechterdings nichts weiter zu machen, als dass man sie in ihrer Einzigkeit und Einsamkeit stehen und verharren lässt.

Meinerseits gebe ich schliesslich mit guter Zuversicht dem sachverständigen Urtheil meiner Fachgenossen anheim, ob ich, wie Herr Düntzer behauptet, eine von ihm zuerst ans Licht gebrachte Sache von Neuem verdunkelt und in arge Verwirrung gebracht habe, und auf welcher von beiden Seiten der blinde Eifer, der Unverstand, die wahre Parodie der Wissenschaft, das unmethodische Verfahren, die seltsame Verblendung u. s. w., welche mein Gegner mir zuschreibt, oder die Umsicht und Besonnenheit, die er mir abspricht, sich finden.

---

**Berichtigung.**

Jahrbuch LXVI S. 136 muss es bei der Jahreszahl 1718 nicht heissen: „Theodor Richterich", sondern „Peter Dahmen".

---

## Inhaltsverzeichniss.

### I. Geschichte und Denkmäler.



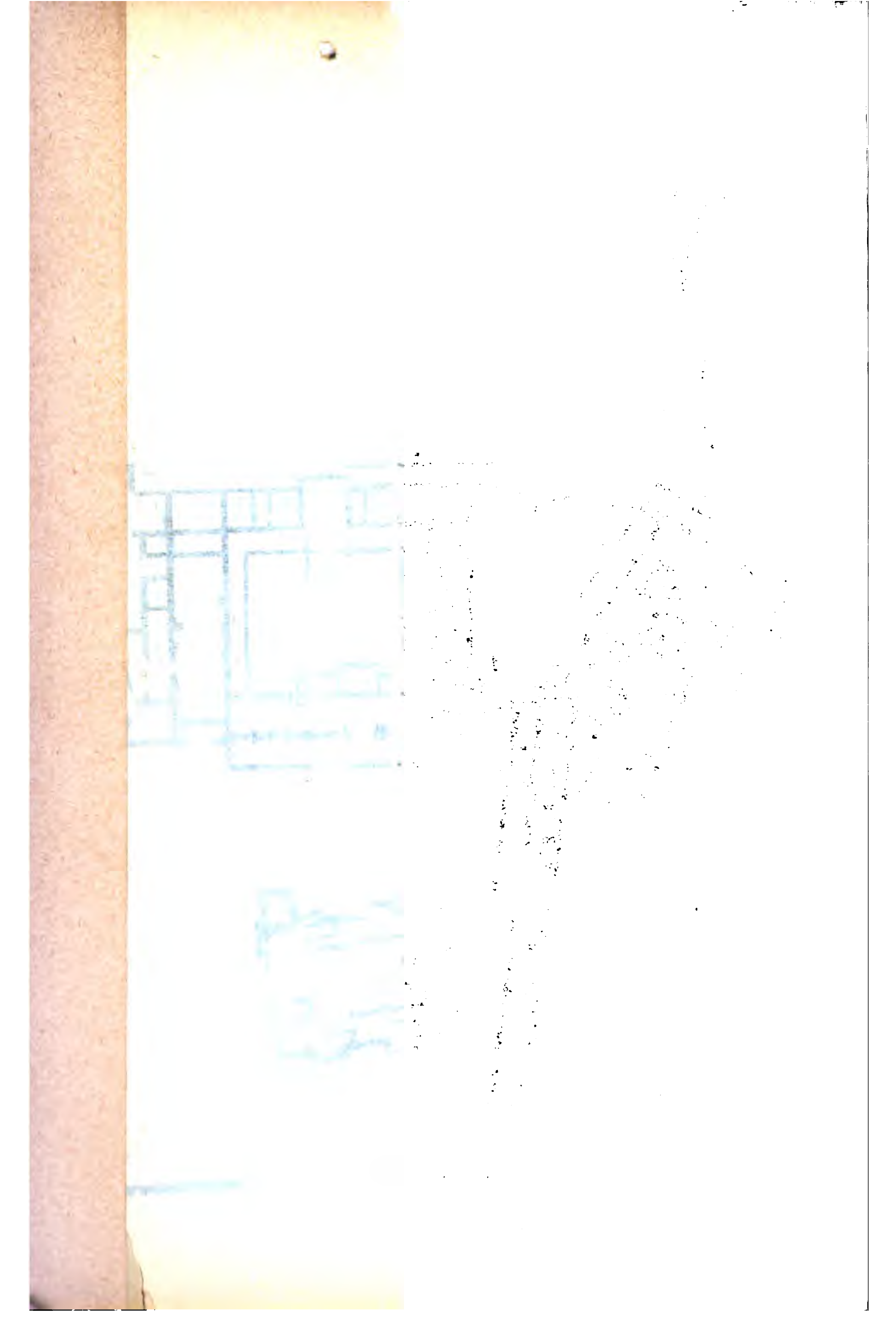
### II. Litteratur.

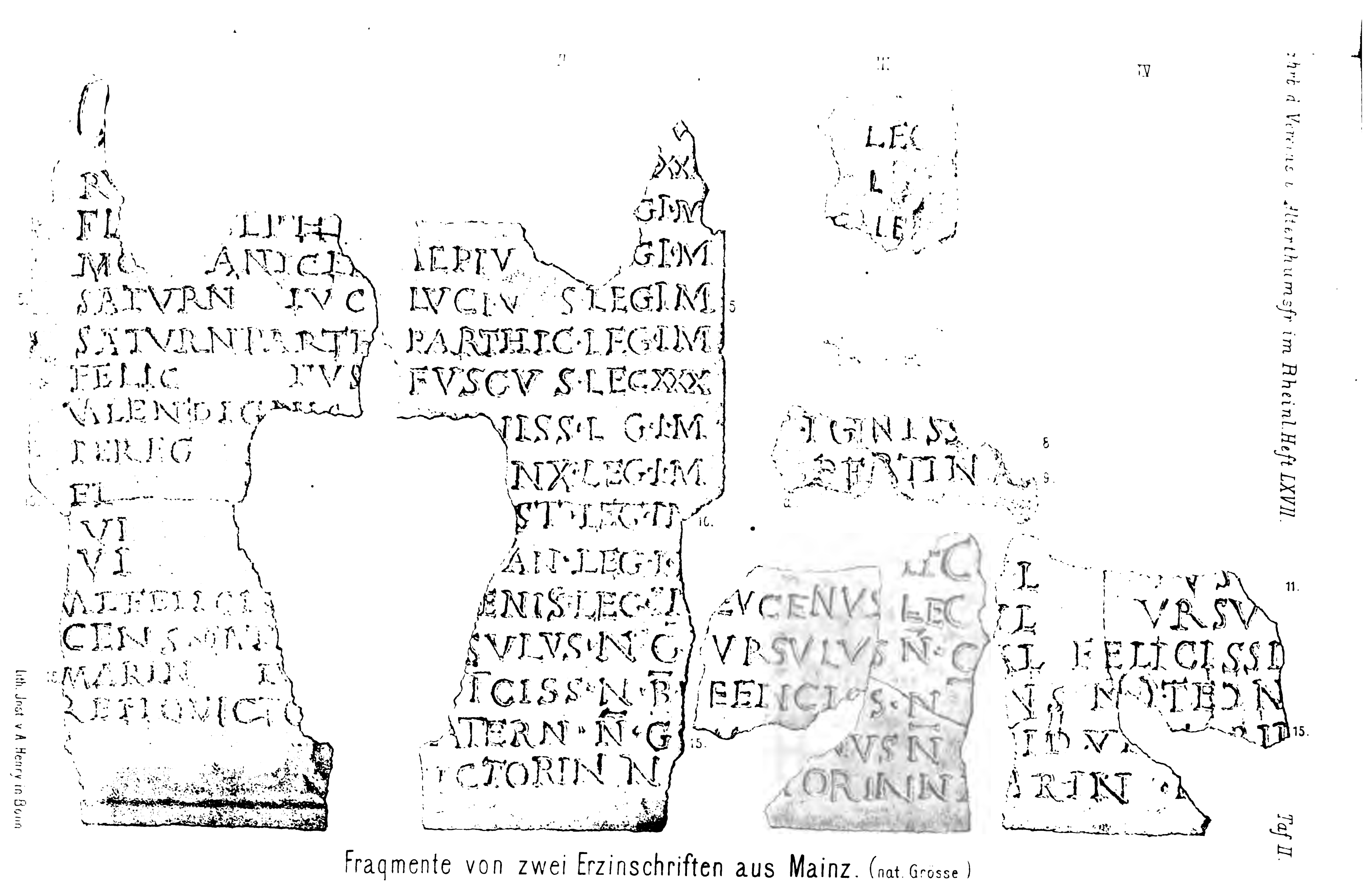


### III. Miscellen.

Universitäts-Buchdruckerei von Carl Georgi in Bonn.

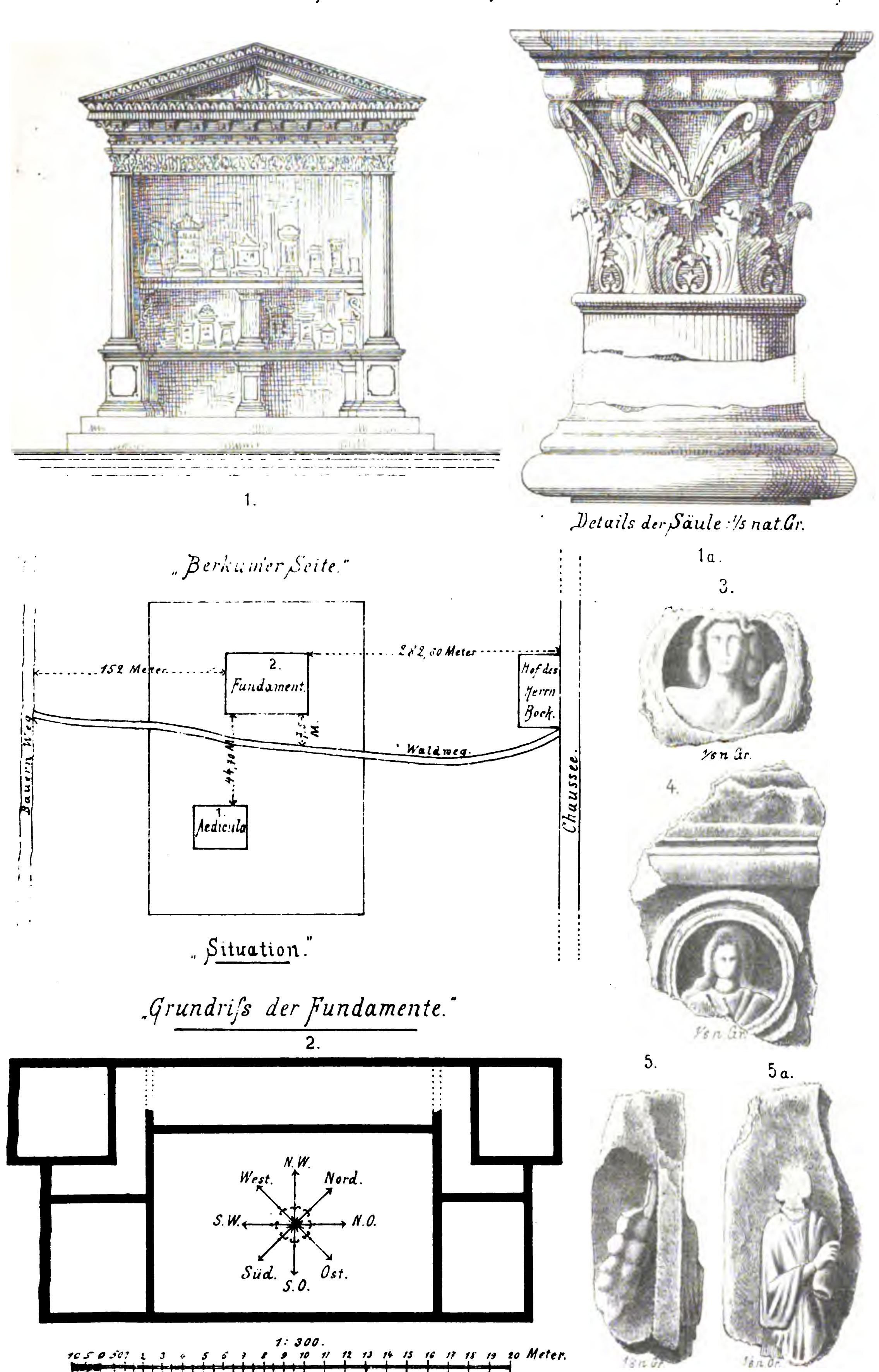
Fragmente von zwei Erzinschriften aus Mainz. (nat. Grösse)





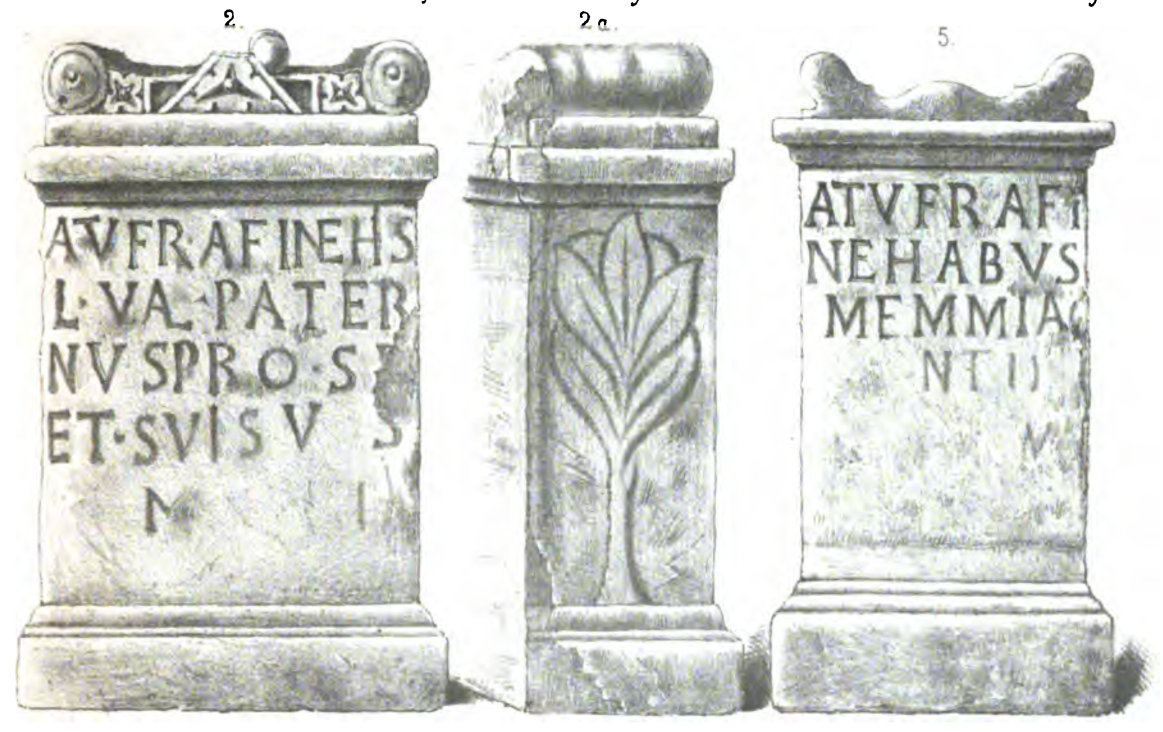
Fragmente von zwei Erzinschriften aus Mainz. (nat. Grösse)

Lith. Inst. v A. Henry in Bonn




Alfred Schubert, Architect fec.

lith. Inst. v. A. Henry in Bonn.











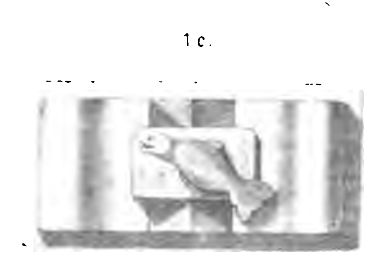




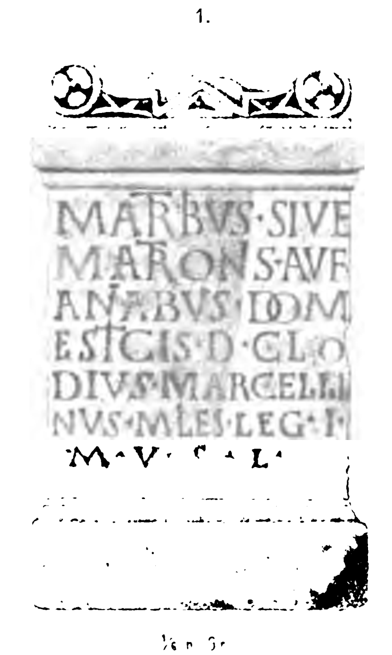

lith v A Henry in Bonn

Matronensteine aus Berkum (1/ . . . )

1c.



1a. 1. 1b.






1/6 n. Gr.

2.

IMP·CAES·T·AELIO
…OR·ANTONIN·AVG·PIO…

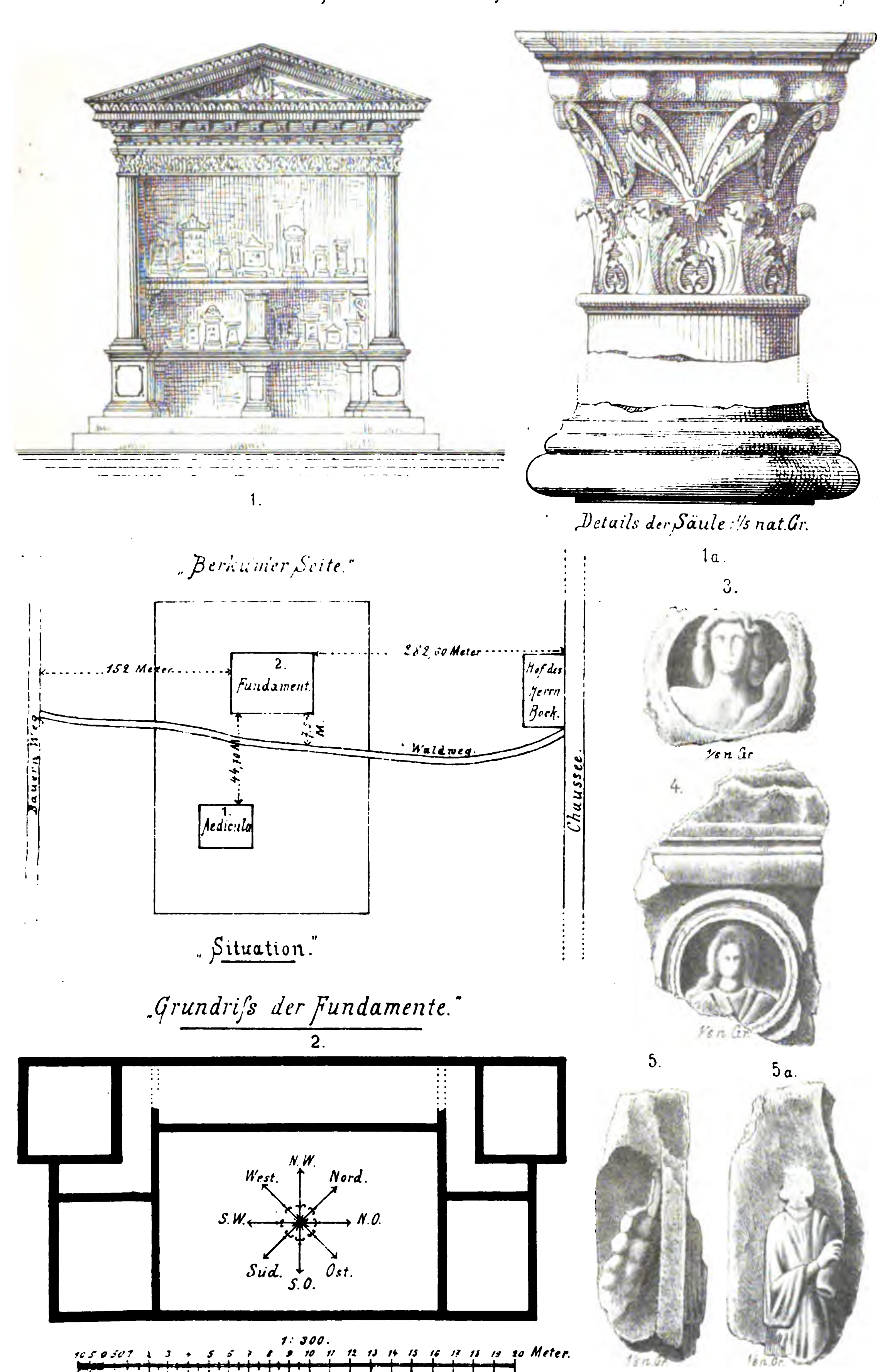
1/10 n. Gr.

Lith. Inst. v. A. Henry in Bonn.



Fragmente von zwei Erzinschriften aus Mainz. (nat. Grosse)

Lith. Anst. v. A. Henry in Bonn.




Alfred Schubert Architect fec.
Lith. Inst. v. A. Henry in Bonn.









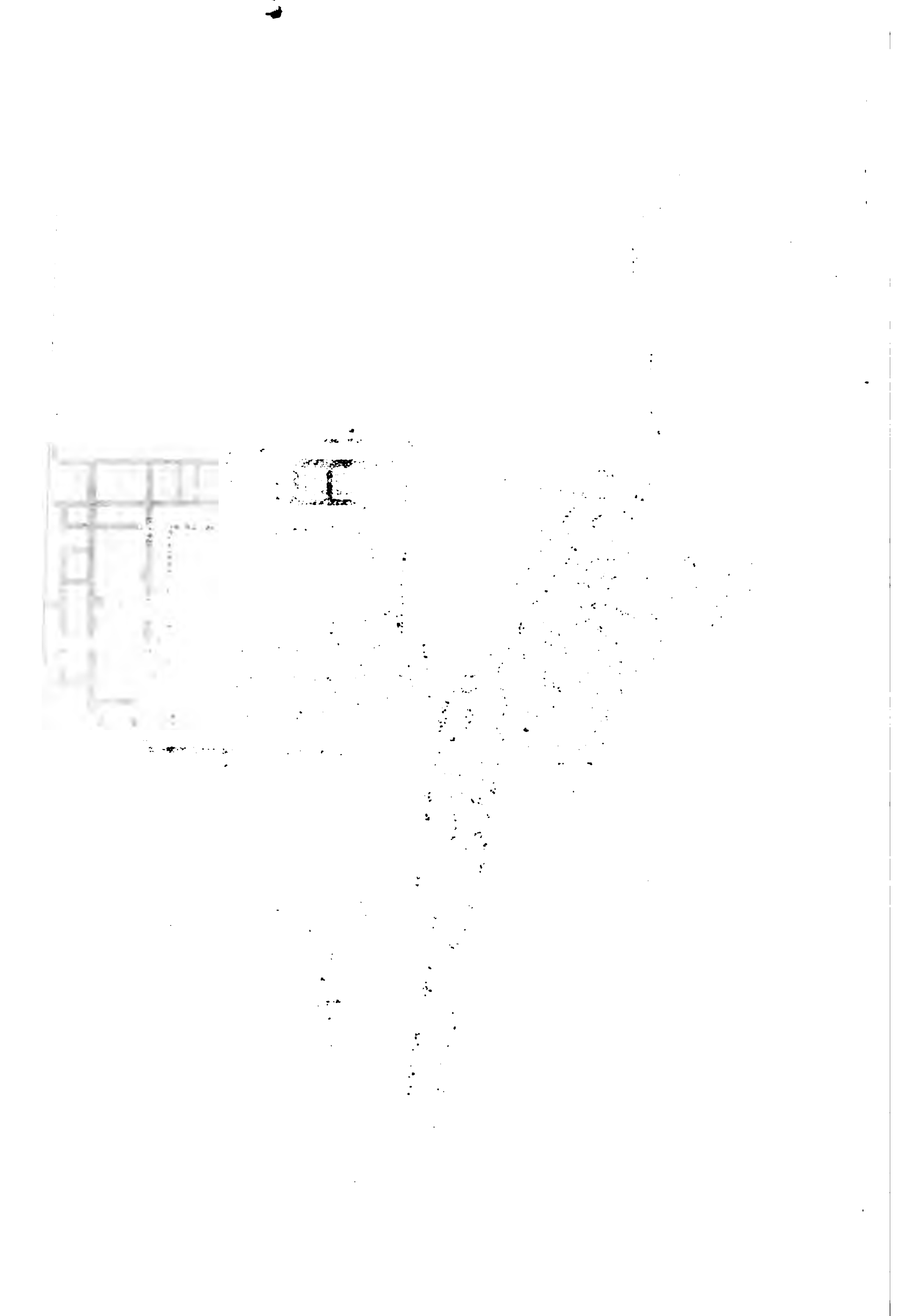


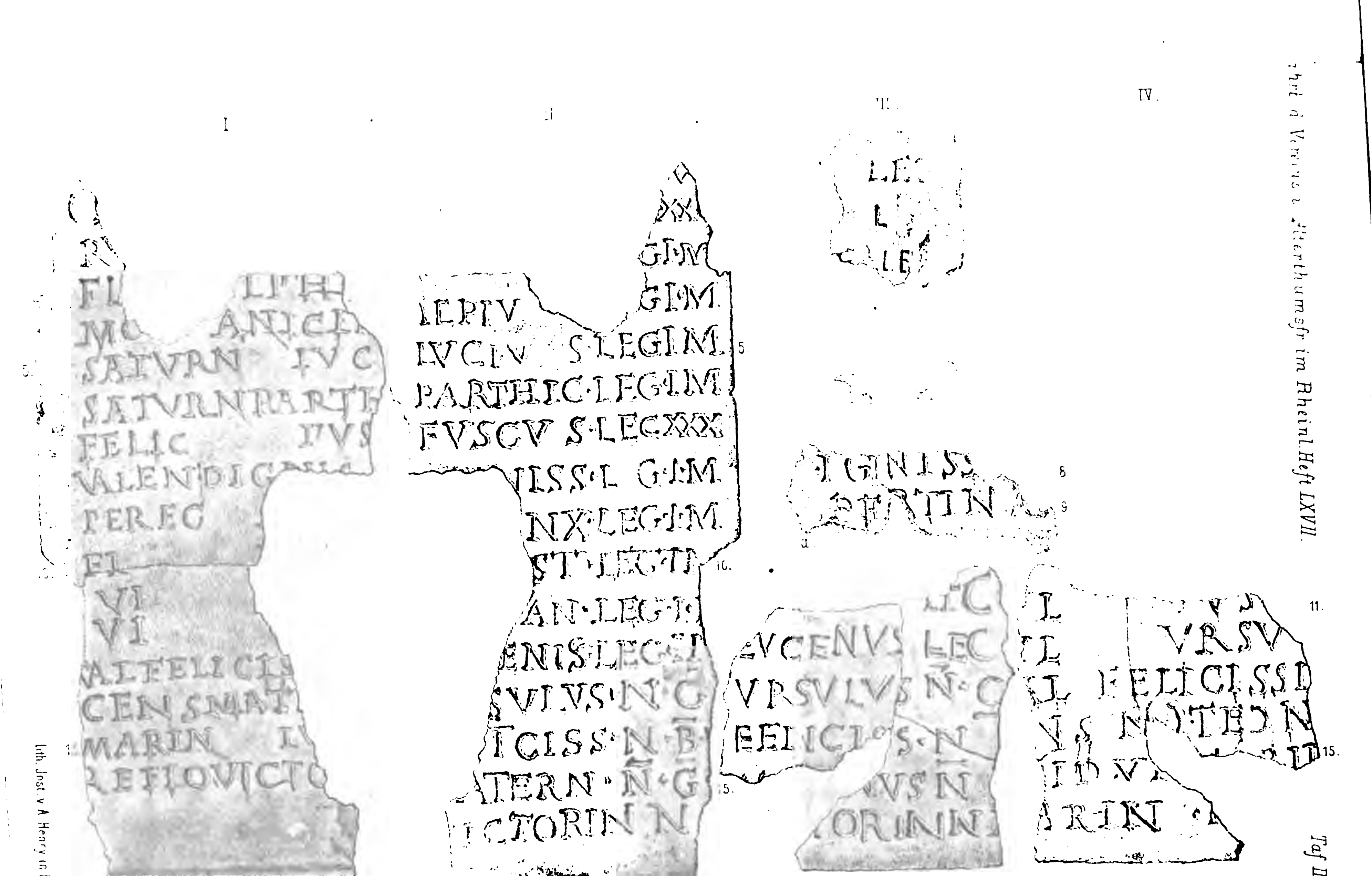


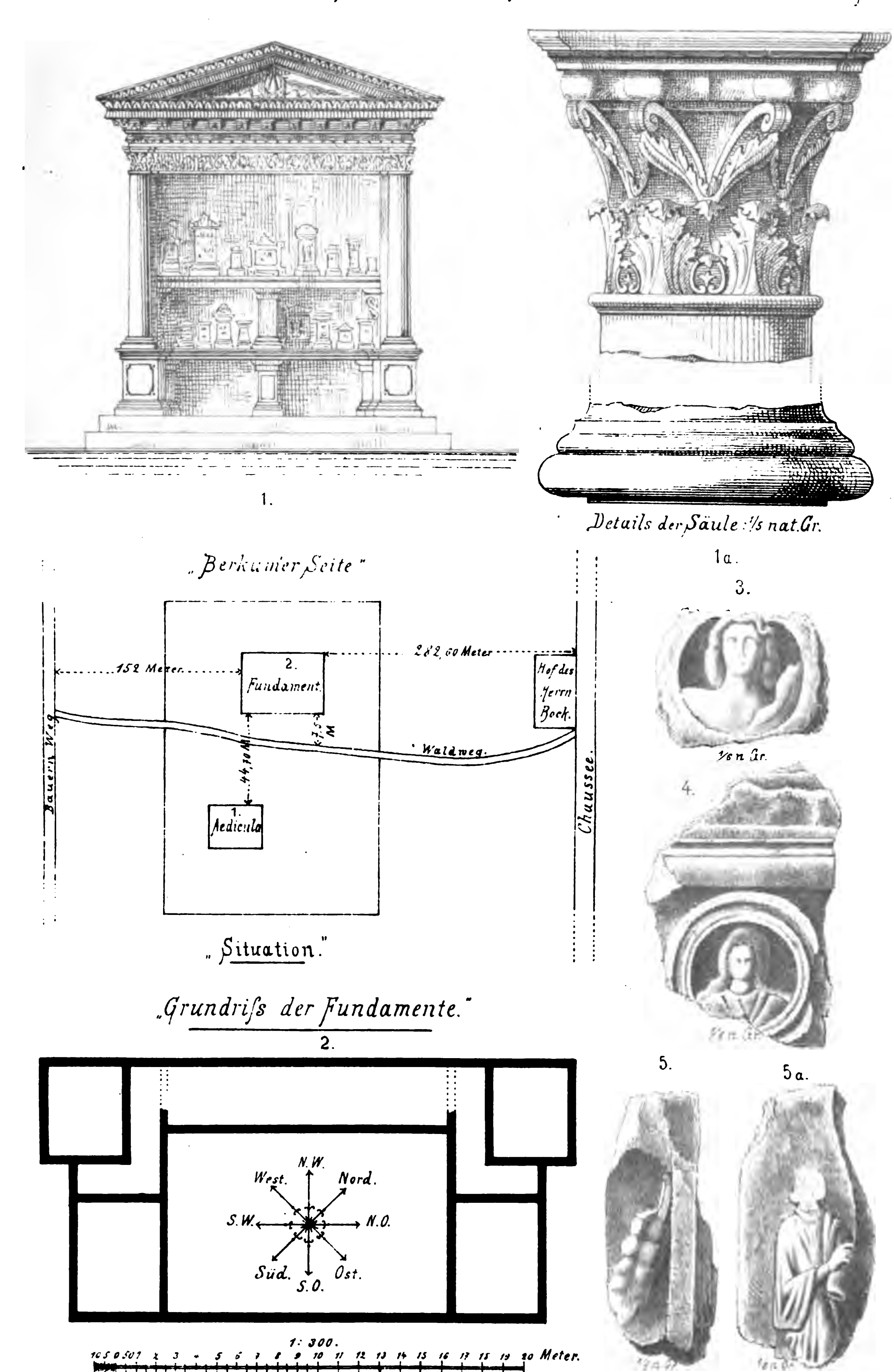



Lith v A Henry in Bonn

Matronensteine aus Berkum (…)

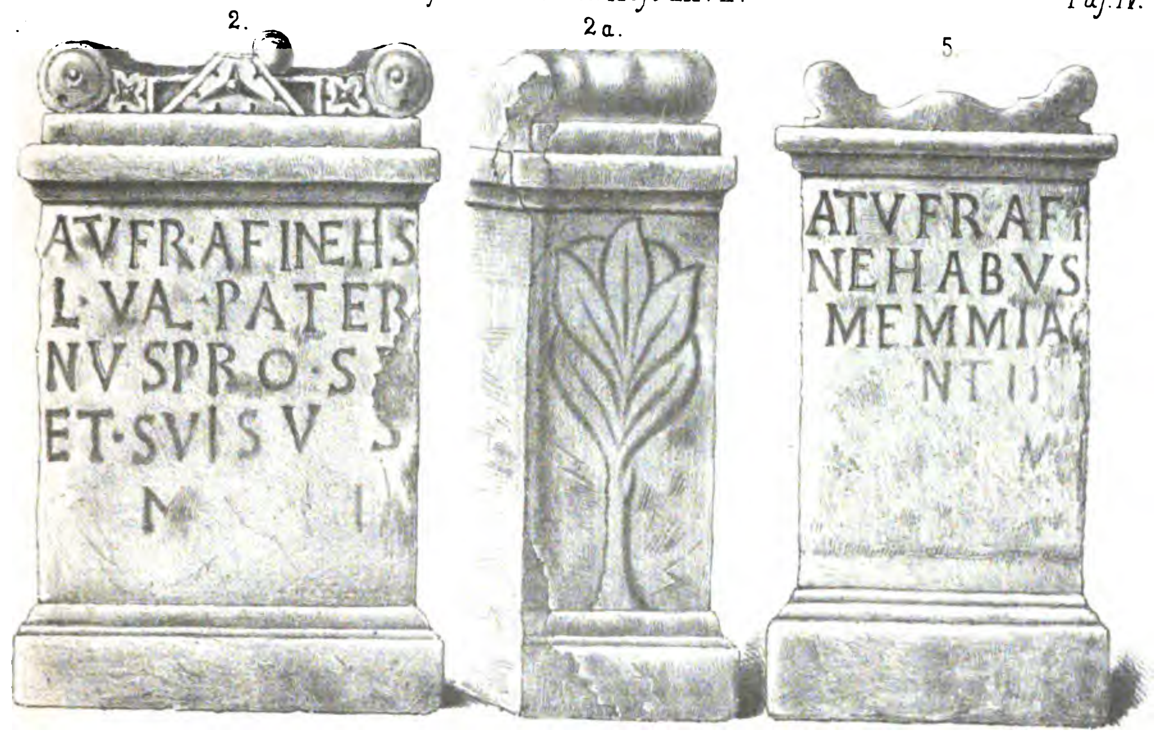


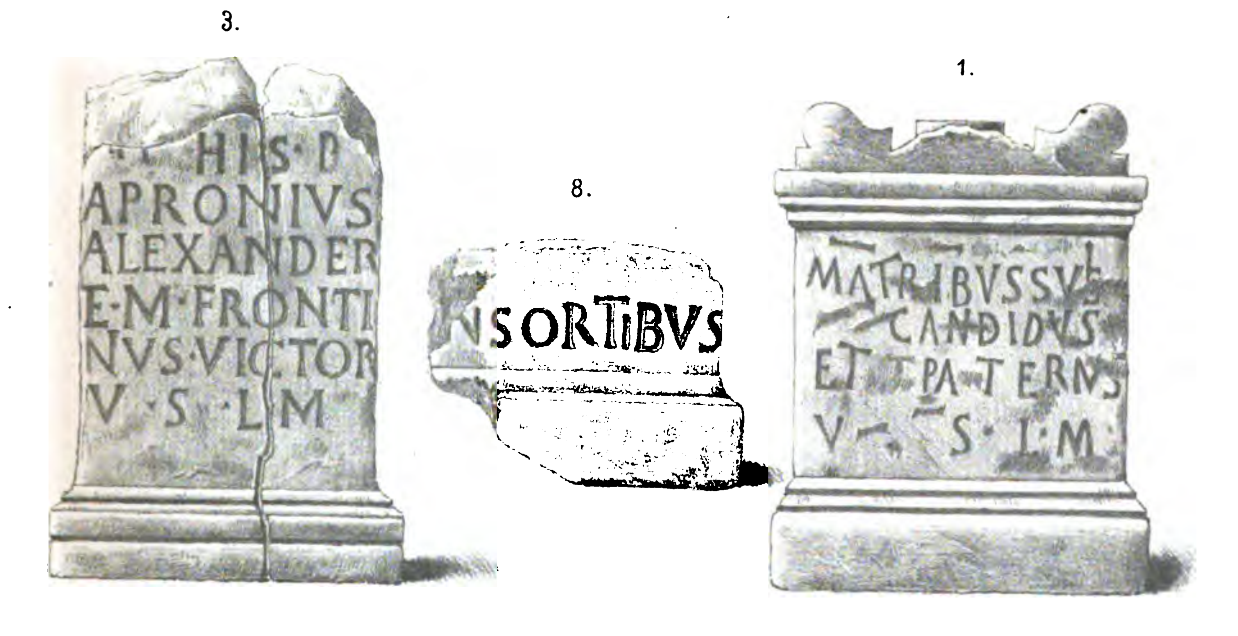

I
FL LI'FH
MO ANICE
SATVRN IVC
SATVRNPARTH
FELIC IVS
VALENDIG
PEREG
FL
VI
VI
ALFELICIS
CEN SMAT
MARIN L
REFIOVICTO
II
LEPIV GIM
IVCIV S·LEGIM
PARTHIC·LEGIM
FVSCV S·LEGXXX
ISS·L G·IM
NX·LEG·IM
ST·LEG·I
AN·LEG·I
ENIS·LEG·I
VIVS·N·G
ICISS·N·B
ATERN·N·G
CTORIN N
III
LE
L
LE
IGNIS
FATIN
EVCENVS LEG
VRSVLVS N·C
FELICI S·N
VS N
ORINN
IV.
L
L
L
VRSV
FELICISSI
N TEDN
ARIN




Alfred Schubert, Architect fec.

Lith. Jnst. v. A. Henry in Bonn.







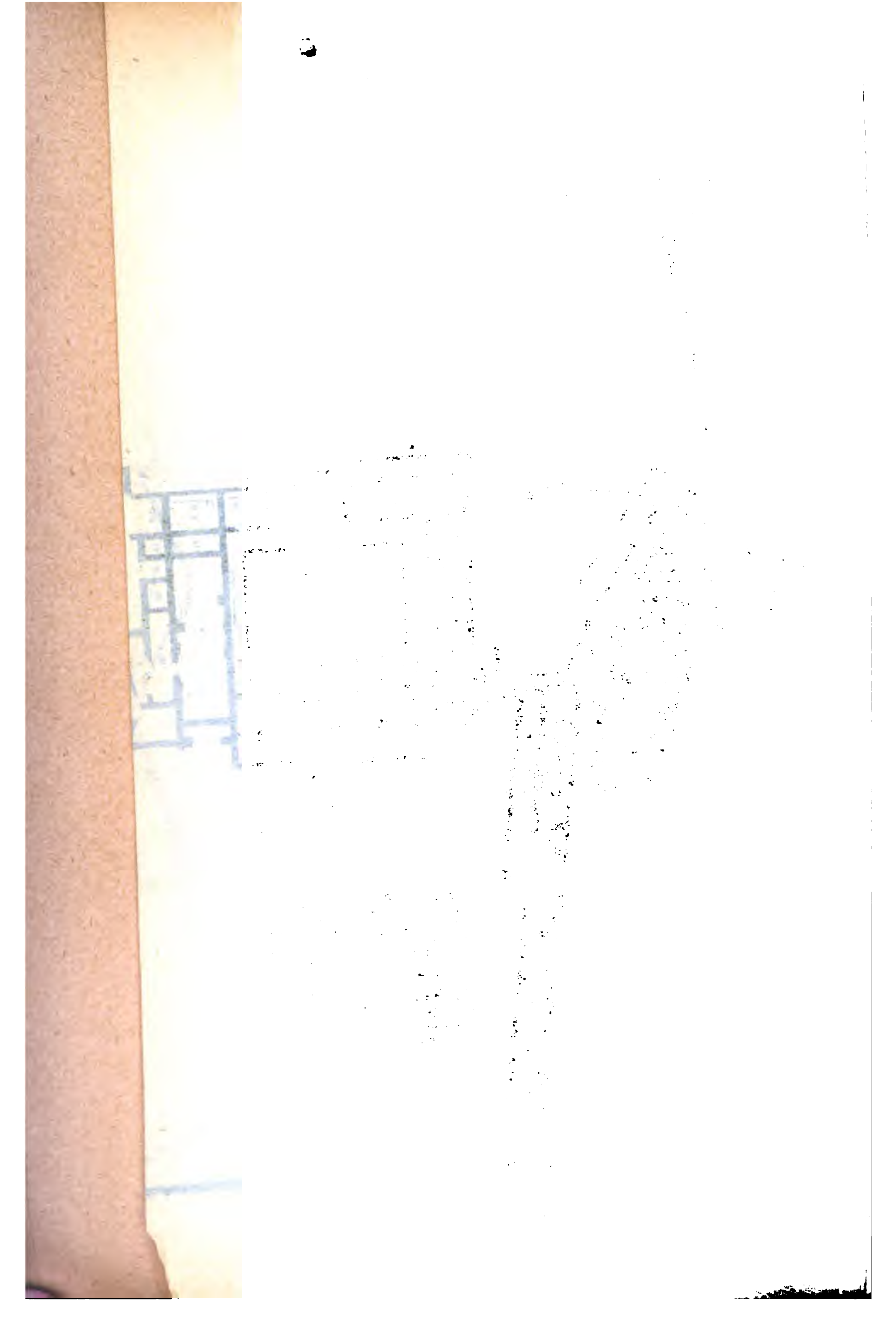






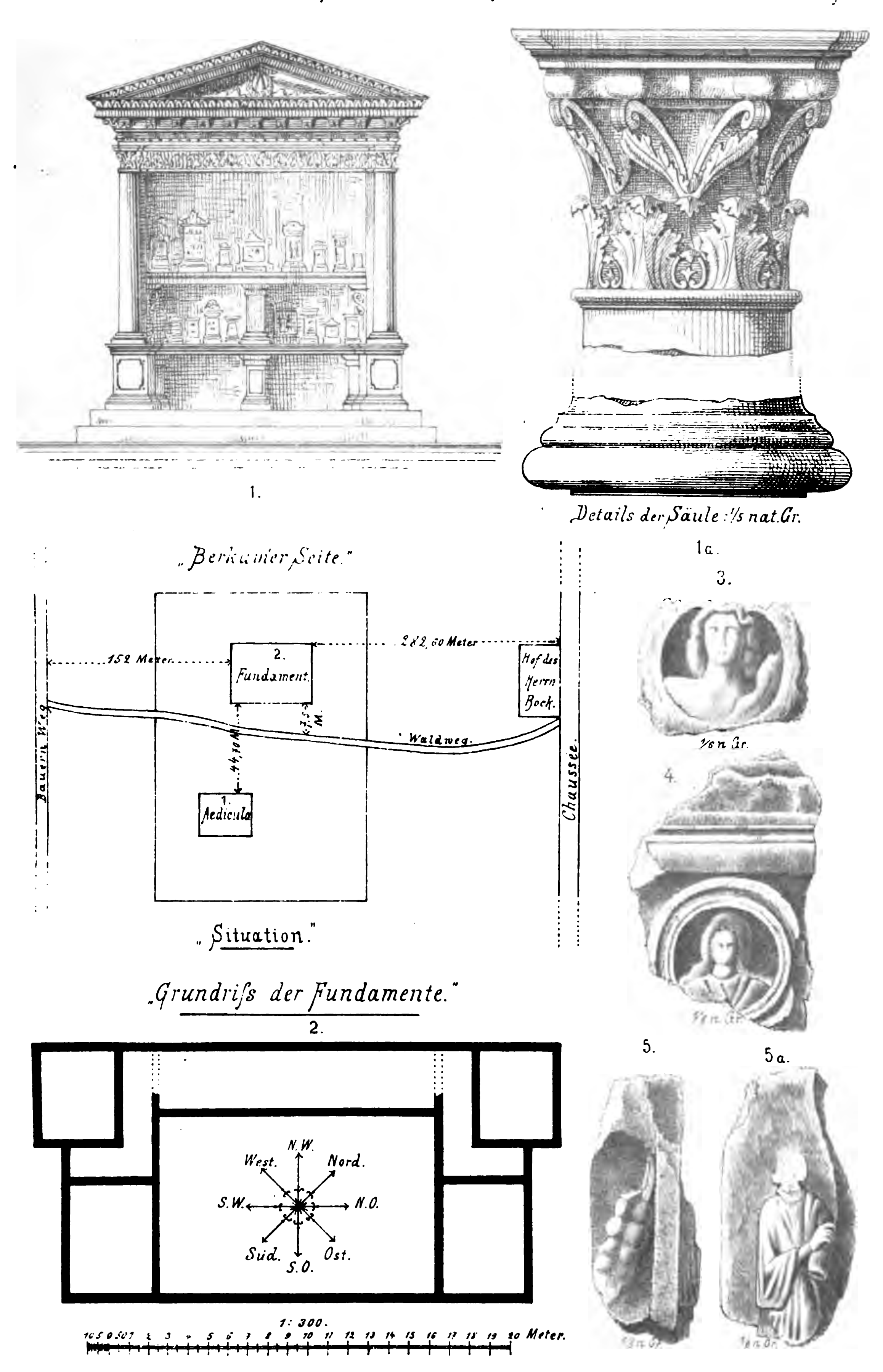
lith v A Henry in Bonn

Matronensteine aus Berkum (



Fragmente von zwei Erzinschriften aus Mainz. (nat. Grösse)

Lith. Inst. v. A. Henry in Bonn.




Alfred Schubert, Architect fec.

lith. Inst. v. A. Henry in Bonn.











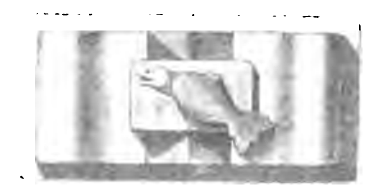





Lith. v. A. Henry in Bonn

Matronensteine aus Berkum

1c.



1a.



1.




1b.



1/6 n. Gr.

2.




1/10 n. Gr.

Lith. Inst. v. A. Henry in Bonn.



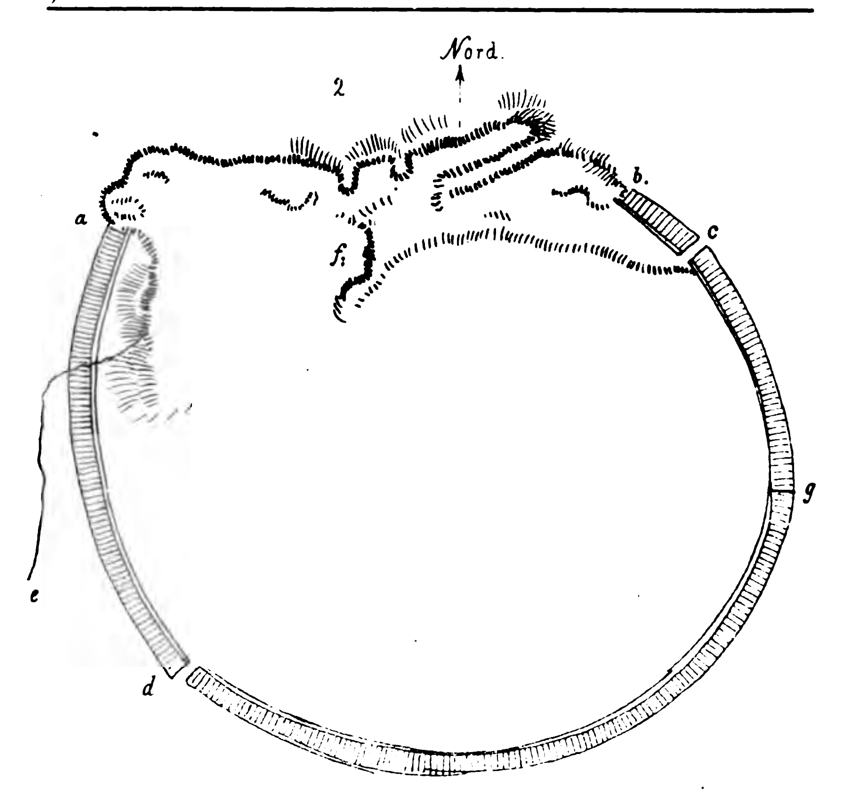
1.
2/3 n. Gr.

2.
[illegible]3 n. Gr.

1

+ ANNO·DNI·C·E·ICARNA[illegible] MCLI·V·IDUS·MAII·N[illegible] ATA·E·HEC
CAPELLA·A·VENABILI·MISSINENSI·EPO·ABTO[illegible]PA[illegible]VENABILI·LEO
DIENSI·EPO·HEINRICO·I·HONORE·BEATI·[illegible]PAPE
BEATI·PET·PNCIPI·APLOR·SVCCESSORI·A·ARE·V·SIN[illegible]RV·I·HONORE·BEATI
LAVRENTI·I·MRIS·ZOMIV·CFEOR·A·ARE·V·DE[illegible]RV·I·H[illegible]NO[illegible]ATI·STEPHANI·
PTHOMRIS·ZOMIV·MRV·A·ARE·V·MEDV·I·HONORE·APLOR·PET[illegible]PA[illegible]SVPIORIS·AVT·
CAPELLE·A·ARE·I·HONORE·BEATI·IME·MAT·DNI·SEP·VGINI[illegible]RIE·Z·IOHANN·
EWANGLE·A·VENERABILI·FRISINGENSI·EPO·OTONE·DON·C[illegible]DI·ROMANOR·RE
GIS·AVGVSTI·FRE·IPSO·EODE·REGE·PSENE·NECN·ARNOLDO·PIE·RECORDATIONIS·FVNDA
TORE·TC·COLONIENSIS·ECCLE·ELECTO·PSENE·Q·VENERABILI·CORBEIGENSI·DONO·
WIBADO·ABBE·ZSTABVLENSI·WATERO·MAIORIS·ECCLE·ICOLONIA·DECANO·BVNEN
SI·PPO·Z·ARCHIDACONO·GERHARDO·VENABILI·Q·SIGEBGENSI·ABBE·NICOLAO·MVLTIS
PERSONIS·Z·PLVRIMIS·A·NOBILIB·Q·M·MINISTIALIB·DOTATA·Q·E·ABEODE·FVN
DATORE·Z·A·FRE·SVO·BVRCHARDO·DE·WITHE·Z·SORORE·SVA·HATHEWIGA·ASNI
DENSI·GERGISHEIMENSI·ABBA·Z·SORORE·SVA·HICECHA·ABBA·DE·WILE
CAPDO·IRVLISTORF·CV·OMIB·SVIS·APPENDCIS·AGRIS·VINEIS·DOMIB·FELICIT

Weihe-
Jnschrift aus der Kirche von Schwarz-Rheindorf.



Ringwall auf der Dietzenley bei Gerolstein.

Autogr. v. A. Henry in Bonn.

# JAHRBÜCHER

DES

# VEREINS VON ALTERTHUMSFREUNDEN

IM

# RHEINLANDE.

HEFT LXVIII.

MIT 3 TAFELN UND 13 HOLZSCHNITTEN.

BONN.
GEDRUCKT AUF KOSTEN DES VEREINS.
BONN, BEI A. MARCUS.
1880.

# I. Geschichte und Denkmäler.

## 1. Römische Militärstrassen in Rheinland, Westfalen und Hessen-Nassau.

Wir haben zu wiederholten Malen[1]) — sowie noch neuerlich Prof. aus'm Weerth[2]) — die äusserst wichtige Wahrnehmung hervorgehoben, dass alle aus dem Innern Galliens nach dem Rheine ziehenden Römerstrassen sich auf dem andern Ufer nach dem Innern Deutschlands weiter fortsetzen, und zwar gilt dies nicht bloss für die Hauptstrassen, sondern auch für alle die zahlreichen Seitenstrassen, in welche die ersteren, sobald sie dem Strome nahe kommen, sich verzweigen. Wir wollen nun hiefür aus den bis jetzt ermittelten Strassenrichtungen, und zwar hauptsächlich für die grösseren Heerstrassen, den Nachweis führen, indem die weiteren Details sich aus unserer in der Ausarbeitung begriffenen archäologischen Karte der Provinzen Rheinland und Westfalen ergeben werden. Es lassen sich die nachfolgenden Angaben vorläufig auf jeder Specialkarte leicht verfolgen, wobei sich die Eigenthümlichkeit herausstellt, dass manche Strassen, welche auf der einen Rheinseite ihren Richtungen gemäss sich als Hauptstrassen darstellen, in ihren Fortsetzungen auf dem andern Ufer nur mehr Seitenstrassen bilden, so dass wir von Mainz abwärts bis Holland im Ganzen höchstens zwei Hauptstrassen kennen, welche von Gallien her, den Rhein überschreitend, nach dem Innern von Deutschland führen.

I.

Von Trier aus zieht eine römische Heerstrasse durch die Gebirge der linken Moselseite, über Pfalzel, Föhren, Hontheim, Kaisersesch und Mayen an den Rhein bei Neuwied. Hier überschreitet sie den Strom und geht über Heddesdorf, Oberbiber, Rengsdorf, und dann weiter, stets die grade nördliche Richtung beibehaltend, über ein sehr gebirgiges Terrain, die Ruhr und Lippe überschreitend, bis nach Münster, von wo sie bis Saerbeck verfolgt worden und sich wahrscheinlich bis

1) Neue Beiträge etc. V, VIII. Pick's Monatsschrift etc. V, 10—12.

2) Jahrbb. LXVI.

zur Nordsee fortsetzt[1]). In diese Hauptstrasse laufen nun, ebenfalls aus dem Innern Galliens und über den Rhein setzend, mehrere Seitenstrassen; aber es ist bemerkenswerth, dass keine einzige derselben von Osten her einmündet, vielmehr laufen alle bis jetzt bekannten nur von der Westseite in dieselbe ein.

1. Die grosse Heerstrasse, welche bei Mastricht die Maas überschreitend in östlicher Richtung über Jülich nach Köln führt, sendet bei Elsdorf einen Seitenarm dem Rheine zu, der sich bei Poulheim in drei Arme spaltet, von denen der südliche sich bei Esch wieder in zwei andere theilt, und von diesen geht der südliche Arm bei Merkenich über den Rhein nach Wiesdorf, dann auf dem rechten Rheinufer weiter über Quettingen und Dierath über die Wupper nach Solingen, hierauf nochmals über die Wupper nach Kronenberg und Vohwinkel, dann bei Elberfeld wiederum über die Wupper nach Horath, Herzkamp und Sprokhövel, worauf die Strasse bei Blankenstein über die Ruhr setzt. Von da geht sie, immer in nördlicher Richtung, über Bochum, Herne und Recklinghausen, überschreitet bei Bossendorf die Lippe, und führt über Haltern, sich nordöstlich wendend, nach Dülmen und vereinigt sich bei Münster mit der Hauptstrasse[2]).

In diese Seitenstrasse laufen noch einzelne Nebenstrassen ein, die ebenfalls über den Rhein kommen, nämlich: a) von der Mastricht-Kölner Strasse geht ein Arm bei Ichendorf aus, welcher den Rhein bei Mülheim überschreitet; von da geht er über Dünwald und Schlebusch nach Wermelskirchen und Lennep, dann bei Beyenburg über die Wupper, und hierauf über Schwelm, immer die nördliche Richtung beibehaltend, bei Herbede über die Ruhr nach Castrop, bei Rauschenburg über die Lippe, und zuletzt über Olfen und Lüdinghausen bei Münster in die vorige Strasse[3]). — b) Von Trier führt eine grosse Heerstrasse durch die Eifel an den Rhein bei Bonn; dieselbe sendet bei Ippendorf nach dem Rhein einen Seitenarm, der jenseits des Flusses über Ramersdorf, Niederholtorf und Niederpleis nach Siegburg führt; hier überschreitet er die Sieg, geht dann in nördlicher Richtung über das Gebirge nach Hochkeppel, Lindlar, Wipperfürth und Radevormwald, dann über Breckerfeld bei Herdeke über die Ruhr, hierauf über Dort-

1) Jahrbb. XXXI, LXVII. Neue Beiträge etc. V, VIII. Pick's Monatsschrift V, 1—2.

2) Neue Beiträge etc. V. Jahrbb. LXIV, XXXI.

3) Jahrbb. LXIV. Neue Beiträge etc. V.

mund bei Lünen über die Lippe und endlich bei Münster ebenfalls in die Seitenstrasse Nr. 1[1]). Diese Strasse hatte wiederum eine Nebenstrasse, die in zwei Armen den Rhein überschritt. Der eine Arm kömmt in zwei getrennten Armen über den Fluss, indem von der Trier-Bonner Strasse zwei Seitenstrassen, bei Röttgen und am Tannenwaldskreuz, über den Rhein bei Obercassel und Dollendorf setzen, dann alsbald sich zu einem einzigen vereinigen, der über Oberpleis, Uckerath und Inkenbach nach Eitorf an die Sieg geht. Der andere Arm kömmt gleichfalls in zahlreichen Seitenarmen über den Rhein, und vereinigt sich mit dem vorigen bei Inkenbach. Die Strasse führt dann über die Sieg nach Ruppichteroth, Bruchhausen und Drabenderhöh, setzt bei Ründeroth über die Agger, und geht über Romerscheid, Herreshagen, Rönsahl und Halver bei Breckerfeld in die Seitenstrasse b.

2. Von der Mastricht-Kölner Heerstrasse geht bei Jülich eine zweite Seitenstrasse über den Rhein und führt über Wipperfürth nach Lüdenscheid, wo sie sich mit der Hauptstrasse vereinigt[2]).

Die vorstehend in allgemeinen Zügen beschriebenen Strassenrichtungen bilden in ihrer Gesammtheit eine für sich bestehende Gruppe, deren einzelne Theile sämmtlich zwischen Neuwied und Mülheim über den Rhein setzen; weder oberhalb Neuwied noch unterhalb Mülheim gibt es eine Strasse, die mit den genannten in einer unmittelbaren Beziehung stände. Ferner ist bemerkenswerth, dass alle die zahlreichen Seitenarme, soviel sich bis jetzt erkennen lässt, nur den Zweck hatten, die beiden grossen Heerstrassen — Trier-Bonn und Mastricht-Köln — mit der Neuwieder Hauptstrasse auf die leichteste und manchfachste Weise in Verbindung zu setzen.

## II.

Von Trier geht über den Hunsrück eine grosse Heerstrasse nach Büdlich, dem stumpfen Thurm und Kirchberg bis zum Rheine bei Heimbach, wo sie nach Lorch übersetzt, und dann über Lautert, Holzhausen a. d. Heide, Katzenellenbogen und Diez läuft; sie überschreitet die Lahn bei Oranienstein und führt über Hadamar, stets die nördliche Richtung einhaltend, bis nach Siegen. Von hier zieht sie über

1) Jahrbb. XXXI, LXVII.

2) Pick's Monatsschrift V, 1—2. Jahrbb. LXVI.

3) Pick's Monatsschrift V, 1—2.

4) Jahrbb. XXXI. Pick's Monatsschrift VI, 1. Schmidt, Localuntersuchungen über den Pfahlgraben.

Hilchenbach durch die grossen waldigen Gebirge nach Grevenstein und Arnsberg, von da nach Soest, setzt bei Lippborg über die Lippe, und geht über Beckum und Warendorf nach der Provinz Hannover, von wo sie wahrscheinlich über Osnabrück, gleich der vorigen Hauptstrasse, bis zur Nordsee führt[1]).

Auch in diese Hauptstrasse münden mehrere Nebenstrassen ein, welche, über den Rhein kommend, dieselbe mit andern Hauptstrassen in Verbindung setzen.

1. Die Trier-Neuwieder Strasse sendet bei Kaisersesch einen Arm nach Coblenz, wo er den Rhein überschreitet und über Ehrenbreitstein nach Arenberg und Montabaur führt; von da geht er über Hunsangen bei Hadamar in die Hauptstrasse[2]). — In diese Seitenstrasse mündet eine andere, die bei Braubach über den Rhein kömmt, bei Bad-Ems die Lahn überschreitet, und dann über Welschneudorf in die vorige geht. Auch mit dieser letzteren vereinigt sich eine andere im Oberlahnsteiner Walde, nachdem sie den Rhein bei Oberlahnstein überschritten hat[3]).

2. Die Mastricht-Kölner Heerstrasse setzt sich auf dem rechten Rheinufer von Deutz über Brück fort nach Overath, Drabenderhöh und Denklingen, stets die östliche Richtung beibehaltend bis nach Siegen, wo sie in die Hauptstrasse geht[4]).

3. Die dritte Seitenstrasse überschreitet bei Frankfurt den Main und geht über Homburg, Wehrheim und Weilburg, wo sie über die Lahn führt, in nordwestlicher Richtung alsbald in die Hauptstrasse. Ihre südliche Fortsetzung ist von uns nur theilweise untersucht; sie geht aber wahrscheinlich über Darmstadt, Heidelberg, Bruchsal und Offenburg nach Basel, wo die Strasse den Rhein überschreitet[5]).

Wir sehen auch hier, wie die Hauptstrasse mit andern grossen Heerstrassen, namentlich der Mastricht-Kölner und Trier-Neuwieder, durch Nebenstrassen in Verbindung gesetzt ist. —

Ausser diesen beiden Hauptstrassen mit ihren zahlreichen Seitenstrassen überschreitet noch eine dritte Strassengruppe den Rhein und

1) Jahrbb. LXVI. Da die Strasse noch nicht bis zu ihrem Ende verfolgt ist, so bleibt die Annahme offen, dass sie sich später mit der Hauptstrasse Nr. I vereinigt.

2) Pick's Monatsschrift VI, 1.

3) Pick's Monatsschrift VI, 1.

4) Pick's Monatsschrift V, 1—2.

5) Jahrbb. LXVI. Pick's Monatsschrift V, 3—5. Neue Beiträge etc. V, VIII.

zwar in der Strecke von Köln abwärts bis Holland, ohne dass sich jedoch darin eine Hauptstrasse bis jetzt entschieden hervorheben lässt.

Die Mastricht-Kölner Strasse sendet nämlich in der Gegend von Valkenburg einen Seitenarm über Tüddern, Kaltenkirchen und Geldern nach Xanten, wo er den Rhein in mehreren Armen überschreitet, die sich auf dem rechten Ufer wieder zu einer einzigen Strasse vereinigen, die dann über Bocholt, Vreden, Ahaus und Nienborg bis zur Ems bei Rheine führt; der fernere Lauf ist unbekannt[1]). — In diese Strasse geht eine Seitenstrasse, die von Heerdt bei Neuss kömmt, deren weitere Fortsetzung auf dem linken Rheinufer aber noch nicht genauer bekannt ist; sie setzt bei den Stockumer Höfen über den Rhein und geht über Speldorf und Sterkrade, dann bei Dorsten über die Lippe, und hierauf über Borken und Stadtlohn bei Ahaus in die vorige[2]). Auch diese hat wiederum mehrere Nebenstrassen: eine solche kömmt in zwei Armen, bei Gellep und Uerdingen, über den Rhein und mündet bei Haus Bockum; eine zweite überschreitet den Rhein bei Ehingen, und eine dritte bei Ruhrort[3]). Alle diese Nebenstrassen haben ihre Fortsetzungen zur Maas hin, wie bei einer anderen Gelegenheit nachgewiesen wird. — Eine zweite Seitenstrasse zu der Xantener Strasse kömmt vom Rheine in zwei Armen, welche die Fortsetzungen der obgenannten, bei Rheincassel und Worringen an den Rhein führenden Arme sind, in welche sich der bei Elsdorf von der Mastricht-Kölner Strasse abgehende Arm verzweigt. Nachdem diese beiden Arme den Rhein überschritten vereinigen sie sich bei Höhe, worauf die Strasse in nördlicher Richtung an Gräfrath vorbei über Aprath, Tönnisheide und Velbert bei Werden über die Ruhr setzt und dann über Essen und Horst ziehend die Lippe bei Hervest überschreitet, worauf sie in der Gegend von Borken sich mit der vorigen vereinigt[4]). — Eine dritte Seitenstrasse endlich kömmt vom Rheine bei Rees, geht dann über Ysselburg und bei Vreden in die Xantener Strasse[5]).

Wir überlassen es den Kennern celtischer und germanischer Strassen, aus den vorstehenden drei Strassengruppen die celtischen und germanischen Anlagen herauszufinden. Dem militärischen Geschichtsforscher wird es von hohem Interesse sein, die bezeichneten

1) Pick's Monatsschrift V, 3—5. Neue Beiträge etc. V.

2) Pick's Monatsschrift V, 3—5. Neue Beiträge etc. V.

3) Neue Beiträge etc. V.

4) Neue Beiträge etc. V. Pick's Monatsschrift V, 3—5.

5) Neue Beiträge etc. V, VIII. Pick's Monatsschrift V, 10—12.

Strassenzüge in ihrer strengen Planmässigkeit mit dem Auge des Fachmannes zu verfolgen, ihre Ziele im Einzelnen wie im Ganzen zu erforschen und mit den historischen Quellen in richtige Verbindung zu bringen. Wir aber beschränken uns darauf, diese zahlreichen Strassenrichtungen nicht, wie zuweilen geschieht, durch Combinationen von der Stube aus, sondern nach den früher ausführlich dargelegten Kennzeichen aus den an Ort und Stelle untersuchten Ueberresten bestimmt zu haben. —

In ein weiteres Stadium ist die römische Strassenforschung neuerdings getreten durch die trefflichen Untersuchungen von F. von Alten, welche vom Jahre 1873—1879 geführt und veröffentlicht sind in dem Werke: „Die Bohlwege (Römerwege) im Herzogthum Oldenburg. Oldenburg 1879.“ Nach unserer wiederholt früher geäusserten Ansicht waren die römischen Strassendämme, welche kein Steinmaterial besassen, durch Holzwerk befestigt, und wo die Dämme fehlten, lag das Holzwerk direct auf dem Boden. Dass dieser Holzbeleg nur da Anwendung fand, wo das Erdreich es erheischte, ist selbstverständlich, und wird dies namentlich in sumpfigen Gegenden der Fall gewesen sein. Hier haben sich denn auch diese Bohlwege in den schützenden Mooren bis auf den heutigen Tag erhalten. Die von dem Verf. in den oldenburgischen Mooren aufgefundenen Wege zerfallen in zwei Gruppen: solche die von Westen nach Osten — von der Ems nach der Weser —, und solche, die von Süden nach Norden — vom Rheine nach der Nordsee —, führen. Unter den letzteren ist für uns der Bohlweg Conneförde-Büppel-Jethausen besonders bemerkenswerth, in so fern er sich wohl als das nördliche Ende der grossen Neuwieder Hauptstrasse herausstellen dürfte, indem diese Strasse in ihrer weitern Fortsetzung nach Norden an dem Jadebusen in der Nähe von Varel ihr Ende erreicht haben muss. Möchte der Verf. nicht unterlassen, seine sehr verdienstvollen Forschungen auf die ausserhalb der Moore gelegenen Fortsetzungen, die sich durch Dammreste und Alterthumsfunde kennzeichnen, recht bald weiter auszudehnen[1]).

---

1) Im deutschen Postarchiv 1879 hat Prof. Nordhoff aus den Vorarbeiten der vom Westfälischen Provinzialverein herauszugebenden Kunst- und Geschichtsdenkmäler der Provinz Westfalen einen Aufsatz über „die urthümlichen und römischen Strassen im Kreise Hamm“ veröffentlicht, worin auch einzelne der von uns beschriebenen Strassenrichtungen berührt werden. Im Eingange sagt der Verfasser sehr richtig: „Fast nur auf den näheren und weiteren Säumen der Wege finden sich die Hügelgräber, die Geräthschaften und Alterthümer, welche

die besten und wahrsten Geschichtsquellen für eine Zeit werden, über welche schriftgeschichtliche Quellen gar nicht oder nur dürftig vorliegen.... Nur mussten die Urbewohner, da ihnen die nöthigen Werkzeuge fehlten, um sich durch Felsklippen, Wälder oder Sümpfe eine Bahn zu brechen, in der Regel die Ebene oder die baumlose Niederung der Flussufer aufsuchen; die Römer dagegen, welche im nördlichen Deutschland und grade im Gebiet der Lippe an die zwanzig Jahre geschaltet oder geherrscht haben, konnten, sei es für den Handels-, sei es für den Kriegsverkehr, gewisse Kunststrassen schaffen, und damit thatsächlich Licht und Verkehr in die Sümpfe und Wälder unserer Urheimath für alle Folgezeit bringen. . . . Das gewandte Kriegsvolk (d. Römer) hat sicherlich nicht nur, wo die Taktik oder das Bedürfniss es erforderte, hier wie in Gallien die vorfindlichen Fahrstrassen benutzt, ja wo es Noth that, die Waldwege der Bewohner betreten, sondern auch jene Linien, welche einen graderen Zug und eine gelegnere Bahn nahmen, auch förmlich als Dammwege ausgebaut und ganz neue Linien derselben Art, die von der Eroberungs- und Beherrschungspolitik dictirt waren, dazu geschaffen.... Urthümliche und römische Wege lassen sich weniger genau trennen in Rücksicht auf die Benutzung, als in Rücksicht auf die Bauart und den Zug. Während jene in Folge ihrer Entstehung oder Bildung gewundenere Bahnen einschlagen, die höchstens eine Befestigung durch Reisig oder Holz erhalten mochten, sind diese grade, und der Trockenheit halber mit Vorliebe über die Höhen gelegt und als Dämme aufgehöht, ähnlich wie die Landwehren, daher es dem Forscher heute oft alle Mühe macht, einen Damm, falls Alles für römische Abstammung spricht, als Strasse oder als Grenzwehr zu unterscheiden, umsomehr, als beide heute höchstens streckenweise mehr im alten Bestande angetroffen werden: denn die Römerstrassen bestanden in ihrer vollendeten Form aus drei Wällen, einem mächtigen Mittelwalle und zwei schwächeren Seitenwällen; alle drei waren schön gewölbt, durch Innen- und Aussengräben getrennt und geschützt zugleich, in der Krone aus haltbarem Erdreich gebildet und wahrscheinlich mit Bohlen belegt." — Der Verf. vermuthet den Lauf der von uns beschriebenen Neuwieder Strasse (No. I) in der Richtung über Bockum; aber den richtigen Verlauf „über Unna, Camen und Werne" hat er bereits vorher in dem in No. 6 aufgeführten Strassenlaufe bezeichnet. Betreffs der von Düsseldorf kommenden „Enneper Strasse" (No. 4) ist zu bemerken, dass sie nicht bei Herdeke, sondern zwischen Westhofen und Kabel, etwas westlich des jetzigen Chausseeüberganges, die Ruhr überschritt; die Strasse, welche bei Herdeke über die Ruhr setzt, ist die von uns beschriebene Seitenstrasse I 1b. Möchte der Verf. seine Localuntersuchungen über Grenzwehren und Heerstrassen recht bald über grössere Bezirke ausdehnen, wodurch es ihm bei seiner im Wesentlichen richtigen Auffassung der Dinge immer leichter werden wird, Grenzwehren und Heerstrassen von einander zu unterscheiden.

J. Schneider.

## 2. In welche Zeit ist der Bau der Römerstrasse über den Hunsrücken zu setzen?

Die grosse römische Militärstrasse von Trier nach Mainz führte in zwei Armen von ersterer Stadt auf die Höhe des Hunsrücken. Der südliche Arm, der am Eingang des Abelerthales seinen Anfang nahm, zog sich über das Grünhaus an der Ruwer, die Büdlicher Brücke, die Berger Wacken und die Brücke bei Gräfendhron nach dem Heidenpütz. Hier vereinigte er sich mit dem nördlichen Ast, welcher von der Schweicher Fähre über Longuich, Riol und Neumagen ging. Von dem Heidenpütz lief die Strasse über die Höhe des Hunsrücken bis 1800 Schritt vor Simmern. Hier gabelte sie sich von neuem; der nördliche Ast die alte Richtung beibehaltend ging über Rheinböllen nach dem Rheine und mündete im rechten Winkel zwischen Petersacker und Niederheimbach auf die Bingen-Coblenzerstrasse. Der südliche Arm führte von Riesweiler über den Soonwald nach Bingen. Die beiden nördlichen Arme, sowohl der von Trier über Neumagen nach dem Heidenpütz, als der von Simmern nach Niederheimbach, haben wie das Stück von dem Heidenpütz bis Simmern dieselbe feste Bauart, stammen also aus ein und derselben Zeit und sind der bequemste Weg von Trier nach dem Rheine. Der südliche Arm von Trier über die Büdlicher Brücke ist freilich der kürzeste, aber wegen grosser Terrainschwierigkeiten der schwierigste Weg. Der Bau ist mit weniger Sorgfalt ausgeführt und zeigt geringere Festigkeit. Ebenso wie dieser eignete sich auch der Strassenast über den Soonwald wegen der Terrainschwierigkeiten mehr für Fussgänger und Reiter als für schweres Fuhrwerk.

Herr Oberstlieutenant Schmidt, dessen Werke über die Römerstrassen im Rheinlande (Jahrbücher des Ver. v. Altertumsfr. i. Rheinlande XXXI) vorstehende Darstellung entlehnt ist, spricht a. a. O. p. 193 die Ansicht aus, dass die südlichen Strassenarme unter Augustus, die nördlichen nebst einem Umbau des Stückes zwischen dem Heidenpütz und der Gabelung bei Simmern von Konstantin dem Grossen angelegt seien. So viel ich weiss, sind ihm hierin alle gefolgt, wie z. B. Back in seinem Kloster Ravengiersburg p. 202. Er stützt sich darauf, dass Ausonius in seiner Mosella 11: „Novomagum divi castra inclyta Constantini“ sagt; er lässt diesen Ort von Konstantin als ein Zwischen-

depot zwischen Trier und dem Rhein gründen und bringt damit den Neu- und Umbau der Strasse in Verbindung. Die Kriege gegen die andrängenden Germanen hätten hierzu die Veranlassung gegeben. Auch zugegeben, dass Neumagen seine Anlage Konstantin verdanke, so schliesst diess doch noch keineswegs den Bau der Strasse unter ihm in sich.

Um die Bauzeit der südlichen Strassenarme zu bestimmen, ist meiner Ansicht nach der bei Mainz aufgefundene Meilenstein heranzuziehen. Er lautet:

I M P · C A E S ·
T . A E L I O . A N .
T O N I N O . A V G ·
P I O . P O N T . M A X .
T R . P O T . II . C O S . II .
P . P . A . C O L . A V G .
(T) R . M . P . L X X X V I I I .

Der Stein stammt also aus dem zweiten Regierungsjahre des Kaisers Antoninus Pius (139 p. Ch.). Der erste Herausgeber dieser Inschrift, Pater Fuchs im 2. Bd. seiner Geschichte von Mainz, p. 314, wusste mit dem Stein nichts anzufangen, weil in der letzten Zeile nur der Buchstabe R sich fand und er deshalb die Colonia Augusta nicht ausfindig machen konnte. Ergänzt man mit Schmidt a. a. O. p. 173 T vor R, so erhält man: A Colonia Augusta Treverorum milia passuum LXXXVIII. Schmidt weist nun a. a. O. p. 174 nach, dass die Entfernung von Mainz über Bingen (18 m), den Soonwald und Kirchberg (26 m), den stumpfen Thurm (14 m) und den Berger Wacken ($12^1/_2$ m) nach Trier ($17^1/_2$ m) 88 Milien beträgt. Mit dieser Rechnung stimmt auch Steininger in seiner Geschichte der Treverer I p. 161 überein. Der Meilenstein war also der erste auf der Strasse von Mainz nach Trier. Ich bin nun der Ansicht, dass dieser Stein bei Vollendung der Strasse gesetzt und diese demnach 139 p. Ch. erbaut oder vollendet worden ist. Oder sollte der Stein nur angeben, dass unter Antoninus Pius eine Vermessung der Strasse stattgefunden habe? Ich weiss wohl, dass z. B. Schmidt a. a. O. p. 15 der Meinung ist, Antoninus habe die Strassen des römischen Reiches vermessen lassen. Indessen finde ich dazu keinen Beleg. Dass gerade um diese Zeit, 139 p. Ch., die kürzere Strasse angelegt worden sei, finde ich durch die Zeitumstände gerechtfertigt. Damals war man mit den germanischen Angelegenheiten durch die Anlage des Pfalgrabens, der unter Domitian begonnen und

unter seinen Nachfolgern fortgesetzt und vollendet ward, sehr beschäftigt; ein kurzer Weg von Trier nach Mainz war wegen des lebhaften Verkehrs zu einem Bedürfnis geworden. Für Staffeten, Fussgänger, Reiter etc. aber scheinen, wie Schmidt selbst angibt, die südlichen Arme bestimmt gewesen zu sein.

Als die erste Erwähnung der Hunsrücker Strasse muss der Marsch des Petilius Cerealis im Jahre 71 p. Ch. von Mainz nach Rigodulum (Tacit. hist. IV, 71) angesehen werden. Er legte den Weg in drei Tagemärschen zurück. Ist nun Rigodulum das heutige Riol an der Mosel, so muss er täglich 9—10 Stunden marschiert sein, was nur auf einer gut gebauten und bequemen Strasse möglich gewesen ist. Rigodulum aber lag an der Strasse von Neumagen nach Trier. Steininger a. a. O. p. 161 lässt denn auch Cerealis auf dieser Strasse vorrücken, während Schmidt a. a. O. p. 179 Anm. 174 gezwungen ist ihn die Strasse von dem Heidenpütz über die Büdlicher Brücke marschieren und auf der Höhe am Fellerbach abschwenken zu lassen. Die Ansicht Steiningers scheint mir die einfachste. Wie bei Schmidt a. a. O. p. 195 Anm. 183 angegeben wird, setzte sich der nördliche Strassenast, der bei Niederheimbach in die Rheinstrasse einlief, auf der rechten Rheinseite über Lorch durch das Wisperthal und über die alten Burgen bei Holzhausen auf der Heide und bei Oberbrechen nach der Hunenburg bei Butzbach fort und diente als Operationslinie von Trier nach der oberen Lahn. Prof. E. aus'm Weerth spricht in den Jahrbüchern LXVI p. 92 die Ansicht aus, dass die vom linken zum rechten Rheinufer hinübergeführten Römerstrassen nur der ersten Kaiserzeit vor Claudius angehören könnten, als man sich mit der Eroberung Germaniens bis an die Elbe getragen habe. Wegen dieser angeführten Gründe nehme ich keinen Anstand die Strasse von Trier über Neumagen, Kirchberg, Rheinböllen nach dem Rhein für die ältere zu erklären und ihren Bau dem V. Agrippa unter Augustus zuzuschreiben.

Metz, im November 1879. Fritz Möller.

---

## 3. Ueber Römerstrassen in Baden und Wirtemberg.

Herr Schneider, der ausgezeichnete Kenner der römischen Strassen und Befestigungen, fordert uns im neuesten Hefte der Bonner Jahrbücher auf, unsere badischen Strassenzüge auf ihren römischen Ursprung hin zu prüfen, als das beste Mittel um die römische Besiedelung und Befestigung des Landes zu erforschen. Dies ist nun schon seit dreissig Jahren von Herrn Geheimrath Baer geschehen, dem Director des Strassen- und Wasserbaues und Verfasser einer grossen Geschichte des Badischen Strassenwesens, Berlin 1878, 4°. Das Resultat seiner langjährigen Forschungen, die unterstützt wurden durch zahlreiche Ingenieure, welche die Anweisung hatten bei jeder Strassenveränderung oder Anlage auf die Spuren römischer Arbeit, namentlich des Kalkgusses zu achten — ist nun dies: Es hat sich niemals und nirgends auch nur die geringste Spur römischer Anlage gefunden. Und doch besitzen wir eine unzweifelhaft römische Militärstrasse (Zurzach, Thiengen, Donaueschingen, Rottweil) im Lande und mehrere andere Strassen bei Baden und Ladenburg, welche zur Römerzeit benutzt und mit Leugenzeigern ausgestattet wurden. Da sich trotzdem keine einzige Spur von ihnen gefunden hat, so liegen diese Strassen sicher unter den jetzigen Strassen[1]); wir können sogar behaupten, dass sie keine von den übrigen ganz alten und mittelalterlichen Strassen abweichende Bauart hatten, da sie oft bis auf den gewachsenen Boden hinab untersucht wurden und nirgends etwas abweichendes, z. B. Kalkguss gezeigt haben. Auch die Wirtemberger haben zwischen Rottweil und Rottenburg keine Spur von obiger Strasse des Drusus und Claudius gefunden. Demzufolge können aber auch andere alte Strassen des

---

1) Ich bezweifle dies, ich glaube vielmehr, dass die alten Strassen, welche die Römer benutzten, im Laufe der Zeit grossentheils durch Witterungseinflüsse, mangelnde Unterhaltung, anderweite Benutzung der Steine zu Grunde gingen, aber später wiederhergestellt und wenigstens in ihrer Hauptrichtung fortan, den Verkehrsbedürfnissen ihrer Zeit entsprechend, erhalten resp. in ihren Bestandtheilen erneuert wurden. Wir haben Beispiele, dass Strassen aus unserer Zeit in 20—30 Jahren zu dürftigen Feldwegen herabgekommen sind, wenn für ihre Erhaltung nichts geschah. Im übrigen theile ich die hier ausgesprochenen Ansichten. Baer.

Landes ebenfalls aus der Römerzeit stammen, und das ist auch mit vielen der Fall; manche waren sogar noch viel älter, denn erstens haben die Römer wirklich gallische Strassen verbessert (Offenburg-Baden-Pforzheim) und nachweislich nirgends neue gebaut, und zweitens hatte unser Vaterland ohne Zweifel hinreichend Strassen schon vor den Römern, es war kein wildes, uncivilisirtes Land; namentlich die Bergstrasse von Darmstadt bis Basel ist sicher uralt. — Auch die Strassen des Mittelalters unterscheiden sich durch Nichts von denen aus der Römerzeit; sie sind auch gewöhnlich an den Abhängen der Berge gepflastert. Sogar ganz gewöhnliche Holzwege wurden in unserem steinreichen Lande an Abhängen mit Bruchsteinen gepflastert und mit Erde bedeckt, und dies thun die Bauern noch heute.

Die Römer haben urkundlich also nur eine Strasse in Baden gebaut und wahrscheinlich auch diese nur verbessert; ob eine Strasse zur Römerzeit schon bestand, kann man nur durch römische Funde, Meilenzeiger, Castelle, Häuserfundamente, Gräber an der Strasse und dgl. beweisen; grössere Ortschaften mit Römerresten endlich waren auch damals durch Strassen verbunden, welche wahrscheinlich auch mit den jetzigen zusammenfallen, aber auf unseren Karten nur mit Punkten bezeichnet werden sollten. So schliessen wir von römischen Ansiedlungen auf römische Strassen, aber umgekehrt von Strassen auf Ansiedlungen schliessen wir nicht. Die zahlreichen Bruchstücke von Römerstrassen, welche als solche in unserer topographischen Landesaufnahme verzeichnet sind, können sowohl gallisch, als römisch, als auch mittelalterlich oder noch jünger sein; wo es so viel ausgegangene Ortschaften gibt, dürfen wir auch wohl ausgegangene Strassen erwarten.

Wenn Paulus in seiner berühmten Karte der Römerstrassen Wirtembergs, Ausg. 3, 1876, zahllose Römerstrassen einzeichnet, so machte er den Fehler, die wahrscheinlichen Verbindungen von Ortschaften der Römerzeit, welche ebenso wie die Strassen zum kleinsten Theile von den Römern gegründet waren, nicht auf oder vielmehr unter den jetzigen Strassen zu suchen, sondern vorzugsweise in verlassenen, gepflasterten Strassenbruchstücken oder gar auf Holzwegen. Ich gestehe dagegen im ersten Hefte, p. 15[1]), zu weit gegangen zu sein,

---

1) Geschichte des Badischen Landes zur Zeit der Römer, Carlsruhe 1876. Den Personen, welche so freundlich waren sich für die Fortsetzung meiner Arbeit zu interessiren, diene zur Nachricht, dass ich im October 1878 den Druck

wenn ich überall römische Ueberbleibsel z. B. Kalkguss gefordert habe, aber Mone hatte mich durch seine Phantastereien, welche die von Paulus weit übertreffen, zu sehr erbittert; die wirklich römische Militärstrasse von Donaueschingen hat nur geringe Römerspuren neben der Strasse (z. B. das s. g. Schlösschen von Geisslingen, wahrscheinlich eine Poststation) und die Strasse am linken Niederrhein hat nur an seltenen Stellen (bei Bonn) Kalkguss aufzuweisen.

Th. v. Becker.

---

## 4. Die Aufdeckung und Aufnahme der zu Deutz gefundenen Reste eines römischen Castrums.

(Hierzu Taf. II u. III.)

### Die über das Deutzer Castrum vorhandenen Ueberlieferungen.

Bei dem Ausgraben der Fundamente für ein neues Gebäude auf dem Terrain der Artillerie-Werkstatt zu Deutz stiess man ca. 1 m unter der Oberfläche auf altes Mauerwerk, welches als der Ueberrest eines Thurmes erkannt wurde. Derselbe erwies sich durch die Beschaffenheit des Mauerwerks römischen Ursprunges und offenbar zu einer Befestigung gehörig, welche die Römer Köln gegenüber auf der rechten Rheinseite angelegt haben.

Aus einer den Jahrbüchern des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande, Bd. XV, entnommenen Abhandlung von Deyks „Deutz eine Römerfeste“ entnehmen wir über die Vorgeschichte von Deutz folgende Nachrichten:

„Unter den erhaltenen Geschichtsquellen ist über dasselbe ein positives Zeugniss eines römischen Schriftstellers auf uns nicht herabgekommen, denn die ersten Nachrichten stammen von den Chronisten Karls des Grossen, welche Deutz zuerst bei Gelegenheit der Sachsenkriege als Divitia, Duitia, Diutia, Diuza nennen.“

---

des zweiten und dritten Heftes wegen Kränklichkeit unterbrechen musste und ihn auch jetzt noch nicht wieder aufnehmen kann, da mir alle ernste Arbeit untersagt ist. Im 2. Hefte behandle ich die sog. Celtenfrage auf Grund des Unterschiedes zwischen den Galliern des Nordens und Ostens und den Celten des Südens und Westens, indem ich für die ersteren deutsche Nationalität beanspruche. Solchen Gelehrten, welche sich speciell mit dieser Frage beschäftigen, steht die damals allein gedruckte allgemeine Einleitung in Correcturbogen gern zu Diensten.

„Demnächst wird dasselbe in zwei Urkunden des heiligen Heribert erwähnt, welche sich auf die Schenkung der gegründeten Abtei beziehen. Die eine vom Jahre 1003 spricht von einer villa tuitium neben einem castrum Divitense, die andere vom Jahre 1019 bezeichnet das Deutzer Castrum, das eigentliche Schenkungsobjekt, als castrum Divitensium, turres videlicet ac interturria cum fossato in circuitu. Tuitium und das davon abgeleitete tuitiensis waren später die am meisten vorkommenden lateinischen Bezeichnungen, wenn es sich um eine Nennung von Deutz und was damit in Beziehung stand handelte. Etwas näheres über die älteste Vergangenheit erfahren wir jedoch erst später aus der Feder des Ruppertus, eines frommen und gelehrten Mannes, der um das Jahr 1130 Abt der auf der Stelle des alten castrums erbauten Benediktiner-Abtei war und eine Menge Schriften verfasste, welche nach der Erfindung der Buchdruckerkunst als die Opera Rupperti, Abbatis Tuitiensis gesammelt und wiederholt gedruckt wurden. So steht in dem 8. Kapitel der 1602 bei Birkmann in Köln erschienenen Ausgabe, dass der Erzbischof Bruno von Köln, Bruder des Kaisers Otto I., um das Jahr 930 mit dem Abbruch des castrum divitensium begonnen habe, dass jedoch auf Befehl Otto I. eine nothdürftige Wiederherstellung erfolgt sei, und dass endlich Erzbischof Heribert das Kloster und die Kirche innerhalb der alten Befestigung auf Grund eines Gelübdes Otto III. gegründet habe, ein Ereigniss, worauf sich die beiden angeführten Urkunden beziehen.“

„Ueber den Ursprung des Castrums spricht die Schrift des Abt Ruppertus nur diejenigen Vermuthungen aus, welche zu seiner Zeit darüber umliefen.“

„Demnach sei von Einigen angenommen, dass das Castrum bereits durch Julius Cäsar, von Anderen dagegen, dass es erst von Constantinus gegründet sei.“

„Ruppertus fügt hinzu, dass für die erste Annahme eine historische Begründung nicht vorhanden sei, dass für die zweite Annahme die Erwähnung des Eumenius über den Bau einer festen Brücke, welche nach der Besiegung der Franken von Constantinus über den Rhein gebaut, zu deren Schutze wahrscheinlich auch das Castrum gegründet sei, geltend gemacht werden könnte. Zudem habe er von einer Inschrift vernommen, welche von einer in Stücke geschlagenen Steintafel, die in dem Mauerschutte aufgefunden sei, herrühre, (Hanc opinionem firmiorem esse asserit titulus non multos ante annos inventus in tabula lapidea inter fragmenta murorum et ipsa in partes divisa: ita

tamen ut partes ipsae ad invicem conjungi possent) deren Inhalt in folgender Weise angegeben wird: Constantinus Pius, Romanorum Imp. Aug. (Devictis Francis) castrum ditensium (divitensium) in terris eorum fieri jussit, milites turrim cum interturrio fecerunt, haec duodeviginta vota fecerunt."

„Diese Inschrift, welche wahrscheinlich nur aus wenigen zerstückelten Worten wieder hergestellt worden ist, trägt durch ihre Fassung in keiner Weise den Stempel der Aechtheit, so dass bereits der Herausgeber von Ruppertus Schrift (vermuthlich Mattias Witlichius) erwähnt, durch D. Surius „ex antiquo quodam libro" die Inschrift auch in anderer Form erhalten zu haben, ähnlich im Sinn, aber sehr verschieden im Ausdruck:

„Virtute D. N. Constantini Max. Pii. Fel. Invicti augusti suppressis domitisque Francis in eorum terris castrum divitensium sub praesentia principis sui fecerunt devoto numini majestatique duodeviginti haec vota fecerunt."

„Ein weiterer Beweis für die Unächtheit der Inschrift geht aber auch aus verschiedenen Funden hervor, welche nach dem Jahre 1583 in den Trümmern der im Truchsessischen Kriege zerstörten Abtei gemacht worden sind.

„Dieselben sind in einer Schrift des Gruterus zu finden, welcher sie wiederum auf Mittheilungen des Stephanus Phigius und des Arnold Mercator zurückführt. Phigius war zuletzt Kanonikus zu Kampen in Over-Yssel und starb 1604.

„Mercator (Kaufmann) ist der Sohn des durch seine Karten berühmten Geographen und Mathematikers, welcher zu Duisburg lebte und im Jahre 1594 starb.

„Aus diesen Inschriften ist zu entnehmen, dass zu verschiedenen Zeiten, welche sich nicht genau bestimmen lassen, ganz sicher aber lange vor Constantin, berühmten Kriegern Denksteine gesetzt sind, dass Jupiter und andere Götter Altäre in dem Castrum hatten.

„Besonders wichtig war die Auffindung der Inschriften auf Votiv-Steinen, welche unter Severus Alexander (223) gabenreichen, aus dem gallischen in den römischen Kultus aufgenommenen Naturgöttinnen, sowie auch der Dea Nehalennia, welche von Kaufleuten und Schiffern verehrt wurde, gesetzt sind, weil daraus hervorgeht, dass Deutz bereits vor Constantin nicht nur ein befestigter Posten, sondern gleichzeitig ein Ort war, in welchem der Götterverehrung geweihte Gebäude standen und friedliche Geschäfte getrieben wurden."

Diese Mittheilungen sind ebenso wichtig als interessant. Leider gewähren sie uns keinen Aufschluss über die Gründung, über die Grösse, Form und die eigentliche Geschichte des früher auf der rechten Rheinseite Köln gegenüber gestandenen Castrums.

Das Alles blieb bis in die neueste Zeit in tiefes Dunkel gehüllt. Allerdings wurde man bereits im Jahre 1827 auf die historische Vergangenheit von Deutz aufmerksam gemacht, als man bei dem Bau eines Hauses an der Hallen- und Eisenbahnstrassen-Ecke auf die Ueberreste eines Thurmes stiess, nach den vorliegenden Angaben dort Münzen und Ziegeln der 22. Legion fand, ohne jedoch diese Funde näher zu beachten und sie als einen Anhalt für weitere Forschungen zu benutzen.

Die neuesten Entdeckungen haben die Aufmerksamkeit wieder auf die alte rechtsrheinische römische Befestigung gelenkt und zu erneuten Forschungen geführt, wodurch die Gegenwart ein besseres Verständniss der Vorgeschichte von Deutz erhalten wird.

## Der Gang der Ausgrabungen und die dabei gemachten Funde.

Gehen wir zu einer Beschreibung der Ausgrabungen und der dabei gemachten Funde über.

Zunächst wurde 1 m unter der Oberfläche die innere Höhlung des Thurmes[1]) aufgedeckt. Der Durchmesser derselben wurde zu 5 m, die Höhe der Wandung nach Entfernung des Schuttes zu 4,25 m von der Sohle der Fundamente, die Lage dieser über dem Rheinspiegel zu 4,59 m festgestellt.

Die Wandung der Höhlung ist jedoch nur bis 1 m von oben in dem ursprünglichen Mauerwerk erhalten. Sie besteht hier aus 3 Lagen regelmässig behauener Tuffsteine, welche durch eine durchgehende Lage Ziegeln von einander getrennt sind.

Darunter zeigt sich dieselbe durch Ausbruch zerstört. Der unterste Theil ist jedoch bis zu der Höhe von 1,5 m später durch ein unregelmässiges Mauerwerk wieder hergestellt.

Darin befindet sich auf der westlichen Seite eine Oeffnung von 1,3 m Höhe und 0,9 m Breite, welche ihre Fortsetzung in einem unterirdischen, mit Schutt gefüllten Gang findet. In dem Schutte, womit das Innere des Thurmes gefüllt ist, wurden eine Anzahl irdene Gefässe, meist zerbrochen, zum Theil von gröberer, zum Theil von feinerer Arbeit ge-

1) Auf der Planskizze Taf. II Fig. 1 ist es der Mittelthurm der Nordfront.

funden. Sie sind Siegburger Fabrikat, daher späteren Ursprunges. Nur eine einzige, von einem römischen Gefässe herrührende Scherbe aus terra sigillata wurde aufgenommen.

Von den Gefässen feinerer Arbeit ist nur ein einziges, ein mit einem Henkel versehener Krug, welcher das Wappen von Jülich-Cleve-Berg trägt, vollkommen erhalten.

Die übrigen, mehr oder weniger zerbrochenen Gefässe feinerer Arbeit tragen Verzierungen, welche Legenden aus der biblischen Geschichte in humoristischer Weise vor Augen führen. Augenscheinlich waren es Trinkgefässe zum Gebrauch in der Abtei. Zwei davon tragen die Jahreszahlen 1572 und 1574.

Durch die Beschaffenheit der imeren Wandung und die Auffindung der Gefässe späteren Ursprungs wird der Beweis geliefert, dass der Thurm noch vor 300 Jahren benutzt wurde, und die vollständige Niederlegung des letzten Restes des früheren oberirdischen Theiles wahrscheinlich erst im Jahre 1583 bei der Verwüstung der Abtei in dem Truchsessischen Kriege erfolgt ist.

Im Uebrigen hatte die Abtragung der Mauern und Thürme, innerhalb welcher sich die Abteigebäude befanden, urkundlich im Jahre 1242 stattgefunden in Folge eines Beschlusses der Besitzer. Diese waren Konrad, Erzbischof von Köln und Heinrich, Herzog von Limburg und Graf von Berg, zwischen welchen Deutz seit 1240 durch Vertrag getheilt war. Für Köln war es damals von Wichtigkeit, dass der Graf von Berg, als jenseitiger Landesherr, nicht festen Fuss in einem befestigten Deutz hatte.

Nach der Rekognoszirung des Thurmes in seinem Innern ging man dazu über, seine äussere Form festzustellen.

Die Führung des Baues gestattete zunächst nur die westliche Hälfte des Thurmes bloszulegen. Dabei entdeckte man, dass der Thurm mit einer Mauer in Verbindung steht, welche ihre Richtung nach dem Rheinufer auf den halbrunden Thurm, welcher ein Bestandtheil der gegenwärtigen Befestigung ist und zum Flankiren der Ufermauer dient, nimmt. Die Mauer schliesst sich in der Weise an den Thurm an, dass sie mit ihrer Mittellinie die Peripherie desselben südlich von dessen Mittelpunkt (0,6 m) schneidet, so dass der Thurm weiter nach Norden als nach Süden über die Mauer vorspringt, dieselbe daher am besten auf der Nordseite flankirt.

Dieser Umstand verschaffte sofort eine Orientirung über die Lage der Befestigung, zu welcher der Thurm und die Mauer gehörten, da

die Nordseite nach den fortifikatorischen Einrichtungen die nach dem Feinde sehende Aussenfront sein musste.

Die äussere Wandung des Thurmes war nur in ihrem unteren Theile, welcher später als die unter dem Bauhorizont gelegene Fundamentirung erkannt wurde, noch in ganzer Stärke vorhanden.

Sie hat hier ein gut erhaltenes Mauerwerk, bestehend aus Tuff untermischt mit Trachyt und Grauwacke, durch Mörtelguss verbunden.

In der Nordseite zeigte die Mauer auf der oberen Fläche der Fundamente eine Stärke von 4,77 m, in der Südseite nur eine solche von 3,97 m. Die ungleiche Mauerstärke wurde durch die excentrische Lage der inneren Höhlung zu dem einen regelmässigen Kreis beschreibenden äusseren Umfang veranlasst und hatte offenbar die Bedeutung, dem Thurm nach Norden, der dem Feinde zugewendeten Seite, eine grössere Widerstandsfähigkeit gegen die Wirkung der Belagerungs-Maschinen zu geben.

In der Höhe von 1,50 m liessen sich die Maasse des Umfanges nicht mehr genau bestimmen, da hier die Mauer fast an allen Stellen durch Abbruch zerstört war. Es konnte nur festgestellt werden, dass ihre Stärke sich nach oben in 2 Absätzen verjüngte.

Durch die Aufdeckung eines anderen Thurmes, welcher weiter unten beschrieben ist, erhielt man jedoch später einen Anhalt für die Bestimmung der genaueren Bauverhältnisse.

In der Südseite befindet sich 3,35 m über der Sohle des Thurmes, also 0,9 m unter der oberen Fläche des Mauerwerks + 7,94 m über dem Rheinspiegel ein 1 m breiter Einschnitt, welcher die Eingangsöffnung des Thurmes bezeichnen dürfte.

Auf der Westseite des Thurmes wurde ein aus Trachyt gemeisselter, aber sehr beschädigter Kopf einer Porträt-Statue, sowie ein cylindrischer Säulenuntersatz von 830 mm Höhe und 230 mm Stärke mit Verzierungen in Pinienzapfenform versehen, gefunden. (Siehe photographischen Abdruck, Taf. III.) Von den ausgebrochenen Ziegelsteinen tragen einige als Stempel die Figur einer durch ihre beiden Axen durchschnittenen Ellipse mit einem Punkte in jedem Quadranten (Fig. 12, Taf. II), ein anderer die mit 3 Fingern in die weiche Ziegelerde gezogenen beiden Diagonalen (Fig. 13, Taf. II). Ein Ziegelstein, welcher nachträglich aus der Umfassung des Mittelthurmes herausgenommen wurde, hat den Stempel: CE-BEN.

Die obere Fläche des Thurmes zeigt selbstverständlich nicht mehr die frühere Höhe. Es wird später auf den Anhaltspunkt dieselbe jetzt noch festzustellen hingewiesen werden.

Die sich dem Thurme anschliessende Mauer hat auf der Basis eine Breite von 3,70 m, auf der Höhe von 2,9 m, + 6,49 m über dem Rheinspiegel verjüngt sie sich durch einen sowohl auf der inneren, wie äusseren Seite befindlichen Absatz von 10 cm Breite auf 3,50 m.

Die Mauer ist ungefähr in der Höhe des Thurmes abgetragen, jedoch nicht in gleichen Schichten, indem auf der inneren Seite ein um 0,3 m überragender Mauerabsatz stehen geblieben ist.

In die Basis der Mauer ist in der Länge von 10 m ein 1,3 m hoher und 0,9 m breiter Gang eingehauen, welcher mit der Oeffnung, die sich auf der Westseite der inneren Wandung des Thurmes befindet, korrespondirt.

Der Gang ist ausgebrochen, aber nicht ausgemauert. Nach diesseitiger Ansicht ist derselbe nicht zur Herstellung einer Kommunikation angelegt worden, sondern er sollte als Unterminirung dienen, womit man den Umsturz der Mauer bewirken wollte. Wie es scheint konnte aus irgend einer Veranlassung dieser Absicht nicht entsprochen werden.

Bis zum Absatz besteht die Mauer aus ziemlich regelmässig behauenen Steinen von Tuff, Trachyt, Grauwacke etc., ca. 20—40 cm lang und 10 cm dick. Ueber dem Absatz liegt ein Ziegellager bestehend in Platten von 425 mm im Quadrat und 35 mm Stärke; darüber wechseln regelmässig 3 Lagen Tuffstein und 1 Lage Ziegelplatten. Die ausgebrochenen Platten tragen den Stempel der 8. Legion, legio octava Augusta (s. Fig. 11, Taf. II).

Die Aufdeckung der für die Wissenschaft wichtigen Reste der alten römischen Befestigung hatte die Baubehörde dazu veranlasst, bei dem Königlichen Kriegs-Ministerium die Summe von 600 Mark, welche für weitere Forschungen bewilligt wurden, zu beantragen.

Durch diese Mittel war man in den Stand gesetzt, die Ausgrabungen auch an anderen Punkten fortzusetzen und dadurch die Beziehungen zu erfahren, in welchen die aufgedeckten Reste zu der ursprünglichen Befestigung stehen.

Man hielt es für richtig, zunächst die Fundamente des Hauptgebäudes zu untersuchen, woraus sich ergab, dass die hintere Kellermauer sowohl auf der nördlichen, wie auf der östlichen Seite aus römischem Mauerwerk bestand. Auf der Nordost-Ecke entdeckte man an der Kellermauer eine Abrundung, welche darauf schliessen liess, dass an dieser Stelle ein Thurm vorhanden gewesen sei. Die Vermuthung stellte sich als Thatsache heraus, als unmittelbar vor der Front-

mauer des Hauptgebäudes gegraben wurde und man 0,9 m unter der Oberfläche, 8,36 m über dem jetzigen Rheinspiegel auf die noch vorhandene äussere Wandung des Thurmes stiess.

Der Thurm hat nach den ermittelten Radien dieselbe Grösse wie der auf dem Bauterrain blosgelegte. Die Mittelpunkte beider Thürme liegen genau in der Richtung der Nordfront, 69,5 m von einander entfernt.

Die nähere Rekognoszirung des unter dem Hauptgebäude gefundenen römischen Mauerwerks führte ferner dazu, auf der Ostseite, nahe der südlichen Ecke des Gebäudes einen Thurm anzunehmen und zu finden.

Die Grösse desselben stimmt mit derjenigen der bereits aufgefundenen Thürme überein und wurde zu 27,5 m, von Mitte zu Mitte gemessen, von dem nordöstlichen Eckthurme entfernt, festgestellt. Als man innerhalb des Thurmes den Boden umwühlte, fand man quadratförmige Platten von 13,6 mm Seitenlänge. Ein Theil derselben trägt aufgepresste Verzierungen, welche aus Arabesken und 2 Hunden, die einen Hirsch verfolgen, bestehen, ein anderer Theil ist einfach grau oder braun glaçirt.

Der Ursprung dieser Platten ist nicht römisch, sondern gehört der Zeit des romanischen Baustyls an. Sie sind die Theile eines geschmackvoll ausgeführten Fussbodens und dienen zum Beweis, dass auch dieser Thurm in nachrömischer Zeit benutzt wurde.

Da auch Knochen, welche von geschlachteten Hausthieren, Schweinen, Hirschen und Rehen, sowie Eisenstücke, welche von Küchenrosten und Küchenutensilien herrühren, auf dieser Stelle gefunden wurden, so liegt die Vermuthung nahe, dass sich in dem Thurme die geschmackvoll hergestellte Küche der Abtei befunden hat.

Die Rekognoszirung des Thurmes auf der Ostseite führte nun zunächst dazu, die unter dem Hause an der Hallen- und Eisenbahnstrassen-Ecke bereits im Jahre 1827 entdeckten Mauerreste römischen Ursprungs näher zu untersuchen. Sie wurden ebenfalls als die Ueberreste eines Thurmes von gleicher Grösse, welcher mit den beiden Thürmen auf der Ostseite und auf der Nordost-Ecke in einer Linie steht, befunden. Gleichzeitig wurde aber dieser Thurm auch als der südöstliche Eckthurm des Castrums festgestellt, da man in dem Keller die genau nach Westen, ungefähr senkrecht auf den Rhein laufende Anschlussmauer entdeckte. Dieselbe ist, soweit sie vorläufig verfolgt worden, genau in derselben Weise, wie die auf der Nordseite blosgelegte

Anschlussmauer, durch Einhauen einer Gallerie auf der inneren Seite unterminirt.

Nach Feststellung des südöstlichen Eckthurms wurde die Ostseite des Castrums, von Mitte zu Mitte der Eckthürme gemessen, zu 140 m festgestellt.

Es war selbstverständlich, dass man auf der Ostseite eine Thoröffnung annehmen musste und die wahrscheinliche Lage auf der Mitte derselben zu suchen hatte.

Aus diesem Grunde wurden die Ausgrabungen nördlich und innerhalb der Werkstattsschmiede vorgenommen. Man stiess zuerst auf mittelalterliche, alsdann auf römische Mauerreste. Dieselben bestehen aus zwei mit einer Intervalle von 8,5 m parallel laufenden 1,10 m hohen Thurmfundamenten, deren untere Sohle 6,72 m über dem Rheinspiegel liegt. Dieselben haben von Osten nach Westen eine Länge von 14,5 m, von Norden nach Süden eine Breite von 11 m. Nach Osten sind dieselben mit dem Radius ihrer halben Breite abgerundet. (S. Fig. 4, Taf. II.)

Auf jedem Fundamente befindet sich 0,5 m vom Rande entfernt der Rest einer Thurmaufmauerung, auf dem nördlichen 0,7 m, auf dem südlichen 1,10 m hoch noch erhalten.

Jedes derselben hat eine Länge von 13,5 m und eine Breite von 10,5 m und ist ebenso wie das Fundament nach Osten mit dem Radius der halben Breite abgerundet.

Zwischen den Fundamenten befinden sich in gleicher Höhe damit und im engen Verband mit je einer der geradelaufenden inneren Seitenflächen zwei oben glatt abgemauerte Vorsprünge von je 3,50 m Breite, welche die Intervalle auf 1,50 m verengen und offenbar den Grundbau des Thores, welches zwischen beiden Thürmen lag, bilden.

Das Mauerwerk der Fundamente ist ein mit Tuff, Grauwacke und Basalt durchsetzter Mörtelguss, das der Thürme besteht auf der innern dem Thore zugekehrten Seite aus mächtigen Tuffquadern, worauf 2 Lagen Ziegelplatten liegen, im Uebrigen nur je 5 Lagen regelmässig behauener Tuffsteine durch je 2 Ziegellagen getrennt.

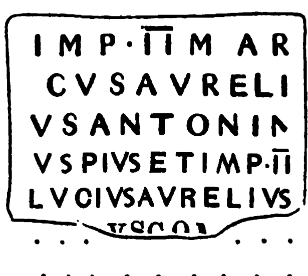
Die Tuffsteine sind 20—40 cm lang und 10 cm hoch, die Ziegelplatten haben bei 40 cm Quadrat eine Stärke von 4 cm, die grossen Quadern sind 1,3 m lang, 0,7 m breit, 0,5 m dick.

Die Lage und Beschaffenheit der Thürme liess mit Sicherheit annehmen, dass sich zwischen ihnen ein Thor, vermuthlich die porta praetoria befunden hat, eine Annahme, welche auch durch die bei den Ausgrabungen gemachten Funde eine weitere Bestätigung fand.

Dieselben bestehen in regelmässig behauenen Steinen, welche sowohl nach ihrer Grösse, wie nach ihrer Form einem monumentalen Thorbau auf der Ostseite des Castrums angehört haben müssen.

Sie lagen theilweise lose, theilweise waren sie in die Fundamente des bei der Ausgrabung beseitigten mittelalterlichen Mauerwerks eingefügt.

Gleich der zuerst zu Tage geförderte Stein A zeigte eine Inschrift (s. photographischen Abdruck, Taf. III). Derselbe hat eine Aussenseite von 0,55 m Höhe und 0,60 m Breite. Die Stärke beträgt 0,60 m. Darauf befindet sich die nachstehend wiedergegebene Inschrift, welche in den ersten 3 Zeilen 0,09 m hohe und in den letzten beiden Zeilen 0,07 m hohe Buchstaben enthält.




. . . . . . . . . .

. . . . . . . . . .

. . . . . . . . . .

Offenbar dazu gehörig fand man einen kleinen Stein (a) nur mit 3 Buchstaben bezeichnet.

OPE

Später fand man einen zweiten Stein B, welcher die nur aus zwei Worten bestehende Inschrift trägt:

S·IANVARIV
TRIBVS

Der Stein ist 0,50 m dick, 0,90 m lang und 0,45 m hoch. Die sehr regelmässigen Buchstaben von 8 cm Höhe sind auf glatter, fast polirter Fläche scharf eingeschnitten.

Die Inschrift auf dem Steine A wird von dem Herrn Dr. Bône, Gymnasiallehrer zu Köln mit Ergänzung der Buchstaben, wovon nur Spuren vorhanden sind, wie folgt gelesen:

„Imperator iterum Marcus Aurelius Antoninus
Pius et Imperator iterum Lucius Aurelius
Verus Commodus“

Die auf dem kleinen Steine befindlichen Buchstaben OPE ergänzt er zu OPERA.

Das Inschrift-Fragment auf dem Steine B, nur aus zwei Worten bestehend, scheint nur so weit verständlich, als Januarius ein häufig vorkommendes Cognomen ist und vor dem Worte „Tribus“ der Name derjenigen Tribus gestanden haben mag, welchen Januarius angehörte.

Der Stein C hat bei 0,58 m Dicke eine Länge von 1,09 m und eine Höhe von 0,50 m. Die Aussenseite trägt kunstvoll eingemeisselte Verzierungen von Laubwerk und Arabesken.

Der Stein D zeigt das Bild eines Schäfers und dreier Schafe. Die Figuren sind in gutem Style gehalten. Der Charakter der Darstellung lässt den römischen Ursprung desselben vielfach bezweifeln, es spricht jedoch dafür Fundort, Form und Material des Steines.

Der Stein E scheint als Widerlager des Thorbogens und der Stein F als Lager für die Zugbrücke gedient zu haben. Auf diese Bestimmungen deuten die Formen der bezüglichen Steine.

Die übrigen monumentalen Steine sind ohne bestimmte Merkmale. Sie bestehen sämmtlich aus dem Trachyt des Siebengebirges.

Von den wenigen zu Tage geförderten Ziegelsteinen trägt einer den Stempel der 22. Legion (Fig. 14, Taf. II).

Ein anderer trägt als Stempel an 2 gegenüberliegenden Ecken die Eindrücke von drei Fingerspitzen. Auf der einen Breitseite befinden sich 4 runde Löcher von 37 mm Durchmesser und 15 mm Tiefe.

Genau in der Mitte zwischen dem südlichen Thorthurm und dem südöstlichen Eckthurm wurde noch ein runder Thurm, gleichartig den bereits beschriebenen gefunden und damit die Ostfront des Castrums im Grundriss festgestellt.

Auf derselben befinden sich ausser den beiden runden Eckthürmen und den beiden halbrunden Thorthürmen noch 2 runde Zwischenthürme von gleicher Beschaffenheit im Grundriss, welche durch eine Mauer von 3,50 m Stärke verbunden sind.

Ueber die Beschaffenheit des Grabens, welcher auf alle Fälle vor der Ostfront angenommen werden muss, verschafften die Ausgrabungen kein Bild.

Man ging nun wieder zu der Nordfront über. Hier wurde zunächst festgestellt, dass der am Rhein liegende fortifikatorisch eingerichtete Thurm auf römischen Fundamenten ruht, welche dem nordwestlichen Eckthurm des Castrums angehören.

Demnächst wurde genau in der Mitte zwischen dem nordöstlichen

Eckthurm und Mittelthurm (dem zuerst aufgedeckten) gegraben, bei welcher Gelegenheit man wiederum auf einen runden Thurm stiess.

Schliesslich wurde zur Ergänzung der Rekognoszirung der Nordfront auf der halben Entfernung zwischen dem Mittelthurme und dem westlichen Eckthurme gegraben. Man war ungewiss, wie sich hier die Verhältnisse gestalten würden, da man vermuthen konnte an dieser Stelle eines der Seitenthore, die porta principalis sinistra zu finden.

Bereits in der Tiefe von 0,5—0,7 m stiess man auf römisches Mauerwerk, welches sehr bald die Form eines runden Thurmes zeigte, dessen Mitte genau auf der halben Entfernung zwischen dem Mittelthurme und dem westlichen Eckthurme der Nordfront liegt.

Das Mauerwerk wurde innerhalb in seiner östlichen Hälfte und ausserhalb auf dem nordöstlichen Viertel bis auf die Fundamente blossgelegt. Im Innern war es vollständig unversehrt geblieben und zeigte die nachstehenden Verhältnisse:

Der Durchmesser beträgt am oberen Rande 5 m; 0,7 m darunter stiess man auf einen 0,4 m breiten Vorsprung, welcher denselben Durchmesser des Thurmes um 0,8 m auf 4,2 m verringerte. Von der Kante dieses Vorsprunges, 1,4 m tief gemessen, kam man auf einen zweiten 0,4 m breiten Vorsprung, welcher den Durchmesser noch einmal um 0,8 m auf 3,4 m verringerte. 1,5 m unter der Kante des zweiten Vorsprunges fand man den Fuss des Fundamentes auf grobem Kiesboden aufliegend.

Die äussere Peripherie des Thurmes wurde nur auf ihrem nordöstlichen Quadranten aufgedeckt. Nach Norden war sie fast ganz durch Abbruch zerstört, während der östlichere Theil noch gut erhalten ist. Derselbe zeigt wie das Innere des Thurmes 2 Vorsprünge von 0,4 m Breite genau in derselben Höhenlage.

Die Mauerstärke oben über dem zweiten Absatz in der Richtung nach Osten gemessen, beträgt ca. 4 m und ist bei der auch hier constatirten exzentrischen Lage der Peripherie des inneren zu der des äusseren Umfanges die Mauerstärke auf dem Bauhorizonte nach Norden (der Frontseite) auf 4,77 m, nach Süden (der Rückseite) auf 3,97 m anzunehmen. Nach oben verjüngte sich selbstverständlich die Mauer nach dem Verhältniss der ihr gegebenen Anlage.

Nach unten verstärkte sich die Mauer um das Mass der beiden nach aussen und nach innen vorgefundenen Vorsprünge und hat auf dem Fundamente nach Norden eine Stärke von 6,37 m, nach Süden von 5,57 m.

Genau in südlicher Richtung fand man 0,33 m über dem 1. Absatze eine 1 m breite Oeffnung in der Umfassungsmauer, welche als der untere Theil des Einganges zu dem Thurme betrachtet werden muss.

Der Fuss des Fundamentes bis zu dem ersten Absatze besteht aus unregelmässigem durch Mörtelguss verbundenen Mauerwerk.

Von dem 1. bis zu dem 2. Absatze nimmt dasselbe eine regelmässigere Form an und besteht aus 11 Lagen rechtwinkelig behauener Tuffsteine mit einzelnen anderen Steinarten durchsetzt. Die einzelnen Steine sind 20—40 cm lang, 10 cm hoch und 15 cm breit.

Ueber dem zweiten Absatze liegt eine Lage Ziegelplatten, jeder Stein von 40 cm im Quadrat und 4 cm Stärke, dann folgen regelmässig je 3 Lagen regelmässig behauener Tuff- und 1 Lage Ziegelsteine. Die Kalkfuge zwischen dem Mauerwerk hat ungefähr 15 mm Breite (s. Fig. 9, Taf. II). Die eingemauerten Platten tragen kein Zeichen, dagegen wurden im Schutte Platten mit auf der einen Seite 7—9 parallel laufende Schlangenlinien tragend gefunden.

Für die Höhenlage des Thurmes über dem Rheinspiegel ergeben sich folgende Zahlen.

Es liegt

die obere Mauerfläche auf + 8,43—8,63 m,
der erste Absatz auf + 7,93 m,
der zweite Absatz auf + 6,53 m,
der Fuss des Fundaments auf + 5,03 m.

Von besonderem Interesse zeigte sich die in dem inneren Thurmraume angetroffene Ausfüllung, weil sie einen wichtigen Aufschluss über verschiedene frühere Verhältnisse gewährt.

Bei dem Ausräumen des Thurmes stiess man zunächst auf Bauschutt. Dieser endete dicht unter dem oberen Absatz. Darunter fand man eine Lage Sand von ca. 0,4 m, dann eine Lehmschicht von ca. 0,7 m, eine Mergelschicht von ca. 0,5 m und zuletzt dicht auf dem Rheinkies eine Sandschicht von ca. 1,2 m Stärke.

Nur gerade senkrecht über den beiden Absätzen fehlten die Erdschichten und waren durch eine ringförmige mit Lehm und Sand gemischte Schuttbildung ersetzt (s. Fig. 9, Taf. II).

Der erste Gedanke war, dass die Bildung des vorgefundenen Alluvialbodens allmählig durch die Hochfluthen des Rheines stattgefunden habe, eine durch den Herrn Bergrath Buff vorgenommene Untersuchung wies jedoch nach, dass die Füllung des Thurmes aus dem

alten Boden besteht, welchen die Erbauer bei dem Aufmauern der Fundamente hatten stehen lassen.

Bei der grossen Anzahl von Thürmen, welche das Castrum besitzt, war wahrscheinlich die Unterkellerung einiger derselben, weil kein Bedürfniss dafür vorlag, unterblieben. Bei dem zuerst blosgelegten Thurme war dieselbe vorgefunden worden, dies bezeugte der im Inneren bis zu den Fundamenten hinunter angetroffene Schutt; es hatte sogar eine Erweiterung der inneren Höhlung durch Entfernung der beiden ursprünglich dort vorhandenen Mauervorsprünge stattgefunden, wodurch sich die von dem zuletzt beschriebenen Thurm verschiedenen Abmessungen erklären.

Durch die Ausfüllung des Thurmes wird zunächst der Beweis geliefert, dass die Mauern bis an den 1. Vorsprung von oben unter der Erde gelegen haben und der Bauhorizont des Thurmes, also wahrscheinlich auch des Castrums auf keinen Fall tiefer als 7,93 m Rheinischen Pegels, daher nur höchstens 1,36 m unter dem gegenwärtigen Strassenpflaster zu suchen ist.

Damit stimmt auch die 0,33 m über dem oberen Mauerabsatz gefundene, als der untere Theil des Eingangs erkannte Oeffnung.

Ferner zeigt ein Vergleich der Bodenbeschaffenheit innerhalb und ausserhalb des Thurmes, dass sich die Bodenverhältnisse an dieser Stelle seit der Römerzeit wenig oder gar nicht verändert haben. Die Oberfläche des gewachsenen Bodens liegt im Thurm auf + 7,93 m, ausserhalb auf + 7,79 m. Diese geringe Differenz erklärt sich einfach dadurch, dass eine obere Sandschicht sich ausserhalb nicht mehr vorfindet, sondern der Schutt direkt auf dem gewachsenen Boden liegt, während sie im Innern noch vorhanden ist. Der Sand ist entweder entfernt worden oder hat sich im Laufe der Zeit mit dem Schutt vermischt. In der That beträgt auch die Höhe des Schuttes über dem gewachsenen Boden im Thurme 1,36 m, ausserhalb desselben aber 1,50 m.

Im Uebrigen zeigt sich die Formation der Alluvialschichten in- und ausserhalb des Thurmes vollständig gleichartig. Es muss heute noch wie zur Römerzeit auf derselben Kiesschicht fundamentirt werden. Die im Thurme über dem Lehm noch vorhandene Sandlage lässt ferner annehmen, dass zu der Zeit der Erbauung des Castrums das Hochwasser des Rheines die Höhe von 7,93 m überschritten hat. Das geschieht auch noch heute, indem das Hochwasser, wenn nicht Eissperrungen, wie es im Jahre 1784 geschah, ausserordentliche Fluthverhältnisse erzeugen, in maximo die Höhe von ca. 9 m erreicht. Nun hatte der

Fluss ehedem, als noch grosse Waldkomplexe, welche die Niederschläge festhielten, vorhanden waren, wahrscheinlich einen höheren mittleren Wasserstand als gegenwärtig, dagegen mögen aus demselben Grunde die Grenzen für den höchsten Stand der Hochfluthen eher etwas tiefer als höher gelegen haben. Aus diesen Verhältnissen lässt sich nun wiederum schliessen, dass die Höhe des Rheinbettes zu Römerzeiten nahezu dieselbe wie gegenwärtig gewesen sein muss.

Die von Georg von Hirschfeld in der Monatsschrift für Westdeutschland aufgestellte Hypothese über eine seit Römerzeiten fortdauernd stattgehabte Erhöhung des Rheinbettes, welche beispielsweise bei Köln zu 12 m angenommen wird, findet somit durch die Deutzer Ausgrabungen keine Bestätigung.

Vor der Nordfront gelang es auch das Grabenprofil zu erkennen, deren Linien durch die Contrastirung der in dem gewachsenen Boden eingeschnittenen Böschungen mit der späteren Schuttfüllung deutlich zu unterscheiden waren.

Man fand einen einfachen Spitzgraben (fossa fastigata) von 3,6 m (12 Fuss römischen Masses) Tiefe und Breite. Eskarpe und Contreeskarpe haben halbe Anlage. Eine Berme trennt den Graben von der Mauer. Dieselbe zeigt in der Höhe des Bauhorizonts gemessen eine Breite von 2,1 m (7'). Es ist aber möglich, dass sie ursprünglich höher lag und dementsprechend schmaler war.

Mit der Aufdeckung des Thurmes zwischen dem Mittelthurme und dem westlichen Eckthurme der Nordfront und der Ermittelung des Grabenprofils kann die allgemeine Rekognoszirung desselben als beendet angesehen werden. Die vermuthete Thoröffnung wurde nicht vorgefunden. Es muss allerdings erwähnt werden, dass sich in der Umfassungsmauer östlich des Mittelthurmes, deren Aufdeckung schliesslich noch vorgenommen wurde, unmittelbar neben dem Thurme in der Mauer eine Einschrotung von 3 m Breite vorfindet. Dieselbe durchschneidet jedoch nicht die Mauer in ihrer ganzen Stärke, sondern reduzirt dieselbe nur auf die Hälfte.

Die Art der Ausführung zeigt deutlich, dass diese Arbeit erst später in einer nicht mehr zu ermittelnden Absicht ausgeführt wurde. Ein Theil der Ausschrotung ist auch nachträglich durch einen Klotz mittelalterlichen Mauerwerks, wahrscheinlich zu den Fundamenten des späteren Klosters gehörig, wieder verbaut worden. Da nun auf der Nordfront kein Thor gefunden ist, so lässt sich wohl annehmen, dass das Castrum Seitenthore überhaupt nicht besessen hat.

Bei den Ausgrabungen zum Zwecke der Rekognoszirung der Nordfront wurden nur wenige Funde gemacht.

In dem Schutte über dem Thurme fand man einen sehr beschädigten römischen Mühlstein, ausserdem neben dem Thurme eine Münze aus der Zeit Constantins.

Hinter der Mauer östlich vom Mittelthurme wurde ein bronzener Schreibgriffel gefunden.

20—30 m südlich vom Mittelthurme der Nordfront stiess man in einer Tiefe von ca. 3 m auf zwei Gräberreihen, welche mit ca. 6 m Entfernung von einander von Norden nach Süden laufen. Es wurden drei Särge aufgedeckt. Dieselben bestanden aus Tuffsteinplatten, welche in den Fugen mit Mörtel bestrichen waren.

In einem der Särge lag der Kopf in einem ausgehöhlten Tuffsteine. Der Deckel dieses Sarges, scheinbar das Trümmerstück eines römischen Bauwerks, zeigt an einem Ende ein Blatt-Ornament. Alle 3 Särge enthielten Skelette. Der Herr Geheimrath Professor Schaaffhausen, welcher die Güte hatte die Untersuchung der Schädel vorzunehmen, stellte sie nach Form und Beschaffenheit als germanische aus den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung fest. Dafür spricht auch der Fundort, da die Römer ihre Todten innerhalb der bewohnten Umfassungen nicht zu begraben pflegten. Vielleicht stammen sie aus der Zeit, in welcher sich die Franken unter Constantius der Stadt Köln vorübergehend bemächtigt hatten, vielleicht erst aus der Periode, in welcher sich die Franken seit dem Jahre 475 dauernd in Köln festgesetzt hatten.

Da die Römer ihren Befestigungs-Anlagen stets eine regelmässige Form zu Grunde legten, so muss man annehmen, dass durch die gegenwärtigen Rekognoszirungen nicht nur ein Bild der Nord- und Ostfront, sondern auch der Süd- und Westfront des Castrums, wenigstens im Allgemeinen gewonnen ist.

Nach der entworfenen Skizze (Taf. II) müsste jedoch der südwestliche Eckthurm in das jetzige Flussbett fallen. Diese Annahme findet aber auch durch den Umstand Bestätigung, dass im Jahre 1845 gerade an der Stelle, wo der südwestliche Eckthurm gesucht werden muss, ein Klotz römischen Mauerwerks zur Freilegung des Fahrwassers am Ufer durch Sprengung beseitigt worden ist. Es geht daraus hervor, dass an dieser Stelle eine geringe Abspülung des Ufers durch den Rheinstrom stattgefunden hat.

Danach ist das Castrum ein Rechteck, welches auf der Ost- und

Westfront 154 m, auf der Nord- und Südfront 152 m (ca. 500′) misst. Das Rechteck nähert sich somit dem Quadrat, es hat einen Flächeninhalt von $2^1/_8$ ha.

Auf der Ostseite befindet sich die porta praetoria. Von 2 starken halbrunden Thürmen flankirt, zeigt es sich als ein propugnaculum, nur wenige Meter schmaler als die porta nigra zu Trier. Da die Auseinanderstellung der Thürme nicht mehr als 8,5 m (28′) beträgt, so ist jedoch anzunehmen, dass sich dazwischen nur ein einfaches gewölbtes Thor befand.

In Nimes befindet sich jetzt noch ein Thor (s. Taf. II, Fig. 2), ungefähr von gleichem Grundriss, welches uns ein Bild der Deutzer porta praetoria geben kann. Gegenüber der porta praetoria ist in der Westfront, welche die retentura bildet, die porta decumana, vielleicht in gleicher Construktion zu suchen.

Die späteren Nachgrabungen werden darüber noch Gewissheit verschaffen.

Ausser den Thorthürmen hat das Castrum 4 Eckthürme, auf der Ost- und Westseite je 2, auf der Nord- und Südseite je 3 Zwischenthürme. Sie sind sämmtlich kreisrund und gleich von Gestalt. Die innere Höhlung liegt zu dem äusseren Umfange dergestalt exzentrisch, dass die vordere Mauerstärke stärker als die hintere ist. Die erstere misst auf dem Bauhorizonte 4,77 m, die letztere 3,97 m. Diese Einrichtung kann nur in der Absicht getroffen sein, dem Thurme nach der Feindesseite die grösste Widerstandsfähigkeit zu geben.

Die Interturrien der Nordfront und dementsprechend wohl auch die der Südfront sind 21 m lang. Auf der Ostfront misst die Länge derselben zwischen dem Eckthurme und diesem zunächst liegenden Mittelthurme 16 m, zwischen diesem und dem nächsten Thorthurme 19 m.

Die geringe Entfernung derselben von einander gestattet eine vollständige Beherrschung des Zwischenraumes durch das pilum, welches noch auf die Entfernung von 18 m geworfen werden konnte.

Die Mauer hat auf dem Bauhorizonte gemessen eine Stärke von 3,50 m. Auf alle Fälle hatte sie oben einen Wehrgang von wenigstens 2 m Breite und vor demselben eine Zinnenbrustwehr mit Zinnenberge.

Die Thürme springen nach vorne 6,67 m, nach rückwärts 3,57 m über den Interturrien vor. Oben müssen wir eine Plattform annehmen, welche wie der Wehrgang der Mauer durch Zinnenbrustwehr und Zinnenberge gedeckt war.

Mauern und Thürme werden von einem Spitzgraben, 3,6 m (12′) breit und ebenso tief umgeben, welcher durch eine 2,1 m breite Berme von der Flucht der Umfassung getrennt ist.

## Die fortifikatorische Bedeutung und Bestimmung des Castrums.

Betrachtet man alle diese Verhältnisse der Umfassung des Deutzer Castrums in ihrem Zusammenhange, so springt die fortifikatorische Stärke überraschend in das Auge.

Wir haben eine Befestigung vor uns, welche nicht nur einem Angriff mit stürmender Hand, sondern einer Belagerung mit der Anwendung der schwersten Kriegsmaschinen Widerstand leisten konnte. Darauf deuten die Interturrien und Thürme; die ersteren durch ihre Stärke, die letzteren durch ihre Lage und Grösse, indem sie eine ausgezeichnete Flankirung gewährten und ihre Plattformen die Aufstellung von Kriegsmaschinen gestatteten[1].

Nur allein die Beschaffenheit des Grabens scheint auf den ersten Blick mit deren Stärke nicht in Uebereinstimmung zu stehen, denn er ist nur ein einfacher, während man gewohnt ist, andere römische Kastelle mit doppelten, wohl auch dreifachen Gräben umgeben zu sehen. Aber auch dieser Widerspruch löst sich bei näherer Betrachtung.

Gerade weil das Castrum für einen Widerstand gegen eine längere Belagerung bestimmt war, wurde es auch nur mit 1 Graben umgeben, denn nur 1 Graben konnte von den Thürmen flankirt werden. Die Anlage mehrerer Gräben ohne Flankirung konnte in diesem Falle nur der Vertheidigung schaden, denn sie waren für den Angreifer vortreffliche Laufgräben, in welchen sich derselbe festsetzen und ungestört die Vorbereitung der Belagerungs-Arbeiten treffen konnte.

In der That findet man mehrere Gräben in der Regel nur bei denjenigen Kastells, deren Mauern ausserhalb nicht flankirt sind, so bei der Saalburg, deren Mauern überhaupt gar keine Flankirungen besitzen, bei dem Kastell zu Wiesbaden, castellum Mattiacum, welches nur für eine innere Flankirung bestimmte Thürme von geringem Umfange hat, und verschiedenen anderen. Wahrscheinlich waren diese

---

1) Der in seinem unteren Bau noch erhaltene Römerthurm zu Köln zeigt bei weitem geringere Dimensionen, indem die Mauerstärke bei 2,1 m Durchmesser ebenfalls nur 2,1 m beträgt.

Kastelle, welche zum Theil das Deutzer Castrum an Grösse weit übertreffen, nur für die Abwehr eines Angriffs mit stürmender Hand bestimmt. Sie hatten die Aufgabe, die römische Autorität zu stützen, die aus Gallien herübergezogenen Kolonisten zu schützen und Grenzverletzungen durch einbrechende Banden vorzubeugen; wahrscheinlich hatte aber die Besatzung bei dem ernsten Angriff eines starken feindlichen Heeres die Anweisung sich in die am Rheine gelegene Haupt-Präsidien zurückzuziehen.

Bemerkenswerth ist der weite Abstand der Grabeneskarpe (die nach dem Feinde stehende Grabenböschung) von der Mauer, indem derselbe auf dem Bauhorizonte gemessen, 2,1 m (7') beträgt. Derselbe lässt sich dadurch erklären, dass bei dieser Einrichtung der Graben nicht mehr im todten Winkel der Interturrien lag und ein Feind, welcher die Eskarpen-Böschung erklimmen wollte, von dem hinter der Zinnenbrustwehr gedeckt stehenden Vertheidiger getroffen werden konnte.

Ausserdem erschwerte auch der Abstand des Grabens von der Mauer die Heranbringung der Belagerungsmaschinen an dieselbe.

Die Breite der Berme (der Raum zwischen dem Graben und der Mauer) gestattete allerdings dem Angreifer eine bequeme Fussung, nachdem er die Eskarpe des Grabens erstiegen hatte, weswegen man sich vielleicht die Berme bei höherer Lage schmaler zu denken hat.

Ein ganz besonderes Interesse gewährt die Entfernung der Eskarpe von dem Fusse der Interturrien, weil dadurch nicht unwahrscheinliche Rückschlüsse auf die Höhe derselben gemacht werden können.

Denkt man sich nämlich die Fläche der Eskarpen-Böschung so weit nach oben verlängert, bis sie die Brust der Mauer, welche mit der für ihre Stabilität erforderlichen Anlage in die Höhe steigt, schneidet, so ist man berechtigt, etwas über diesem Schnittpunkte die Kante der Zinnenbrustwehr zu suchen, da ohnedem der Graben von dieser nicht eingesehen werden konnte.

Je nachdem man für die Mauer eine grössere oder geringere Anlage annimmt, findet man durch Rechnung die Höhe des Schnittpunktes auf 16—18' (5—6 m) und wäre demnach die Höhe der Zinnenbrustwehr zu 17—19' (5,5—6,5 m), der 3' (ca. 1 m) tiefer liegende Wehrgang auf der Mauer zu 14—16' (4—5 m) und die 5' (1,6 m) über der Zinnenbrustwehr liegende Kamm der Zinnenbergen 22—24' (7 bis 8 m) zu schätzen.

Denkt man sich nun ferner, dass die Thürme das Interturrium um ein Stockwerk, 14—15' (4—4,5 m) hoch überragt haben, so wür-

den wir für dieselben die folgenden Masse anzunehmen haben, 28—30' (9—10 m) für die Plateform, 31—34' (10—11 m) für den Kamm der Zinnenbrustwehr und 36—39' (12—13 m) für den Kamm der Zinnenbergen.

Diese für die Höhe der Interturrien und Thürme angenommenen Zahlen entsprechen auch dem Verhältniss, welches die alten Baumeister ihren Konstruktionen sehr gerne aus ästhetischen Rücksichten zu Grunde legten, denn die Höhe des Interturriums ist fast mathematisch die mittlere Proportionale zwischen der Höhe des Thurmes und demjenigen Theil desselben, welcher das Interturrium überragt.

Die Stärke der Besatzung des Castrums kann man nach dem Umfange seiner Vertheidigungslinie zu 2 Cohorten à 500 Mann annehmen, während es bei seiner Festigkeit sehr wohl von 1 Cohorte vertheidigt, aber auch erforderlichen Falles bei seinem räumlichen Inhalte mit 4 Cohorten belegt werden konnte.

Die Bestimmung des Castrums geht aus seiner Lage hervor. Es war für die Beherrschung des Rheinüberganges bei Köln gebaut und hatte somit für diese von den Römern wohl befestigte Stadt die Bedeutung eines Brückenkopfes.

Dadurch findet die aussergewöhnliche fortifikatorische Stärke desselben seine Erklärung. Ebenso wird aber auch der Mangel von Seitenthoren, welche nur selten bei einer römischen Befestigung fehlen, verständlich.

In seiner Eigenschaft als Brückenkopf musste das Castrum dem Brückeneingang möglichst nahe, aber dennoch wenigstens eine Strassenbreite vom Ufer entfernt liegen, damit der gewöhnliche Verkehr nicht durch das Castrum zu gehen brauchte, sondern um einen der beiden Flügel vermittelt werden konnte. Das erforderte bei der geringen räumlichen Ausdehnung des Brückenkopfs einfach die Rücksicht auf seine Sicherheit.

War aber zwischen der Rückseite (retentura) des Castrums und dem Ufer noch eine Strasse vorhanden, so wurden die Seitenthore für die Vertheidigung entbehrlich.

Es konnten die Truppen, welche für einen Ausfall bestimmt waren, aus der porta decumana austreten und sich unbemerkt von dem Belagerer hinter der retentura zum Angriff formiren. Der Vorbruch und Rückzug der Ausfalltruppen konnte daher weit besser unter den Schutz der Kehle um einen der beiden Flügel, als durch ein Seitenthor bewerkstelligt werden.

Selbstverständlich muss angenommen werden, dass im Vertheidigungszustande des Castrums die Strasse zwischen der Rückseite und dem Flusse auf beiden Flügeln durch eine mit einer Thoröffnung versehene Pallisadirung geschlossen war, und dass vor derselben sich der über die Flügel des Castrums verlängerte Graben, über welchen der Verkehr durch eine Zugbrücke vermittelt wurde, befand.

Das linksrheinische römische Köln lag bekanntlich nicht unmittelbar an dem Ufer des Rheines; seine Ostfront blieb ungefähr 300 m davon entfernt. Die Befürchtung mit dem niederen Theile der Stadt in das Gebiet des Hochwassers zu gerathen, und die Vorliebe der Römer für eine Beherrschung des Terrains aus einer höheren Stellung waren wahrscheinlich die Veranlassung für die Wahl der Lage gewesen.

Die Chronik erzählt zwar, dass in früherer Zeit ein Rheinarm die Ostfront der Stadt bespült hat, betrachtet man jedoch die Höhenverhältnisse des am Rheine liegenden Stadttheiles, so kann man, wenn nicht grosse Veränderungen stattgefunden haben, dort schwerlich einen natürlichen Wasserweg für diesen Rheinarm suchen.

Sehr wohl ist es aber denkbar, dass derselbe ein durch römische Ingenieure gebauter Kanal war. Seine Anlage datirt vielleicht aus der Zeit des Brückenbaues, um dem Wasser des durch die eingebauten Pfeiler verengten Flusses den nöthigen Abfluss zu schaffen, vielleicht aus früherer Zeit zur Herstellung eines bequemen Verkehrs und eines gesicherten Hafens. Dort war auch vielleicht der Stationsort der von den römischen Autoren erwähnten Kriegsflotille.

Bei der Entfernung der alten Stadtenceinte von dem Rhein ist fast mit Gewissheit anzunehmen, dass der Brückenaufgang auch auf dem linken Ufer durch ein unmittelbar am Rhein gelegenes Werk vertheidigt wurde. Wahrscheinlich bestand dasselbe in einem kleinen Kastell, dessen Spuren vielleicht jetzt noch in den beiden regelmässigen hügelförmigen Erhöhungen auf dem Rothenberg und Buttermarkte zu beiden Seiten der Salzgasse erkennbar sind.

An der Stelle, wo sich der nördliche Hügel befindet, mündet auf den Rothenberg ein schmales Gässchen, welches in unregelmässigen Windungen nach der Strasse „Unter Käster"[1]), die Verbindung zwi-

1) Unter Käster, intra castra, der Raum zwischen der porta praetoria (porta martes, Obenmarspforten) und der Brückenbefestigung auf der linken Rheinseite, ist vielleicht eine der wenigen noch aus sehr alter Zeit stammenden Strassenbenennungen.

schen Alten- und Heumarkt, führt und heute noch den Namen „Kastellsgässchen" trägt.

Köln war der Regierungssitz von Unter-Germanien. Dagegen scheint es, dass die im Winterlager dort stationirten Legionen, bei dem Tode des Augustus waren es die 1. und 20., fortgezogen und nach Bonn verlegt wurden, als das oppidum Ubiorum zur römischen Kolonie erhoben und seinen Einwohnern das jus italicum ertheilt wurde. Immerhin steht nach Tacitus fest, dass eine Anzahl ubischer Kohorten daselbst in Garnison waren und man wird nicht fehl gehen, deren Kasernirung in dem Castrum von Deutz und in dem diesem gegenüber auf dem linken Rheinufer gelegenen Kastell zu suchen. Dabei kann man aber doch voraussetzen, dass die im Winterlager zu Bonn stehenden römischen Legionen im Kriegsfalle für die Vertheidigung von Köln nicht nur verfügbar, sondern auch bestimmt waren.

## Der Ursprung und die Benennung des Castrums.

Da wo ein Brückenkopf ist, war auch eine Brücke. Es stellt sich nun die wichtige Frage, seit wann existirten Castrum und Brücke.

Ruppertus erzählt uns, dass angenommen werde, die Gründung sei durch Constantinus geschehen, dass jedoch auch die Sage gehe, dieselbe sei auf Cäsar zurückzuführen.

Da nun bereits im Eingange dieses Aufsatzes nachgewiesen ist, dass die Befestigung einer Zeit vor Constantinus angehören müsse, so dürfte die Sage nicht so weit von der Hand zu weisen sein, um nicht den Gründen, welche für die erste Anlage durch Cäsar sprechen könnten, ein wenig nach zu gehen. Man kann dieses um so weniger unterlassen, als auch andere Autoritäten, z. B. Napoleon I., den Rheinübergang Cäsars bei Köln oder in dessen Nähe annehmen.

Wir lesen in dem 6. Buche seines gallischen Krieges, als er 53 v. Chr. von seinem zweiten Rheinübergange zurückgekehrt war:

„reducto exercitu partem ultimam pontis, quae ripas Ubiorum contingebat in longitudinem pedum ducentorum rescindit atque in extremo ponte turrim tabulatorum quattuor constituit praesidiumque cohortium XII pontis tuendi causa ponit magnisque eum locum munitionibus firmat. Ei loco praesidioque Cajum Volcatium Tullum adulescentem praefecit,"

das heisst:

„Nachdem die Armee (aus dem Gebiete der Sigambrer) zurückgeführt

war, lässt er (Cäsar) den entferntesten Theil der Brücke, welcher an das ubische Ufer stiess, abbrechen, errichtet am Ende der Brücke einen Thurm von 4 Stockwerken, legt ein praesidium für 12 Cohorten an und befestigt es durch eine starke Umschliessung[1]). Das Kommando über die Stellung und das Lager erhielt der junge Cajus Volcatius Tullus."

Leider lässt uns die Fassung des cäsarischen Textes im Ungewissen, ob der Thurm am Ende der abgebrochenen Brücke auf dem Wasser oder am eigentlichen Brückenende auf dem Lande gebaut, ob das verschanzte Lager auf dem rechten oder auf dem linken Ufer angelegt wurde.

Es lassen sich aber manche Umstände geltend machen, welche dafür sprechen, dass bei dem Rückmarsche Cäsars über den Rhein die Errichtung des praesidiums auf das rechte Ufer ausgedehnt wurde. Cäsar berichtet ausdrücklich, dass er bei seinem Anmarsche den Uebergang über den Rhein erst dann vollzogen habe, nachdem als Sicherheitsmassregel gegen eine plötzliche feindliche Bewegung der Treverer ein festes praesidium auf dem linken Ufer zurückgelassen war.. (Firmo in Treveris ad pontem praesidio relicto ne quis ab his subito motu oreretur reliquas copias equitatumque traducit.) Hätte nun Cäsar seine militärischen Massnahmen für die Sicherung der Brücke nach seinem Rückmarsche auf das linke Ufer beschränkt, so würde er sich wahrscheinlich auf das dort bereits vorhandene praesidium bezogen und nicht wiederum von der Anlage eines neuen praesidiums erzählt haben. Vor allen Dingen hatte aber die Ausdehnung der befestigten Stellung auf das rechte Ufer sowohl zum Schutze der befreundeten Ubier, wie zum Schrecken der feindlichen Germanen eine ganz andere Bedeutung als die Beschränkung derselben auf das linke Ufer.

Gerade der Umstand, dass der Abbruch der Brücke in einer Länge von 200′ auf dem rechten und nicht auf dem linken Ufer vorgenommen wurde, machte es völlig verständlich, dass auch auf dem rechten Ufer ein fester Posten war, da das Fahrwasser zwischen der Brücke und dem Lande durch denselben beherrscht werden musste.

Sehr wahrscheinlich scheint es daher, dass Cäsar bei seinem Rückmarsche je 1 Befestigung auf dem rechten und auf dem linken Ufer

---

1) Unter munitiones begreift man die Hindernissmittel, welche das Eindringen in eine Befestigung verwehren, in der Hauptsache die aus Wall und Graben bestehende Umschliessung.

zurückliess, in welchen er die Besatzung von 12 Cohorten, um die Brücke von beiden Seiten zu sichern, vertheilte. Manche nehmen allerdings die Gegend bei Andernach und Neuwied als den wahrscheinlichen Uebergangspunkt an. Hiergegen spricht jedoch vor Allem der sehr wichtige Grund, dass Cäsar, als er aus dem Gebiete der Menapier in das Gebiet der Treverer, dessen nördliche Grenze ganz unbedingt nördlich der Eifel gelegen hat, marschirt und den Entschluss fasst, zum zweiten Male über den Rhein zu gehen, er gar nichts über den Marsch dahin erwähnt, sondern sofort über das Schlagen der Brücke berichtet. Diese Darstellung könnte der Situation nicht entsprechen, wenn der Uebergangsort in der Nähe von Neuwied zu suchen wäre.

Um dorthin zu gelangen, hätte er seinen Marsch auf eine lange Strecke durch das Gebiet der gegen ihn unter den Waffen stehenden Treverer entweder längs des Rheines, oder über die unwegsamen bewaldeten Berge der Eifel richten müssen und wäre dann auf Schwierigkeiten gestossen, welche nicht unerwähnt bleiben konnten.

Cäsar gedenkt jedoch bei seinem Vormarsche der Eifel (Arduenna silva, worunter er Eifel und Ardennenwald, nach den von ihm angegebenen Abmessungen vielleicht auch noch den Hundsrück begreift) gar nicht und beschreibt sie erst dann, als er bei seiner Rückkehr über den Rhein sich gegen den Ambiorix, den Fürsten der Eburonen, Schutz- und Bundesgenossen der Treverer wendet, deren Gebiet zum Theil in den westlichen Theil der Eifel zu verlegen, im Uebrigen zu beiden Seiten der Maas, mit dem grössten Theile auf der rechten Seite südlich von Mastricht zu suchen ist.

Zudem hätte Cäsar bei dem Uebergange in der Nähe von Neuwied seine Verbindung nach rückwärts vollkommen Preis gegeben. Auf ein so gewagtes Unternehmen hätte sich der kluge Cäsar um so weniger eingelassen, als er eigentlich gar kein fassbares Angriffsobjekt vor sich, dagegen die unter den Waffen stehenden Trevirer und Eburonen in Flanke und Rücken hatte.

Bei dem Uebergang bei Köln oder auch zwischen Köln und Bonn dagegen war seine Verbindung mit der nächsten Etappenstellung Aduatuca gesichert, wenn er in den Defileen der Erft und Roer, vielleicht bei Bergheim und Jülich, Präsidien zurückgelassen hatte.

General von Veith erwähnt in einem in der Monatsschrift für die Geschichte West-Deutschlands veröffentlichten Aufsatze: „Belagerung und Entsatz des Römerlagers bei Namur im Jahre 54 v. Chr.“, dass

er demnächst nachzuweisen hoffe, dass ein Rheinübergang Cäsars bei Xanten ebensowenig anzunehmen ist, wie bei Neuwied, dass vielmehr dem Cäsarischen Texte und allen übrigen Verhältnissen entsprechend, beide Rheinübergänge der Römer zwischen Bonn und Köln zu suchen seien.

Sollte nun aber nicht gerade die Existenz einer römischen Befestigung sehr alten Datums auf beiden Rheinufern bei Köln darauf hinweisen, dass die erste Entstehung auf das von Cäsar nach seinem zweiten Brückenbau angelegte praesidium zurückzuführen ist, dass ein Uebergang zunächst vermittelst einer passageren Brücke bestehen blieb, dass aber später an die Stelle der provisorischen Befestigung eine permanente trat, in deren Umwallung Agrippa 38 v. Chr. mit vollkommen klarem politischem Ziele die Ubier aufnahm und damit das später sehr bedeutende und blühende caput et oppidum Ubiorum gründete? Sollte für diese Annahme nicht auch der Umstand sprechen, dass ein früheres Festsetzen der Römer an einem anderen Punkte nicht nachzuweisen ist, und dass anders keine besondere Veranlassung, welche in einem einmündenden Flusse, einer den Strom beherrschenden Anhöhe, einer bereits vorhandenen Heerstrasse hätte gefunden werden können, für die Anlage einer Kolonie, wo jetzt Köln steht, geltend zu machen ist, dass ferner nicht nur zwischen Bonn und Köln, sondern auch, dass unmittelbar am Strome an keinem anderen Punkte des rechten Rheinufers unterhalb Mainz mit Sicherheit irgend eine Befestigung römischen Ursprunges, welche als Brückenkopf hätte dienen können, nachzuweisen ist?

Wie bereits erwähnt, erhielt die neue Stadt den Kern ihrer Bevölkerung durch die von dem rechten Rheinufer herübergezogenen Ubier, den Namen Colonia Agrippinensis jedoch erst später durch Agrippina, des Germanicus Tochter, welche im Jahre 17 n. Chr. dort geboren war und im Jahre 50 als die Gemahlin des Claudius das oppidum Ubiorum unter Heranziehung römischer Veteranen unter Gewährung des jus italicum zur römischen Kolonie erhob.

Es geschah dieses in freundlichem Uebereinkommen mit den Ubiern, denn Tacitus sagt von ihnen, dass sie, obwohl stolz auf ihre deutsche Abstammung, sich lieber Agrippinenser nach dem Namen des Stifters ihrer Stadt nennen liessen, da sie schon vor Zeiten herübergekommen (Tacitus schrieb die Germania vielleicht um das Jahr 100 n. Chr.) und als treu erprobt, hart am Rheinufer ihren Sitz angewiesen erhielten um abzuhalten, nicht um bewacht zu werden.

Für die Annahme, dass auf derselben Stelle, wo gegenwärtig die Ueberreste eines Castrums mit festen Mauern gefunden sind, zuerst eine provisorische Befestigung vorhanden war, spricht der Umstand, dass man bei dem Ausgraben der Fundamente 5,7 m unter der Oberfläche auf die Spuren eines Grabens gestossen ist, welcher mitten durch das Castrum, parallel mit der Ost- und Westfront läuft. (Siehe Grundriss Taf. II.)

Da man an dieser Stelle erst auf 5,7 m unter der Oberfläche (3,39 m über dem Rheinspiegel) auf gewachsenen Boden stösst, so ist man berechtigt, die Sohle des Grabens in diese Tiefe zu verlegen.

Unten war der Graben mit Erde gefüllt, 2,30 m über der Sohle bis 1,1 m unter der Oberfläche mit Steinen. Auf der Sohle des Grabens wurden noch einzelne, gebrannte Steine und Knochen, welche von Hausthieren herrühren, gefunden.

Seiner Beschaffenheit nach kann dieser Graben sehr wohl einer älteren Befestigung, deren Lage zu dem späteren permanenten Castrum man sich etwas mehr nach Osten zu denken hat, angehört haben.

Wahrscheinlich war dieselbe auf dem höchsten Punkte des früher an dieser Stelle sanft aufsteigenden Rheinufers angelegt worden, während man später das permanente Castrum mit Herstellung eines hohen Quais dicht an das Rheinufer geschoben hat.

Auch heute hat der Rhein gerade unterhalb der Stadt Deutz noch zum Theil ein sanft aufsteigendes Ufer, dessen höchster Rand an manchen Stellen bis 80 m vom Rhein entfernt ist.

Diese erste Befestigung kann sehr wohl von Cäsar herrühren und dem praesidium entsprechen, worüber er den Cajus Volcatius Tullus als Kommandanten zurückliess. Die Umwandlung derselben in eine permanente Anlage hat später gleichzeitig mit der Befestigung, womit man die neugegründete Ubier-Kolonie umgab, stattgefunden.

Damit kann man auch sehr gut die symmetrische Lage des Deutzer Castrums zu der Umwallung der alten Colonia Agrippinensis, indem eine Linie, von Osten nach Westen, beide Befestigungen halbirt, oder um fortifikatorisch zu sprechen, eine Kapitallinie beide Plätze durchschneidet[1]), in Zusammenhang bringen.

---

1) Auch die Kölner Befestigung war bei ihrem Entstehen ein regelmässiges Rechteck. Die in ihrer Lage am Bach unregelmässige Gestaltung der Südfront stammt jeden Falls aus einer späteren Zeit. Wahrscheinlich ist sie auf Julian zurückzuführen, als dieser die Befestigung nach Vertreibung der Franken,

In dieser Linie liegen aber auch die Ueberreste einer festen Brücke, welche entdeckt wurde, als im Jahre 1766 bei sehr niedrigem Wasserstand ein Schiff daran scheiterte.

Durch die von dem Magistrat angeordnete Untersuchung, welche der städtische Ingenieur und Artillerie-Hauptmann Reinhardt leitete, wurden 3 Brückenpfeiler, jeder in der Länge von 12,5 m und von Mitte zu Mitte 27,5 m entfernt, in der Richtung der jetzigen Salzgasse festgestellt.

Die Erbauung dieser Brücke ist durch Constantin, wahrscheinlich um das Jahr 310, nachdem derselbe die Franken und Alemannen niedergeworfen und zwei ihrer Könige in der Arena Triers durch wilde Thiere hatte zerreissen lassen, zur Befestigung seines Sieges erfolgt.

Es war aber nicht das erste Mal, dass man an dieser Stelle beide Rheinufer durch eine Brücke verbunden hat, denn Eumenius, der Lobredner im Gefolge des Constantinus, bezeichnet sie in einer zu Ehren des Constantinus zu Trier gehaltenen Rede als eine neue Brücke und ein schwieriges für ewige Dauer geschaffenes Werk. (Rhenus ibi novo ponte calcetur ubi totus est etc. . . . Hoc opus et difficile factu et usu futurum est sempiternum.)

Die vordem vorhandene Brücke war wahrscheinlich ganz aus Holz oder aus steinernen Pfeilern mit Holzbelag hergestellt, welche durch eine neue ganz aus Stein gebaute ersetzt wurde.

Allerdings konnte dieselbe nicht diejenige sein, welche Cäsar bei seinem zweiten Rheinübergange geschlagen hatte. Das war eine Situationsbrücke, für einen bestimmten Kriegszweck und nicht für lange Dauer berechnet.

Aber gleich nach der Gründung des oppidum Ubiorum erfahren wir, dass eine feste Brücke über den Rhein gebaut wird, welche wir bei Köln suchen müssen; wir lesen in dem 4. Buche der Erdbeschreibung des Strabo: „Längs dem Rhein grenzten an die Mediomatriker und Tribocker die Trevirer, bei welchen die gegen die Germanen kriegführenden Feldherren gegenwärtig eine Brücke bauen.“ Diese Stelle jenseits des Rheines bewohnten die Ubier, welche Agrippa mit ihrer Uebereinstimmung auf das diesseitige Ufer überführte.

Da Strabo erzählt, dass der Brückenbau im Lande der Trevirer

---

welche 341 unter Constantius in Köln eingedrungen waren und es längere Zeit besetzt hielten, verstärkte und erweiterte. Die Kölner Befestigung hatte 5—6-mal den Umfang der Deutzer.

stattfand und ihn direkt mit der Uebersiedelung der Ubier auf das rechte Rheinufer durch Agrippa in Zusammenhang bringt, so ist derselbe wohl zweifellos nach Köln zu verlegen.

Strabo wurde 66 v. Chr. geboren und starb 24 n. Chr. 90 Jahre alt unter der Regierung des Tiberius. Es ist daher anzunehmen, dass der von ihm erwähnte Brückenbau unter der Regierung des Augustus stattgefunden hat. Gleichgültig wo man den 2. Rheinübergang Cäsars, sei es bei Köln, zwischen Köln und Bonn oder an einem anderen Platze annimmt, so ist der 1. aus manchen Gründen unmittelbar in dessen Nähe zu suchen.

Cäsar erzählt, dass die zweite Brücke wenig oberhalb (paulum supra) der ersten geschlagen wurde.

Dieselbe wurde in wenigen Tagen (in paucis diebus) hergestellt, während für die Herstellung der von Cäsar genau beschriebenen ersten Brücke 10 Tage ohne die einleitenden Vorbereitungen erforderlich waren. (Diebus decem quibus materia coepta erat comportari omni opere ponte effecto exercitus traducitur.)

Die ausserordentliche Schnelligkeit des zweiten Baues erklärt Cäsar selbst durch die Uebung, welche seine Soldaten bereits im Brückenschlagen gewonnen hatten und ihren grossen Eifer.

In der unmittelbaren Nachbarschaft der Uebergangsstellen würde sie aber die weitere Erklärung dadurch finden, dass bei dem zweiten Bau das von der ersten Brücke vorhandene Material zum grössten Theil wieder benutzt werden konnte, wodurch die Arbeit eine wesentlich geringere wurde, namentlich aber das Brückenschlagen sofort nach Ankunft des Heeres beginnen konnte.

In wenigen Tagen konnte keine Bockbrücke über den Rhein geschlagen werden, wenn das Material nicht vorbereitet war.

Cäsar hatte bei seiner Rückkehr von dem ersten Rheinübergange die Brücke wohl abgebrochen, aber wahrscheinlich in kluger Voraussicht auf eine spätere Benutzung des Materials für die Erhaltung desselben unter der Bewachung der Ubier gesorgt, so dass dieses, wenn auch zwei Jahre seit dem erstern Uebergange vergangen waren, wiederum zu seiner Verfügung stand und auf ihn eine Anziehungskraft nach der Stelle, wo es sich befand, äusserte.

Es liegt ganz in dem Geiste der Darstellung Cäsars, wenn er uns diesen Umstand, dessen Kenntniss den Ruhm seiner Leistung bei seinem zweiten Brückenbau schmälern würde, verschweigt.

Paulum supra — „ein wenig oberhalb“ — ist daher wohl ganz

örtlich zu nehmen. Cäsar beurtheilt hier die Verhältnisse nicht als Geograph sondern als Heerführer, welcher die Entfernung mit dem Auge misst.

Wahrscheinlich lag die zweite Uebergangsstelle in demselben Terrainabschnitt wie die erste, nur die Wahl des Bauplatzes war eine andere. Dafür waren nicht militärische sondern technische Rücksichten, welche auf den bei dem ersten Uebergange gemachten Erfahrungen fussten, massgebend gewesen.

Ueberhaupt braucht man bei der Ermittelung der cäsarischen Rheinübergänge keinen zu grossen Werth darauf zu legen, ob die Umgebung etwas mehr oder weniger den taktischen Ansprüchen auf eine gute Stelle von der linken nach der rechten Rheinseite entspricht, da dieselben beidemale nicht Angesichts eines Feindes, sondern mit Unterstützung der befreundeten Ubier vollzogen wurden. Die Uebergangsstelle musste nicht nur einen guten Vormarsch, sondern vor allem einen gesicherten Rückmarsch gewähren, da Cäsar die feindlichen Trevirer hinter sich zurückliess.

Nicht militärische sondern politische Rücksichten waren in erster Reihe für die Wahl derselben entscheidend. Muthmasslich richtete Cäsar seinen Marsch nach dem Heiligthum der Ubier, der ara, welche zugleich der staatliche Mittelpunkt des Landes war, deren Priester, den Edelsten des Landes angehörig, das Geschick des Landes als dessen geheiligte Vertreter leiteten. Mit dem Besitze der ara sicherten sich die Römer die Herrschaft über die Ubier. Die spätere Verlegung derselben von dem rechten auf das linke Ufer war daher ein Akt von grosser politischer Bedeutung, denn sie entzog die Ubier dem Einflusse ihrer germanischen Stammesgenossen.

Die Stelle, welche die ara Ubiorum auf dem rechten Ufer hatte, ist wahrscheinlich nicht weit von derjenigen, welche ihr später durch die Römer auf dem linken Ufer gegeben wurde, zu suchen.

Wohl könnte die ausgedehnte deutsche Gräberstätte, welche sich südlich und östlich der Wahner Heide bei Altenrath und Hasbach befindet, damit im indirekten Zusammenhange stehen. Mitten durch dieselbe führt eine uralte deutsche Strasse, welche von den Anwohnern heute noch die alte Frankfurter genannt wird. Sie geht von Porz über Urbach, Altenrath, Lohmar, wo sie die Agger überschreitet, nach Hennef an der Sieg. Dort vereinigt sie sich mit der jetzigen, von Köln über Siegburg führenden Strasse. Von Porz führt ein Zweig der Strasse über Ensen, Westhoven, Poll nach Deutz, der andere über Vingst nach

Mülheim. Diese Strasse kann sehr wohl von Cäsar für seinen Einmarsch in Germanien benutzt worden sein. Man hat zwar zu beweisen versucht, dass die ara Ubiorum nicht zu Köln oder in dessen unmittelbarer Nähe ihre Stätte gehabt, sondern an einem anderen Orte, Bonn oder Godesberg zu suchen ist. Dem widerspricht jedoch die von Tacitus zwischen Vetera und der ara Ubiorum angegebene Entfernung, am 60. Meilensteine.

Genau 60 römische Meilen ist Köln von Xanten entfernt. Ganz sicher meint Tacitus die römischen und nicht die um die Hälfte grösseren gallischen Meilen.

Er schrieb für Römer und musste für sein Publikum verständlich sein. 60 gallische Meilen beträgt übrigens nicht die Entfernung von Xanten nach Godesberg[1]), sondern von dort nach Remagen.

Es ist versucht worden, verschiedene Gründe darzulegen, welche für Cäsars Rheinübergang bei Köln geltend gemacht werden können und auf die Möglichkeit des Zusammenhanges hingewiesen, in welchem die Gründung des Deutzer Castrums dazu stehen kann. Damit wird jedoch kein Anspruch darauf erhoben, den historischen Sachverhalt nachgewiesen zu haben. Dieser kann überhaupt erst dann an das Tageslicht treten, wenn einmal eine aufgefundene Inschrift uns denselben verkündet.

Anspruch auf Glaubwürdigkeit macht dagegen wohl die Annahme, dass die Römer sich zu gleicher Zeit auf dem linken und rechten Ufer des Rheines fortifikatorisch festgesetzt haben.

Damit ist jedoch keineswegs ausgesprochen, dass die jetzt aufgefundenen Reste des Castrums in ihrem ganzen Umfange der ersten Entstehung desselben angehören.

Zunächst zeigt, wie bereits erzählt, der die Mitte des Castrums von Nord nach Süd durchschneidende Graben, dass fast auf derselben Stelle früher eine provisorische, später eingeebnete Befestigung sich befunden hat, demnächst scheint es aber auch, dass die aufgedeckten Trümmerreste nicht alle derselben Periode angehören.

Es ist auffallend, dass auf der Nordfront die Ziegelplatten mit dem Stempel der 8. Legion nur in dem Mauerwerk der Interturrien gefunden wurden, während die Platten der Thürme Zeichenstempel, in einem Falle auch einen Namenstempel tragen.

Ungeachtet in der Technik des Mauerwerks kein wesentlicher

1) Wie neuerdings irgendwo angegeben ist.

Unterschied bemerkt wird, kann man daraus schliessen, dass die Thürme in der jetzt aufgedeckten Form jüngeren Datums als die Interturrien sind.

Aber auch die auf der Ostseite gefundenen Reste der Thorthürme zeigen eine von den übrigen Thürmen verschiedene Bauart. Abgesehen von der halbrunden Form derselben, welche in der Bestimmung, den Eingang zu sichern, ihre Erklärung findet, sehen wir eine andere Ausführung des Mauerwerks, indem hier an dem unteren inneren Theile mächtige Tuffsteinquadern zur Anwendung kommen, ausserdem je 5 Lagen Tuffsteine durch je 2 Lagen Ziegelplatten getrennt sind, während sonst immer zwischen 3 Lagen Tuffsteinen 1 Lage Ziegelplatten getroffen wird.

Nur an einer auf dieser Stelle gefundenen Ziegelplatte wurde der Stempel der 22. Legion gefunden, während alle übrigen Zeichenstempel tragen.

Das alles scheint darauf hinzudeuten, dass im Laufe der Zeit das Deutzer Castrum manche bauliche Veränderungen erlitten hat. Wahrscheinlich rühren die Trümmer des jetzt zum Vorschein kommenden Oberbaues von Constantin her, welcher denselben gleichzeitig mit dem Umbau der Brücke ausführte.

Eine erst jetzt von dem Verfasser in den „Annales circuli Westphalici Cöln 1640", leider ohne Quellenangabe gefundene Nachricht theilt mit, dass früher folgende Inschrift auf der Abtei zu Deutz in einem grossen Stein eingehauen vorhanden gewesen sei: „Divitiense Munimentum in terra Francorum ab Imp. Caes. Fl. Val. Constantino pro militibus in tutelam galliorum collocandis". Auch erzählt dieselbe Chronik, dass Constantin das zu Deutz befindliche alte zerfallene Castellum Tuisconis wiederhergestellt und da eine feste steinerne Brücke angelegt habe, wo vor Zeiten eine von C. Julius Cäsar erbaute hölzerne stand.

Wahrscheinlich ist das aus Mörtelguss bestehende Mauerwerk der Fundamente noch älteren Datums als der Oberbau; leider fehlen hier die Ziegelplatten, welche einen Aufschluss geben könnten, da die unterste Lage den Anfang des Oberbaues bezeichnet.

Auf den Platten des Oberbaues wurden, wie bereits erwähnt, die Stempel der 8. und 22. Legion gefunden.

Ueber die Geschichte dieser Legionen sei dasjenige angeführt, was der Verfasser in der Hauptsache der Mittheilung des Herrn Dr. Bone verdankt.

Die legio VIII augusta war eine von denjenigen, welche unter Cäsar in Gallien und Germanien ruhmreich gefochten hatten, demnächst aber nach Dalmatien und Pannonien verlegt worden war.

Während dieser Zeit hatte sie im Jahre 43 unter dem Kaiser Claudius an einem Feldzuge nach Britannien theilgenommen. Dann wieder nach Osten zurückgekehrt, half sie den Sieg des Vespasianus bei Cremona im Jahre 69 entscheiden.

Dann wurde sie zur Theilnahme an dem Bataverkrieg im Jahre 70 nach Obergermanien versetzt, wo sich fern vom Niederrhein viele Denkmäler derselben im Dekumatenlande befinden.

Die legio XXII wurde von Claudius errichtet und gleich nach Obergermanien geschickt. Bei Neros Tode im Jahre 68 hatte sie mit der legio VIII ihr Winterlager an der Grenze Niedergermaniens.

Von 70 ab hatte sie wieder dauernd ihr Standquartier in Obergermanien (Mainz, Saalburg).

Eine Beziehung der beiden Legionen zu dem Deutzer Castrum ist also gerade im Jahre 70 möglich und auch sehr wahrscheinlich, da es sich wahrscheinlich darum handelte, die Zerstörungen, welche das Castrum im Bataverkriege durch Civilis erlitten hatte, wieder herzustellen. Vielleicht gelingt es dem genauen Kenner der Architektur des Alterthums, die verschiedenen Bauperioden zu entwirren.

Unter den gemachten Funden befindet sich wie erwähnt, ein Inschrift-Fragment. Aus den wenigen Worten, aus welchen dasselbe besteht: „Imperator iterum Marcus Aurelius Antoninus Pius et Imperator iterum Lucius Aurelius . . . .“ lässt sich bestimmt annehmen, dass das Castrum zu der Zeit des Marcus Aurelius und seines Mitregenten Lucius Verus bereits vorhanden war, gibt aber keinen Aufschluss über die Beziehungen, in welchen die Kaiser dazu gestanden haben.

M. Aurel wurde Kaiser am 8. März 161, wobei er gleichzeitig den Lucius Commodus zum Mitregenten erhob und ihm den Namen Lucius Aurelius Verus Commodus gab. Letzterer starb plötzlich 169. Von da regierte M. Aurel allein bis 177, machte dann seinen Sohn Commodus zum Mitregenten, welcher 180 sein alleiniger Nachfolger wurde, als M. Aurel am 17. März in Wien starb.

Das hervorragendste Ereigniss während der Regierung der beiden Kaiser war der Markomannen-Krieg, welchen sie gegen die über die Donau vorgedrungenen Deutschen führten. Nach den über dieselben erstrittenen Siegen triumphirten beide Kaiser zu Rom im Jahre 166. Wir erfahren aber auch, dass unter ihrer Regierung in Germanien Strassen gebaut und wiederhergestellt worden sind.

Ein römischer Meilenstein dieser Kaiser, zu Remagen gefunden, jetzt in Mannheim befindlich, datirt aus 162, ein anderer (etwas fraglicher) zu Leyden aus dem nämlichen Jahre, ein dritter aus der Eifel ebenfalls aus 162, ein vierter aus Bonn, 164.

Mit diesem Bau können auch Ausbesserungen des Castrums und der Brücke in Verbindung gestanden haben, wozu die damals an den Grenzen überall drohende Haltung der Germanen eine direkte Veranlassung geben konnte. Damit lassen sich die wenigen Buchstaben des kleinen Bruchstücks, welches seiner Beschaffenheit nach demselben Inschriftsteine angehört hat, in Verbindung bringen, wenn man die darauf befindlichen Buchstaben OPE zu OPERA ergänzen kann.

Es ist einer Seits auffällig und wiederum auf der anderen Seite ganz erklärlich, dass das Castrum zu Deutz bei den römischen Schriftstellern keine Erwähnung findet.

Das Deutzer Castrum war Köln zugehörig und wenn letzteres genannt wurde, war ersteres einbegriffen.

Es ist bereits erwähnt worden, dass der lateinische Name für Deutz im Mittelalter ein sehr verschiedener war. Wir finden am meisten „Tuitium, Divitium und die davon abgeleiteten Adjektiven Tuitiensis, Divitiensis oder Divitensis" gebraucht. In den annales circuli Westphalici wird es, wie oben erwähnt, auch einmal castellum Tuisconis genannt. Der Ursprung des Namens liegt vielleicht näher als es auf den ersten Augenblick scheint.

Die Römer nannten das linke Rheinufer „ripam gallicam", das rechte „ripam germanicam". Wahrscheinlich hatten die auf beiden Ufern angelegten Befestigungen zuerst analoge Benennungen. Muthmasslich gebrauchten die Ubier dieselben nur nicht mit lateinischen sondern deutschen Worten.

Nehmen wir z. B. den Ausdruck castrum tuitiense, so heisst das wohl „ui" als Diphthong ausgesprochen „tützes, tütsches oder deutsches" Castrum. Vielleicht hatten auch die Römer die deutsche Bezeichnung angenommen, dann ist die Verwandlung von tuitiensis in divitiensis leicht zu deuten, indem das Wort durch die Silbe „div" dem Stamme von dīvis „göttlich" eine gewisse Weihe und ausserdem eine völlig römische Form erhält. Mit allen diesen Kombinationen kommen wir jedoch nicht zu der Kenntniss des wahren Sachverhalts, das könnte erst dann geschehen, wenn der Fund eines darauf bezüglichen Monuments uns denselben verräth.

Noch ist aber auch der grösste Theil des Raumes, worunter die

mächtigen Reste des Castrums begraben liegen, undurchforscht, noch steht zu hoffen, dass wir weitere wichtige Aufschlüsse nicht nur über die darin früher vorhandenen Gebäude, worüber wir bis jetzt noch nichts wissen, vielleicht auch über ihre Beziehungen zu wichtigen historischen Ereignissen über den Namen, welchen das Castrum getragen und über die Brücke, welche es vertheidigt hat, zu erhalten haben.

Die Brücke ist verschwunden, ohne dass jetzt noch eine Spur davon zu sehen ist.

Nach einer aus dem Chronicum Chronicorum (16. Jahrhundert) stammenden und weiter nicht verbürgten Nachricht soll sie Bischof Bruno von Köln haben abtragen lassen, um aus ihren Trümmern die Pantaleonskirche zu bauen.

Vielleicht war sie baufällig, vielleicht auch für die am Rhein gelegenen Theile Kölns gefährlich, da ihre Pfeiler bei jedem Hochwasser eine Stauung der Fluthen bewirken mussten.

Eine von dem Chronisten gemachte Mittheilung, dass Erzbischof Bruno die Brücke habe abbrechen lassen, weil bei Abend und Nachtzeiten verschiedene Laster, als Mord, Todschlag und Unzucht dort verübt würden, kann nur so weit als glaubwürdig angenommen werden, dass derselbe in diesen Vorkommnissen einen Vorwand, nicht aber einen Grund für den Abbruch der Brücke fand.

Gegenwärtig werden die Ausgrabungen innerhalb des Werkstatts-Terrain auf Veranlassung des Kriegsministeriums und ausserhalb mit den von dem Rheinischen Provinzial-Museum zur Verfügung gestellten Mitteln fortgesetzt. Dieselben haben bereits zu dem erfreulichen Resultate geführt, dass es gelungen ist, die Nordhälfte der Westfront klar zu stellen. Die Entdeckungen stimmen genau mit der bisherigen Annahme.

Auf der Mitte der Westfront liegt die porta decumana, deren nördlicher Thurm in den vorgefundenen Resten nach Lage, Bauart und Form genau dem gleichnamigen Thurme der porta praetoria entspricht. Zwischen diesem und dem nordwestlichen Eckthurme wurde, ganz den Verhältnissen der Ostfront entsprechend, ein runder Mittelthurm gefunden. Das Castrum hatte daher wahrscheinlich — mit Sicherheit lässt sich dies erst sagen, sobald die südliche Hälfte der Westfront und die Südfront recognoscirt sind — 18 Thürme.

Auf den Trümmern der porta decumana, deren Oberbau wie derjenige des Zwischenthurmes wahrscheinlich bereits durch Erzbischof Bruno im 10. Jahrhundert zerstört wurde, fand man das Fundament

eines mittelalterlichen Thurmes, daneben befindet sich tiefer gelegen ein noch jetzt erhaltenes Thor aus derselben Periode. Wahrscheinlich sehen wir in diesen Bauten die Wiederherstellung des Castrums, welche auf Befehl Otto's erfolgte, als er von dem durch Erzbischof Bruno vorgenommenen Abbruch Kenntniss erhalten hatte.

Jetzt erklärt sich auch eine Mittheilung der Chronisten, nach welcher das Castrum 15 Thürme hatte, denn im Mittelalter waren auf der Westfront die Zwischenthürme und die porta decumana in ihrem Oberbau bereits verschwunden, dagegen war ein neuer Thurm wieder auf den Trümmern der letzteren entstanden.

Die genaue Beschreibung dieser Aufdeckungen wird später folgen.

Zunächst handelt es sich um die genaue Feststellung der Rheinfront und die Brückenlage. Die gewonnenen Resultate werden durch spätere Mittheilungen zur Kenntniss gebracht werden.

---

Oberst Wolf.

## Nachtrag.

Die Lesung der Inschrift aus Deutz ist durch die mir von Herrn Oberstlieutenant von der Hude gefälligst mitgetheilten Abklatsche in allen wesentlichen Punkten festgestellt; auch über die am Anfang der Zeilen beschädigten oder fehlenden Buchstaben kann kein Zweifel sein. Sie lautet:

iMP · II · MAR
CVS · AVRELI
VS · ANTONIN
*us* PIVS ET IMP II
*lu*CIVS AVRELIV*s*
*uerus*

Also gehört sie den Kaisern Marcus und Verus und fällt in die Jahre 163/5, während deren sich dieselben *imperatores iterum* nannten. Merkwürdig ist sie insofern, als es wohl kaum eine zweite Kaiserinschrift aus der besseren Epoche giebt, die in so unerhörter Weise fehlerhaft concipirt ist. Abgesehen von der incorrecten Brechung Z. 3/4 enthalten die fünf Zeilen nicht weniger als drei grobe Verstösse gegen die Gesetze des lateinischen Stils und der officiellen Titulatur.

1) Die Ausschreibung der Vornamen, wo sie in dieser Verbindung und in Prosa auftreten, ist bekanntlich unstatthaft.

2) Die Zählung der imperatorischen Acclamationen ist nur zulässig, wo *imperator* nicht als Vorname, sondern in der Titelreihe auftritt; selbst die abgekürzte Titelform, wie die Münzen dieser Jahre sie zeigen, wechselt mit *imp. M. Antoninus Auyustus* und *M. Antoninus Augustus imp. II.* Für die ungeschickte Einschaltung der Ziffer in die Namenreihe ist mir ein zweites Beispiel nicht bekannt.

3) Kaiser Marcus hat den von seinem Vater geführten Beinamen Pius keineswegs angenommen, wie seine sämmtlichen Münzen und mit dieser einen Ausnahme seine sämmtlichen Inschriften[1]) zeigen.

Wenn sonst im Grossen und Ganzen genommen die römischen Inschriften ohne Unterschied des Fundorts und ohne Unterschied, ob die Kaiser selbst oder Municipien und Privaten sie gesetzt haben, in den Kaisertitulaturen mit verhältnissmässig geringen Ausnahmen correct sind und auch in der sicheren und gleichförmigen Handhabung der ziemlich verwickelten Amtstitulatur die Energie der römischen Civilisation vortheilhaft hervortritt, so befremdet es um so mehr, dass in der alten und grossen Römerstadt Köln in der Mitte des zweiten Jahrhunderts bei einem kaiserlichen Bau dergleichen gehäufte Unrichtigkeiten vorkommen konnten. Doch wird man allem Anschein nach hierin nur ein individuelles Versehen zu erkennen haben und nicht befugt sein das Urtheil, welches über den Concipienten dieser Inschrift gefällt werden muss, auf den Bildungsgrad des Stabes der Rheinarmee dieser Epoche oder gar auf die römisch-rheinische Civilisation überhaupt zu erstrecken.

Th. Mommsen.

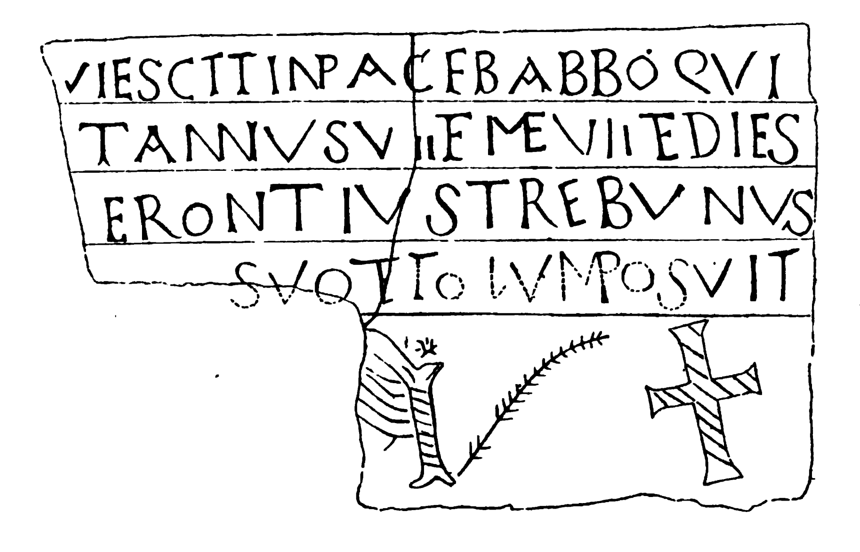
---

1) Die Ausnahmen, die sonst angeführt werden, beruhen auf falscher Lesung oder falscher Beziehung. Die Inschrift von Agbia in Africa Orelli 3771, welche Eckhel 7, 72 für den Namen Pius bei Marcus anführt, gehört nach dem berichtigten Text (C. I. L. VIII, 1548) vielmehr dem Pius selbst. Die Inschrift Wilmanns 1490 = C. I. L. VII. 105, welche Wilmanns im Index auf Marcus bezieht, gehört, wenn Pius überhaupt in ihr vorkam, auf jeden Fall dem Caracalla.

## 5. Altchristliche Inschriftenfragmente aus Trier.

Bei den Restaurationsarbeiten der S. Paulinuskirche bei Trier wurden 1878 auf dem Terrain vor der Kirche, welches als altchristliches Grabfeld bekannt ist, nachfolgende Inschriften, bez. Fragmente ausgegraben, welche gegenwärtig im Pfarrhause von S. Paulin aufbewahrt werden.

### I.



*q* VIESCITINPACEBABBOQVI
*vixi* TANNVS VII F ME VII E DIES.....
*g* ERONTIVS TREBVNVS
*filio* SVO E To L VMPoSVIT

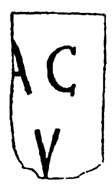
Weisser Marmorstein, 0,24 m breit, 0,14 hoch. Das noch erhaltene Fragment ist in zwei Stücke gebrochen, wie die Zeichnung angiebt. Der Namen Babbo ist bis jetzt meines Wissens auf gallisch-römischen Steinen nicht nachgewiesen, einen Gerontius nennt die Inschrift aus Briord n. 379 bei Le Blant.

Die Paläographie des Steines, die häufigen Ligaturen, das ornamentale Kreuz unter der Grabschrift lassen auf das fünfte Jahrhundert als Entstehungszeit des Epitaphs denken.

Eigenthümlich ist die links von dem Kreuze sich findende Ornamentation: eine Säule, neben welcher man zur Linken den hinteren Theil einer Taube, rechts einen Stern zu erkennen glaubt; zwischen Säule und Kreuz ein Baumzweig, vermuthlich die Palme.

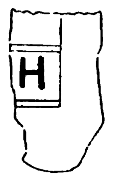
## II.

Fragment aus weissem Marmor, 0,07 m breit, 0,11 hoch.



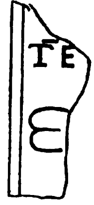

## III.

Desgl. 0,06 br., 0,08 hoch.




## IV.

Desgl. 0,04 breit, 0,11 hoch.




Die beiden Buchstaben TE könnten zu Tetolum (= titulum) gehören, das tief unter ihnen stehende Ornament könnte der Schweif einer Taube sein.

V.

Desgl. 0,05 breit, 0,11 hoch.

Dieses Bruchstück zeigt eine Ornamentation, die wie Ausläufer eines Astwerkes aussieht, dieselbe könnte zu einem Epitaph gehören, das den auf trierischen Steinen öfter vorkommenden „Baum" als Symbol trug.

VI.

Desgl. 0,10 breit, 0,10 hoch.




Die Ergänzung des Namens ist nicht mehr möglich. Es könnte an Carusa (Le Blant n. 663, Grabstein aus Lyon), oder Bellausa (Bellosa cf. n. 337 A; Bellausus cf. n. 30) gedacht werden.

VII.

Fragment aus weissem blaugestreiftem Marmor. Desgl. 0,10 breit, 0,06 hoch.




(Schweif einer Taube.)

SABI*Nus* oder *Sabinianus*
PAT*er*

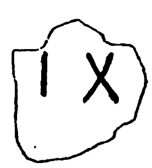
VIII.

Fragment aus weissem Marmor, 0,06 breit, 0,04 hoch.




IX.

Desgl. 0,14 breit und hoch.




X.

Spieltafel aus weissem Marmor, 0,42 breit, 0,39 hoch.

LVDERE
ET DARE

XI.

Ziegelplatte mit Stempel.

OMЯA

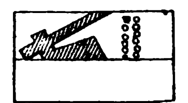
In dem Pfarrhofe von S. Paulin stehen ferner noch vier **Steinsärge**, welche zweifelsohne ebenfalls aus dem S. Pauliner Grabfelde gezogen wurden.

1) Grosser Steinsarg mit der der merowingischen Zeit eigenthümlichen, namentlich im Elsass öfter von mir beobachteten Strigilirung.

2) Kleinerer Sarg.

3) Kindersarg.

4) Desgl., an seiner Schmalseite ist eine **Ascia** eingemeisselt, neben welcher eine doppelte Reihe von je 6 Punkten.



Prof. Dr. F. X. **Kraus.**

## 6. Zu den Inschriften des Nodonheiligthums.

(Jahrb. Heft LXVII 1879 S. 29 ff.).

Für die richtige Erkenntniss der ursprünglichen Bestimmung der merkwürdigen baulichen Anlage, welche an der in der Ueberschrift bezeichneten Stelle dieser Jahrbücher von mir besprochen worden sind, war es nothwendig, die in jener Anlage gefundenen Inschriften, vier bis fünf an Zahl, kurz zu besprechen. Es geschah dies nur zu dem Zweck, diese Denkmäler auch nicht epigraphisch geschulten Lesern soweit verständlich zu machen, als zu ihrer Verwendung für die Erklärung des Bauwerkes nöthig war. Nun finden sich aber in diesen Inschriften zwei militärische Chargen erwähnt, welche, wie noch so manche andere Bezeichnungen im römischen Kriegswesen, bisher in Bezug auf ihren Gebrauch und ihre Bedeutung nur erst unvollkommen oder gar nicht untersucht worden sind. Es sind die Bezeichnungen armatura und praepositus reliquationis. Ich habe sie so aufgefasst, wie man sie auf Grund des vorliegenden Materials mit annähernder Wahrscheinlichkeit, wie ich ausdrücklich hervorhob, deuten konnte; ich war mir beim Niederschreiben jener Deutungen wohl bewusst, wie misslich es ist, über solche Fragen nach dem zufällig vorliegenden Material zu sprechen und eine erschöpfende Untersuchung derselben lag nicht in meiner Absicht. Zu einer solchen haben die genannten Inschriften aber Th. Mommsen Veranlassung gegeben; die Leser dieser Zeitschrift werden es, denke ich, ihm und mir Dank wissen, wenn ich die Ergebnisse seiner Untersuchung in dem folgenden an mich gerichteten Schreiben hier vorlege. E. Hübner.

---

Die beiden in den Inschriften von Lydney vorkommenden militärischen Ausdrücke: die *armatura* (S. 34) und die *reliquatio* (S. 38) fasse ich so auf.

Dass *armatura* in den Inschriften des dritten Jahrhunderts — höher gehen die wenigen, die den Ausdruck haben, sicher nicht hinauf[1]) — und

1) Der älteste Beleg ist die africanische Inschrift vom J. 212 C. VIII, 2618 = Renier n. 100. Uebrigens wüsste ich den von Ihnen angeführten Inschriften aus Germanien (Henzen 6794), Britannien (C. VII, 138), Illyricum (C. III, 1663. 3336) weitere Beispiele nicht hinzuzufügen. Die als '*armorum legionis*' auftretende Charge, die Wilmanns im Index p. 296 hierher gezogen hat, ist wohl eher verkürzt aus *armorum custos*. Ob die Abkürzungen *arm.* und *ar.* (C. VIII, 2564. 2568. 2569 = Renier 90. 100) das eine oder das andere bedeuten, ist nicht bestimmt auszumachen; doch hat die Auflösung *armatura* mehr für sich.

bei den Schriftstellern vom vierten abwärts Verschiedenes bedeutet, glaube ich nicht und vermisse dafür die Beweise; ebenso wenig halte ich es für richtig in jenen eine Kategorie der *principales*, etwa unseren Sergeanten vergleichbar, zu erkennen, in diesen, wenn ich recht verstehe, eine ungefähr mit *gregalis* sich deckende Bezeichnung. Vielmehr ist der *armatura* (Vegetius braucht das Wort in diesem Sinn als Masculinum) wohl durchaus der durch den *campidoctor* in besonderer Weise militärisch exercirte Elitesoldat. Als solche spielen die *armaturae* eine hervorragende Rolle sowohl im Gefecht, wie das Vegetius 1, 13 sagt: *illo exercitii genere, quod armaturam vocant et campidoctoribus traditur, imbuendus est tiro .... cum armaturae utcumque eruditi reliquos contubernales suos bellandi arte praecedant*, wie auch bei militärischen Schaustellungen; denn dies wird man doch folgern können aus den Worten desselben Schriftstellers 2, 23: *armaturam, quae festis diebus exhibetur in circo, non tantum armaturae qui sub campidoctore sunt, sed omnes aequaliter contubernales quotidiana meditatione discebant.* Darum paraphrasirt in der von Valesius zu Ammian 14,11 angeführten Stelle Proculus im Commentar zum Tetrabiblos des Ptolemäos das Wort ὁπλοϱχηστής durch *armatura*. Dazu passt auch recht gut der *d(iscens) ar(maturae)* der von Ihnen angeführten africanischen Inschrift, wenn gleich diese Auflösung nicht als sicher bezeichnet werden kann. — In specieller Anwendung finden wir die Bezeichnung in doppelter Weise. Einmal (und dies ist gewiss die ältere Beziehung) erscheinen in der Legion einzelne Soldaten mit dem auszeichnenden Beisatz *armatura*, was am bestimmtesten hervortritt in dem africanischen Veteranenverzeichniss vom J. 212, aber ähnlich auch bei Vegetius 2, 7 erscheint. Zweitens giebt es unter den Palasttruppen des *magister officiorum* eine *schola armaturarum*, von welcher in späterer Zeit die *seniores* dem Occident, die *iuniores* dem Orient zugetheilt waren [1]); diese haben ohne Zweifel durchaus aus solchen besonders einexercirten Mannschaften bestanden. Ihre Hauptleute sind die bei Ammian einige Male [2]) unter den Offizieren des kaiserlichen Hoflagers vorkommenden *tribuni armaturarum*.

Ich komme zu dem zweiten militärischen Ausdruck der Inschriften von Lydney. Sie stimmen meiner Vermuthung bei, dass in der einen

---

1) Not. Or. 11, 9. Occ. 9, 6.

2) 14, 11, 21. 25, 5, 6. 27, 2, 6.

der von Ihnen behandelten Tempelinschriften ein *pr(aepositus) rel(iquationis)* vorkomme, welche Vermuthung angelehnt war an den sicher bezeugten *praepositus reliquationis class(is) praet(oriae) Misenat(ium)* einer misenischen Grabschrift (Henzen 6872). Aber die Auffassung dieses Beamten als des Befehlshabers einer von der britannischen Flotte abcommandirten in der Nähe des Tempels stationirten Küstenwache halte ich für unrichtig, und weiss nicht einmal zu sagen, wie dieselbe sprachlich aus dem Wort entwickelt werden kann. *Reliquare* (das die Lexica verkehrter Weise als Deponens behandeln) ist ein technischer Ausdruck des römischen Rechnungswesens und bezeichnet 'bei der Abrechnung als Schuldner bezeichnen'. Zum Beispiel kann nach Ulpian (Dig. 34, 3, 9) der Erbe, dem der Erblasser verboten hat von seinen geschäftsführenden Sklaven Abrechnung zu fordern, darum doch die Summen einklagen, *quas quis se reliquavit*, das heisst die jeder von denselben als Guthaben des Herrn an ihn, den Sklaven, vorgetragen hat. Ebenso ist *reliquatio tutoris* bei Paulus (Dig. 26, 7, 44, 1) diejenige Summe, welche der Vormund in seiner Schlussrechnung bekennt dem gewesenen Mündel zu schulden. In anderer Verwendung erscheint meines Wissens das Wort nicht, und es ist nichts im Wege auch in jenen Inschriften es in gleicher Weise zu fassen. Es gab nach römischer Ordnung bei jeder Legion und ohne Zweifel bei jeder stärkeren Truppe eine öffentliche Sparkasse, in welcher die Soldaten ihre Gelder niederlegen konnten, vielleicht innerhalb gewisser Grenzen niederlegen mussten[1]). Für diese Gelder war der Staat also Schuldner und die Gesammtheit der Deposita der Soldaten der misenatischen Flotte ist die *reliquatio classis Misenatium*. Dass wie der *librarius depositorum* unter den Soldatenchargen erscheint, so auch dieser Kasse ein Vorsteher gesetzt wurde, ist in der Ordnung; und dieser ist auf der Inschrift von Misenum gemeint. Ebenso ist, falls die britannische richtig aufgelöst ist, an den Vorsteher einer britannischen Soldatensparkasse zu denken; zu welcher Truppe er gehört hat, lässt sich aus dieser Inschrift ebenso wenig entnehmen, wie der '*armatura*' dies uns mitzutheilen beliebt hat.

Berlin. Th. Mommsen.

1) Marquardt Staatsverw. 2, 543. Es fehlt dort ausser unserer Inschrift auch die Stelle bei Sueton Dom. 7: *Domitianus prohibuit ... plus quam mille nummos a quoquam ad signa deponi, quod L. Antonius . . . res novas moliens fiduciam cepisse etiam ex depositorum summa videbatur.*

## 7. Zur Urgeschichte von Heddernheim.

(Nachtrag.)

Wir fühlen uns gedrungen, zu den in diesen Jahrbüchern LXVI S. 1—20 insbesondere zur Urgeschichte von Heddernheim S. 16 ff. gemachten Angaben schon alsbald Nachtrag und Ergänzungen zu geben, welche uns Gelegenheit bieten, mehrfache Berichtigungen nachzuholen, deren Inhalt bei der ersten Arbeit schon hätte beigebracht werden sollen, aber beizufügen leider versäumt worden ist. Herr Dr. Hammeran von Frankfurt a. M., sowohl durch seine bereits in bekannter Ausstellung zur allgemeinen Kenntniss gekommenen ethnographischen Sammlungen, wie auch seine Sammlung werthvoller Fundstücke aus Heddernheim bekannt, hat am 21. April 1879 in einer Versammlung des hiesigen Vereins für Geschichte und Alterthumskunde einen Vortrag über Heddernheim und insbesondere die neuesten Ausgrabungen daselbst gehalten, über welchen die Extrabeilage der Frankf. Zeitung Nr. 127 vom 7. Mai 1879 folgenden Bericht des Unterzeichneten brachte. Dieser Bericht lautet: „Zum Schlusse der Sitzung berichtete Herr Dr. Hammeran über die von den Vereinen „für das historische Museum" und dem „Taunusklub" gemeinsam veranlassten Ausgrabungen auf dem „Heidenfelde" zwischen Heddernheim und Praunheim. Diese Ausgrabungen förderten auf einem gepachteten Acker eine Reihe zusammenhängender Hausfundamente (vielleicht mit Badeeinrichtungen) zu Tage, wobei kleinere Alterthümer, wie Broncefibeln, Eisenwerkzeuge u. a. m. sowie Legionsplatten der 14. und 21. Legion nebst einer nicht geringen Anzahl grösserer buntfarbigen, mit Arabesken und Streifen bemalten Wandbekleidungen als Fundausbeute gewonnen wurden. Die Erklärung dieser Wohnräume, deren Fundamentmauern theilweise noch 2 m hoch sind, muss wie Redner aus dem Beinamen *gemina*, *martia victrix* schloss, in den Zeitraum von 71—250 (am wahrscheinlichsten ins 2. Jahrhundert) fallen, während die Zeit der Zerstörung der Römer-Niederlassungen auf dem rechten Rheinufer, nach den Angaben der Inschriften zu schliessen, für die Mitte oder das Ende des 3. Jahrhunderts anzusetzen ist. Diese einstige Kulturstätte auf dem erwähnten „Heidenfelde" ist unzweifelhaft eine grössere Stadtanlage (wohl in dem Umfange Frankfurts nach seiner ersten Erweiterung; die Länge der Südseite lässt sich der Entfernung von der jetzigen Obermainbrücke bis zur Leonhardtkirche vergleichen) an der germanischen Grenze gewesen, bei welcher seit langer Zeit viele Denkmäler und Spuren von dem



römisch-griechischen Leben zeugen, das einst hier in Handel und Wandel pulsirte. Der erste Namen der bezüglichen Altstadt kann nur vermuthet werden; die Erweiterung dieser Altstadt durch ein neues Stadtquartier eine Neustadt (*novus vicus*, mit welchem Namen man die Anlage überhaupt, wie Redner zeigte, seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts nennen zu dürfen glaubte) vielleicht aus Anlass einer Zerstörung der ganzen oder theilweisen Niederlassung bei der nicht fernen Saalburg ist unzweifelhaft. Mit vollem Rechte deutete Redner auf diese Erweiterung der ursprünglichen Altstadt das nachweisliche Vorkommen zweier Begräbnissplätze dortselbst, eines im Norden und eines im Westen. Den näheren Nachweis von allem diesem stellte Redner in einer bereits vorbereiteten Monographie über die bei den anderen Römerstädten Galliens nachweisbare Ummauerung derselben in Aussicht, sowie über die Zerstreuung ihrer Fundausbeute in Wiesbaden, Bonn, Dresden, Frankfurt und anderen Orten, über welche Näheres berichtet werden wird". Es kann hiernach kein Zweifel sein, dass Herr Dr. Hammeran zum ersten Male die Bedeutung des seit Ende des vorigen Jahrhunderts als angeblichen und bis jetzt festgehaltenen Namens *novus vicus* beziehungsweise sein Verhältniss als Quartier einer bereits bestehenden grössern Stadt festgestellt hat. Mit dieser Feststellung, welche durch die Analogie eines *novus vicus* in dem alten Mogontiacum und des Castellum Mattiacorum glänzend bestätigt wird, musste sich zugleich auch die Nothwendigkeit eines bis jetzt unbekannten alten ursprünglichen Gesammtnamens unabweislich erweisen und dieselbe voraussetzen lassen. Es musste diese Nothwendigkeit um so dringender sein, als die Grösse, Ausdehnung und Bedeutung jener ehemaligen Römerstätte bei Heddernheim nach allen Seiten und Bezügen unverkennbar hervortrat (S. 17). Selbst Niedermayer in seiner Geschichte der „Deutsch-Ordenskommende Frankfurt a. M." sieht sich zu der Bemerkung veranlasst (S. 133), den Angaben der räumlichen Ausdehnung des Heidenfeldes beizufügen: „Ursprünglich ein römisches Standlager, ward *Novus Vicus* nach und nach eine blühende Gewerbs- und Handelsstadt; zwei Mithrastempel standen daselbst. Sie war eine der grösseren römischen Städte auf deutschem Boden. Die Bewohner von Heddernheim und Praunheim haben Jahrhunderte lang von dem Material der durch die Deutschen zerstörten Stadt ihre Häuser und Strassen erbaut. Ueber diese Stadt ging eine Hauptstrasse der Römer in das alte Sachsenland, ins obere Mainthal, zur mittleren Elbe. Dieser Strasse wird oft in den Commende-Urkunden erwähnt". Leider hat

Niedermayer keine dieser urkundlichen Stellen näher nachgewiesen. Auf diesen ursprünglichen Gesammtnamen glaubten Herr Dr. Hammeran und der Unterzeichnete den sonst gewöhnlich auf die Saalburg bezogenen Ortsnamen Artaunum bei Ptolemäus a. a. O. beziehen zu dürfen. Wir begegneten uns in der gleichen Ueberzeugung, als Herr Dr. Hameran im mündlichen Austausch unserer Ideen über die Bedeutung der Heddernheimer Niederlassung die Beziehung zu Artaunum hypothetisch zur Sprache gebracht hatte. Der Unterzeichnete glaubte diese Beziehung sofort mit der etymologischen Deutung des bereits mitgetheilten Namens begründen zu können, was er Herrn Dr. Hammeran gegenüber aussprach. Leider ist auch dieser Parallelismus in der Auffassung a. a. O. durch ein beklagenswerthes Versäumniss zu erwähnen übersehen worden.

Da der Unterzeichnete, von anderweitigen Arbeiten in Anspruch genommen, kaum mehr auf diese Frage der Urgeschichte Heddernheims zurückkommen wird, so kann er nicht umhin, seiner Freude darüber einen Ausdruck zu geben, dass er diese wichtige und interessante Frage in den bestbewährten Händen des Herrn Dr. Hammeran weiss, durch welchen die S. 16. a. a. O. als erforderlich erachteten Vorstudien in sicherlich befriedigender Weise gemacht, überhaupt die seit Jahrzehnten schwebende Frage eine endliche Lösung finden wird. Um der Wahrheit nach allen Seiten gerecht zu werden, muss auch die S. 16 angedeutete topographische Frage bezüglich der Römerstätte bei Heddernheim dahin klar gestellt werden, dass bekanntlich die Karte der Einzeichnungen der älteren und späteren Ausgrabungen daselbst durch Vermittelung des Herrn Oberst A. von Cohansen zu Wiesbaden auch an den Frankfurter Verein für das historische Museum gelangt ist, so dass jetzt gleichzeitig beiderseits alle Heddernheimer Ausgrabungen eingetragen werden können und sollen.

Frankfurt a. M.

J. Becker.

---

## 8. Statuette des Mercur aus Eutingen bei Pforzheim.

Hierzu Tafel I.

Im Mai 1879 erhielt die Grossherz. badische Alterthümer-Sammlung in Karlsruhe von der Gemeinde Eutingen bei Pforzheim eine im dortigen Gemeindewald bei Anlage eines Waldweges etwa 30 cm unter der Bodenfläche gefundene Statuette von weissem Sandstein, eine nackte männliche Figur, noch 45 cm hoch, von verhältnissmässig guter Arbeit und lebendiger Modellirung, leider stark beschädigt, mit mangelndem Kopf, rechtem Arm und Bein und linkem Fuss. Ueber die linke Schulter hängt ein vorne an derselben geknöpfter Mantel und da der linke Arm mit einer im Verhältniss grossen Hand sich auf den Caduceus mit doppeltem Schlangenring und darunter gesetztem Flügelpaar stützt, so muss das Bild als eine Darstellung des Mercur angesehen werden, deren auch sonst unzweifelhaft römischer Ursprung noch überdies durch mitgefundene römische Münzen und Ziegelstücke bezeugt wird. Die Aehnlichkeit mit einem andern wenig grösseren Mercurbild der Grossherz. Alterthümersammlung aus Ladenburg (abgeb. in „Ladenburg am Neckar u. s. röm. Funde von K. B. Stack", Jahrb. XLIV Taf. 2 b) liess bei oberflächlicher Betrachtung Bruchstücke, welche vorne unter der Brust erst noch anzukitten waren, mit einem über die linke Schulter laufenden Bande wie dort als umgehängte Tasche aussehen. Nach sorgfältiger Wiederherstellung war aber eine andere, sehr merkwürdige Deutung geboten. Der fehlende rechte Arm muss nämlich, wie auf der Ladenburger Statuette der linke, gegen die Brust heraufgebogen gewesen sein, und hielt, soweit das Fragment zu deuten erlaubt, in einer Schale etwas wie einen Apfel, in welchen ganz deutlich eine von der linken Schulter herabkriechende Schlange hineinbeisst. Die Statuette stellt demnach Mercur dar, wie er eine Schlange füttert, ein Motiv, welches bisher wohl im Zusammenhang mit Hygieia, aber nicht mit Mercur bekannt war. Im Mannheimer Antiquarium befindet sich ein Relief, auf welchem Mercur und Hygieia beisammen stehen (Haug, Mannheimer Denksteine Nr. 65); auch Aesculap und Hygieia finden sich beisammen im Bonner Museum (Brambach 516; Jahrb. XLIV. 83)

in unserem Falle ist aber durch nichts angedeutet, dass neben Mercur sich noch eine andere Gestalt befunden hätte. Er muss also, da die Schlange Symbol des Lebens und der Gesundheit ist, hier selbständig als Heilgott aufzufassen sein. Zugleich mit der photographischen Aufnahme der interessanten Figur wurde auch eine neue Abbildung der Mercurstatuette von Ladenburg besorgt, da die oben berührte der wünschenswerthen Genauigkeit ermangelt. Der Gott hat zu seiner Rechten am Boden den Kopf des Bocks, links den Hahn (dessen Kopf fehlt), beides häufig vorkommende Attribute; aus der Tasche scheint über der Hand ein nicht mehr kenntlicher Gegenstand (ein Thierköpfchen?) herauszusehen. An der ganzen Figur sind noch Spuren weisser Tünche wahrnehmbar.

E. Wagner.

## 9. Ein Fund von sog. Regenbogenschüsselchen in der Nähe von Bonn.

Seit Franz Streber in den Abhandlungen der philosophisch-philologischen Classe der königl. Bayerischen Akademie der Wissenschaften Bd. IX, 1860 seine umfassenden Arbeiten über die Regenbogenschüsselchen veröffentlichte, haben die deutschen Numismatiker diesem interessanten Zweige der Münzwissenschaft mehr Aufmerksamkeit zugewendet, und über dies so dunkle Gebiet immer mehr Licht verbreitet.

Streber nennt in seiner Besprechung als die vorzüglichsten Fundorte: 1) diejenigen südlich der oberen Donau, 2) diejenigen zwischen der Donau, dem Rheine und dem Main und 3) diejenigen in Böhmen. Seitdem haben grössere Funde in Norditalien (Friedländer in den Berl. Blättern für Münz- Siegel- und Wappenkunde, VIII. Heft, 1866, S. 172) sowie in Ober-Ungarn (Blätter für Münzfreunde, Leipzig bei Thieme, Nr. 32, Oct. 1872) gezeigt, dass das Vorkommen der Regenbogenschüsselchen sich über weit ausgedehntere Gegenden erstreckt. Da aber im nordwestlichen Deutschland dergleichen Münzen sehr selten und dann nur vereinzelt gefunden werden (Friedländer S. 170 Anm.), so hat der heute besprochene Fund eine grössere Bedeutung.

Vor einigen Monaten wurde nämlich hier in Bonn bei einem Goldarbeiter eine solche Münze von einem Landmann verkauft, welcher behauptete, etwa noch ein Dutzend ähnlicher Stücke gefunden zu haben. Leider hat der Goldarbeiter weder nach dem Namen noch nach dem Wohnorte des Betreffenden gefragt, sondern wusste nur anzugeben, dass der Mann, wie er glaube, in der Nähe der Sieg wohne. Nachforschungen welche ich in Siegburg und Eitorf anstellte, blieben leider ohne Erfolg, jedoch erwarb Herr Consistorial-Rath Prof. Krafft hierselbst, zur selben Zeit ein dem meinigen ganz ähnliches Regenbogenschüsselchen in Königswinter und wurde ihm bei seinen Erkundigungen mitgetheilt, dass diese Münze von einem Landmanne mit mehreren derselben Präge verkauft worden sei, dass diese Stücke aber (bis auf dies eine) schon von Durchreisenden erworben worden wären. Man bezeichnete die Gegend nördlich von Königswinter als wahrscheinlichen Fundort.

Fasse ich diese Nachrichten zusammen, so glaube ich, dass die Fundstelle an den Gebirgsabhängen zwischen der untern Sieg und Königswinter anzunehmen ist, eine Ansicht, welche auch Herr Prof. Krafft theilt.

Die besprochenen Münzen werden von Streber der vierten Gruppe zugetheilt, und von ihm unter Nr. 84 S. 563 (abgeb. Taf. 7) wie folgt beschrieben:

„84. Ein Triquetrum, von einem Halbkranze umschlossen, der aus dreizehn (6 rechts und 7 links gewendeten) Blättern gebildet ist und auf jeder Seite mit einem von einem Ringe umgebenen Kügelchen endet. Rks.) Sechs pyramidalisch (1, 2 und 3) aufgestellte, nach oben von einem in Kreise endenden Rund-, nach unten von einem Strich-Bogen umspannte Kreise, von denen die drei oberen aus je zwei concentrischen Ringen, die drei unteren je aus einem Ringe mit einem Kügelchen in der Mitte gebildet sind. Die beiden Kreise, die nach oben dem umspannenden Rund-, nach unten dem Strich-Bogen als Ruhepunkte dienen, stehen mit den 3 unteren, die Basis der Pyramide bildenden Kreisen auf gleicher Linie und haben mit denselben einerlei Gestalt. Rund- und Strich-Bogen bestehen aus feinen Zikzak-Linien". Neben andern Notizen über das Vorkommen dieser Münze in der älteren numismatischen Litteratur, giebt Streber Donauwörth als Fundort derselben an; auch ist dies der einzige Typus, den Streber ausser in Gold auch in Silber ausgemünzt kennt, wobei er sich auf Grote, Blätter für Mzk. Bd. IV Taf. IX Fig. 262 beruft [1]).

Von Friedländer a. a. O. erfahren wir aber, dass die Berliner Sammlung von diesen Münzen 2 goldene, 2 von Electrum, 3 silberne und 3 bronzene Exemplare besitzt; ausserdem sagt er von denselben folgendes: „Die Gattung von Goldschüsselchen mit einem Triquetrum und sechs Kugeln, welche Streber in die vierte Gruppe stellt, scheint die am meisten nach Norden reichende zu sein, denn Streber kannte nur wenige Stücke, aber in mittelrheinischen Sammlungen finden sich manche und die Königliche Sammlung besitzt" u. s. w. (siehe oben).

---

1) Im Rollin und Feuardent'schen Verkaufs-Catalog v. J. 1862, welcher nicht mit andern schlechten Machwerken dieser Art verwechselt werden darf, und welchen ich mich nicht scheue hier als wissenschaftliche Quelle zu verzeichnen, wird die Münze kürzer unter Nr. 316 also beschrieben: Gallia. Boïens: Triquetra? dans une couronne; R. Trois annelets doubles, placés deux et un; au dessous, cinq autres annelets rangés. Poids 5 gr. 5 d.

Angesichts dieser Mittheilung Friedländer's verliert der jetzige Fund viel von seinem überraschenden Character. Bedenkt man aber, dass die Regenbogenschüsselchen von allen neuern Schriftstellern keltischen Stämmen zugeschrieben werden, dass aber in unserer Siegniederung wohl mit Sicherheit germanische Völkerschaften angenommen werden können, und erwägt hierbei was Friedländer über das Vorkommen dieser Münzen in Bronze und Silber sagt, während echte Regenbogenschüsselchen nur in Gold (allerdings von sehr verschiedenem Feingehalte) vorkommen, so gewinnt die Vermuthung Wahrscheinlichkeit, dass die Goldschüsselchen mit dem Triquetrum trotz der ähnlichen Form und den auf denselben vorkommenden Punkten, als eigentliche Regenbogenschüsselchen nicht zu betrachten sind und andern Völkerstämmen als jene zuzuschreiben sind. Eine Bestätigung dieser Annahme liegt auch in dem Umstande, dass, während die andern Regenbogenschüsselchen sich alle als Original-Typen und nicht als Nachahmungen griechischer Münzen bezeichnen lassen, die Hauptdarstellung der besprochenen Münze in dem lycischen Triquetrum, dem lycischen Nationalsymbol ein unverkennbares Vorbild haben und also gewisser Massen den Uebergang von den Regenbogenschüsselchen zu den barbarischen Nachahmungen der griechischen Münzen, den sog. gallisch-keltischen bilden[1]). Zu dieser Erklärung passt die Fundstelle bei Bonn ganz vorzüglich. Als Uebergangsglied von diesen Pseudo-Regenbogenschüsselchen zu den rein gallischen Münzen, können dann wieder sehr gut, die jetzt in Köln gefundenen Kupfermünzen (siehe Miscelle Köln) von Lelevel auf Taf. IX Fig. 25 ff. abgebildet bezeichnet werden.

Ein merkwürdiges Zusammentreffen war es, dass wenige Tage nachdem ich die Münze in Bonn gekauft hatte, die Köln. Ztg. Nr. 89 erstes Blatt unter den vermischten Nachrichten eine Notiz brachte, welche auch einen Fund von Regenbogenschüsselchen behandelt, der am Goldberge zu Mardorf bei Marburg in Hessen gemacht wurde. Hier heisst es: „Infolge dessen wurden über 100 Goldstücke

---

1) Auch die durchaus eigenthümliche Behandlung der Punkte, welche Streber mit Recht genau beschreibt und hervorhebt, kennzeichnen die Verschiedenheit der besprochenen Münzen von den wirklichen Regenbogenschüsselchen. Die durch Kreise gebildeten Punkte erinnern sehr an ähnliche Gebilde auf römischen Würfeln, während sonst die Regenbogenschüsseln die vorkommenden Punkte als einfache runde Erhöhungen zeigen.

zu Tage gefördert und in den folgenden Tagen noch immer weitere Funde gemacht. Neben Münzen fand man auch sonstige Goldsachen, als ein Kreuz, eine Spange und einen Armring. Die Münzen selbst sind Hohlmünzen, sogenannte Bracteaten, auf der Hohlseite mit dem erhöhten Bilde eines schlangenartigen Thieres und mit 3, 5, 7 oder 9 erhöhten Punkten versehen, während die erhabene Seite in der Mitte eine birnförmige Erhöhung zeigt, welche von 2 oder 3 Punkten und einem Blätterkranze umgeben ist. An Grösse kommen die Stücke dem Zehnmarkstücke gleich, sind aber dicker, haben in der Regel $7^1/_4$ gr an Gewicht und demnach ungefähr den Goldwerth eines Zwanzigmarkstückes". Obgleich die gefundenen Münzen hier Bracteaten genannt werden, haben wir es ohne Zweifel mit Regenbogenschüsselchen zu thun, und man wird nicht irren, wenn man dieselben der zweiten Gruppe nach Streber zutheilt, denn mit der birnförmigen Erhöhung ist unverkennbar der oft etwas stark stilisirte Vogelkopf gemeint. Auch Marburg ist ein interessanter Fundort für diese Münzen, denn in so nordwestlicher Lage ist ein solcher früher noch nicht zu verzeichnen gewesen. Leider konnte ich bis jetzt noch nicht erfahren, ob der Typus des Bonner Fundes auch in Marburg vertreten war.

Bonn. F. v. Vleuten.

---

## 10. Die Soester Malerei unter Meister Conrad.

Fortsetzung und Schluss.

### Soest.

Eine der vollendetsten Schöpfungen Conrads besitzt Soest in einer 172 cm langen, 109cm hohen Tafel, welche im Patrocli-Dome hing[1]), bis sie restaurirt und ihrem ursprünglichen Bestimmungsorte zurückgegeben wurde; dies ist die Nicolai-Kapelle, wie die Darstellung des Bildes schon andeutet: in der Mitte der h. Nicolaus auf dem Bischofsstuhle, zu seiner Linken der h. Evangelist Johannes, zu dessen Füssen der Kelch, in der Hand das Buch mit einem heraldischen Adler, und weiterhin die h. Barbara mit dem Thurme auf der Rechten und dem mit einem Täschelchen behangenen Rosenkranze in der Linken, zu seiner Rechten in gemessener Symmetrie der h. Johannes der Täufer in der Linken eine Schriftrolle, in der Rechten auf einem Buche das Lamm, und weiterhin die h. Katharina, welche in der Linken das Rad hält; rechts neben ihr steht das Schwert. Während oben zwei Engelchen auf den Firsten des Bischofsstuhles sitzen, zwei andere darunter in Nischen musiciren, setzt ein drittes Engelpaar dem Hauptheiligen schwebend die Mithra auf[2]). Ihm zur Rechten knieen in hellgrauen Gewändern Jünglinge mit Tonsuren, links Jungfrauen mit perlgeschmückten Diademen, um Gaben aus seiner Hand entgegenzunehmen[3]), hinter diesen hockt ein graues Hündchen mit dicker Nasenspitze. Den Boden unter-

1) Wo Lübke S. 340 sie in sehr mangelhaftem Zustande vorfand.

2) Nach Jacobus a Voragine: Legenda Aurea (Rec. Th. Graesse). Dresdae et Lipsiae 1846 p. 26 gab der Heilige seinen Geist auf umgeben von Engeln, die auf seine Bitte erschienen waren.

3) Nach Jacobus a Voragine a. a. O. p. 23 rettete S. Nicolaus die drei Töchter seines vornehmen, doch armen Nachbarn durch grosse Geldspenden vor der Prostitution und (p. 25) drei fürstliche Krieger vor einer ungerechten Hinrichtung.

halb des Goldgrundes beleben in dunkeler und grünlicher Farbe wechselnd Nasen besetzte Vierecke. Das Haar des Hauptheiligen ist dicht und kraus, bei den Heiligen Barbara und Katharina wallt es in Locken vom Haupte, und im Barte des h. Evangelisten Johannes in schönen Wellen hinab. Zwar fehlt den Gewändern der Schimmer von Gold- und Silberzier, zwar vertritt bei dem Evangelisten ein rundliches Kinn das charakteristisch spitzige, in den Nimben ein eingetiefter Zickzack die Buchstaben der Namen, und im Ornate des h. Nicolaus matte plumpe Rosen die ursprüngliche Musterung — doch diese und andere Sonderbarkeiten erweisen sich deutlich als Beigaben oder Entstellungen von Restaurationen älterer oder späterer Zeit, wie solche nur zu oft einem modernen, schematischen Farbenschliff die alte Physiognomie, die alten Farbentöne, die plastischen Zuthaten, welche man nicht kennt und bei der Sonderung der Künste nicht mehr kennen lernt, opfern. Das philisterhafte Aussehen des im Profil abgebildeten Donators zu Füssen des h. Nicolaus ist jedenfalls ursprünglich, zumal wir ähnlichen Gesichtern auf andern Bildern begegnen werden. Sonst stimmt Alles mit Conrad's Weise, so der kreidegrundirte Goldgrund anscheinend mit Leinwandunterlage, die schlanken etwas gebogenen Gestalten, die schmalen Schultern, die anliegenden gleichmässig gehaltenen Gewänder und die fliessenden Falten, die bei der geringen Abtönung den Rücken der Jünglinge vor Nicolaus ein steifes, sackähnliches Aussehen geben, der, nur kümmerlich erhaltene, plastische Perl-Besatz an den Diademen der Jungfrauen, die Taubenflügel der Engel. Die Nebenfiguren ähneln mit ihren Attributen deutlich den Heiligen auf den Aussenflügeln zu Wildungen, und die Heiligen Barbara und Dorothea gleichen in Auffassung, Grösse, im schönen Lockenhaar, den kleinen demutsvollen Augen, den hohen Stirnen, den spitzig zurücktretenden Kinnen so den Gestalten der h. Ottilia und Dorothea im Museum zu Münster, als wären sie Schwestern; nur sind die Mündchen wegen der Profilstellung fast schief gezeichnet und über dem zurückweichenden Kinn treten die Jochbögen gar merklich hervor. Das ganze Werk athmet den Geist der Höhe und Feierlichkeit wie das Wildunger Altarbild, so fern das mit weniger Figuren möglich ist. Endlich entdeckt man noch bei wiederholtem Betrachten auf dem Täschelchen am Rosenkranze der h. Barbara fein mit Farbenpunkten aufgesetzt das 𝔠 des Meisters Conrad[1]).

1) Ein von Herrn Martin facsimilirtes Zeichen 𝔠𝔯 ist mir nicht aufgefallen. Photographien im Besitze des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde Westfalens. Pausen beim Herrn Martin zu Roermond.

Hier ziehen wir jenes Bild der Paulikirche in Betracht, welches, wie früher bemerkt wurde [1]), im Ganzen auf die ortsübliche Auffassung fusst, im Einzelnen gewisse Züge des Meisters Conrad verrät. Bei einer Höhe von 123 cm zerfällt die viereckige Tafel in eine 132 cm breite Mittelfläche für das Hauptbild der Kreuzigung und zwei schmalere $61\frac{1}{2}$ cm breite Seiten, die je wieder horizontal getheilt links oben der Anbetung der Könige, unten dem Verräterkuss des Judas, rechts oben der Händewaschung des Pilatus, unten der Auferstehung aus dem Grabe als Bildflächen dienen. Der vergoldete Kreidegrund liegt auf Leinwand, plastische Gypsbändchen fassen die Felder ein, ihr Randornament und die das Blut des Herrn auffangenden Engel der Hauptbilder sind dem Goldgrunde einpunktirt, die Namen in den Nimben aus einer Punktirung ausgespaart. Wir treffen am Kreuzbalken des verruchten Schächers Keule und Messer, an dem des reuigen Dolch und Todtschläger [2]), zu Häupten jenes den Satan, zu Häupten dieses einen Engel, der seine Seele in Gestalt eines Kindes aufnimmt, wir finden den blinden Longinus [3]), die frommen Frauen [4]) mit Johannes und Maria, welche vor Leid zusammensinkt, und gegenüber die Juden mit goldblumigen, goldig schimmernden Gewändern, und den Hauptmann mit dem Spruchbande: Vere filius Dei . ., der eine mit Federn

---

1) Jahrbücher LXVII, 128.

2) In einer Passions-Miniature im Echternacher Codex Otto's III. und der Kaiserin Theophanu steht zu Häupten des Schächers rechts vom Kreuze des Herrn „latro poenitens", des andern bloss „latro". Vgl. Otte und aus'm Weerth in den Jahrbüchern 47=48 Taf. XV. Nach einer andern im Evangelienbuche des Erzbischofs Egbert von Trier (975—993) heisst der eine „Desmas", der andere „Cesmas" daselbst 44=45, 205 200 Taf. XII,1; den Essigschwamm reicht an einer Stange links unter dem Kreuze „Stephaton" in zinnoberrother Tunica, indes Longinus an der rechten Seite in die Achselhöhle stösst, daselbst 44=45, 207 — Heft 48=49, 150. Nach den apokryphen Evangelien hing der Reumüthige zur Rechten des Herrn und hiess Dismas, auch Titus, der verstockte zur Linken und hiess Gestas, auch Dumachus. Langen, die letzten Lebenstage Jesu. 1864 S. 327.

3) Ueber den ziemlich frühzeitig von den Schriftstellern erwähnten Longinus, dessen Blindheit und Sehendwerden, sowie über den auch wohl Longinus genannten Hauptmann, welcher beim Tode Christi bekehrt wurde, K. Fried. Borberg, Bibliothek der neutestamentlichen Apokryphen I. 333 und Langen, a. O. S. 353.

4) Ueber die Namen und Beziehungen der frommen Frauen zu Jesu Familie, Langen S. 327.

und Kokarde geschmückte Mütze trägt, wir finden die bräunliche Carnation in den Gesichtern, neben goldgemustern Gewändern die goldenen massiven Gürtel der Vornehmen, zu Füssen des Pilatus das graue Hündchen mit der Stülpnase[1]); wir finden also durchschnittlich Darstellungen und Züge, die theils in den Soester Bildern, theils in den Werken Conrads wiederkehren. Im ersten Bilde ist die Architektur röthlich, das Köpfchen Maria's bei harter Contour edel und fein, ihr Haar goldig, ihr Kronreif mit plastischen Perlen besetzt, die Gruppirung wirksam, ja auf dem Brustschilde eines der Könige steht wieder ein ꞓ, das man eher für den Initialbuchstaben des Namens Conradus als eines Königsnamens halten möchte, da die beiden andern Könige einer solchen Charakterisirung entbehren. In der That sticht dies Bildchen in der Behandlung so gegen alle weiteren Darstellungen ab, als hätte unser Meister an diesem einen nähern, an jenen nur einen entfernten Antheil. So wenig gerundet erscheinen die Gestalten, so grell die anatomischen Mängel selbst bei Maria unter dem Kreuze, so zopfig die Haare, so grob geringelt die Locken, so hart die Pinselzüge, so hager, fast einfältig die Gesichter, so schräg gelegt die Augen; und die Jochbögen treten ebenso unschön heraus, wie die spitzen Kinne bei den Weibern. Manche von diesen missfälligen Eigenheiten mag eine ungeschickte Uebermalung verschuldet haben, wie solche um 1612 ein gewisser Costor in Soest auch sonst vornahm[2]). Nach der ganzen Physiognomie passt das Bild bis auf die Scene der Anbetung für einen schwachen Meister, der im Geleise der herkömmlichen Typen arbeitete, dann bei Conrad Beistand suchte und vielleicht am Ende in Arbeit trat. Man kann doch so schematische Gruppirungen und so gleichartige Physiognomien, wie sie selbst im Wildunger Altarwerke störend auffallen, nicht Conrad, sondern nur den Händen unbedeutender Gehülfen beimessen. Das Bild der Paulikirche rückt unter diesen Umständen schwerlich über das Jahr 1400 herüber, wie denn auch bei den drei Grabeshütern der Kettenpanzer noch weit über dem Brustharnisch hervorschaut[3]). Die Flügel dieses Altars befanden sich vielleicht unter den Bildern, die in früheren Jahren aus der Paulikirche nach Berlin gekommen sein sollen.

1) Da das Thier ebenso auf dem Nicolausbilde vorkam, kann es hier schwerlich den Teufel bedeuten.

2) C. Becker in Kugler's Museum III, 375.

3) Lübke S. 340 und selbst Hotho a. a. O. I. 437 geben dem Werke eine andere Stellung in Bezug auf Meister und Zeit.

## Köln.

Wie die altwestfälischen Bilder idealer Richtung einander oft nahe verwandt und erst durch eingehendere Vergleiche nach Zeit und Werkstätte zu scheiden sind, so berühren sie sich oft wieder so nahe mit den gleichzeitigen Werken der Kölner Maler, dass den meisten Forschern lediglich die Verschiedenheit der Fundorte zum Ausgangspunkte für die Unterscheidung der Herkunft gedient hat. Und noch heute kommen Verwechselungen vor; ich vermag indes unter den altidealen Gemälden am Niederrheine, die mir zu Gesicht kamen, mit Bestimmtheit nur eins als Soester Arbeit auszugeben, nämlich eine Kreuzigung im Museum zu Köln (Nr. 42) und wiederum nur theilweise als eine Arbeit Conrads. In der Mitte Golgatha mit dem Herrn und den beiden Schächern am Kreuze, links und rechts auf Hügelspitzen romantisch Burg und Stadt. Zu Ross und zu Fuss drängt sich zum Kreuze Vornehm und Gering, andächtig, höhnend, betrachtend und eifernd. Davor vereinzeln sich besondere Gruppen: die trauernde Mutter mit den klagenden Frauen am Boden, die geistlichen knieenden Stifter, der einsam dahinter stehende Liebesjünger, dem spottend ein Knecht ein Maul zieht, während der andere ihn schreiend am Arm fasst und auf den gekreuzigten Gottessohn deutet; den Vordergrund füllen auf der einen Seite die würfelnden Knechte, auf der andern Veronica von Mitleidigen umgeben. »Das Ganze ist voll Leben, in den Widersachern getreuer als Meister Wilhelm, in der bunten Färbung durch Helligkeit und gebrochene Töne mild.« Der Verfasser des Katalogs[1]) macht noch folgende stimmungsvolle Aeusserungen: . . . Grosse Innerlichkeit des Gesichtsausdrucks, ein Geschmack von seltener Noblesse charakterisirt vorzüglich die vordern Gruppen und vor Allem die heilige Veronica, die das Antlitz des Heilandes auf einem Leinentuche abgebildet vor sich hält. . . . In der Mitte unten steht die schmerzensreiche Mutter des Herrn, umgeben von heiligen Frauen, die sie trösten möchten, in deren Gewandung ein besonders reicher und reiner Fluss der Linien und doch zugleich ungewöhnlich scharfe Begrenzung der Formen vorherrscht. Ein grosser Reichthum der Farbenabstufungen ist dadurch

1) Katalog der Gemälde-Sammlung des Museums Wallraf-Richartz in Köln . . von J. Nissen A[8] 1875 S. 14.

hervorgebracht, dass die innere Seite der Gewänder andere, von der äussern ganz verschiedene Töne zeigt[1]). Die ungleich grössere Schönheit der genannten Gruppen im Gegensatz zu den übrigen der Krieger . . . zeigt recht deutlich, wie die eigentlich ideal-historische Draperie (namentlich der Mantel) allein so recht (!) den besondern Reiz rhythmischer Linienschönheit zulässt und alles specifisch, wir möchten sagen, profan Costümartige sich dieser Behandlung entzieht. Schule Meister Wilhelm's, in einzelnen Theilen seiner selbst nicht unwürdig. Goldgrund. Holz. H. 1, 93, br. 1, 26.« Während Hotho wieder treffend eher auf Westfalen als auf Köln schliesst[2]), erkennt der Verfasser des Katalogs eine Verschiedenheit der Ausführung an, die in der That auf zwei Hände zurückgeht. Auch hier breitet sich unter dem goldigen Luftraume eine spärlich beblümte Landschaft, umflattern einige Engel das Kreuz, erscheinen andere zu den uns bekannten Verrichtungen auf oder über den Balkenenden. Ein Knecht hilft dem blinden Longinus beim Lanzenstoss, unter dem Umstande des Hauptkreuzes befinden sich beiderseits Reiter und Juden mit Federn an den Mützen. Die Behandlung der Zierraten und des Brokats, die eckigen Metallgürtel, die Vorliebe zu hellen und Metallfarben, die Namen in den Nimben gehörten zu den Gepflogenheiten der Soester Schule — und zwar erinnern die Figuren des Hintergrundes in der Gewandung und besonders Magdalena mit ihrer länglich welligen Kopfcontour an die Maria der kleinen Krönung zu Caldenhof, einige Männerköpfe mit dem krausen Haare, den würdigen Bartwellen und vorzugsweise die Gruppe der frommen Frauen im Vordergrunde so sehr an die entsprechende Partie des Wildunger Werkes, dass wir hier den früher verheissenen Beleg[3]) erhalten, wie Conrad wieder mit einem älteren Kunstgenossen, vielleicht des Namens Johannes, und wahrscheinlich als Schüler von grösserer Begabung zusammengegangen ist. Der ältere Meister hat offenbar die Haupttheile und die fehlenden Flügel ausgeführt und dem jüngern nicht nur einzelne Kopftypen erborgt, sondern auch die Gruppe der

1) „Das in der spätern Kölner Schule so sehr beliebte Motiv, durch den Farbengegensatz des Futters gegen die Aussenseite des Gewandes zu wirken, kommt hier schon vor." Schnaase.

2) a. a. O. I, 254, indess Kugler, Kleine Schriften II, 292, (Förster, Geschichte der deutschen Kunst I, 209?) Schnaase VI, 401 es unbedenklich für Kölnisch halten.

3) Jahrbücher LXVII, 127.

Frauen im Vordergrunde zur Ausführung anvertraut. Denn Conrad's Theilnahme braucht nicht als die Vollendung des Bildes betrachtet zu werden, welche er etwa nach dem Tode des andern Meisters übernommen habe; wir sahen Conrad ja auch thätig bei dem Tafelbilde der Paulikirche zu Soest und vermuteten schon eine andere Hand neben der seinigen im Wildunger Werke.

Dem Kölner Bilde gebührt aber deswegen noch eine besondere Beachtung, weil es im Haupttheile dem Meister der kleinen Krönung Maria's zu Caldenhof und diese also ebenso der Soester Schule angehört, wie daselbst die älteste, dem letzteren Stücke wieder in der Zinnengallerie verwandte, Tafel mit den vier Darstellungen[1]). Es besiegelt also den Soester Ursprung jener Bilder, deren Fundort an sich auch anderweitigen Herleitungen nicht widerspricht.

## Warendorf. Caldenhof.

Aus Conrads Werkstätte ging nach allen Merkmalen des Stiles auch das mächtige Tafelgemälde[2]) hervor, das zu Warendorf in der grossen Kirche hängt, dort angeblich in einem Bürgerhause entdeckt und ursprünglich entweder für eine der unfernen Klosterkirchen Freckenhorst, Marienfeld, Vinnenberg oder für die grosse Stadtkirche selbst gemalt ist — in jedem Falle ein Zeichen, dass der Meister auch für ein Revier Bestellungen erhielt, dessen Bedarf später die Maler von Münster befriedigten. War die Stadtkirche der Bestimmungsort, so wurde das Bild jedenfalls bald nach 1404 gestiftet; denn in diesem Jahre legte ein grosser Brand Stadt und Kirche in Asche[3]). Auch hier bildet die Kreuzigung den Hauptgegenstand. Die vorbereitenden und abschliessenden Scenen fehlen und sind jedenfalls mit den Flügeln abhanden gekommen. Auf der 265 cm breiten, 176 cm hohen Tafel nimmt die Kreuzigung einen Raum ein, dass die quergetheilten Nebenflächen je 58 cm Breite behalten. Auf diesen gewahren wir jedes Mal von oben nach unten schauend links Christus vor Pilatus in einer grünlichen, doch roth bedachten Halle gothischen Stiles und die Kreuztragung, rechts die Abnahme vom Kreuze und die Grablegung: jene

1) Jahrbücher LXVII, 122.

2) Photographien in der Sammlung des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde. Münster.

3) Vgl. meinen Holz- und Steinbau S. 41.

ist lebenswahr, diese ungemein innig und zart empfunden, besonders in der Art, wie sich die Mutter zum Kusse des verblassten Sohnes herabbückt[1]). Die Kreuzigung des Herrn inmitten der Schächer vollzieht sich in einem tiefen Thale, das zwei burgbekrönte Bergspitzen flankiren. Am bräunlichen, mit Bäumen und Gesträuchen schwach bestellten Boden liegen Schädel, einige Todte erstehen aus den Gräbern, oben im goldenen Luftraume schweben drei blaugekleidete Engel, um das Blut der Wunden des Herrn zu sammeln, der Engel für das Blut der Fusswunde schwebt nahe am Boden. Unten links die Gruppe frommer Frauen, von welchen Magdalena den Kreuzesstamm des Herrn umfasst, hinter ihr händeringend Johannes, rechts jene der Juden, trefflich motivirt, unter ihnen wieder einer mit dem breiten Metallgürtel, ein anderer mit der auch sonst wiederkehrenden Kokarden-Mütze; ein dritter im Vordergrunde liest ein Spruchband, das auch hebräische Schrift enthält. Höher stehen sich links und rechts die Kriegsmänner und Knechte gegenüber, vier von jenen und anscheinend ebenso viele von diesen hoch zu Ross. Ein Knecht unterstützt den blinden Longinus bei dem Lanzenstosse. Schlank ist die Gestalt des Herrn, hehr und tief sein Gesichtsausdruck. Die Schächer haben zu Häupten den Engel und den Teufel. Die Pferde sind grau bis auf eins in der rechten und zwei in der linken Gruppe, deren Braun in helleres Roth überspielt. Ein Grauer links nagt sich am Fusse, der Braune rechts schaut gestreckten Kopfes aus dem Bilde heraus. Also im ganzen Bilde heimeln uns an die Gestalten und Scenen bis auf Costüm und Beiwerk, nur sind die Gruppirungen hier freier entwickelt und, ich möchte sagen, oft lebenswahrer ausgestaltet, als uns seither begegnet ist. Namentlich zeugt die Haltung der Pferde ebenso sehr von der Naturbeobachtung, wie von dem Bestreben des Meisters, den Scenen ein wechselvolles Dasein zu geben, trotzdem die Thiere noch recht steif und schwach modellirt ausfallen. Christus in der Profilstellung vor Pilatus hat jenen einfältigen Gesichtsausdruck, der uns auch bei Laien auf dem Bilde der Nicolaikapelle vorkam; sonst charakterisiren die Männer wieder edle Köpfe mit bedeutsamer Haar- und Bartlage, längliche unten spitzig umschriebene Gesichter mit merklichen Jochbögen, kleine sanfte Augen sowie schlanke und engangelegte Gewandung die Frauen. Wenn der Goldgrund, der auch hier herrscht, der Leinwand-Unterlage, die Kleider der

1) Wir werden dies Motiv anscheinend schon um 1400 bei einem andern Meister in einem Werke zu Bielefeld wiederfinden.

Goldmuster in der gewohnten Pracht und Fülle, die Goldnimben der Namen entbehren, so sind das Mängel, die theils mit dem Kostenpunkte zusammenhangen, theils unter dem Hanthieren eines flachen Restaurators eingetreten sind. Nimmt man hinzu, dass das Colorit mit der Zeit so an Glanz verloren hat, dass man z. B. die Pferde nur mehr mit Mühe unterscheiden kann, so stellt sich das Bild gewiss weit schlichter und anspruchsloser dar, wie jenes zu Wildungen, in der Zeichnung, in der Auffassung und der Art des Vortrages unzweifelhaft als ein Werk Conrad's[1]).

Ihm gleicht ein 76 cm hohes und 52 cm breites Stück in Löb's Sammlung zu Caldenhof bei Hamm — eine Marter des h. Laurentius — bis auf den mit schwarzen Sternen besäten Grund in dem Ausdrucke, in der Behandlung der Augen und Haare, sowie in den hellen Tönen so sehr, dass wir kein Bedenken tragen, es auch unserm Meister zuzuschreiben. Der Kopf des Heiligen ist von einem profilirten Nimbus umgeben und von grosser Schönheit, das Zeitcostüm grünlich oder blassröthlich.

## Freckenhorst.

Drei 55 cm breite und 76 bis 82 cm hohe Tafeln, welche hier neben den Porträts der Liesborner Aebte im Pfarrhause hangen, erkennt man gleichfalls leicht als Bruchstücke eines grösseren Werkes von Conrad, trotzdem eine Uebermalung, anscheinend im vorigen Jahrhundert, sie mehrfach entstellt hat. Sie hat an der Lage und dem Colorit der Kleider corrigirt oder gar neue Faltenlagen geschaffen, das Zinoberroth mit einem kraftlosen Ziegelroth, die Vergoldungen mit blassem Golde überzogen, und dabei auch die Namen in den Nimben bis auf schwache Spuren vertilgt. Nur an die Gesichter, an die Züge, welche die Augen umspielen, und an das gekräuselte Haar hat sich der Pinsel nicht gewagt; daher leuchtet uns hierin noch ungetrübt, wie in den hellen Tönen, der Geist des Soester Meisters entgegen. Die Luft ist golden mit Spuren einpunktirter Blumenkämme an den Rändern, der Grund verschieden je nach der Scene. Die drei Stücke versinnlichen den Verrat des Herrn, seine Geisselung und die Versammlung der Apostel um Maria.

1) Obwohl es für eine spätere Entstehung kein Anzeichen gibt, versetzt C. Becker es im Kunstblatte 1843 S. 378 in die Jahre 1460—1480. Vgl. Lübke a. O. S. 343.

Anlangend das erste Bild, so gruppiren sich im Lichte von zwei Fackelträgern des Hintergrundes die Häscher um Christus, der den Kuss des Verräters empfängt und zugleich dem Malchus das Ohr heilt. Petrus hat, wie der Herr, einen Nimbus; eine Gestalt zur Linken bezeichnet das goldige Gewand mit aufliegendem Blattwerke und einer stahlfarbigen Bekleidung als den Rottenführer. Die mit wenigen Blümchen bewachsene Stätte umgibt ein Zaun und über demselben schaut von einer Höhe herab auf den Vorgang eine Gestalt in Ritterrüstung, begleitet von einigen Männern. Die arg beschädigte Rückseite war hier bemalt mit einer figurenreichen Scene, wahrscheinlich mit dem Tode der h. Maria.

Die Geisselung vollzieht sich im Hause des Pilatus, in einer graufarbigen Halle, deren Fenster reine Masswerkformen, deren Boden dunkelbräunliche Fliesse mit Waffelmustern decken. Ein Scherge bindet die Füsse des Herrn an die Säule, ein anderer zu seiner Rechten hält eine Ruthengeissel, ein dritter holt bereits zum Schlagen aus; links von ihm steht eine vornehme Person in einem Goldornate mit erhabenen Mustern, der Landpfleger, und eine zweite, wohl ein Pharisäer, in einem langen Gewande mit einer Kaputze.

Im dritten Bilde erblicken wir den Kreis der Apostel und in ihrer Mitte die h. Maria, also entweder die Ausgiessung des h. Geistes oder die Zusammenkunft der Apostel mit Maria vor ihrem Tode[1]). Weitere Beigaben, welche die Entscheidung geben könnten, fehlen oder sind verschwunden. Das Obergewand der Gottesmutter ist blau, das Untergewand goldig mit erhabenen Zierden, der Boden abwechselnd grau und schwarz quadrirt. Die reichen Gewänder und die Verschwendung von Goldfarben bekunden, dass die Stücke einer der prachtvollsten Arbeiten unseres Meisters angehörten.

## Darup,

eine kleine alte Pfarrei, östlich von Coesfeld, ist von den Historikern mehrfach, von den Kunstforschern unverdienter Weise fast gar nicht beachtet. Die Kirche bewahrt ein altes Tafelgemälde, kunstalterthümliche Gegenstände und stellt selbst ein schönes gothisches Bauwerk dar, welches bei hoher Lage und schlanken Verhältnissen den ältern viereckigen Westthurm in den Schatten stellt. Der Thurm hat näm-

1) Vgl. A. Schultz a. a. O. S. 31.

lich ausser der Thüröffnung blos Mauerschlitze, im obersten Geschosse formlose Schallöcher und ein niedriges im Osten und Westen von abgetreppten Giebeln eingefasstes Satteldach. Nur das Grätengewölbe des Untergeschosses mit seinen stumpfen Kragsteinen und darüber in der Ostmauer ein vormals offener Rundbogen bezeugen noch seinen romanischen Ursprung. Die Kirche ist drei Kreuzgewölbe lang, auf kurzer Vorlage mit einem dreiseitigen Chore abgeschlossen, im Norden[1]), wie hier zu Lande selten, am Niederrhein häufig vorkam[2]), mit einem Seitenschiffe erweitert, das niedrig, schmal und mit drei Kreuzgewölben bedeckt ist. Es sind die beiden Säulen, welche die Scheidebögen tragen, rund und mit kämpferartigen Capitälen versehen, alle Gurten blos abgeeckt, die Masswerke der Fenster theils rein, theils fischblasig. Zwei Meisterzeichen und die Jahreszahl 1674 am östlichen Scheidebogen beziehen sich offenbar auf eine Restauration oder den Bau der Orgel, welche früher am Ostende des Nebenschiffes lag. Die Kirche gehört wahrscheinlich dem Anfange des 15. Jahrhunderts an, ebenso wie das Tafelgemälde.

Dies ist ein Werk Conrad's und zwar im Ganzen ein verkleinertes Nachbild der Warendorfer Tafel. Mit ihr theilt es die Farbenstimmung, die ungeziertere Ausstattung und verschiedene Züge der Darstellung — nur dass es in allem Betrachte noch schlichter erscheint, weil es von Haus aus für eine Dorfkirche bestimmt war. Denn erst in unserer Zeit ist es aus einem Verstecke im Thurme hervorgezogen, auf den Seitenaltar gestellt, der nothwendigsten Restauration unterworfen, und dabei namentlich die stellenweise in grossen Blättern sich ablösende (Tempera-)Farbe dem starken Kreidegrunde wieder aufgeheftet. Es misst 125 cm in der Höhe, 190 cm in der Breite, und während das Hauptbild die ganze Höhe einnimmt, bleiben für die Seitenstücke, die je wieder auf halber Höhe getheilt sind, 57 cm Breite übrig. Der Meister schildert, also in fünf Bildern, die Leidensgeschichte, so dass die Kreuzigung wieder den mittleren und grösseren Raum füllt, Ihr voran gehen links die Geisselung und Kreuzschleppung.

„Die fürchterliche Vorrede zur Kreuzigung“ vernehmen wir wieder in einer offenen Halle. Vier Schergen vollführen die Geisselung und zur Linken des Herrn steht Pontius Pilatus im Zeitcostüm und wesent-

1) Meine Kunstgesch. Beziehungen S. 12.

2) Daselbst S. 12 ff. und Pick, in den Annalen des historischen Vereins für den Niederrhein XXIV, 317.

lich ausgezeichnet durch ein von der Schulter schräg über die Brust gezogenes Schwert-Bandelier in Form des uns bekannten Metallgürtels. — Sodann trägt Christus im Vordergrunde eines zahlreichen Gefolges sein Kreuz und Simon von Cyrene fasst hinter ihm, ohne besondere Theilnahme, an den Langbalken.

Im Hauptacte fehlen die Schächer, — ein Mangel, welchen die Bestimmung des Werkes und der kleine Raum veranlassten. Während den Hintergrund wieder jederseits ein Berg mit hochstämmigen Bäumen von pilzartigen Kronen flankirt, sind die Personen, welche der Kreuzigung anwohnen, für einen hohen Augenpunkt berechnet in zwei wagerechte Reihen geordnet, in eine höhere hinten und eine niedrigere im Vordergrunde. Dort drängen links und rechts die Henker und Pharisäer zum Kreuze hin, unter ihnen jederseits zwei bis drei Berittene, so namentlich rechts der Hauptmann mit dem Spruchbande. Links ihm gegenüber stossen Longinus und Stephaton den Speer in die Seite des Gekreuzigten; zwei gleichgültige Zuschauer links vermitteln eine Verbindung der hintern mit der vordern Gruppe. Hier links die frommen Frauen, deren zwei die ohnmächtig zusammengesunkene Mutter halten. Hinter ihnen kreuzt Johannes ganz ergriffen die Hände über der Brust. Rechts umfasst Magdalena das Kreuz und leitet über zu den vier Juden, welche den rechten Flügel bilden. Einer von ihnen trägt einen grauen, bienenkorbförmigen Hut, ein weissliches Obergewand mit Hängeärmeln, einen spitzig geflochtenen Bart, daran eine rothe, um den linken Arm geschlungene Cordel und an dieser ein unserm Meister auch sonst eigenes Täschelchen von dreiseitiger Form. Der, welcher dem Kreuze am nächsten steht, reisst, wie auf dem Kölder Bilde, anscheinend der Magdalena oder dem Johannes ein Maul. Den bräunlichen Boden kennzeichnen neben einigen Pflanzen Gebeine, Schädel und offene Gräber, aus denen Todte erstehen, ähnlich wie auf dem Warendorfer Stücke, und eine freie Stelle am Fusse des Kreuzes beleben zwei graue Windspiele, also fast genau wie zu Wildungen.

Rechts im obern Seitenfelde liegt Christus bis auf's Antlitz vom Leichentuche umhüllt in einem halboffenen Sarge, der, wie in der Regel, vier gerade Wandungen und einen flachen Deckel hat; Engel umgeben das Grab. Im Hintergrunde erscheinen die Oberkörper der frommen Frauen, im Vordergrunde die Wächter, welche eiserne Hüte und sonst blos das Zeitcostüm mit dem Metallgürtel tragen, genau so in der letzten Scene, wo Christus halbbekleidet mit dem Kreuzpanier dem offenen Sarge entsteigt; das Kreuz zeigt statt des Oberarmes nur

die Inschrift. Also auch in diesem schlichten Werke paart sich ein scharf realistischer Zug mit dem idealen in einer Art, wie wir es bei unserm Meister gewohnt sind. Der Erdboden ist bräunlich, mit natürlichen Gewächsen bedeckt, die Bautheile sind in dem Stile, die Personen in den Costümen, die Physiognomien nach den Charakteren gegeben, die der Zeit oder dem Leben eigen waren, und mit den Pferdegruppen in der Golgathascene, sowie besonders mit den beiden Windspielen greift der Meister schon kühn und glücklich in das Leben der Thiere. Aber der Himmel ist goldig und die Heiligen zeichnen aus eine ideale Bekleidung und Goldnimben, die wie zu Warendorf nur mit punktirten Kreisen verziert sind. Der holdselige, empfindsame Ausdruck wiederholt sich in den ovalen, am Kinne etwas zugespitzten Köpfen, die indess hier nicht so sorgfältig ausgeführt und daher so ideal verklärt sind, wie in Wildungen und Fröndenberg. Die Anatomie der Schultern, Arme und Hände bleibt mangelhaft.

## Fröndenberg.

In der einstigen Kirche der Cistercienserinnen zu Fröndenberg an der Ruhr, südwestlich von Soest, haften an der Wand zu Seiten eines oben mit Schnitzereien, unten mit einer Ziernische verschönerten Holzstückes zwei 147 cm hohe, 121 cm breite Tafeln[1]) — der Rest eines Altaraufsatzes, dessen Flügel vor einigen Jahren zu Grunde gegangen sind. Diese enthielten angeblich innen zwei Scenen aus dem Leben Maria's, und zwar einerseits die Unterweisung Marias durch Anna, anderseits Joachim bei seiner Heerde, aussen Einzelgestalten, darunter auch den h. Mauritius, die Rückflächen der Mittelstücke nur wunderliche Arabesken. Die beiden Bildtafeln sind durch ein farbiges Kreuz mit Möbel- und Metallornamenten je in vier oblonge Felder für Darstellungen aus dem Leben Maria's zerlegt, und davon kommen auf die linke oben, wie sie als Kind unter einer gothischen Halle vor einem auf neun Stufen[2]) erstiegenen Altare betet, während im Hintergrunde Joachim und Anna

1) Beschreibung und zwei phototypische Tafeln in den Kunst- und Geschichts-Denkmälern der Provinz Westfalen. Herausgegeben vom Westfal. Provinzial-Verein für Wissenschaft und Kunst. Stück I: Kreis Hamm bearbeitet von J. B. Nordhoff, Münster 1880, S. 139 ff.

2) Nach der Legende erstieg das dreijährige Mädchen fünfzehn Stufen, welche zum Tempel führten, ohne fremde Beihülfe. A. Schulz a. a. O., S. 9.

die gefaltenen Hände erheben, daneben wie sie hinter dem aufgeschlagenen Vorhange eines gothischen Gemaches den Gruss des Engels empfängt. Oben breitet Gottvater segnend die Hände aus, am Boden steht das Lilientöpfchen mit doppeltem Henkel. Unten links folgt der Besuch bei Elisabeth in einem von Spitzbogenfenstern beleuchteten Raume, daneben, in einem (Holz-) Stalle die Geburt Christi; im Vordergrunde links der h. Joseph mit einem Blasebalge das Feuerheerdchen zum Suppenkochen anfachend, rechts als Portrait eine kniende Nonne mit einem Spruchbande und dem Wappen — also die Stifterin des Gemäldes. Auf das rechte Blatt kommen links oben die Anbetung der Könige, deren Gaben Joseph im Vordergrunde sammelt, während hinten Ochs und Esel[1]) zum Vorschein kommen, rechts in einem bezinnten Kuppeltempel, dessen Wand das Bild des Moses zwischen zwei Gestalten enthält, die Darbringung, so dass, während links zwei Frauen, deren eine einen Korb mit Tauben trägt, stehen, die Mutter das nackte Kind über dem Altare dem harrenden Simeon zuführt; unten links vor einem zweikuppigen Gebirge mit einigen hohen Bäumen die Flucht nach Egypten, rechts, wie Christus als Knabe in einem baldachinartigen Sitze, das Buch auf dem Schosse, lehrt und von den Eltern rechts, wie von den zu seinen Füssen sitzenden Männern mit Andacht und Staunen angehört wird. In allen Scenen erscheint Joseph bärtig, mit langem, umgürtetem Mantel und einer dunkeln Kaputze. Der Hintergrund ist golden, die Architekturen, worin sich die meisten nämlich sieben Scenen, abspielen, zeigen, ob von Holz oder Stein, bis auf den Eselsrücken reingothische Formen, die Landschaft in der „Flucht nach Egypten" noch einen steif symmetrischen Bau, die Anbetung der Könige und das Lehren im Tempel herrliche Gruppirungen und Vertheilungen der Charaktere.. Und wiederum treffen wir ausser den reichen gothischen Architekturen schlanke Gestalten von sanfter Haltung, edler Gewandung und schöner Charakterisirung. — Wie reizend ist die h. Jungfrau, wie schön der Engel im Bilde der Verkündigung, wie wechselvoll sind die Gesichtstypen der bärtigen Israeliten zu Füssen des lehrenden Christkindes — länglich ovale Köpfe, kleine Augen, spitzes Kinn, hohe Stirnen, die Wangen bei den jungen Gestalten voll, bei den ältern je nach dem Charakter in Harmonie mit dem Flusse der Bärte gebildet. Oval ist wiederum der Kopf

1) Ueber die Bedeutung dieser Thiere A. Schulz a. a. O., S. 17. K. F. Borberg, Bibliothek der neutestamentlichen Apokryphen I, 268.

der Hauptfigur, edel und hoch der Ausdruck des Engels, dieser sowie das Kind mit dichtem krausem Haare versehen, die vornehmern Gestalten der Könige, des Simeon und selbst der Elisabet mit den reichsten Gewändern voll glänzender Metallmuster umhüllt und dem ältesten der Könige, der ganz hingegeben vor dem Kinde auf dem Schosse der Mutter kniet, fehlt auch der eckige Metallgürtel nicht. In den sichelförmigen Nimben scheinen die Buchstaben der Namen glatt aus dem punktirten Grunde hervor. Kurzum, wir betrachten hier wieder ein hervorragendes Bildwerk Conrads, das uns sofort an den Wildunger Altar erinnert, dem es auch in dem Schimmer der Metallfarben und im Reichthum der Ausstattung von allen grössern Werken am nächsten kömmt. Scenen, die beiden gemein sind, stimmen genau überein bis auf kleine Züge, die offenbar deshalb abweichen, um nicht als förmliche Copien aufzufallen. So flattert das Spruchband des Engels empor in der Verkündigung, so bläst Joseph hier bei der Geburt das Feuerheerdchen sitzend und mit einem Instrumente an, so steht das Kind bei der Darbringung bereits auf dem Altare, um dem Propheten entgegen zu gehen. Die Stilformen der decorativen Architekturen passen für die Zeit um 1400, und diese lässt sich noch genauer bestimmen nach der Lebenszeit des Nönnchens, das bei der Geburt unten das aufflatternde Spruchband: Miserere mei Deus hält. Nach dem Wappenzeichen, einem rothen Ringe im silbernen Felde, ist es Segele von Hamme, welche 1410—1421[1]) dem Kloster als Aebtissin vorstand, und das Bild[2]) gestiftet hat. Genauer noch fällt die Stiftung wohl in das Jahr 1421, zumal da nun nach archivalischen Nachrichten auch eine Fundation „to gelochte op den oversten altar" gemacht wird. Dies schöne Werk wurde also jedenfalls nach dem Vorbilde des Wildunger Stückes bestellt und ausgeführt, nur dass hier das Leben Maria's, dort das des Gottmenschen den Hauptvorwurf macht. Das Fröndenberger Gemälde erscheint nach äussern Haltepunkten als das jüngste unter den bekannten Werken Conrads; ob es sein letztes war, bleibt fraglich.

Wir behandelten die Werke Conrads, wie es der Gang der Beweisführung, nach dem erkannten Werke das fragliche zu untersuchen und zu beglaubigen, mit sich brachte. An Alter gehen wahrscheinlich

1) v. Steinen, Westfälische Geschichte I, 654.

2) Das Fräuleinchor war mit einem Bilde ausgestattet, vor dem auch die Aufschwörungen der neu eintretenden Canonessen stattfanden. v. Steinen a. a. O. I, 763, 751.

jene zu Köln, zu Soest in der Paulikirche, zu Darup und Warendorf voran, dieses weil es mit einer Scene anscheinend das Vorbild für ein anderes Werk um 1400 abgab, das Daruper, weil es diesem in der Behandlung so nahe steht, die beiden andern, weil noch Hände älterer Meister daran thätig waren. Es folgt das grosse Werk zu Wildungen 1402 oder 1404, und das ihm ähnliche der Nicolaikapelle zu Soest, dann vielleicht die Tafeln im Museum zu Münster und in der Pfarrei zu Freckenhorst, und endlich das Altarbild zu Fröndenberg. Das Bruchstück zu Caldenhof schliesst sich dem Formate nach an die Seitenstücke des Warendorfer Bildes, stilistisch jedem besten an.

## Conrad's Umgebung und Einfluss.

Von Conrad's Werken ist wohl nur Unbedeutendes mehr verschwunden oder unserer Kunde entgangen. Die Schwierigkeit der Technik, die Sorgfalt in der Ausführung und der Raumgehalt der Stücke setzten den alten Meistern ganz andere Schranken der Productivität, wie der neueren, geschweige der neuesten Malerei. Dass noch so viele und meistens so grosse Stücke von ihm geblieben sind, bürgt für ihre Schönheit und die Achtung, der sie bei der Mit- und Nachwelt genossen. Hat doch Conrad die Soester Malerei zu einer Höhe emporgeführt, dass sie der Kunst am Niederrhein ebenbürtig zur Seite trat und nach anderen Gegenden hin entweder Alles in den Schatten stellte, oder belebende Strahlen aussandte.

Seine Werke sind prachtvoll und harmonisch im Colorit, lebensvoll und dramatisch in den Handlungen, oft reich an Inhalt und theilweise von grossem Umfange. Wie klar ist die Gruppirung, wie natürlich die Motivirung, wie wahr und verständlich Stimmung, Affect und Handlung, wie treffend charakterisirt manches Gesicht, wie edel oder naturgetreu gebildet der Kopf und geformt der Kleiderwurf, wie glücklich manch' malerisches Motiv gehandhabt, wie weise das Böse und Pöbelhafte umgangen oder gemildert, wie geschickt herkömmliche Typen gepaart und versöhnt mit den Motiven aus der Natur. Die leichte Modellirung harmonirt, weit entfernt von technischer Schwäche, mit den verschiedenartigen Kunstwerken, welche in der Kirche das Gemälde umgeben, und steigert sich zu wunderbarer Wirkung in den zarten, gleichsam angehauchten Lichtern und in den Fleischtönen der Antlitze. Die Zeichnung, worin sich das ganze Kunstleben des Mittelalters so einheitlich bewegte, wird in Gesichtstypen und Gewandung oft meisterhaft.

Man vergisst die anatomischen Mängel der Körperbildung, der Hände, Arme und Schultern, einzelne typische Gruppirungen und Auffassungen, welche Tradition und Gewohnheit heiligten, wenn man betrachtet, wie verständlich die Personen ihre Rollen spielen, die Vornehmen in den reichsten, das Volk in den gangbaren Trachten der Zeit auftreten, Natur und häusliche Einrichtung so treu zur Geltung kommen. Das Portrait macht, wie im Fröndenberger Bilde, Fortschritte zum Charakteristischen, die Landschaft ist zwar noch schematisch angelegt, jedoch mit natürlichen Gewächsen ausstaffirt, die Architektur, die ihrerseits mit dem Linienspiel des Baulichen harmonirt, im Stile der Zeit gehalten. Das Leben der Thiere wurde studiert und verwertet, wie schon die Reitergruppen einiger Passionsscenen beweisen, und die Windhunde am Fusse des Kreuzes zu Wildungen und Darup sind ebenso naturwahr, wie ästhetisch wirksam angebracht, — doch über der natürlichen Landschaft unten schwebt oben eine goldene Luft. Die Heiligengestalten scheidet von den Menschen und der Natur die ideal-antike Kleidung, der Nimbus, der hehre Ausdruck bei den Männern und die holdselige Frömmigkeit im Gesichte und Wesen der Frauen. In höchster Schönheit sind dabei verklärt die Köpfe Marias und der Engel. Auch sie bekunden eine natürliche Seelenstimmung, die Heiligen stehen auf dem Boden der Natur und bewegen sich unter den Erdenmenschen. So versteht es unser Meister, die erhabensten Ereignisse menschlich aufzufassen und wiederzugeben, sie der Erde und unserer Empfindung näher zu rücken, das Irdische und Ueberirdische in einander fliessen zu lassen. War es nicht ein einem Shakspeare würdiger Wurf, die erhabenste Scene: ein Gottmensch erlöst mit seinem Blute die verstossene Menschheit, mit den leichtfertigen Spiele von Windhunden zu staffiren!

So aus der Natur und dem Seelenleben schöpfend reisst er die Malerei aus dem Hemmschuhe des Typischen und Starren und eröffnet ihr eine neue bedeutsame Zukunft. Den Zeitgenossen aber konnte er die frommen Vorwürfe um so eher und verständlicher in Natur und Leben kleiden, als diese den geschichtlichen, nicht den abstracten Inhalt des Glaubens veranschaulichten.

Denken wir zurück an die frühern Bilder der Schule, wie wenig Handlung und Personen ihnen eignen, wie blöde diese noch auftreten, wie viel Typisches und Hergebrachtes sie noch fesselt, erwägt man, wie Conrad dagegen den Bilderkreis erweitert und die idealen Scenen ins Leben rückt, wie er mit lichten, freundlichen Farben, mit plastischen Zierden und Metallfarben, welche an Glanz wieder mit den kirchlichen

Geräten und Gefässen wetteifern, vorträgt, nimmt man hinzu, dass die damalige Malerei erst stellenweise über Fahnenbilder, Schildereien und Anstrich hinweg an schönere Aufgaben sich wagte, und noch oft im Typisch-Starren befangen blieb, so sind die grossen Erfolge, welche Conrad erzielte, erklärt. Er erreichte sie für seine und die Folge-Zeit beim Publikum und bei der Künstlerwelt, in der Nähe und in der Ferne. Selbst die Bildnerei scheint von ihm zu profitiren.

Im Glanze seiner Werke hebt sich plötzlich die Soester Malerei. Um ihn als ihr Haupt schaaren sich die schwächeren Kräfte und ergeben sich seinem Einflusse. Die Eigenart gewisser Scenen und das Ungelenke ihrer Ausführung, welche uns bei den Bildern zu Soest, Köln und Wildungen aufstiessen, geben uns einen Fingerzeig, dass es unfähigere Hände waren, welchen er entweder die Ausführung gewisser Theile überliess, oder bei ihren Werken Hülfe leistete. Solchen kommen wohl jene untergeordnete Stücke zu, welche wir mit grösserem oder geringerem Muthe als Soester[1]) verzeichnen werden. Den Bei-

1) Von Hotho a. a. O., S. 435—437, werden nach Soest (S. 430) in die Zeit vor 1450 versetzt und genauer beschrieben drei Stücke, welche aus der Krüger'schen Sammlung zu Minden nach London gewandert sind; als ältestes eine Kreuzigung mit mehreren Heiligen aus Corvei, sodann ein Fragment, die Klage über den Leichnam Christi, fortgeschritten „in Naturtreue und tieferer Empfindung", und ausgezeichnet durch „sichere Gediegenheit der Form und Stellung, die energische Farbe, die kernige Charakteristik", und eine fast lebensgrosse Himmelskönigin. „Wie es jener zarteren Auffassung nicht an flüchtigen, fehlt es dieser derbern Richtung nicht an faustfertigen Meistern." Förster nennt davon im Kunstblatte 1847, S. 23, bei der Beschreibung der Sammlung die Kreuzigung aus Corvey, setzt sie jedoch schon in das Ende des 15. Jahrhunderts. Da diese Bilder zu London nicht zu sehen sind, kann ich Genaueres über ihre Stellung in der Soester Malergeschichte und ihr Verhältniss zu den beiden Hauptmeistern nicht beibringen. — Zwölf kleinere in eine Tafel vereinte Bilder aus dem Leben Jesu, von der Einsetzung des Abendmahles bis zur Auferstehung, im Besitze des Herrn Clavé von Bouhaben zu Köln, haben bei gefälliger Durchführung weniger in den Gesichtern, als in den blassröthlichen Farben der Zeittrachten, in den Gold- und Silberfarben der Ornate und in dem röthlichen Sitze Christi im Bilde der Verhöhnung Anklänge an die Soester Schule, der sie der Tradition zufolge angehören. — Beim Herrn Senator Culemann zu Hannover steht ein in jedem Flügel spitzgiebeliges Diptychon, 65 cm hoch und 23 cm breit, mit zwanzig kleinen Scenen aus dem Leben und Leiden des Herrn auf Goldgrund: oben in den Spitzgiebeln links die Vertreibung aus dem Paradiese, rechts Christus als Weltenrichter. Auch hier finden sich die Zinnen, hin-

fall, den das Publikum zollt, erkennen wir an der Zahl und weiten Verbreitung der Soester Bilder. Uebrigens spricht das Wirken der Kunstgenossen im Dienste oder in den Bahnen des Meisters auf der einen, dessen Theilnahme an ihren Werken auf der andern Seite laut für eine selbstlose Gegenseitigkeit und ein Streben aller Meister nach dem Besten, wie es nur in dem einheitlichen Bande des Zunftwesens und der gemeinsamen Ziele möglich war. Mit Namen kennen wir keine gleichzeitigen Maler in Soest, wie jene beiden Johannes, nach den Werken aber einen Meister, welcher Conrad löblich nacheiferte, und wesentlich zum Flor und Ruf der Schule beitrug.

Zu Kirchsahr in der Eifel steht ein Altarwerk[1]), welches um 1760 seinen alten Standort, die den Heiligen Crysantus und Daria geweihte Pfarrkirche zu Münstereifel, verlassen hat. So wenig darin rheinische, so klar liegen Soester Einflüsse vor. In der Mitte die Kreuzigung und sechs Leidensscenen, auf den Flügeln in jedesmal sechs Bildern die Kindheit Jesu und die Ereignisse von der Grablegung bis zum Pfingstfeste; aussen vier einzelne Heilige in ebenso vielen tiefrothen Feldern. An Conrad erinnern sofort die Metallfarben, Silberschaum und Goldschaum für Instrumente, Schwertscheiden und Schild, die Schwarzstrichung, die Sonderung der Felder durch Streifen von aufgehöhten völlig mit Gold belegten Kreideornamenten, die öftere Wiederkehr der Gewänder von Goldbrokat, der Eisen- und Kettenpanzer in Silberfarbe, die Vorliebe für das Roth, die vier um's Kreuz gruppirten Reiter, deren Pferde nach sinniger Naturbeobachtung entworfen sind. Ein Graubrauner links vom Kreuze wendet seinen Kopf vom Bilde hinweg, so dass schöne Körperpartien zum Ausdrucke kommen, ein Rothbrauner und ein Schimmel links vom Kreuze beriechen oder beissen sich spielend — ein seltenes Motiv und ähnlich jenem der Altarbilder zu Warendorf und Darup.

---

ter welchen die Vertreibung aus dem Paradiese spielt, die freundlich-weisen Augen der Männer, die krausen Haare, die bräunliche Carnation, doch auf den engen Räumen erscheinen die Gestalten bei guter Gruppirung gar klein, entbehrt das Einzelne der fleissigen Durchbildung, und nimmt das Ganze den Anflug eines farbigen Gekritzels. Dieses und das kleine Maass der Bilder sind uns bisher zu Soest nicht vorgekommen. Stammen beide Werkchen dennoch daher, so gehören sie Kunst- und Zeitgenossen der beiden Hauptmeister in der Art, dass das Culemannsche mehr auf eines Nebenbuhlers, das andere mehr auf Conrad's Weise hinauskömmt.

1) Beschreibung nach einem Briefe des Herrn C. J. Oppenheimer. — Vgl. Schnaase a. a. O. VI, 403.

Die Gemächer haben eine reiche Ausstattung, bei dem Betpulte der h. Jungfrau steht der Lilientopf. Gelungen sind der fanatische Eifer des lanzenstechenden Hauptmannes, der Ausdruck der Aufmerksamkeit bei den um den lehrenden Christus versammelten Pharisäern. Dass der Nasenrücken bei Maria gerade, einzelne Gesichter hässlich, andere misslungen charakterisirt oder von herberem Schmerzensausdrucke sind, und die Trauernden im Golgathathale sich nicht zu der grossartigen Gruppirung Conrad's erheben, kann uns als Merkzeichen dienen, dass wir es mit einem, allerdings fleissigen und gelehrigen, Schüler oder Nachahmer desselben zu thun haben. Ihn für einen Rheinländer zu halten, dazu könnte nur der Aufstellungsort bewegen. Alles deutet auf einen Nebenbuhler Conrad's, der in Soest seine Werkstätte hatte.

Es ist jener uns bekannte Künstler[1]), welcher ebenso die im Jacobi-Altare der Wiesenkirche angeschlagene Weise ausbildet, wie Conrad jene der jüngern Tafeln zu Caldenhof. Auch er opfert seinem grossen Kunstgenossen, namentlich in der Gruppirung, in den Physiognomien der Männer, dem weichen Wurf der enganliegenden Gewänder und der hellen glanzvollen Farbenstimmung, die er über seine Werke ausgiesst. Sonst verfolgt er mit Glück die ererbten Ortstraditionen, oder er bricht sich seine eigenen Bahnen. So voll des Lebens und der Kraft war damals die Kunststätte am Hellwege! Die Anwendung der Metallfarben, die bräunliche Carnation, die Architekturen, die reichen Interieurs sind als Erbtheile der Schule beiden Meistern gemein, — selbständig und eigenartig sind bei dem jüngern Nebenbuhler mancherlei Züge der Auffassung, die statuarische nicht so bewegte Anordnung der Personen, eine glücklichere Perspective, der Mangel des plastischen Beiwerks und, sofort merklich, die einfache Oval-Contour und die mehr plastische als malerische Gestaltung der Frauenköpfe, namentlich bei Maria. Ihre Nase wird gerade, ihre Wangen rund, fast gespannt, die Gesichter sind überhaupt schematischer und nur selten so ausdrucksvoll, wie bei Conrad.

Das schönste Werk dieser Hand ist auf dem Hauptaltar der Marienkirche zu Dortmund[2]) leider nur stückweise erhalten, und wahr-

---

1) Jahrbücher LXVII, 127.

2) Vgl. Passavant im Kunstblatte 1841, S. 415. C. Becker daselbst 1843, S. 869, Schnaase VI, 432 und Lübke S. 340 auch über die Bilder der Rückseite; ausführlicher doch fehlerhaft beschrieben von Hotho I, 432 —433.

scheinlich verstümmelt, als es einem barocken Aufsatze eingefügt wurde, welcher laut chronogrammatischen Inschriften 1659 vom Bürgermeister Dethmar Wessel Nies angeschafft wurde. Unten links die Geburt Christi; die Wöchnerin in blauem Kleide unter rother Decke küsst das kraushaarige Kind, neben ihr steht Joseph mit breiter Nase in rothbraunem Mantel und bläulichem Rocke gestützt auf den Stab. Darüber in blauem Gewölke Engelchen mit bräunlichen Haaren, — rechts die Anbetung der Könige „festlicher in der Farbe und gelungener im Ausdruck"; oben schweben in goldener Luft drei Engel mit dunkeln Haaren, rothen Kleidern und Schwingen; Maria sitzt auf rosenfarbener mit goldgemustertem Teppiche belegter Bank mit dem Kinde, um welches sich die Könige und Diener mit den Gaben zum Kusse oder zur Verehrung schaaren. Das Bandelier eines Königs verziert fortlaufend ein dem m ähnlicher Buchstabe in weisser Farbe. Oben hoch folgt in gefälliger Perspective der Tod Maria's. Sechs Engelchen mit blauen Gewändern und Flügeln umschweben das Haupt der schönen Jungfrau, welche in hellviolettem Kleide unter blauer Decke auf ihrem schräg durch das Bild gestellten Bette ruht; von den Aposteln bläst einer, etwas abgewandt, das Feuer an in dem emporgehaltenen Weihrauchfasse, ein anderer, welcher die Kaputze des rothen Mantels über den Kopf bis auf die Augenlider gezogen hat, betet mit tiefer Andacht in einem Buche, Johannes reicht auf der Gegenseite der Scheidenden die Palme, das goldige Gewölk durchschwirren wieder Engel wie durch (punktirte) Mattirung gebildet. Nimben kommen nur Maria und dem Kinde zu. Das letztere ist im Bilde der Anbetung sehr natürlich, der Kopf Marias oval rundlich und hellblond umlockt, und im Todesbilde sehr lieblich und unschuldig; neben der bräunlichen Gesichtsfarbe der Männer überrascht im Antlitze Maria's ein fast grünlicher Ton, gleichwie in den Brokatgewändern die Grösse und Schönheit der Goldmuster.

Lässt sich auf dies Werk die Nachricht[1]) beziehen, dass 1431 von den vier Brüdern von Berswordt der Kreuzaltar in der Marienkirche gestiftet ist, so haben wir das beiläufige Datum der Entstehung. Der Stil und die Pracht, welche selbst diesen Bruchstücken noch anhaftet, sprechen nicht dagegen, eher die Darstellungen; denn sämtlich dem

---

1) Stangefol, Annales circuli Westphalici Coloniae 1656, p. 493. Anno 1431 indict. 9. Fundatum fuit hoc anno Tremoniae in templo sanctae Mariae virginis altare sanctae crucis a quatuor fratribus de Berswordt . . . quemadmodum litterae fundationis hoc ipsum testantur.

Leben Maria's entlehnt, entsprechen sie nicht der Bedeutung eines Kreuzaltares, weit eher der Titelheiligen der Kirche.

Dieselben Formen, wenn auch noch härter ausgeprägt, zeigt das bildreiche von decorativen Architekturen und von Statuen umrahmte Blatt des Hauptaltars der Marienkirche zu Bielefeld[1]): es behandelt gleichfalls das Leben Maria's in einem Hauptbilde mit zwölf Seitenstücken, doch einfacher und miniaturhafter. In der Paradieses-Scene des Hauptbildes schauen von einem Ueberbaue fünf Engelchen hernieder zu der h. Jungfrau, die auf breitem mit einem grünen, grossgemusterten Teppiche belegten Steinthrone sitzt und das stehende Jesus-

1) Waagen im deutschen Kunstblatte 1850, S. 308, Schnaase VI, 430 f., Förster im Kunstblatte 1847, S. 21, Passavant daselbst 1841, S. 415. In der Sammlung Krügers zu Minden, die später nach England verkauft ist, befanden sich Stücke, welche E. Förster dort folgendermassen schildert: Erstes Verbot, Sündenfall und Vertreibung aus dem Paradiese in 3 Tafeln (49 Zoll breit, $22^1/_2$ Zoll hoch). Ferner in gleicher Grösse und Eintheilung: Verkündigung (Heimsuchung, Geburt) — Anbetung der Könige, Beschneidung, Flucht nach Egypten — Judaskuss, Dornenkrönung, Geisselung — Christus vor Pilatus, Kreuztragung, Kreuzigung — Himmelfahrt, Ausgiessung des h. Geistes, Jüngstes Gericht. — „In dem Meister dieser Bilder verkündet sich eine reiche, blühende Phantasie und edle Ausdrucksweise mit einer sehr kunstgeübten Hand. Seine Gestalten, wo sie nicht absichtlich verzerrt erscheinen, sind von würdiger Haltung, seine weiblichen, namentlich Maria, von grossem Liebreiz und milder Innigkeit, die rundlichen Köpfe der Frauen mit ihren schön geschnittenen Augen und licht gewölbten Augenbrauen, die sanft gespaltenen vollen Lippen und das weiche Kinn erinnern lebhaft an das Werk des Meisters Wilhelm von Köln, aus dessen Schule dieser Meister hervorgegangen zu sein scheint. Die Zeichnung selbst des Nackten, ist ziemlich gut verstanden, die Farbe flüssig und weich verschmolzen, die Färbung aber etwas kreidig mit grauen und grünlichen Schatten. — Diese Gemälde stammen aus der Gegend von Bielefeld und stimmen vollkommen mit dem Werke auf dem Hochaltare der dortigen Kirche, auf dessen (nun zertrümmerten) Rahmen die Nachricht enthalten war, dass das Bild im Jahre 1400, schon an diesem Orte aufgestellt war." — Allein in dem Lichte von Hotho's I. 261 ungleich sachlicherer Darstellung können sie weit älter und Arbeiten des Meisters der ältern Tafeln zu Caldenhof sein. „Die häufig sackartigen Gewänder — der dreiviertel Fuss hohen Figuren — fast ohne Faltenwurf, stehen aber weit unter Meister Wilhelm. Auch den nackten Gestalten fehlt alle Wahrheit. Die Köpfe mit übermässig hoher Stirn und sehr langem Kinn, gehören ausserdem durch stark einfallende Schläfe und breite Backenknochen dem Meister eigenthümlich an. Der Mund mit den vollen Lippen ist nicht selten schief gestellt. Der graugelbliche tiefere Fleischton erhält mehr durch weissliches Licht als durch Schatten Rundung."

kind hält, von verschiedenen Heiligen umgeben — ein Motiv, das uns im Kerne längst bekannt ist. Es kehren wieder das beliebte Roth, die Goldmuster der Gewänder, nur schwächer ausgeprägt, das lange Gewandgefält, die lebhaften Haare und kleinen Augen, welche bei den Männern noch gleichgültig, wie in den ältesten Bildern der Schule, ausschauen, die grünlichen Schatten im Fleischtone, rechtorts auch die kraus bewachsene Landschaft. Die Grablegung vollzieht sich genau, wie in einer Nebenscene des grossen Warendorfer Bildes — ein Beweis, wie der Meister von Conrad lernte und welch' enger Verkehr unter den verschiedenen Werkstätten bestand. Die Architekturen erscheinen schwerer, gemischt mit Rundbögen, die Anatomie behelflicher, die Carnation dunkeler, die Männerköpfe unklarer charakterisirt, die Haltung gezierter, die Nimbenkreise einfacher, wie in dem Dortmunder Werke. Die Frauenköpfe haben hohe Stirn und langes Kinn, — im Hauptbilde rundliche Contour und volle Wangen, die bei Maria fast straff werden. Wir stehen hiernach wohl vor dem ältesten Werke dieses Meisters, das einst auch die Jahreszahl 1400 getragen haben soll. In die selbstständigen Elemente mischen sich demnach mehrfach traditionelle oder Einflüsse von Conrad.

Beide Stücke, das schöne zu Dortmund und das unvollkommene zu Bielefeld, erweisen sich als Leistungen unserer Schule durch ihre Verwandtschaft mit andern Werken, welche in Soest noch vorhanden sind oder nachweislich vorhanden waren. Von hier und wiederum aus St. Walpurgis[1]) stammt das grosse Tafelbild mit dem Tode Maria's im

1) Ich kann nicht umhin, über den baulichen Zustand dieses Klosters, dessen Kunstliebe so viele Malerwerke gestiftet und uns erhalten hat, einige Bemerkungen hier anzuknüpfen. Vom Kloster, das im Norden der Kirche lag, habe ich Nichts mehr, von der Kirche nur das Langhaus ohne Gewölbe gekannt. Nach Aufhebung des Stiftes hat die Kirche als Kornmagazin gedient und durch Einbauten und Verstümmelungen ihre Gesammtwirkung wie ihre edleren Gliederungen eingebüsst. Im Jahre 1878 ist sie zum Abbruche verkauft und die Stätte des alten Stiftes jetzt schon mit mehreren Hausbauten besetzt. Das gegen 1165 (vgl. Jahrbb. LXVII, 101) gegründete Stift lag ursprüngilch ausserhalb der Stadtmauern im Norden der Stadt, ward aber in der Soester Fehde, nachdem man die Kostbarkeiten und Kunstwerke ohne Frage anderswo geborgen hatte, so verheert, dass es nach dem Waffenstillstande von 1449 in die Stadt verlegt wurde und zwar auf eine beträchtliche Anhöhe im Nordwesten. Der Neubau währte bis 1470, der Haupttheil des Chores war 1485, der Chor erst 1506 fertig (vgl. C. Becker in Kugler's Museum III, 373). Wären diese Angaben nicht so bestimmt, man hätte der Kirche in dem Zustande, wie ich sie sah, ein höheres

Museum zu Münster, und nur der schadhafte Zustand sowie der Pinsel, der später in Soest so viel Unheil angerichtet, können Anlass gegeben haben, seine Verwandtschaft mit dem Altarbilde der Marienkirche in Dortmund zu leugnen[1]). Das Hauptbild flankiren links die Verkündigung, rechts die Anbetung der Könige. Die Anordnung ist einfach, die Arme und Hände leidlicher geformt, der Kopf Maria's wieder plastisch und in ovalerm Umrisse. Ihr Bett umstehen die Apostel in verschiedenen Verrichtungen — einer liest mit der Kneifbrille, ein anderer bläst das Weihrauchfass an, ihr blondgelocktes Haupt umgeben Engel, deren einer ihren Mund, ein anderer ihre Augen zudrückt; im Gewölk schwebt Christus, der ihre Seele in Mädchengestalt emporträgt[2]). Die Verkündigung erfolgt in einer röthlichen Halle, wo auch das Lilientöpfchen nicht fehlt, und darüber schaut aus einem Wolkenkranze Gottvater im Niveau des Sohnes über dem Hauptbilde, wie vielleicht einst der h. Geist über der andern Nebenscene, der Anbetung, die gerade oben ihre Farbe verloren hat, sonst noch gut erhalten ist. Vom Vater geht dort deutlich der Lichtstrahl mit dem Symbole des h. Geistes auf die Gebenedeite herab; hier sitzt Maria auf einem röthlichen und grauen Baldachin-Sessel und das nackte Kind auf ihrem Schoosse nimmt bei einer gesucht graziösen, Kölnischen Motiven ähnlichen Lage der Beine die Huldigung und Gaben

---

Alter zuerkennen sollen; so rein und strenge waren ihre Dispositionen und Stilcharaktere. Sie war einschiffig, hoch und drei quadratische Gewölbe lang, deren Seiten je 13 Schritte betrugen, gen Westen mit einem viereckigen, einmal gewölbten, Thurme besetzt. Der Chor hatte eine lange gewölbte Vorlage und einen fünfseitigen Schluss. Hier stiegen in den Ecken starke, zum Theil nicht eingebundene Rundsäulen, im Schiffe noch mächtigere Wanddienste als Stützen der kräftigen, anscheinend blos gefasten Rippen empor. Seitlich abgeeckte Lanzetfenster geben dem Langhause, kleine spitzbogige, oben mit Nasen unten mit Eisenstabwerk verschlossene Fenster gaben dem Thurme das Licht. Am Scheidebogen des Chores stand die Inschrift Renovatum MDCCXXV (1725). Die ornamentalen Steinmetzarbeiten, welche ich in Trümmern fand, hatten sämmtlich kräftige Profile oder Blenden von edlen Maasswerken, nur an einer Nischenabdeckung zeigten sich Spuren von Fischblasen. Der grünliche Baustein war aus den Gruben der Umgegend gewonnen. Vgl. Weddigen, Westphälisches Magazin II, 280.

1) Zuerst erkannt von C. Becker im Kunstblatte 1843 S. 369, verkannt von Lübke S. 341 f., vgl. Becker in Kugler's Museum III, 374, besonders Schnaase VI, 431.

2) Nach der Legende nahm der Engelfürst Michael die Seele in Empfang A. Schulz a. a. O. S. 31.

der Könige entgegen. Links im Hintergrunde steht Joseph, rechts der Schwarze, geschmückt mit einer kugelbehangenen Goldkette, im Vordergrunde knien die beiden Gefährten. Ortsüblich lassen sich an die schwachbewimperten Augen, die fliessenden Gewänder, die wirksam, doch mässig angebrachten Metallmuster und Schriftzüge der Kleider und Teppiche und die Farbe der Architekturen, welche hier späthgothische Formen haben. Farbige Muster bilden den Boden, Gold den Hintergrund. Mit dem leider zu sehr abgeblätterten Farbenüberzuge des Rahmens hat auch gelitten die Inschrift: Joannes Blanckenberg prepositus huius ecclesie . . . Dieser Probst bekleidete sein Amt von 1422 —1443 und da er als Donator mit kahlem Scheitel aber ungebleichten Haaren portraitirt ist, so mag das Werk bereits in seine spätern Jahre fallen, etwa in die dreissiger des Jahrhunderts.

Soester Gepräge tragen auch die meistentheils gepaarten Gestalten von Aposteln und Propheten[1]) auf der vergoldeten Predella des Hauptaltars der Marienkirche zu Osnabrück und die einfach gehaltene und schwach modellirte Gewandung; zumal die Physiognomien und der Augenausdruck passen für keinen andern Meister so, wie für den Nebenbuhler Conrads. Das schmale Stück, das auch stilistisch in den Anfang des 15. Jahrhunderts gehört, wird Niemand mit Passavant[2]) für vorzüglicher halten, wie die zwei weiblichen Heiligen (Ottilia und Dorothea) im Museum zu Münster.

In den (untern) Füllungen eines südlichen Chorfensters der Wiesenkirche zu Soest sind der Dreitheilichkeit gemäs drei Figuren ungefähr lebensgross in Farbe angebracht worden und davon heute noch nach Inschriften kenntlicher die Muttergottes (mit dem Kinde auf dem linken Arme) und die h. Elisabet als Witwe, die ein Hemd über eine nackte Gestalt hält. Die dritte, mittlere Figur erscheint nur mehr als Mannsgestalt mit weissem Barte und phrygischer (?) Mütze. Diese Wandgemälde mit den lichten Farben, den ovalen Köpfen, rundlichen Wangen, den engen und mässig gefältelten Kleidern zeigen dieselbe Hand, die sich in den Altartafeln zu Dortmund, Bielefeld und Münster verewigt hat. Unser Meister ist also auch Wandmaler, doch nicht mit Bestimmtheit der Urheber des früher besprochenen[3]) Wandbildes der Paulikirche: die überreiche fast verworrene Entwick-

1) Vgl. Springer, Mittheilungen der k. k. Central-Commission V, 125.
2) Im Kunstblatte 1841 S. 414. Vgl. Lübke S. 344.
3) Jahrbücher LXVII, 114.

lung des Baldachins über der Patrocli-Figur, deuten auf einen andern Meister, der Conrad in der krausen Haarbildung, dessen Nebenbuhler in den runden Wangen folgt.

Genug, unser Meister steht würdig neben Conrad, doch nicht unbeeinflusst. Des letztern Schöpfungen sind zu imposant, dass er ihnen nicht Motive und Scenen entlehne. Waren doch die Ideen in alter Zeit Gemeingut, und erst ihre Ausgestaltung, die Form, macht den Meister. Wie weit hat er den Jacobi-Altar der Wiesenkirche, dessen Formen und Typen seinen Ausgangspunkt bildeten[1]), überholt und durch immer höhere Vervollkommnung seines Ideals in den Schatten gestellt! Wie Conrad vorzugsweise das Leben und Leiden des Herrn schildert, so wird sein Hauptfeld ein lyrisches: das Leben der Mutter Gottes[2]); wenn jener die Tafelmalerei cultivirt, so beherrscht sein Nebenbuhler mit seiner Farbenkunst auch die Wandfläche. Conrad's Bahn liegt offen vor uns bis in die zwanziger Jahre des 15. Jahrhunderts, die des Nebenbuhlers noch wohl um ein Jahrzehnt weiter, jener steht noch tiefer im 15. Jahrhunderte, dieser tritt vollständig erst mit dem Altarwerke zu Bielefeld auf, und schreitet dann, nach stilistischen und andern Anzeichen, vor zu den Altarbildern in Münster und Dortmund und dazwischen vertheilen sich die kleinern Stücke.

Wie hiess der Mann, der eine ältere Kunstrichtung meisterhaft entwickelte, gleichzeitige Vorbilder benutzt, und doch sein Formenideal so selbstständig verfolgt und durchbildet? Wir kennen Malernamen jener Zeit, — sie mit bestimmten Werken verbinden, hat seine heikeln Seiten. Sofern man es thut und gestattet, möchte ich ihn für den jüngern Maler Johan halten; ein Maler Johan tritt[3]) 1398 als Soester Bürger auf, ein Maler Johan leistet 1424 noch Bürgschaft für einen Neubürger, genoss also Vertrauen und Ansehen in seiner Vaterstadt. In der Zeit von 1398 bis 1430 ist dies auch der einzige Maler, den ich in den Stadtbüchern angetroffen habe.

Aus der ganzen Umgebung Conrad's ragt dieser Mann wie ein Meister hoch hervor, er schafft grosse, glanzvolle Werke bis in die Ferne, doch ist seine Selbstständigkeit nicht so stark, um sich des

---

1) Vgl. Jahrbücher LXVII, 127.

2) Zappert kennt in seiner Epiphania aus der Kölner Schule nur zwei, aus Westfalen gar keine Darstellungen der drei Weisen, Sitzungsberichte der Wiener Akademie der Wissenschaften, Philos. histor. Classe 1857 XXI, 291 ff. 305.

3) Jahrb. LXVII S. 127.

Einflusses des Hauptmeisters ganz zu erwehren. Er hat Conrad redlich unterstützt, die Kunst der Vaterstadt auf ihre erste Höhe zu erheben, ihr Ansehen und Macht zu verleihen, und wie Conrad hat auch er, zumal in der Ferne, Nachfolge gefunden.

Die Soester Schule erlitt mit dem Heimgange beider Künstler herbe Verluste, doch keine Unterbrechung ihrer Thätigkeit. Ein Jacob maler folgt 1430 in den Stadtbüchern, und 1442 wandert von Soest ein anscheinend junger Maler Gerhard nach Köln[1]), vielleicht um einen Meister aufzusuchen, wie ihn die Vaterstadt an Conrad verloren hatte[2]). Und Hotho[3]) schliesst nach gewissen Bildern, es habe sich hier vor 1450 eine Richtung Bahn gebrochen, „welche in der Färbung bei gesteigerter Kraft auch das Harte nicht scheut, weil sie gleichmässig in Charakteristik und Form das Tüchtige und Ernste vorzieht". — Das Fundament dazu hatte gewiss Conrad mit seinen realistischen Zügen gelegt. Wie sich dann bald trotz der betrübten Fehdejahre sein naiver Realismus mit dem Idealismus paart, um noch einmal auf der Scheide der alten Welt in aller Lieblichkeit und Pracht aufzuleuchten, beweist die Schule des sogenannten Liesborner Meisters. Dieser war allen Anzeichen nach, wie anderswo erörtert wird, Conrad's grösster Nachfolger. Wie bei ihm das Empfindungsvolle und Prächtige[4]), so wiederholt sich das letztere oft mit plastischen Zuthaten noch bis ins 16. Jahrhundert in den Schulen von Dortmund, Münster und Geseke. Das älteste Werk, die Flügel des geschnitzten Altarschreines der Reinoldikirche zu Dortmund, tragen in der Auffassung und Durchführung schon den Charakter einer heimischen Localschule — allein die einpunktirten Damastmuster auf dem Goldgrunde und die Leistchen von gemalten Edelsteinen[5]) sind deutlich Nachahmungen der altsoester Art und zumal jener Conrad's.

1) Meine Kunstgeschichtlichen Beziehungen S. 14.

2) Vgl. S. 15, 28. Hotho a. a. O. I, 430 „Meister Stephan findet keinen westfälischen Nebenbuhler, wie Wilhelm noch zuvor in dem Meister der h. Ottilia und Dorothea" — nämlich in Conrad.

3) a. a. O. I, 435—437 — vorher S 18.

4) Dies hebt gerade der wortkarge Chronist hinsichtlich der Liesborner Hauptgemälde besonders hervor: Quae quidem altaria appositis tabulis operose ornavit (scil. abbas Henricus), ita auro coloribusque distinctis, ut ipsarum artifex iuxta Plinii sententiam apud Grayos in primo gradu liberalium magister digne haberi possit. B. Wittius, De abbatia Liesbornensi in der Historia . . . Westphaliae. Monasterii 1778. p. 773.

5) Passavant im Kunstblatte 1841 S. 415.

Erst nach dem Heimgange beider Meister bilden sich im Vaterlande weitere Localschulen von Dauer und Bedeutung, jene zu Dortmund noch wohl vor der Mitte des 15. Jahrhunderts[1]). Bis dahin mangelt es auch in den bemittelten und kunstholden Ländern von Münster, Minden und Osnabrück an Bildern[2]) idealen Stiles. Was sich ausser Kölnischen Strandläufern[3]) findet, gehört Soest und Umgegend oder weist auf geraden oder verschlungenen Wegen dahin. So viel Gemälde, wie Soest besitzt und besass, suchen wir vergeblich in irgend einer Klosterkirche oder Bischofsstadt. Hier entfaltete sich die Malerei auf den Tafeln, wie auf den Blättern der Bücher, an den Wänden, wie in den Fenstern, hier hat sie zuerst selbstständig, später genährt von auswärtigen Einflüssen, stets eigenartig Uebung und Anerkennung gefunden, so lange, als sie überhaupt in Deutschland lebensfähig war. Hätte in älterer

1) Eine Ahnung von der einstigen Stellung Soest's und der localen Bedeutung der westfälischen Malerei hatte nur Hotho a. O. I, 117, 259, ganz vage Anschauungen über ihre Verbreitung Schnaase a. O. VI, 433.

2) Wenn der Westfale Dietrich von Nieheim von der Königlichen Kapelle zu Neapel um 1385, wo er dort weilte, erzählt: . . . ubi si in terram exeas, capellam regis intrare non omiseris, in qua conterraneus olim meus, pictorum nostri aevi princeps, magna reliquit manus et ingenii monumenta. . . (De schismate lib. II. c. 22, Vgl. Sauerland, Das Leben des Dietrich von Nieheim 1815 S. 17 f.), so kann das nicht irreführen, an einen westfälischen oder Soester Maler zu denken; denn die Stelle ist eine wörtliche Abschrift aus Petrarca und wohl auf Giotto zu beziehen. — Werke, die nach dem Laute ihrer Bekanntmachung hierher zählen könnten, stellen sich bei der Besichtigung als spätere dar: so rührt das Bildchen aus der Bartel'schen Sammlung im Museum zu Münster: Christus am Kreuze mit kleinern, durch rothe Architektur davon getrennten Seitenstücken, welches Lübke a. O. S. 344 noch nennt, aus der Zeit von 1500; der „alte Flügelaltar“ der Johanniskirche zu Osnabrück bei Berlage, Mittheilungen d. histor. Vereins zu Osnabrück X, 310 ist bloss eine malerische, der Flügel baare, Steinsculptur aus der ersten, und das von H. Hartmann in Pick's Monatsschrift V, 551 als „schönes altes Gemälde“ angeführte Doppelbild der Kirche zu Belm: Kreuztragung und Kreuzabnahme, schon aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts.

3) Zu Bochold, an der rheinischen Grenze, ein Diptychon von 42 cm Höhe und 31 cm Breite. Innen sind dargestellt die Kreuzigung mit den beiden Nebenfiguren und die Krönung Maria's, aussen einerseits die Kreuzigung, anderseits ein Mönch und eine Nonne. Gesichter blassröthlich und kurz, Kinne klein, Arme und Hände noch sehr schwächlich, Hintergrund gold. Den 5,5 cm breiten Rahmen beleben abwechselnd in Vierecken einpunktirte Ornamente und farbige Masswerke, den Goldgrund wieder einpunktirt theils gothisch stilisirtes, theils akanthusartiges Blattwerk.

Zeit noch anderswo als zu Soest eine Kunstmalerei geblüht, so müssten alle Spuren davon vergangen sein; nur in Minden werden wir im 14. Jahrhundert noch einen Maler treffen, mit dessen Abzuge auch seine Kunst ein Ende nimmt.

Wie aber die neuen Schulen immer nach den Werken der alten Kunststadt gelehrig zurückschauten, so zeigten selbst solche anderer Länder Motive, Zierraten oder Scenen, die vorzugsweise Eigentum von Soest waren, als hätten auch dort die Meister davon profitirt. Derlei findet sich im Norden, Westen und Süden bis ins 16. Jahrhundert. Wir wollen von den Beziehungen zu Köln später reden und nach dem weitern Süden blickend die Frage aufwerfen, ob etwa Bischof Conrad von Soest zu Regensburg[1]) (1428—1437) von Norddeutschland, zunächst aus der durch den Namensgenossen so berühmten Vaterstadt die Keime der Malerei nach Baiern verpflanzte, die von dort nach Deutschösterreich fortwuchern konnten. Abgesehen von den Tafeln und Miniaturen in Oesterreich, welche niederdeutsch sind oder an Meister Stephan zu Köln erinnern[2]), könnte man seiner Kunstförderung das herrliche Passionsbild aus dem Schlosse Paehl im National-Museum zu München zuschreiben, dessen Malweise augenscheinlich norddeutsche Technik verrät, und von Tyroler und Wiener Meistern spätere Werke, die nach Böhmers Urtheil mit den niederrheinisch-westfälischen eine Verwandtschaft hätten, welche er mit den gleichen Stammeseigenthümlichkeiten der Westfalen und Tyroler in Verbindung brachte[3]). Allein man will in denselben eher niederländische und andere, als norddeutsche Einflüsse erkennen[4]); der Paehler Altar aber aus der Frühzeit des 15. Jahrhunderts zeigt entschieden auf eine ursprünglich Kölnische oder Soester Behandlungsweise zurück. Die Behandlung stimmt theilweise mit der Art Stephan's und die Anlage, sowie die Auffassung der Gestalten nicht ganz mit der Soester Weise — allein die sorgfältige Ausführung, die aus Farbe gebildeten Edelsteine der Kronen, die eingetieften Gewandcontouren und die durch schwarze Punktur gebildeten Engel in der goldenen Luft[5]) zählen auch zu den

1) Vgl. Jahrb. LXVII, 180.

2) Schnaase in den Mittheil. d. Centr.-Commission VII, 206, 209.

3) J. Janssen, Geschichte des deutschen Volkes A[6] I, 170.

4) Schnaase Mitth. d. C. C. VII, 238. Otte, Handbuch der Kunstarchaeologie A[4] S. 772 ff.

5) J. A. Messmer in den Mittheilungen der Central-Commission VII, 251—255. Derselbe in der Allgem. Zeitung 1879 S. 851. Schnaase hielt es daher Mittheil. VII, 207 für ein Salzburger Werk, Sighart das. XI, 3 nicht mehr.

hervorstechendsten Eigenarten der Soester Malerei. Wir kommen bei einer passenderen Gelegenheit auf die Frage zurück und bescheiden uns hier mit der Bemerkung, dass die Technik des mittelrheinischen Bildes von Ortenberg im Museum zu Darmstadt, wo die Gewandung mit schwarzer Farbe auf den Goldgrund gezeichnet und wie in den ältesten Kupferstichen schraffirt ist[1]), mit der beregten Nichts zu thuen hat und höchstens auch eine Vorliebe für die Goldfarbe bekundet.

Wie leicht denkbar, ist der Einfluss nach Norden sicherer und älter. Ein Bertram von Minden wirkte mit seinem Landsmanne, dem Kunstgiesser Dirich von Münster von 1367 bis 1415 als Maler und Bildhauer in Hamburg und schmückte namentlich den Altar der Petrikirche mit einem Tafelgemälde[2]).

War er aus der Soester Schule hervorgegangen und dann ausser Stande, in der Heimat gegen die Meister am Hellwege aufzukommen und lohnende Beschäftigung zu finden, obwol Minden in der Nähe der Wunstorfer Gruben tüchtige Steinmetzen und von Alters her treffliche Goldschmiede besass[3])? Es lässt sich kaum denken, dass seine Spuren im Norden gänzlich verwischt seien.

Den Einfluss einer westdeutschen und genauer der Soester Schule unter Conrad glaubt man wahrzunehmen an den statuarisch gehaltenen Brustbildern von fünf weiblichen Heiligen, welche die Predella eines Altars der Marienkirche zu Lübeck enthält, sowie an dem längst davon getrennten Tafelbilde mit der Verkündigung auf der einen, und mit zwei Aposteln auf der andern Seite, welches nunmehr im dortigen Museum (Abtheilung für Beförderung gemeinnütziger Thätigkeit) seinen Standort hat. Der Altar war schon nach den vom Herrn Senator Brehmer gesammelten Notizen 1496 abgebrochen, nach einer Inschrift 1425 vollendet. Weniger die Carnation, als die Form der Köpfe, die hellen Farbentöne, die Technik der Namen in den Nimben, stellenweise die einpunktirten Zierden, die Gewänder mit goldenen Greifen und Blattrankenmustern, die Vorliebe, womit auch die Unterfarbe oder das Futter gezeigt wird, und verschiedene andere Aeusserlichkeiten sind

1) Wie Messmer in der Allgem. Zeitung S. 851 anzunehmen scheint.

2) Zeitschr. für Hamburg. Geschichte V, 312.

3) Dieselbe Zeitschrift V, 243 f. Mithoff, Künstler und Werkmeister Niedersachsens u. Westfalens 1866 S. 21. — 1415 $^{13}/_{5}$ reicht die Stadt Minden zu Hamburg ein Beglaubigungsschreiben für die Erben des Malers Bertram ein. Mindener Stadtarchiv, Urkunde Nr. 143.

es, welche sich mit der Malerei der westfälischen Kunststadt näher berühren.

Die gleichzeitigen Glasgemälde der Marienkirche zu Lübeck lassen in allen Theilen Soester Motive erkennen, in der umrahmenden Blattarabeske jene der Kreuztafel der Hohenkirche[1]), in den Architekturen jene Conrad's. „Die zarte Milde, den regen Natursinn, den völlig deutschen Charakter", der aus ihnen spricht, erwartet man doch eher von einem deutschen Künstler als von einem Italiener, von Franz Livi, und dieser muss in Lübeck einen bedeutenden Lehrer gehabt haben, weil er, als man ihn zu ehrenvollen Aufgaben in seine Heimat Florenz verschrieb, für den „besten Meister der Welt"[2]) in seinem Fache galt.

Aus der Jacobikirche zu Lübeck wanderte im vorigen Jahrhundert, wahrscheinlich als Geschenk, nach Neustadt und 1841 von hier nach Schwerin ins Antiquarium, ein ungewöhnlich grosser Altaraufsatz, bestehend aus vier Flächen. Die beiden innern haben als Bildschmuck architektonisch umrahmte Schnitzwerke, Heilige in halber und ganzer Figur (darunter zweimal Laurentius) gruppirt um die Krönung Maria's. Die beiden äussern zeigen als Flügel auf die innern geklappt je vier „Gemälde von grossem Kunstwerthe"[3]) — der eine die Geburt Christi, die Anbetung der Könige, die Flucht nach Egypten und — „von unübertrefflicher Würde und Schönheit" — den Tod Maria's, der andere Christus am Oelberge, Judas' Verrat, die Dornenkrönung und die Verspottung des Herrn. Die Malerei zeichnen aus eine edle klare Composition, eine merkwürdig tiefe, feierliche Farbenstimmung, eine in den scharfen Falten Meister Stephan würdige Gewandung, wobei auch das Futter gern vortritt. Erinnern schon die Vorgänge, die edle Composition, die Architekturen, die Hintergründe und Landschaft an die Soester Malerei, so hat diese für einzelne Darstellungen deutlich das Vorbild gegeben, so für die Flucht nach Egypten das Fröndenberger Werk, für den Tod Maria's das Altarbild zu Dortmund, für andere Scenen die Wildunger Tafel. Die Gemälde belehren uns also

1) Vgl. Jahrbücher LXVII, 112, 120.

2) Lotz I, 397, Schnaase VI, 487. W. Wackernagel (S. 26 u. 141) und Mithoff a. a. O. S. 51, nennen ihn gar mit Bestimmtheit als Anfertiger der Glasgemälde.

3) Lisch in den Jahrbüchern des Vereins für Mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde (1873) XXXVIII, 192, der die Gemälde als „Kölnisch" zu früh in die Zeit von 1360—1368 versetzt.

über einen Maler, der ebenso an den Werken Conrad's wie des Nebenbuhlers gebildet seine Meisterschaft und die Kunst seiner Heimat im fernen Norden bewährte. Lübeck, das früher eigene Maler[1]) besass, bildet jetzt schon den Knotenpunkt hervorragender Strömungen norddeutscher Kunst[2]).

Wenn man bedenkt, wie in alter Zeit die Kunstformen von einem Orte zum andern, von der einen Landschaft zur andern, ja über die Grenzen der Nationen gingen, so verliert vollends der Kunsteinfluss Westfalens auf die fernen Seestädte jedes Auffällige. Wir wissen von dem Antheile Soest's an der Gründung Lübeck's[3]) und begreifen, welch' regen Austausch der grossartige Hanseverkehr auch in Culturdingen hervorrief. „Fast in ganz Westfalen ist kein Ort bekannt, von welchem nicht hier bevor eine Lübeckische Familie ihren Zunamen sollte geführt haben." Solch' einen Zuschuss lieferten die Westfalen, und namentlich auch Soest zur Lübecker Einwohnerschaft bis über die glücklichen Jahrhunderte des Mittelalters hinweg. Sie erstiegen dort wiederholt den Bischofsstuhl, sie bekleideten kirchliche Würden wie die höchsten Rathstellen und verewigten sich durch Stiftungen aller Art. Lübeck und die wendischen Landstriche wurden ihr zweites Vaterland[4]). Wie sollten sie nicht auch der heimischen Kunst dort eine Stätte bereitet haben! Bis Lübeck gingen westfälische Bausteine[5]) und jedenfalls auch westfälische Bauleute. Beriefen doch auch die Bremer just während der Wirksamkeit Conrad's (1405) Meister und Gesellen zum Ausbaue ihres Rathhauses von Münster[6]).

Wenn also Bauleute und Maler ihre Kunst nach Bremen, Hamburg und Lübeck trugen, so ist eine Culturströmung von Westfalen

---

1) Vgl. Mithoff a. O. S. 194.

2) Vgl. Woltmann a. O. II, 53 und 58 über den Import niederländischer Gemälde. „Lübeck besitzt auch das besterhaltene Beispiel grössern Masstabes der Malerei in Leimfarbe auf Leinwand, deren Erzeugnisse, so vielfach auch die Technik betrieben wurde, sonst meist untergegangen sind. Es ist die Messe des h. Gregor in der Bergenfahrerkapelle der Marienkirche, ein Bild mit höchst individuellen Köpfen aus dem Ende des 15. Jahrhunderts."

3) Jahrbücher LXVII, 104.

4) Vgl. A. Fahne, Die Westfalen in Lübeck 1855, besonders S. 29 f. 33, 36 ff., 50 ff., 71 ff., 111.

5) Vgl. meinen Holz- und Steinbau S. 435.

6) Ehmck und Schumacher im Bremischen Jahrbuche II, 284 ff., 357 419. Meine kunstgeschichtl. Beziehungen S. 10, 41.

auch auf weitere Gebiete des germanisirten Nordens nicht mehr ernstlich abzuleugnen — eine Strömung, die erst gegen Ende des Mittelalters von dem Uebergewichte der Niederlande und dem Wandel der Verkehrsverhältnisse verdrängt ward. Es besagt doch genug, dass die gelehrte und thätige Colonie der Fraterherren zu Rostock nicht von Holland, sondern von Münster kam[1]), dass die Fraterherren zu Münster und Herford den Pater für das Schwesterhaus zu Lübeck abordneten[2]), und dass Westfalen sich energisch an der Verbreitung der Typographie wie im Süden bis Messina und Lissabon, so im Norden bis Kopenhagen hin betheiligen[3]). Und der Humanismus im Norden hatte seinen Stützpunkt an der Schule zu Münster — dem Zuge nach Norden folgten noch im 16. Jahrhunderte Künstler wie Ludger to Ring (nach Braunschweig) und Albert von Soest (nach Lüneburg)[4]).

Gewinn von dieser Culturströmung zog auch Mecklenburg, als die noch über einem halbheidnischen Boden ausgestreute Cultursaat der Cistercienser verblüht war; denn sein germanischer Volksschlag war, noch mehr wie jener Lübecks, von westfälischem Blute[5]). Ausser den geschichtlichen Verhältnissen berechtigt uns der Stil und besonders das Beiwerk ebenso in den Wandgemälden der Marienkirche zu Wismar[6]) und in den ältern der Kirche zu Doberan wie in jenen der Katharinenkirche zu Lübeck eher westfälische, als andere Einwirkungen zu wittern.

Es drang mit den Ansiedlern und Kauffahrern die westfälische Kunst, scheint es, noch weiter, bis Danzig hin. Denn die ältern Bilder der Marienkirche, so die Vermählung Josephs, die Anbetung der Könige, der Tod und die Krönung Maria's mit den Gestalten der heiligen Barbara, Katharina, Margaretha, Dorothea, sodann das Ecce homo, umgeben von vier Engeln, und Maria mit dem Kinde verehrt von einem Bürgersmann auf einem kleinen Diptychon, dessen goldenen Grund Einpunktirungen schmücken, zeigen in der Färbung und Haltung

1) Lisch in den Jahrbb. des Vereins für Mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde IV, 8, 12, Urk. IX, XIX, XX.

2) Fahne a. a. O. S. 103.

3) Vgl. meine Denkwürdigkeiten aus dem Münster. Humanismus, Mit einer Anlage über das frühere Press- und Bücherwesen Westfalens 1874 S. 131—133.

4) Mithoff a. O. S. 3, 139.

5) Vgl. A. Fahne a. a. O. S. 127, 28.

6) Uebertünchte abgeb. im Organ für christl. Kunst 1852 S. 177, Taf. I.

der Gestalten auf westdeutsche Kunst; der längliche Kopf der Maria im Diptychon[1]), die ausladende Lage der Arme und die bedeutsam sprechende Haltung der Finger lassen sich nicht verkennen als weitgreifende Nachklänge der westfälischen oder vielmehr, für die Stilzeit von 1400, als Nachklänge der Soester Malerei, sei es, dass diese unmittelbar, oder mittelbar durch Lübeck dahin gedrungen sind. Dasselbe gilt in gewissem Masse vielleicht von den dortigen Werken der „Kölner Schule". Das „nordische Venedig" war seit 1360 Mitglied der Hanse[2]), durch den regen Verkehr und deutsche Ansiedler nicht minder mit Lübeck, wie auch mit Westfalen näher verbunden. Seine gothischen Bürgerhäuser ähneln jenen Lübecks, unter den Bürgern befinden sich noch im 15. Jahrhundert neue Ankömmlinge aus Westfalen[3]). Als der westfälische Handel vom Haupthafenplatze Lübeck die Ostsee und die Russischen Küstenländer beherrschte, hatten die Münsteraner und Soester, welche dort im Handel wie in der Colonisation das Schwergewicht ausmachten, zu Riga jene das grosse Haus (stupa) der Kauffahrer, diese das kleine Haus den Handwerker[4]). Die Soester traten also im Osten geradezu als die Handwerker, als die Künstler, hervor und hinterliessen dort gewiss auch Spuren ihrer Malerei. Der spätere Verkehr Danzig's mit dem Niederrhein ist erwiesen und in Kunstangelegenheiten wahrscheinlich[5]).

Schon diese Fingerzeige bestätigen genügend die Thatsache von den Ausstralungen der altwestfälischen Malerei nach allen Richtungen, und vornehmlich nach den stammverwandten oder durch den Verkehr bekannten Städten und Landstrichen im Norden und Osten[6]). Ganz besonders aber war es das leuchtende Vorbild Conrad's von Soest, das so heil-

1) Von den zahlreichen aus idealer Zeit nachzuweisenden Malereien in Lübeck, Mecklenburg und Danzig, wovon schon ein Blick in Lotz K. T. s. v. Lübeck, Doberan, Schwerin, Danzig überzeugt, ist bei Woltmann und Hotho Nichts, bei Schnaase nur Weniges zu finden und dies VI, 478 an die Schule Meister Wilhelm's gelehnt.

2) H. Prutz in Raumers Histor. Taschenbuche 1868 S. 155, 160.

3) Urk. von 1450 über Dortmunder Uebersiedler bei A. Fahne a. a. O. S. 4.

4) C. Geisberg in d. Westfälisch. Zeitschrift (1875) XXXIII, 30—37.

5) E. aus'm Weerth, Kunstdenkmäler des christl. Mittelalters in den Rheinlanden, Bildnerei I, 24.

6) Ich urtheilte hier mehrfach nach den sachverständigen Angaben und den farbigen Copien des Herrn Martin zu Roermond, und den Mittheilungen des Herrn C. J. Oppenheimer.

sam die Werkstätten in der Nähe wie in der Ferne bewegte. Genauer werden sich die Kunstströmungen aufhellen lassen, wenn einmal die Studien über die schönsten Zeiten der deutschen Kunst an der Hand der Quellenforschung wie des Stilgefühls gründlichere Fortschritte machen, und neben der Architektur auch die bildenden Künste bis zu jenen hinab, die man leider heute als kunstgewerbliche oder kunsttechnische ausscheidet, in vollem Zusammenhange ihrer technischen und örtlichen Entwickelung zu ihrem Rechte kommen.

Irre ich nicht, so haben die Soester Passionsbilder auch, soweit es anging, als Vorlage für eine grosse Steinsculptur gedient.

Im Allgemeinen liess die Tafelmalerei der Plastik den Vortritt, sie kam erst später und weit sporadischer zur Uebung und monumentalen Ausgestaltung. Die Bildnerei dagegen wuchs als Schmuck der Architektur schnell auf den Bauplätzen zu einer technischen Vollendung und Selbständigkeit empor, dass schon gegen und nach 1200 in den meisten Kunstländern ihre Leistungen sich an Hoheit und Pracht ebenbürtig den besten Bauten anschlossen. Tafelgemälde waren damals noch Seltenheiten, oder ein Armutsersatz kostbarer Bildwerke, mehr Andachts- als Schönheitswerke. Das malerische Bedürfnis befriedigten noch die vielgestaltigen Bauten, der Glanz und die Bilder der Goldarbeiten, die Textilkunst, deren Erzeugnisse die Flächen bekleideten, die Wandmalerei, die Polychromie der Möbeln und Geräte und die Färbung der Sculpturen. Als dann die Gothik den übrigen Künsten ihre strengen Architekturgesetze aufnöthigte, büsste auch die Plastik zögernd und widerwillig ihre freie, schwunghafte Bewegung ein. Bildwerk blieb den Bauten, doch nur in einer Form und Grösse, welche ihren Stilgesetzen entsprach[1]). Die Folge war, dass sich die Künste der Gewalt der Architektur widersetzten, um wieder je ihren besondern Stilgesetzen nachzuleben; da athmeten die Miniaturmalerei und Plastik wieder freier auf. Den plötzlichen Aufschwung der Tafelmalerei in den Niederlanden will man gar so erklären, als habe die Blüte der Bildnerei, die naturalistische Behandlung und Färbung der Sculpturen belebend auf die Schwesterkunst eingewirkt.

Sie hat in ihren Anfängen gewiss von ihr gelernt und zwar an dem einen Orte mehr, als am andern. Sie erborgte aber auch zu-

1) Vgl. Semper a. a. O. II. 329 ff. „Auch in der Kolossalbildnerei, die sich noch hier und da an früheren Werken der gothischen Baukunst betätigt, liegt ein rebellischer Gedanke. Die strenge Gothik schliesst die Kolossalstatue aus.“

sagende Formen und Mittel von der Glas- und Miniaturmalerei, von der Textilkunst und von der Goldschmiede[1]). Und eben erstarkt übt sie auf die Bildnerei eine Rückwirkung aus, welche dieser am Ende des Mittelalters zum grössten Verderben gereichte. Vorher standen die beiden Schwesterkünste in einem richtigern und wohlthuenden Verhältnisse. Wo die Künste und Künstler, diese schon als Handwerker und Zunftglieder, ein gemeinsames Band umschlang, musste auch das Kunstpaar, welches so mannigfache Berührungspunkte hatte, sich gegenseitig anregen und brauchbare Formen und Motive mittheilen. Ein bedingtes Hinübergreifen der einen Kunst in die andere hat jederzeit befruchtend auf die Gesammtkunst gewirkt, eine schrankenlose Herrschaft einer über die andere ebenso zum Verderben geführt, wie ein schnödes Auseinandergehen der einzelnen Kunstzweige zur Verarmung an Inhalt und Formen. Seltsam genug wurden die Stimmen der französischen Kritiker[2]) gegen das Rococco und die Lehren Lessing's über die Grenzen der Malerei und Poesie (1766) die Nänien einer vielhundertjährigen Stilzeit: — ihnen folgte der kalte Classicismus und dann eine Kunst in todten Stilen. Im Mittelalter steuerten langehin die Forderungen des Materials, das der Künstler genau kannte und beherrschte, der Entartung, und der Farbenüberzug gewährte den verschiedenen Künsten eine Harmonie, welche formale Mängel verdeckte oder ausglich. „Gesunde und lebenskräftige Kunstperioden zeichnen sich stets dadurch aus, dass die verschiedenen Kunstgattungen, statt selbstzerstörend zu rivalisiren, einträchtig zusammenwirken und eine weise Oekonomie der Kräfte einhalten. Grade je mächtiger und tiefer der Inhalt eines Motivs ist, welches der bildende Künstler verkörpert, desto wünschenswerther muss es ihm erscheinen, denselben bereits verarbeitet zu empfangen und auch bei den Beschauern ein stoffliches Verständnis voraussetzen zu dürfen. Müssen diese erst mühsam mit dem Inhalte ringen, rathen und forschen, dann sind sie für den formellen Eindruck stumpf geworden und unempfänglich für den Hauptreiz malerischer und plastischer Schilderung“[3]). Aehnliche Vorrechte will

1) Vgl. meine Streiflichter auf die altdeutsche Goldschmiede in der Allg. Zeitung 1878 Nr. 84. Semper II, 326, 327.

2) Vgl. Springer, Bilder aus der neuern Kunstgeschichte 1867, S. 273 R. Dohme in v. Lützows Zeitschrift für bildende Kunst XIII, 292. C. Justi, Winckelmann (1866) I, 300 ff.

3) Springer in d. Mittheilungen der k. k. Centralcommission (1860). V, 126.

kein geringeres Dichtergenie wie Heinrich Heine[1]) gar der Poesie wahren: „es gibt in der Kunst kein sechstes (!) Gebot; der Dichter darf überall zugreifen, wo er Material zu seinen Werken findet, und selbst ganze Säulen mit ausgemeisselten Kapitälern darf er sich zueignen, wenn nur der Tempel herrlich ist, den er damit stützt. Dies hat Goethe so gut verstanden und vor ihm Shakspeare."

So, wie angedeutet, verhielten sich auch die Künste im Heimatslande Conrad's. Nachdem die Plastik in romanischer Zeit überall gepflegt und im 13. Jahrhundert stellenweise zu hoher Blüthe gelangt war, tritt sie in der Frühgothik in den Hintergrund, oder verkümmert, wie in den Gestalten am südlichen Kreuzgiebel des Domes zu Paderborn, und regt erst später wieder lebensvoll die Schwingen, als man auf die Forderungen der Architektur weniger mehr hörte; die statuarische Haltung ihrer Figuren gewinnt Einfluss auf die ersten Tafelgemälde. Als aber die Schwesterkunst immer mehr Reize und Schönheiten entfaltet, da erhebt auch sie sich zu Gruppirungen, die den Einfluss der Malerei deutlich offenbaren. Der malerische Geist, welchen schon das in drei horizontale Bildfelder zerlegte Altarwerk aus Sandstein in der Peterskirche zu München vom Jahre 1376[2]) athmet, durchweht auch ein gleichartiges Stück in Westfalen, nämlich in der Gokirche zu Paderborn[3]). Hatte einst das Bildwerk von Metall den gemalten Aufsätzen und Antependien der Altäre Platz gemacht, so kehrt es nun in Holz und Stein zurück und geht vielfach mit der Malerei gerade als Altarschmuck die wirksamste Verbindung ein. Offenbar ermuntert von dem Vorgange der Tafelmalerei schafft man Gruppenbilder oder Bildcyclen von solcher Höhe und Breite, wie es nur das Material und der Standort gestatteten. Hier wurden statuarische Gestalten und Reliefplatten zu einem Bilde vereint, dort wurde das

1) Sämmtliche Werke, Hamburg (1874) XI, 206.

2) Förster a. a. O. I, 181.

3) Aehnliches gilt wohl von dem Schnitzaltar der Kilianskirche zu Lügde bei Pyrmont. In schöner Umrahmung und in lebendiger, vielfach durch Gold ausgezeichneter, Polychromie gewahren wir im Vordergrunde der Stadt Jerusalem die Kreuzigung des Herrn zwischen den Schächern und von der zahlreichen Umgebung ausgesondert im Vordergrunde rechts die würfelnden Kriegsknechte, links die trauernden Frauen. Die Gesichter sind oval-rundlich, die Gewänder in den Faltenrücken fliessend — das Ganze edel, nicht manierirt, wie Lübke S. 393 angibt, also jedenfalls noch in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts entstanden.

ganze Bildwerk aus einem Stein in Relief hergestellt — so zu Paderborn, und zwar in flacher, ganz anliegender Arbeit. Das grosse Werk stellt dar Christus am Kreuze zwischen den Schächern. Diese haben, wie in den Gemälden, die Arme über den Querbalken nach unten gebogen und zu Häupten der eine den Engel, der andere den Teufel. Christus, der vollendet hat, umschweben vier Engel mit Kelchen, der untere in horizontaler Lage, niedriger mit dem Köpfchen, als mit den gewandumflatterten Füssen, zweien geben die edle Antlitzbildung und die zierliche Gewandung eine besondere Schönheit. Unten links wird die vor Schmerzen hinsinkende Mutter gehalten von Johannes und einer frommen Frau; hinter ihnen erscheinen zwei andere Frauen, welche wehmütig nach der Mutter, sodann Magdalena, welche flehend nach dem Sohne am Kreuze schaut. Rechts der Hauptmann mit zahlreichem Gefolge; die Engel sind schlank, die übrigen Gestalten gedrungener, die Gewänder reich und schön gefältelt, — das Ganze hat ein hochideales Gepräge in den Formen und Charakteren. Dieses grosse und für eine weite Umgegend einzige Steinbild konnte wol erstehen als Abbild jener Golgathascenen, die zu Soest durch Conrad so schön und ergreifend in Farbe ausgedrückt worden.

## Conrads Verhältnis zu andern Malerschulen.

Die Soester Malerei regte sich zu neuem Leben um die Mitte des 14. Jahrhunderts, damals, als neue Culturphasen eintraten, welche dem Spätmittelalter ein besonderes Gepräge aufdrückten.

Die alten Culturmächte, Klöster, Stifte und Ritter waren vom Schauplatze des Beginnens abgetreten. Das Rittertum[1]) war an materiellen und geistigen Gütern verarmt, gar dem Raube ergeben und der Kunst höchstens durch jene Glieder gewogen, welche reiche Pfründen besassen. Die reichen Klöster und Canoniker hatten noch immer Sinn und Geld für Kunstwerke. Den Bistümern standen selten mehr so für alles Grosse begeisterte[2]) Männer vor, wie im Hochmittelalter, häufig waren es weltliche Herren, mehr besorgt für das Fürstentum als für das Bistum. Der Hof bedachte höchstens die Erbländer;

1) Vgl. meine Angaben in Pfeiffer-Bartsch Germania (N. R. VI) XVIII, 287. W. Rolevinck, De laude veteris Saxoniae herausgeg. von Tross 1865. S. 128 210 ff. 220 ff. A. Fahne a. O. S. 7.

2) Vgl. meinen Holz- und Steinbau S. 356—389.

jener Karl'sIV. hat in Böhmen einen mächtigen Kunstbetrieb ins Leben gerufen und in Nürnberg gefördert.

Neue, volkstümlichere Mächte tragen das höhere Geistesleben, verinnerlichen und vertiefen es; die Congregationen[1]) der Augustiner und Brüder vom gemeinsamen Leben dringen nächst den Mystikern so auf wahre Herzensfrömmigkeit wie auf Bildung, und das Observantentum bringt eine streng ascetische Richtung ins Mönchstum[2]) zurück. Das Volk beginnt lauter seine Lieder zu singen, und die Städte bemächtigen sich der Handlung und des Wagens. Ihre Aristokratie, ihre Zünfte und Fraternitäten geben den Ton an. Geschützt durch Waffen und Mauern, angeregt durch innere Parteikämpfe, bereichert durch Handel und Gewerbe, schauen sie stolz auf die übrige Welt, froh ihrer Behaglichkeit und Macht; nächst den reichen Stifts-Herren und -Damen sind es die bürgerlichen Fraternitäten und Familien, welche die meisten Opfer bringen für Kunststiftungen; diejenigen, welche die Kunstwerke ausführen, sind ihre Mitbürger, die durch die Eltern, Meister und die Erfahrung geschulten Handwerker.

Ein krauses, vielgestaltiges Volksleben verwischt die erhabenen Züge des frühen Mittelalters. Die Zustände und Geistesregungen treiben einer vielgeschäftigen und reichgestaltigen Zukunft entgegen und begünstigen die Malerei. Die Volkspoesie, die Musik, die Malerei mit ihren Landschaften und Volksscenen[3]), wie sie nun nach und nebeneinander aufblühen, entspringen ein und derselben Quelle, dem fruchtbaren und geweckten Volksgemüte.

Die Malerei profitirte am Meisten von dieser Bewegung, sie wurde so sehr eine Kunst des Volkes, wie kaum eine andere. Es wurde gelegentlich schon[4]) angedeutet, wie um die Mitte des 14. Jahrhunderts die Künste gegen die Allgewalt der Architektur protestirten, um je ihrer eigenen Stilbedingungen wieder froh zu werden — diese Wandlung schnitt so tief ins Kunstleben ein, dass die Architektur mehr und mehr den Kleinkünsten abschaute und in deren Formen ihr eigenes Wesen vergass. Die Vielgestaltigkeit der Bautheile in der Romanik, das Linienspiel der Bauglieder in der Gothik hatten selbst schon jenen malerischen Grundgedanken ausgesprochen, der nun ungebundener in

1) Vgl. Acquoy, Het Klooster te Windesheim en zyn invloed. Utrecht 1875—80, namentlich II, 228—246.

2) Vgl. meinen Aufsatz über P. Coelde in Pick's Monatsschrift I, 67 ff.

3) J. Janssen, a. o, O. A[6] I. 217.

4) Vgl. vorher S. 99.

Linie und Farbe seine Darstellung fand. Breiter wurde die Bahn des Handwerkes und der Kunst, reicher auch der Schatz technischer Mittel. Die Plastik löste sich zu freierer Bewegung von der Steinmetzerei, Möbeln und decorative Arthitekturen wucherten auf gedeihlicherem Grunde. Farben hoben ihre Wirkung. Die Bildhauer und die Maler mit den Glasern sind oft kaum mehr zu sondern, und häufig in derselben Zunft[1]). Die Metallkünstler fertigten selten mehr Werke in solcher Pracht und Fülle, wie vormals, doch ihre Schöpfungen überstralten immer noch an stofflichem Glanze, an Ornamenten, Glasflüssen und edlen Steinen alle andere Kunstwerke und theilten an sie Motive aus. Viele Maler entlehnen ihnen glänzende Züge, treten mit den Goldschlägern in eine Zunft, stehen den Goldschmieden nahe[2]), andere betreiben gar selbst die Goldschmiedekunst[3]). Das ganze Kunstleben wird seinem volkstümlichen Geiste getreu vielgestaltiger und malerischer; die Malerei gewinnt neben den Metallkünsten einen solchen Vorrang, dass sie sich schon im 14. Jahrhunderte nach den Landschaften ausbildet und unterscheidet[4]), während die übrigen Küuste entweder ihrem Stile verfallen oder bei allgemeinern Formen beharren. Wie sie vorher krankte, so will sie jetzt herrschen. Ihr Wesen, ihre vielen Bildgruppen, Figuren und Scenen, ihre mannigfaltigen und leuchtenden Farben entsprechen einer Zeit, in welcher die gemessenen Formen der Vorzeit erstarben, das Volksgemüt seine Freuden und Leiden in den

---

1) W. Wackernagel, Die deutsche Glasmalerei 1855 S. 65 ff. 159, Schnaase a. O. IV 240, 261, V, 533 VI 355, 438. Die statuta pictorum von Krakau in den Mittheilungen d. k. k Centralcommission (1859) IV, 76. Vgl. über das Maler- und Glaser-Amt zu Rostock Lisch in den Jahrbüchern des Mecklenburgischen Alterthums-Vereins XXIII, 250, 379, zu Lüneburg Mithoff, Künstler und Werkmeister Niedersachsens und Westfalens S. 204. Das platte Land hatte keine Zünfte (G. v. Maurer, Geschichte der Städteverfassung II, 487), kaum Künstler, am wenigsten Kunstmaler: (Gens) artifices enim secum habitantes nullos aut paucos habet, schreibt von den deutschen Bauern Boemus, Gentium mores, leges et ritus. Ed. Antwerp. 1571 p. 330.

2) Die meisten Belege der vorigen Note.

3) Wie im Augustinerhause zu Zwoll der Johannes de Colonia, qui, dum esset in seculo, pictor fuit optimus et aurifaber. Passavant, Kunstblatt 1841 S. 413. Merlo, Nachrichten vom Leben und den Werken der Kölnischen Künstler 1850 S. 220, in Westfalen namentlich Aldegrever. Vgl. Meyer's Künstler-Lexicon s. v.

4) Sie „sondert sich streng von den übrigen Künsten ab, die sie überflügelt". Hotho S. 382. Schnaase Mittheil. der k. k. Centralcommission (1860) VII, 206.

lieblichsten und natürlichsten Liedern offenbarte, das städtische Leben in den buntesten Farben schillerte, die Pracht der Kleider[1]), die mit Erkern, Thürmchen und Farben geschmückten Häuser, fremdländische Handelsleute mit ihren Nationaltrachten, das bewegte Marktgetriebe der Käufer und Verkäufer, die bürgerlichen Grenzgänge und Processionen, die kirchlichen und Volks-Feste mit ihren feierlichen und lustigen Aufzügen, die Spiele kirchlicher Mysterien, wie ihr heiterer Schatten „die lebenden Bilder" und Pantomimen[2]) den Augen des Volkes wie der Künstler die reichhaltigste und wechselvollste Nahrung boten. Gab es eine Kunst, welche solches Leben und Treiben treffender wiederspiegelte, wie die Farbenmalerei?

Nun geht die Farbenmodellirung mit der entwickelten Zeichnung eine glückliche Verbindung ein, so in der Glasmalerei[3]), so nicht minder in den Miniaturen[4]), die dem Stile jener zu Gunsten realerer Darstellung entsagen[5]). Der Pinsel entfaltet seine Reize, und sollte er anziehender werden, so war das Menschenleben und die Natur bis zu ihren Landschaften, Bergen und Gewächsen nicht ausser Acht zu lassen. Der Wandmalerei nimmt der Baustil mehr und mehr die Flächen[6]); die schmalen Blätter des Buches, das ohnehin dem Volke verschlossen war, genügten dem malerischen Triebe nicht mehr; freier konnte er sich ergehen auf der leicht beweglichen Tafel, deren Grösse Aufstellungsort und Vorwurf bestimmten. Zwar bezweckte alles Bildwerk, den dogmatisch-moralischen und im Spätmittelalter vorzugsweise den historischen Gehalt des Glaubens den Predigern wie ein Leitfaden, dem Volke wie ein Gebetbuch und Katechismus vorzuführen — pictura est quaedam litteratura illiterato[7]) —; nur liess sich das in der Bildnerei und in der Toreutik nicht so ausführlich und nachdrücklich, wie der reale Zug und das Prachtgelüste der Zeit es erheischten, machen, wol aber in Linien und Farben. Anstoss erhielt die Tafelmalerei im Norden wohl weniger von der Wandmalerei, die sich mehr

1) Zappert a. O. XXI, 356, Semper a. O. II, 531.
2) Springer in d. Mittheilungen der k. k. Centralcommission V, 131.
3) W. Wackernagel a. O. S. 62 ff.
4) Woltmann a. O. I, 358.
5) Semper a. a. O. II, 326.
6) Sie wich wie in Griechenland vor der Tafelmalerei. Semper I, 469.
7) Zeugnisse hierfür von Walafrid Strabo bis in die spätere Zeit erbrachte ich in Reusch' Bonner Litteraturblatte (1874) IX, 230 f.

statuarisch gestaltet hatte[1]), als von den Miniaturen, zumal in jener reichen Durchbildung, die sie in Frankreich erfahren. Zwei Jahrhunderte fügte sich Deutschland schon den Geboten des Nachbarlandes in den wichtigsten Culturfragen. Zu Köln erinnern die Bildcyclen des Clarenaltars in Anordnung und Architektureinfassung an die brillanten Darstellungen in den französischen Büchern, und zu Prag, wo mit Hülfe auswärtiger Meister und Vorbilder eine Hofeskunst erblühte, spielen unter den französischen Einflüssen auch die Büchermalereien eine Rolle, gehen Tafel- und Büchermalerei nebeneinander[2]). Die französische Glasmalerei, zumal in ihrer Hauptstätte[3]) Rheims, hatte auch schon durch Vermeidung des grellen Blau und den Vorzug[4]) des mildernden Grün eine freundliche, harmonische Farbenstimmung erzielt.

In Westfalen erlangten nicht so sehr die französischen Bücher als die illustrirten Urkunden von Avignon Verbreitung[5]) und diese gingen in der Zeit, Bestimmung und gewissermassen auch in der Farbengebung der Tafelmalerei jedenfalls anregend voran. Es sind Indulgenzbriefe in den Jahren 1329—1344 von mehreren Erzbischöfen und Bischöfen zu Gunsten von Klöstern und Pfarrkirchen ausgestellt, mit Heiligen — meistens den Patronen der betreffenden Kirchen, — und allerhand Ornamenten farbig bemalt, die zum Theile an den Gnadentagen, wie die erhaltenen Hängeösen bezeugen, öffentlich zur Verehrung ausgehängt wurden, und zwar nicht des schriftlichen, sondern des bildlichen Inhalts wegen. Das meist statuarisch gehaltene Bildwerk reizte formal höchstens die Tafelmalerei in den Anfängen, zeigte ihr die Wirkung der Farbe in der helleren, oft noch grell abstechenden Scala der früheren Zeit, zumal im Grün, im grünlichen und dunkeln Blaue und in dem goldigen Gelb; es lag die Versuchung nahe, wo schon so kleine bewegliche Farbenbilder Anklang fanden, auch

1) Den auf die Fernwirkung berechneten Stil der Wandmalerei vertritt im Süden ein Malergebiet, das in Bamberg, Prag und Salzburg seine Endpunkte hatte und sich mit der stammverwandten Tafelmalerei Italien's berührte. Messmer, Allgem. Ztg. 1879 S. 851. Daher dort auch wohl der flachere Faltenwurf, den W. Schmidt im Repertorium für Kunstwissenschaft I, 250 vermerkt.

2) Vgl. R. Rahn in der Allgem. Zeitung 1879 S. 4388.

3) Woltmann a. O. I, 367, 393.

4) Grün war neben dem Blau die Lieblingsfarbe der deutschen Büchermaler gewesen. Waagen a. a. O. I, 93, 98,100.

5) Vgl. den Anhang.

auf grössern Flächen die wichtigsten Glaubensstücke, die Gestalten der göttlichen Personen, das Leben Jesu, der Mutter und der Heiligen dauernd zu verbildlichen und dann auch nach dem Laufe des Kirchenjahres den Gläubigen vor Augen zu stellen. Dem Geschmacke des Volkes entsprach willig die Kunst des Malers.

Die Tafelmalerei hatte in Deutschland längst vereinzelte Knospen angesetzt — jetzt in der Mitte des 14. Jahrhunderts nimmt sie einen neuen Aufschwung in verschiedenen Localschulen von Hamburg und Danzig bis Bamberg und Salzburg[1]), zu höherer und nachhaltiger Blüthe jedoch, so fern bis jetzt zu übersehen ist, zu Prag, Nürnberg, Köln, Soest und in den Niederlanden.

Wie kommt es, dass man in Soest so bald und im ganzen Altsachsenlande fast allein so werkthätig und erfolgreich den Pinsel führte? Bürgerliches Wohlleben, Handel, Verkehr, Reichtum, Kunstliebe gab es auch in andern Städten und stellenweise in noch grösserm Masstabe. Hier muss das Kunstleben ein ungemein kräftiges, in sich harmonisches gewesen, von nah und fern unterstützt die Tafelmalerei aus der romanischen Zeit fortgekeimt, und in ihrer Technik von Geschlecht zu Geschlecht bewahrt und vervollkommnet sein. Die Stadtbücher nannten uns auch 1308 und 1331 Maler; Bücher und Pergamentblätter überzeugten uns von der Blüthe einer Miniaturmalerei, nach der sonst im 14. Jahrhundert in weitem Umkreise vergebens geforscht wird[2]). Die Malerei konnte hier also ganz selbstständig anheben. Man schaue, wohin man will, nirgend trifft das Auge ein Bild, das den Wiegenbildern von Soest vergleichbar wäre; diese tragen vielmehr das Gepräge örtlicher, urtümlicher Entwicklung deutlich genug zur Schau, die meistens statuarische Natur der Gestalten, die ganze formale Gestaltung und die gleichgültigen Augen in den sonst sorglicher durchgeführten Köpfen. Gewisse frühe Eigentümlichkeiten der Schule schlugen so tief Wurzeln, dass sie sich auf die Malerei unter Conrad forterbten. Die Frage, ob also eine auswärtige Schule das Soester Malerleben entzündet, ob Soest sich auf eine solche gestützt habe, müssen wir rundweg verneinen, zumal da dies schon Früchte trug, als die auswärtigen Schulen, welche in Betracht kommen, noch in der Entwicklung begriffen waren.

Es kann sich nur darum handeln, ob zwischen diesen und Soest später, während der Blüthe Conrad's, eine Annäherung oder ein Aus-

1) Vgl. vorige Seite Note 1.

2) Jahrbücher LXVII, 121, 114 ff.

tausch stattgefunden hat; denn die Beziehungen nach Norden und nach Baiern, die früher in Frage standen, kommen hier nicht in Betracht, weil dort Malerschulen von Einfluss nicht bestanden oder erst später aufkamen. Verbindungen mit Prag ergaben sich durch die Studenten, Theologen und Juristen, welche von Westfalen und von Soest aus schon in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts zahlreich die dortige Hochschule besuchten oder als Lehrer zierten[1]. Von Münster arbeitet ein Glasmaler Philip Herman († 1392) in Metz[2] und taucht gar 1403 ein Maler Niclas in Nürnberg auf[3]; westfälische Künstler, namentlich Steinmetzen, gehen bis Bern und Wien[4]. Allein an diesen Verkehr, selbst an den der Künstler, knüpfen sich zu der Malerschule von Prag, geschweige zu den schwächern Localschulen des Südens, keinerlei Kunstbeziehungen: denn gegenüber der allgemeinen Ungleichartigkeit der dortigen und der Soester Malerei erscheinen die gemeinsamen Züge in Inhalt und Form als allgemeingültige oder zufällige. Nürnberg dagegen theilt mit Soest eine merkwürdige Art der Technik und soll deshalb später noch in Betracht gezogen werden.

Vorerst kommt es auf die nordischen Schulen in den nächsten Jahrzehnten vor und nach 1400 und vorab auf Köln an, dem Soest kirchlich, politisch und commerciel so nahe stand, dass wir uns vorerst aller nähern Belege dafür begeben. Wenn Soest sich im 12. und 13. Jahrhunderte bei diesem oder jenem Bauwerke rheinischen Einflüssen fügte[5], so beharrt es seit dem 14. Jahrhunderte bei dem heimischen Hallenbaue, und, was weiter wichtig ist, man sucht zur Zeit Conrad's ebenso vergeblich[6] in Köln nach Soester Meistern, als vor ihm in Soest nach Kölner Einflüssen. Köln brachte es ja, nachdem es die verschiedenartigsten Ansätze und Versuche gemacht hatte, und zwar erst

---

1) Vgl. E. Friedländer in Pick's Monatsschrift I, 254 ff. Evelt in der westfäl. Zeitschrift XXI, 240 ff.

2) Meine Kunstgesch. Beziehungen S. 12, 41.

3) v. Murr, Journal für Kunstgeschichte XV, 30.

4) Als Steinmetz am Münsterbau zu Wien arbeitet 1426/27 Hainrich Westualer. Heideloff, Die Bauhütten des Mittelalters in Deutschland 1844 S. 32, als Bildhauer und Baumeister ein Erhart Küng (König) seit 1469 am Münster in Bern. Mithoff, a. O. S. 977.

5) Vgl. Jahrbücher LXVII, 110 und meine Kunstgeschichtl. Beziehungen S. 41.

6) Vgl. Schnaase a. O. VI, 429.

unter Wilhelm zu einer Malerei von Schulbedeutung[1]). Allein zur Zeit Conrad's erinnern mancherlei Typen und Züge der Soester an die Kölner Werke, und zeigen eine Berührung beider Schulen an. Ja im erzbischöflichen Museum zu Utrecht gibt es drei Tafeln[2]), wahrscheinlich noch aus dem 14. Jahrhunderte, in welchen sich Soester und Kölner Kunstweise so durchdringen, dass es schwer wird, über die Abstammung ein Urtheil zu fällen.

Die eine Tafel von 56 cm Breite und 64 cm Höhe bietet sechs Darstellungen. 1. Christus in Gethsemane: die Jünger schlafen, die Häscher steigen über eine graugehaltene Hecke. 2. Christus wird im Angesichte vielen Volkes von Häschern vor Pilatus geführt. 3. Die Geisselung: der Herr ist an eine dicke Säule gebunden, welche ein graues Spitzbogengewölbe stützt. Die Schergen tragen röthliches oder graues Costüm, der den Herrn bindende auf der Schulter eine Reihe hebräischer Buchstaben. 4. Die Krönung: zwei Häscher drücken dem Herrn die Krone aufs Haupt, ein dritter hinter ihm holt zu einem Schlage aus, ein anderer mit der Spitzmütze hockt am Boden. 5. Die Kreuztragung: von dem zahlreichen Gefolge geht der Cyrenäer voran, Maria folgt. 6. Die Grablegung: angesichts der Frauen im Hintergrunde legen zwei Männer die Leiche in den Sarkophag.

Soester Weise entsprechen nicht die verzerrten Gesichter der Henker, nicht die einfache Haarbildung, der Mangel plastischer Hülfsmittel, wohl aber die feinen, etwas schrägen Augen bei den frommen Frauen, selbst bei einigen Männern, die spitzigen Nasen und Kinne, die mit Vorliebe entwickelten Architekturen und das Zeitcostüm. Dass die Bäume in der Landschaft erst spärlich und mager austreten, der Schimmer von Metallfarben vermisst wird, mag mit dem Alter und der schlichten Behandlung des Ganzen zusammenhangen, wie denn auch blos Roth mit goldenen Rosetten den Hintergrund bildet und die Nimben der Namen und weiterer Belebung entbehren.

Die beiden andern Tafeln, welche künstlerisch vollendeter sind, entfalten bei gleicher Grösse von 58 cm Breite und 74 cm Höhe je vier Darstellungen aus dem Leben Maria's und des Herrn, welche der Passion vorangehen oder nachfolgen. Sie dienten also jedenfalls als Flügel eines Mittelstückes mit der Passion in Sculptur oder Malerei.

1) Schnaase VI, 400, 391, 392.

2) Anscheinend flüchtig von Schnaase VI, 401—402 als Kölnisch von „leichterer Behandlung“ beschrieben.

Die Bilderreihe hat folgende Ordnung: Der englische Gruss: Maria sitzt in einer gewölbten Halle, vor ihr eine halbgeöffnete Truhe, neben ihr das Blumentöpfchen, hinter ihr gemusterte Rücklaken, über welche zwei blaugekleidete Engel auf die Scene herabschauen. Vor ihr erscheint Gabriel, wie Maria, mit dem Spruchbande in der Hand, über dieser Gottvater. An der linken Ecke dieser Scene und des Blattes überhaupt erhebt sich ein vierseitiges Täfelchen, worauf ein Baldachin mit vier Engeln dargestellt ist. 2. Im Vordergrunde eines Hauses begegnen sich Maria und Elisabeth: auf ihren gesegneten Leibern zeigen sich parabolische Goldscheine und darin die nackten Kindsgestalten des Messias und des anbetenden Johannes. Ueber den Häuptern der beiden Weiber schwebt die Taube des h. Geistes und über dem mit Baumwerk besetzten Gebirge im Hintergrunde kommen wieder mehrere Engel mit rothen Schwingen zum Vorschein. 3. Die Geburt in einem umzäunten Holzstalle: Maria liegt im Bette auf einem Binsenpolster und küsst das Kind, links unten kocht und rührt Joseph den Brei, rechts im Hintergrunde Ochs und Esel am Troge, ausserhalb des Stallzaunes weiden Schafe und die Hirten blicken erstaunt nach dem rothen Stern in einem Goldkreise und den Engeln in den Wolken. 4. Anbetung der Weisen: Maria sitzt auf röthlichem Sessel vor einem Vorhange, hinter welchem Joseph hervorsieht, um die Gaben der Könige anzunehmen, von denen einer bereits auf die Kniee gesunken ist. Auf der zweiten Tafel: 5. Christus mit der rothen Siegesfahne tritt mit einem Fusse aus dem Sarggrabe, auf dessen Rande sitzt ein weisgekleideter Engel mit krausgelblichem Haare, die Wächter ringsher tragen eine stahlblaue Rüstung mit goldenen Platten und Handschuhen. 6. Die Himmelfahrt: die Apostel mit Maria knieen um den Oelberg und schauen dem Herrn nach, der mit dem Kreuzpanier inmitten zweier Wolkenstreifen auffährt. Er schwebt bereits auf einem viereckigen Täfelchen, welches hier auf der rechten Ecke steht, wie das andere mit den Engeln auf der linken. 7. Die Ausgiessung des heil. Geistes erfolgt hinter einem bezinnten Gemäuer in Blassroth unter einem grünlichen Gewölbe, durch dessen Schlusssteinöffnung die Taube gekommen ist. 8. Der Tod Maria's: sie liegt unter einer rothen mit Goldmustern geschmückten Decke, über ihr in den Wolken erscheint Gottsohn. Drei Apostel im Vordergrunde beten. Die andern bilden im Hintergrunde Gruppen, einer hält die Kerze, Johannes legt die Rechte an die bethränten Augen und führt in der Linken einen Blüthenzweig.

Alle drei Tafeln gehören wahrscheinlich derselben Werkstätte und laut den reinen Maasswerken der farbigen Architekturen wohl noch dem 14. Jahrhundert an. Sie haben gemein die Kreideunterlage angeblich auf Leinwand, die entsprechenden Gesichtstypen und Charaktere, die fehlerhafte Bildung der Schultern und Extremitäten, und bei den heiligen Personen die Holdseligkeit, Innigkeit und Milde der Haltung und des Antlitzes. Nur sind die beiden grössern Tafeln durchgehends prächtiger behandelt und sorglicher durchgeführt. Sie zeigen Goldgrund, viele Goldzierden in den Decken und Kleidern, Architekturen im Stile der Zeit, Landschaften und Tagesbegebenheiten mit anklingender Naturtreue. Ausdruck und Bärte mehrerer Mannspersonen, das vielfach in Blassroth gegebene Zeitcostüm, die krausen Haare der Kinder und Engel, die kleinen empfindseligen Augen mit den schwachen Wimpern sind uns genugsam von den Soester Gemälden erinnerlich — dagegen passt die helle, nicht so bräunliche Carnation, die edle, rundliche Kopfbildung mehr in den Formencanon der Kölner Malerei. Plastische Zierden und punktirte Zeichnungen fehlen, wie es scheint, ganz. Einzelne Darstellungen, zumal der englische Gruss, die Geburt Christi, die Anbetung der Könige, das Herabschauen der Engel auf gewisse Scenen ähneln in der Anlage so sehr den gleichartigen Bildern der Soester und namentlich jenen zu Wildungen und Fröndenberg, als bestände unter denselben ein engerer Verband. Selbst die Tafelform erinnert an ein altsoester Gemälde[1]). Die Bestimmung der Herkunft ist also von grossem Belange.

Es bleibt zu beachten, dass zwischen Westfalen und dem Rhein noch engere Beziehungen bestanden, als die commerciellen und allgemein kirchlichen, so die Patronatsrechte rheinischer Stifte, zumal St. Heribert's in Deutz, über westfälische Kirchen, die alte Verbindung des Stifts Xanten mit diesseitigen Pfarreien bis nach Schwelm hin[2]), die Abhängigkeit des Stifts Oberndorf bei Wesel vom einflussreichen Kloster Cappenberg[3]) und der Besuch der Kölner Universität. Andere knüpften sich durch Mönche und Stiftsherren, welche von hier am Rhein und umgekehrt ihren Berufsort fanden, und was für die alte Zeit so bedeutsam in die Wagschale fällt, durch das Wandern der Handwerker und Künstler. Die Utrechter Tafeln sollen aus einer

1) Das Jahrbücher LXVII, 120 (Note 4) genannte.

2) Meine kunstgesch. Beziehungen S. 32.

3) Heidemann, in der Zeitschrift des bergisch. Geschichts-Vereins V, 191.

Kirche des Ahrthales nach Köln in die Privatsammlung des Kaplans Seydel gekommen und bei deren Versteigerung erworben sein.

Stammen sie aus einer Kölner Werkstätte, so hätte der Meister der Soester Malerei eher etwas mitgetheilt, als entlehnt; denn sie sind allem Anscheine nach älter, als Conrad's Werke, sie hätten dann aber in der heimischen Kunst, zumal mit ihrem dramatischen Geiste und ihren Zügen aus der Natur und dem Volksleben, keine Nachahmung gefunden wie in der westfälischen — das wäre seltsam. Und ein Motiv, wie das des breikochenden Joseph's stände hier wohl allein da.

Ihre Kunststätte kann auch anderswo in Westfalen oder am Rheine, und zwar eine von ephemerer Dauer gewesen sein, so dass ihre Malerei, ähnlich wie in Minden mit dem Abzuge des Malers Bertram nach Hamburg, mit dem Meister wieder einging. Derselbe hätte dann Soester und Kölner Malweise in sich vereint und entweder mit Conrad anderweitige Vorbilder in irgend einer Malerei gehabt oder diesen beeinflusst. — Solch ein Uebergewicht eines Localmeisters über das Haupt einer festbegründeten Schule ist indess wieder nicht anzunehmen.

Eine dritte Möglichkeit wäre die, ihren Meister für einen Soester zu halten. Dafür sprechen die Soester Züge und das Nachleben mehrerer Scenen in der Soester Malerei unter Conrad. Dagegen spricht ausser den Eigentümlichkeiten, die mehr nach Köln zeigen, die Schwierigkeit, für ihn in der Reihe der Soester Maler einen Platz zu finden, denn er hätte sich hier, falls nicht seine Thätigkeit von kurzer Dauer war, mit den beregten Werken kaum oder doch unklar an die ältere Malerei angeschlossen.

So viel steht fest, diese Tafeln, welche Reflexe der Kölner und Soester Malerei in sich verbinden, beweisen klar und deutlich einen Austausch von Formen und Motiven zwischen beiden Schulen. Ein solcher Austausch oder eine solche Einwirkung der einen Schule auf die andere findet aber weder vorher noch später wieder statt, oder er beschränkt sich mehr auf formale Berührungen. Die Strömung bleibt beiderseits eine selbstständige und eigenartige.

Ihre vornehmsten Vorwürfe, das Leben des Herrn und seiner Mutter sind Gemeingut des religiösen Bewusstseins der Zeit — dasselbe gilt von den Heiligen Katharina, Barbara und Dorothea und den beiden Johannes, die ebenso beliebt waren in Soest wie auf altkölner Bildern (z. B. auf einem Triptychon des Herrn Becker zu Deutz und einem Marienbilde des Herrn Felix zu Leipzig). Dagegen cultivirt Köln

das Leben Maria's vorzugsweise nach seiner lyrischen Seite in den sogen. Paradiesbildern, Soest vorzugsweise nach der historisch-legenderischen Seite, und dabei namentlich ihr Abscheiden von der Erde. Dort steht eine Reihe kleiner schöner Bilder wie für den Hausgebrauch den grossen Altarwerken gegenüber, hier kommen kleine Tafeln nur als Bruchstücke grösserer Werke oder als Erzeugnisse schwächerer Hände vor. Soest kennt jene ausführlichen, miniaturhaften Schildereien, wie am Clarenaltare zu Köln, und auf einer Tafel des Berliner Museums (Nr. 1224) nicht, und nur einmal, auf dem Bilde der Nicolaikapelle zu Soest, jene statuarische Nebeneinanderstellung der Figuren, die sich bei den Aposteln der Kölner Passionsbilder wiederholt und im Dombilde noch nachwirkt. Soest meidet ebenso die statuarische wie die miniaturhafte Darstellung und schildert die historischen Ereignisse in einer figurenreichen Gruppirung, die sich in den Golgathascenen zu hoher Dramatik steigert. Am Clarenaltar des Domes zu Köln machen ein langer Schrein den Kern, Sculpturen und Malereien zusammen ein Ganzes. Maasswerk in Holz überzieht dort wie ein Fries die untern und obern Theile der Bildfelder, so am Clarenaltare, so an zwei Passionsbildern in dem Museum zu Köln und zu Darmstadt, so noch am Dombilde und zwei ihm gleichzeitigen Stücken (119, 120) im Museum zu Köln. Aus der Soester Schule finden sich grössere Altartafeln, befestigt an einem Möbelschrein, nur einmal nämlich zu Fröndenberg, sonst fast durchgehends grosse, ich möchte sagen, monumentale Tafeln als abgerundete Werke oder zugleich als Stützpunkte für Flügel — ohne Unterbrechung durch figürliche oder architektonische Bildhauerei.

Zu Köln wiederholen sich am Clarenaltare gemalte Maasswerke als Lückenbüsser und Wimperge, welche die Darstellungen umrahmen und drücken — diese Nachwirkungen der Miniatur- und Glasmalerei müssen bald aus den Bildflächen weichen, und Baldachine und Architekturen kehren nur vereinzelt wieder wie im Felix'schen Bilde zu Leipzig, bei zwei Aposteln im Kölner Museum (Nr. 62, 63), und dafür werden Rücklaken[1]) beliebt, wie noch im Dombilde. Zu Soest fehlen diese wohl ganz — gemalte Architekturen und Baldachine dagegen in röthlicher und grauer Farbe begegneten uns hier fast überall, wo sie nur zur Scene passten.

Zu Soest diente als Malfläche nur die Holztafel, oft mit Lein-

1) Vgl. über sie W. Wackernagel S. 147.

wandüberzug, zu Köln kam schon die ausgespannte Leinwand oder Haut an den Aussenflügeln des Clarenaltars und bei einigen Schulbildern mit dunkelm Grunde vor [1]).

Beide Orte haben gemein die harmonische Farbenstimmung; das Kölnische Colorit ist satter, wärmer, mannigfaltiger und doch einheitlicher und von einer Politur, welche die Darstellung verklärt und das Auge des Beschauers besticht, die Carnation, zumal in den Gesichtern, röthlich, dann lichter, ins Grüne spielend; die Soester Farben sind heller, bunter, ungebrochener, mehr gebunden an die Zeichnung, in der Carnation dunkeler, körniger, bräunlicher, jedoch wohl gemischt mit einem Grün, das den lebenden Gestalten einen blassern, den todten, zumal dem Körper Christi am Kreuze, einen aschgrauen Anflug verleiht. Das bei den Deutschen so beliebte Grün wird viel verwandt auch zur Dämpfung des grellen Blau, das Zinnoberroth wird an den Architekturen und Volkskleidern zu Gunsten der Naturtreue [2]) fast auf Kosten der ästhetischen Gesamtwirkung bevorzugt. Man erzeugt zu Soest gern durch das Vorkehren des Futters oder der innern Gewandseite einen Wechsel in der Farbe, wie in der Gewandung und erzwingt mit plastischen Aufträgen und Glanzfarben einen Effect, der es in den Arbeiten, wobei die Kostspieligkeit nicht in Anschlag kam, auf das Prunkende absieht. Statt der massiven Metallauflagen, wie sie von den romanischen Wandmalereien noch auf den Gemälden der Altumbrier fortlebten, greifen die Soester zu den Metallfarben, zu Gold und Silber für Schmucke, Prachtgeräte, Rüstungen und Gewänder in einem Maasse, wie es weder die Nürnberger noch die Kölner Meister mit ihrem Farbensinne vereinbaren konnten; auf den Freckenhorster Bildern glänzen ganze Bekleidungsstücke in reiner Silber- oder Goldfarbe [3]) mit ihren Ornamenten. Andern Farben ist Metallfarbe beigemischt, dem Grün der Stoffe, wie in Wildungen, Gold oder Silber untergelegt [4]), und stellenweise das

1) Schnaase a. O. VI, 401.

2) Und nicht der geltenden Farben- oder Kleidersymbolik bei W. Wackernagel, die Farben- und Blumensprache des Mittelalters in den Kleineren Schriften I, 143—241.

3) Reine Gold- und Silberfarbe für Gewänder zeigt auch das Prager Bild zu Mühlhausen bei Canstadt, Passavant in der Zeitschrift für christliche Archaeologie und Kunst I, 207, gleichwie die Prager Schule alles Beiwerk, die prächtigen Costüme, Schreibpulte sorgfältig behandelt, auch die Architekturen und das Vorkehren des Futters kennt, Woltmann a. O. I. 396.

4) Noch Correggio soll, um seinen Farben eine grössere Durchsichtigkeit und Leuchtkraft zu geben, zuweilen eine Unterlage von Goldblättchen angewandt

Goldornament aus dem Grundtone des Stoffes ausgespaart. Und ein Silberglanz, wie in dem mit durchscheinenden lackrothen Drachen verzierten Kleide auf Conrad's Bilde der Ottilia im Museum zu Münster, hat vielleicht nirgendwo seines Gleichen.

Den Glanz erhöhen aus Gyps geformte Zierden, Perlen und Steine der Diademe, Kronen und Waffen in den Farben der nachgemachten Gegenstände. Sie bilden namentlich auch die als Diademzier angebrachten Flügelpaare, welche auf Conrad's Tafeln zu Münster das Monogramm, auf dem Bilde vom Tode Maria's zu Dortmund Buchstaben einfassen. Derlei plastische Gebilde stossen uns zu Köln früher nur am Clarenaltare als Ornamente des Goldgrundes, später als Reifen um die Nimben auf, — als Imitation von Perlen und Steinen zwar häufig, aber körperloser, flacher, ich möchte sagen, zierlicher. Hoher Gypsbändchen als Borden der Bildfelder erinnere ich mich nur von Soester Werken.

Die Wirkung unterstützten noch eingetiefte Punkte und eingetieftes Linienwerk — über so viele technische Mittel verfügten die alten Maler! So fassten die stellenweise ungleichmässigen, also nicht mit grossen Stempeln eingeprägten, Blumenkämme die Bildfelder ein, so machten nadelknopfförmige Punkte, deren Umrisse auf Conrad's Bildern zu Münster wohl gar mit schwarzen Linien nachgezogen sind, Ornamente im Goldgrunde und Kreise in den Nimben; aus einem mit Spitzpunzen gekörnelten Boden scheinen die Buchstaben in den Nimben ausgespaart und klar hervor. Derlei malerische Hilfsmittel finden sich früh und spät am Rhein, doch wiederum nicht in jener Regelmässigkeit, Breite und Schärfe, wie in Westfalen, so kommen einpunktirte Figuren vor auf einem Passionsbilde im Museum zu Köln (Nr. 92) und einpunktirte Engel auf einem von Köln bezogenen Passionsbilde im germanischen Museum zu Nürnberg (Nr. 1304). Zu Soest zählt das Einpunktiren und Eintiefen zu den geläufigsten Hülfsmitteln der Farbenmalerei, steigt zu figuralen Bildern schon in den Engeln des alten Passionswerkes der Paulikirche wie in jenen des jüngeren Altarbildes der Marienkirche zu Dortmund und erreicht in den durch schwarze Linien verstärkten Umrissen seine technische und ästhetische Höhe zu Wildungen; ähnlich gebildet sind die Engel des

---

haben, was eine genauere Untersuchung des Bildes der kleinen büssenden Magdalena in Dresden zu bestätigen scheint. J. Meyer, Correggio 1871 S. 293.

Paehler Altares zu München[1]). Ist also letzterer, so bemerke ich nunmehr, eine Nürnberger Arbeit, so fällt behufs Entscheidung über das technische Vorbild ebenso die Soester wie die Kölner Schule in in die Wagschale.

Diese Bildnerei ohne Farbe in der Farbe, die hier von den Ornamenten gar auf die Figuren übergeht, culminirt auf den Tafeln zu Freckenhorst und Wildungen in der merkwürdigen Technik, durch parallel eingetiefte oder eingeritzte zu Wildungen auch geschwärzte Linien, welche Licht und Schatten gewähren, die Wirkung der Geräte und Gewänder noch über jene, welche die Metallfarben bringen, zu steigern.

Sind diese Kunstmittel den der gravirten Metallplatten vergleichbar oder verwandt, die gleichfalls um 1400 ihre meisterhafteste Ausbildung erlangten[2]), so dürfte an deren Herstellung auch Westfalen einen achtbaren Theil haben; denn sie finden sich auch im Dome zu Paderborn und in England auf dem Grabe eines Münsterischen Kaufmanns[3]).

Schauen wir zurück, so müssen wir ebenso die Wirkung, wie die Fülle der technischen Darstellungsmittel bewundern, welche damals der Malerei zu Gebote standen. Ihnen ähneln vielfach jene der feinern Lederplastik, deren Feld namentlich der Bucheinband[4]) war; filetenartige Pressuren kommen gar auf dem freien Goldgrunde der Conrad'schen Tafeln zu Münster zum Vorschein.

Nun die Auffassung und Darstellung! Die Körpertheile sind beider Orten fehlerhaft, Brust und Gürtel der Weiber zu Soest wohl noch schmächtiger wie zu Köln. In der Kopfbildung entdecken wir bis 1400 keine nähere Uebereinstimmung, als höchstens in den länglichen Frauenköpfen von Conrad's Vorgänger und dem Meister eines altkölnischen Triptychons bei Herrn Becker zu Deutz. Unter Conrad er-

1) Vgl. über das Kölner Bild zu Nürnberg und das Paehler zu München Messmer in der Allgem. Zeitung 1879 S. 851, der bei der damaligen Unbekanntheit der Soester Malerei die Technik von Köln herleitet und zu Nürnberg in dem Paehler Altare culminiren lässt. Vorher S. 29, 44.

2) Messmer in den Mittheilungen der k. k. Central-Commission VII, 254.

3) Schnaase a. O. VI, 306 f. meine kunstgeschichtl. Beziehungen S. 40. Die grosse in Stücken gegossene Grabplatte eines Grafen von der Mark zu Hamm aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts in den Kunst- und Geschichts-Denkmälern der Provinz Westfalen I, 68.

4) Sethe im Archiv für Geschichte des deutschen Buchhandels (1878) I, 128 ff.

innern gleichwohl die Köpfe der Apostel, die Lage und der Ausdruck ihrer Augen an jene Männergestalten, die man der Schule Wilhelm's zuschreibt; die idealen Erscheinungen der Maria, der Engel und frommen Frauen offenbaren bei aller Gleichartigkeit der Physiognomien im Kleinen so viele Unterschiede, dass hier höchstens von schwachen Reflexen zwischen beiden Kunstplätzen die Rede sein kann. Die Kölnischen Madonnenköpfe sind würdiger, vornehmer, hieratischer, die Soester empfindsamer, mädchenhafter. Conrad's kunstgeübter Landsmann zeichnet ihre Nasenrücken so gerade, das Oval des Kopfes und die Wangen so plastisch rund, dass man seine Vorbilder anderswo, als in Deutschland suchen möchte. Conrad liebt rundliche unten spitzig umzogene Frauen- und Engelköpfe, und um ihnen das demütige, das Liebreizende und Zurückgezogene zu wahren, werden die Kopfcontouren wie bei den Gestalten der Tafeln zu Münster und des Nicolausbildes zu Soest gar länglich, die Mündchen treten zurück, so dass die Jochbögen merklich ausladen, die Stirnen höhen und wölben sich, ohne breit zu werden wie bei Meister Stephan. Und das Haar, welches damals zu Köln meistens noch verschnitten und flach anliegt, kräuselt sich zu Soest auch gern bei andern Figuren, als jenen der Engel und Kinder. Bis auf Meister Stephan hin dürfte Köln in der Schlankheit der Körperverhältnisse Soest übertreffen. Dies bildete namentlich in den dramatischen Scenen die Männergestalten kürzer, stämmiger, in schwächern Stücken auch schematischer; die Gestalten aus dem Volk überraschen durch Naturtreue in den Maassen, wie in den Costümen, Handlungen und Charakteren. Und während am Clarenaltare schon eine „seltsame Mischung von burlesker Rohheit und affectirter Grazie"[1]) durchbricht, lässt Conrad's Schönheitsgefühl derlei kaum zu.

Beiden Kunstheerden gemein sind der auf die Nähe wirkende Stil der Tafelmalerei, das leichte Beherrschen der Gewandfalten, und das Kopftuch der Frauen. Die Einzelgestalten, z. B. der Barbara und Katharina auf dem Soester Nicolausbilde, nähern sich, falls die Restauration nicht zu viel daran geändert hat, in der gebogenen Stellung und im Auslaufe der Gewänder so der altkölnischen Weise, dass man erst im Hinblick auf das Antlitz und die Färbung ihres westfälischen Ursprunges inne wird. Westfalen bildete viele Falten ohne reichern Wechsel, prägte auch bei den hellen Farbentönen die Rücken und Tiefen nicht so klar aus, wie die Altkölner. Conrad weiss

1) Schnaase VI, 397.

in den figurenreichen Vorwürfen, wie in der Gruppe der frommen Frauen, der dramatischen Anlage gemäss, die Falten ebenso wechselvoll wie scharf zu legen — wie denn Soest im Wege einer dramatischen Behandlung die Schönheit mit Naturtreue schneller paaren lernte, als Köln. Sollte gar Meister Stephan den Anstoss für seine Gewand- und Faltenbildung von Conrad, zur Stirnrundung der Köpfe von Conrad's Nebenbuhler empfangen, während andere Maler in der Kleidung den Farbengegensatz der Aussenseite und des Futters ausbildeten, sollten die beiden Altmeister Westfalens auch fruchtbare Motive für die rheinische Malerei entwickelt haben, so steht der hochbegabte Mann, der in der Madonna des Kölner Seminars später neben Stephan eine andere Höhenrichtung der Malerei vertritt[1]), doch ganz selbstständig und unbeeinflusst da. Er dankt und gibt Andern Nichts. In gewissem Maasse legt sich Einem eine Parallele der beiden Kölner Künstler zu den beiden ältern Soester Malern nahe.

Im Ganzen zeigt sich die Kölnische Schule im Inhalte lyrischer, poetischer, in der Auffassung formvoller, vornehmer, in der Färbung harmonischer. Soest hat ein helleres Colorit, prunkendere Farben, härtere Contouren und geringere Farbenbrechung, es hat mehr historische Vorwürfe und deshalb lebendigere Darstellungen, und, wie wir noch sehen werden, eine realistischere Ader.

Die Berührungspunkte beider Schulen wurzeln im Geiste der Zeit, in dem gleichartigen Charakter der Landschaft, in dem mannigfaltigen Verkehr, doch sind sie mehr äusserlich als innerlich, und was letztern ähnlich sieht, verschwindet meistens bei genauerem Vergleiche; beide nehmen einen blos von ihrer Kunsterbschaft abhängigen Anfang, berühren sich um 1400, wie die Utrechter Tafeln lehren, ganz nahe, scheiden sich dann in den Meisterwerken, unklarer in den Schularbeiten doch so, dass Westfalen formale Einflüsse von Köln nicht abweist und selbst wieder Motive entwickelt, die wir später am Rhein in vollendeter Durchbildung erblicken. Daher standen und stehen gewiss noch west-

---

1) Crowe u. Cavalcasette, Geschichte der altniederländischen Malerei, Herausgeg. von A. Springer, 1875, S. 400. Sollten die Spuren des Kölner Malers Johan von Stockum, welcher 1457 das grosse vom Meister Statius von Lüttich gefertigte Altarschnitzwerk zu Erkelenz vergoldet und dessen Flügel bemalt hat, nicht wieder zu entdecken und seine Bedeutung in der damaligen Kölner Schule nicht näher aufzuklären sein? Vgl. Eckertz, Chronik der Stadt Erkelenz in den Annalen des historischen Vereins für den Niederrhein (1858) Heft V, 49; E. aus'm Weerth, Denkmäler, Bildnerei II, 54.

fälische Gemälde auf den Namen der Kölner Schule. Ein völliges Fernbleiben von einander war fast unmöglich, wo beide Schulen so lange im ganzen Nordwestdeutschland allein herrschten, und beide Kunststätten durch den engsten Verkehr und die mannigfaltigsten Culturfäden zusammenhingen. Was Conrad übernahm, bezieht sich ohne Frage mehr auf die hohe, feierliche Stimmung des Ganzen, als auf die Malmittel und Gestaltung des Einzelnen. Und das Erborgte gereichte ihm nur zur Vervollkommnung der Eigenart. Wäre ein weiterer Einfluss vorhanden, so müsste ihn doch Conrad's Nebenbuhler merken lassen, der den Werken der Schule Wilhelm's nach der einen, und der Kunst Stephan's auf der andern Seite nahe stand. Die Malerei nimmt zu Köln unter vielen Meistern einen mannigfaltigern, zu Soest unter wenigen Händen und Meistern einen ausgeprägteren, und in den klaren und feineren Zügen einen einheitlicheren Verlauf. Nur wenige Züge gelten hier oder dort allein, die meisten sind Gemeingut, doch darunter wieder viele, die hier wie dort eine eigentümliche Ausbildung erhalten. Daher haben die Hauptwerke beider Schulen je im Ganzen betrachtet und verglichen ihr besonderes, örtliches Gepräge.

Soest vermisst bald Meister, wie Köln sie an Stephan und seinem Nebenbuhler hatte, hält aber in gewissen Werken bis in spätere Jahrzehnte, wo schon ein reger Wechselverkehr nähere und fernere Schulen verband, so zähe an seiner idealen Kunstweise fest, dass sich die Liesborner Bilder wie Sommerblüthen im Herbste ausnehmen.

Nachdem so lange die Herrschaft der Kölner Schule über die westfälische betont, die letztere als eine „Abzweigung“ der ersteren angesehen ist, führt uns die Ueberschau der beiderseitigen Leistungen zu einem Resultate, das bisher nur wenige Forscher ahnten oder aussprachen[1]). Zu demselben kam unter den Kunstforschern entschieden nur Hotho[2]), indem er von dem Meister der beiden Tafeln zu Münster äussert: „Dieser allein wird von Wilhelm von Köln nicht überboten. Beider Aehnlichkeit in Empfindungsweise und Färbung bleibt unverkennbar, doch lässt sich bei Keinem auf Nachahmung schliessen. Sie malen wie Zwillingsbrüder, die man verwechseln kann, sieht man sie

1) So 1854 auf dem historischen Congresse der General-Director von Olfers und E. aus'm Weerth. Vgl. die Verhandlungen im Correspondenzblatte des Gesammtvereins (1855) III, 29.

2) a. o. I, 264, 430.

nicht bei einander" — ein Urtheil, das wir auf die ganze ideale Kunstzeit ausgedehnt unterschreiben.

Denn noch weiter, als bisher festgestellt, scheidet von der Kölner die Soester Schule die schon genannte **dramatische** Behandlung und ebenso die Auffassung der **Natur**. Dasselbe Köln, welches die Körperformen, selbst die Arme und Hände gefälliger bildet, die Madonna und ihr Geleit so lieblich in die Pflanzen, Gewächse und Blumen der Gärten versetzt, lässt doch die Natur und das bewegte Leben in jenem Bildkreise, welcher die Geschichte des Herrn und seiner Mutter behandelt, vor der ideal-poetischen Stimmung nicht so zum Durchbruche kommen, wie Soest. Denn hier kommen selten, wie auf den Aussenflächen der Wildunger Flügel, auf den beiden als Deckel gebrauchten Tafeln zu Münster und einmal auf der Hauptfläche, nämlich beim Nicolausbilde in Soest, die statuarischen fremd nebeneinanderstehenden Gestalten vor, wie sie auf den Passionsbildern der Kölner Schule üblich sind. Und wo Köln einen Ton der Erzählung anschlägt, eine grosse Geschichte nach allen Vorgängen darlegt, da bietet es, wie in den Scenen des Clarenaltares noch wenig Figuren ohne lebhafte Bewegung[1]). Soest neigt zu historischen Vorwürfen, gibt sie in vielen Personen und versteht es, diesen Leben und Handlung einzuhauchen.

Hier drängte sich die Natur mit ihren Reizen und Widerwärtigkeiten schon fühlbarer auf, man neigte weniger dem gemütlichen als dem geschichtlichen Kerne des Glaubens zu, und um die Ereignisse möglichst packend vorzuführen, suchte man sie nach den Gesetzen des Lebens zu erfassen und in die entsprechende Umgebung der Natur, der Menschen, der Thiere, der Landschaft und der Gewächse zu kleiden. Malerisch ins Leben übersetzt, dramatisch gehalten waren ja auch die Mimenspiele wie die Mysterien. Wer denkt nicht an die kostbaren Gefässe, an die goldblumigen Kleider der Weisen, an die prunkende Kleidung der Vornehmen auf den Soester Bildern, der in den frommen Spielen die Schauspieler findet „mit fast köstlichen Tüchern und Gewand . . . und wie sie „machten König Herodem, wie er den Königen nachsandt und wie er die Kindlein ertodtet. Das machten sie alles mit gar kostlichen gewand und mit grossen guldernen und silbernen Gurteln und machten das mit groster geziern und mit grosser demuth"[2]). Und Conrad liess doch neben den Idealgestalten die

1) Schnaase a. O. VI, 397.

2) Springer in d. Mittheilungen V, 131. Zappert a. O. XXI, 340.

Krieger und Knechte so genau und unverhohlen in den Costümen auftreten, wie sie die Zeit nur hatte, und motivirte ihre Haltung und Physiognomie ebenso nach den Gesetzen menschlicher Denk- und Handlungsweise. Er betonte stets das Psychologische, wie im Augenausdrucke, so in dem Haar- und Bartwuchse, wie in der Attitude des Einzelnen, so in der Gruppirung des Ganzen.

Die Hausräume, die Gerätschaften und Utensilien spiegeln sich in der Farbe wieder und wenn der Vorgang im Freien spielt, so erhält er Berge und Bauten im Hintergrunde, einen naturfarbigen Boden mit Blumen und Gewächsen der Natur[1]) — die Thiere der Häuslichkeit und der Arbeit, Hunde und Pferde, wirken je nach ihrer Art mit, kurzum Natur und natürliche Umgebung werden nicht mehr ausgeschlossen, sondern wie die geschichtliche Wahrheit gebot, verwertet und mit dem Menschenleben verflochten. Die Hauptbilder, wie der Tod des Herrn und seiner Mutter, lösen sich auf in Gruppen und Reihen, welche schon oft ihre ästhetischen Bindeglieder haben. Noch fehlen den Bergen die reichen Umrisse, den Thieren die Modellirung — aber das Streben nach natürlicher Motivirung, nach Verdeutlichung der Ereignisse im Gewande der Zeit, nach malerischer Belebung und Dramatik bricht mächtig hervor. Der Kölnischen Schule eignen wieder ähnliche Vorzüge, nur dass ihr „kräftige Charaktere und dramatische Gegenstände am wenigsten zusagten“ [2]).

In der Ausbildung der Charaktere[3]), im Costümartigen und Landschaftlichen, in dem Prunkvollen des Aeussern, in dem Psychologischen der Einzelerscheinung wie der Gruppen klingt ein realer Ton an, welchem nicht die Kölner Maler, sondern die Gebrüder van Eyck in den Niederlanden mit Hülfe der Oelfarbe schleunig zu einem Siege verhalfen, dem weithin die letzten idealen Traditionen in Form und Typus erlagen. Auch hier die bräunliche Carnation, glänzende Farbengebung,

---

1) Waagen, Handbuch der deutschen und niederländischen Malerschulen I, 50 sagt: „Es kommen schon gegen 1380 landschaftliche Hintergründe vor“ — ohne Angabe der Belege.

2) Waagen a. O. I, 58.

3) Das Portrait, längst von den Büchermalern und seit dem Abgange der Karolinger von den Goldschmieden in den Siegeln und getriebenen Arbeiten erstrebt, gelang zuerst in dem Costüme und Beiwerk, um die Mitte des 14. Jahrhunderts auch in der Physiognomie mehr und mehr den Staffelei- wie den Miniaturmalern (diesen 1871 in den Niederlanden Waagen I, 70) doch in Köln vereinzelt erst gegen 1400. Schnaase VI, 406.

Metallfarben und Perlzierden für die Muster der Teppiche, die Rüstungen, die Kronen, Scepter und Juwelen und Amethyste, die dem bürgerlichen Reichtum flottweg entnommen wurden, auch hier noch oft die Bogenhallen als Bühne der Darstellung, auch hier die Entfernung von Sculpturen und Schnitzwerken[1]), damit das Gemälde auf dem Altare in seiner Herrschaft nicht beeinträchtigt werde. Wechselvoll und bis in die Ferne geschaut wird die Landschaft, die goldene Luft weicht den Wölkchen und dem lichten Blaue des Himmels, und selbst die heiligen Gestalten tragen das Zeitcostüm. Trotzdem dieser Umschwung oder Fortschritt wol andere Vorstufen voraussetzt[2]), als die landesübliche Plastik und Tafelmalerei, würden wir doch fehl gehen, die vorhergegangenen[3]) Leistungen der Soester Schule dafür auszugeben, die gleichwol durch den Hanseverkehr bekannt sein konnten[4]). Der niederländische Realismus zeigt sich gleich losgelöst von idealen Anflügen in einem ganz neuen Gewande, er beherrscht die Heiligen wie die profanen Gestalten und Scenen, den Boden wie den Himmel, sofern das die unverändert gebliebenen religiösen Aufgaben nur zuliessen. Uebertreibung und Ueberladung ist vermieden, das Körperliche gleich möglichst natürlich und fehlerlos durchgeführt. Und gegen die westfälische steht die niederländische Malerei vielleicht zurück in der Composition und Raumfüllung, in der Verbindung und Rundung des Einzelnen zum Ganzen. Doch grübeln wir nicht weiter über das gegenseitige Verhältnis.

Man darf nicht vergessen, dass die Niederlande mit Westfalen und dem Niederrhein im Spätmittelalter das Herz eines Culturgebietes bildeten, — dessen Gemeinsamkeit im Empfinden und Handeln sich verkündigte in den Schriftcharakteren[5]), in den Drucktypen[6]), wie in der geistlich-religiösen Strömung und der Literatur[7]). Hier erwuchs

---

1) Schnaase in Lützow's Zeitschrift für bild. Kunst II, 328.

2) Wagen I, 70 nimmt ausser den realistischen Sculpturen Miniaturen und die Tafelbilder eines pictor Jean von Brügge, Woltmann I, 359 die französischen Miniaturen zur Aushülfe.

3) „Kein Maler erhob sich (in den Niederlanden) vor dem 15. Jahrhunderte zu hervorragender Bedeutung." Crowe and Cavalcasette a. O. S. 13.

4) 1326 wurde schon Stangeneisen (Osemund) aus der Grafschaft Mark in Brügge verkauft. Essellen, Geschichte der Grafschaft Mark 1859 S. 9.

5) Falkenstein, Geschichte der Buchdruckerkunst 1840 S. 87.

6) Ebert in Ersch u. Gruber's Encyclopädie I, 14, 234 s. v. Buchdruckerkunst.

7) Ullmann, Reformatoren vor der Reformation I, 258. Mein Aufsatz über P. Coelde in Pick's Monatsschrift I, 67 ff. Janssen a. O. I, 53.

auch die realistische Malerei, bei Conrad früher, bei den Eycks später und reiner, ohne das eine Berührung stattzuhaben brauchte. Die nordwestdeutschen Landstriche und Oertlichkeiten fühlten sich in den vornehmsten Strebungen so verwandt, dass Mönche und Gelehrte, Buchdrucker und Künstler[1]) durch Lehren, Schriften und Werke jede Errungenschaft bald zum Gemeingute machen konnten, welche bei dem gewaltigen Hervortreten der Eigenart die eine Landschaft oder Oertlichkeit vor der andern zu verzeichnen hatte. Gleichwol verhalten sich die Niederlande mehr gebend, Westfalen und das Rheingebiet mehr nehmend.

Der Realismus der tonangebenden Kunst schlägt Wurzel in Köln, trägt in Soest neben dem Idealismus schon anziehende Früchte, und siegt in den Niederlanden, um von hier aus alle deutschen Landschaften zu erobern; die ihn bestärkenden Ideen lagen gleichsam in der Luft, so dass portraitähnliche Köpfe, Gewänder aus der Zeit, scharfe Faltenbrüche zu Köln auch unter Meister Stephan zur Geltung kamen und die Forscher streiten, ob hier freie örtliche Entwicklung oder niederländischer Einfluss[2]) zu wittern ist.

Die Stadt Soest, so dürfen wir nun behaupten, hat in allen Kunstzweigen so herrliche Blüthen getrieben, dass sie sich den ruhmwürdigsten Kunststätten zur Seite stellen kann. Darunter bildet in späterer Zeit die Malerei das Schwergewicht, sie gewinnt in der Nähe und Ferne Ansehen und Einfluss beim Volke und bei den Künstlern — und darin übertrifft sie unter Conrad bei Weitem die Nachblüthe unter dem sogen. Liesborner Meister, wie unter Aldegrever.

Vergleichen wir nun das Kunstleben von damals und heute — welch' ein Gegensatz! Heute knüpft es sich mehr und mehr an die grossen Städte, wurzelt es, sofern von Schönheit noch Rede sein kann, in akademischen Lehren und für viele Zweige liegen Plan und Ausführung in verschiedenen Händen. Damals hatte bei einer gleichmässigeren Verteilung des Wohlstandes und der Production jede Landschaft ihre blühenden Städte und Städtchen, diese hatten eine Bevölke-

---

1) Man vgl. nur die Zahl der holländischen Künstler in dem kunstliebenden Städtchen Calcar am Niederrhein in meinen „Archivalischen Nachrichten über Künstler und Kunstwerke der Nicolaikirche zu Calcar", Organ für christliche Kunst (1868) XVIII, 238 ff., 250 ff. und über Jan Joest von Haarlem insbesondere G. Ed. Taurel im Haarlemer Eigen Haardt 1877 Nr. 17 u. 18.

2) Das letztere will Waagen a. O. I, 158, das erstere ausser Förster a. O. I, 217 namentlich Schnaase a. O. VI, 419.

rung und Thätigkeit, welche durchschnittlich der natürlichen Umgebung und dem Absatzgebiete entsprachen, der Künstler lernte, profitirte und wuchs im Geleise des Handwerks. Als „Handwerker" oder Zunftgenosse stand er im nächsten Verkehr mit seines Gleichen und bereicherte seine „Kunst" leicht mit dem, was diese gerade Besseres an Technik und Form besassen oder entwickelten. Langehin war neben der Ausführung auch der Entwurf seine Sache, und anderweitige Vorlagen von ausgeführten Werken, später von Holzschnitten und Stichen wurden nicht copirt, sondern dem Werke angepasst. Ein lebensfrohes Publikum verstand den volkstümlichen Künstler und ermunterte ihn mit seinem Beifalle. Sein Berufsfeld war noch nicht durch grosse Fabriken geschmälert und durch unwürdige Producte entheiligt. Daher das reiche, unschätzbare Erbtheil von alten Kunstwerken, zumal in den Landstrichen, Dörfern und Städten der rothen Erde.

---

## Nachträge.

Jahrbücher LXVII, 22. In der Marienkirche zu Bielefeld wurden 1399 zwei Altäre errichtet. Holscher in d. Westfäl. Zeitschrift (1880) 38, 81.

„ „ 100, Zeile 7 von unten, lies „Haarwege" statt „Hellwege."

„ „ 110, in Betreff der einer Galeere ähnlichen Gestalt der Nicolaikapelle vgl. W. Wackernagel, Kl. Schriften I, 81.

„ „ 112. Die Stadtbücher nennen zu Soest noch zum J. 1307 einen magister Lodewicus clockengheter. (Vgl. Henricus de Hervordia, Liber de rebus memorabilioribus sive chronicon . . . ed. Potthast 1859 p. 224.) und zum J. 1400 einen Hynse byldesnider.

„ „ 114, Zeile 10 von oben lies „dennoch" statt „demnach".

und zum vorliegenden Hefte S. 69:

## Crefeld.

Während des Druckes entdeckte ich zu Crefeld in der ausgewählten Privatsammlung des Herrn Petry noch ein 56 cm breites und 66 cm hohes Tempera-Bild — ohne Frage ein Stück aus einem grössern Werke Conrads. Mangelhaft erhalten und in den Farben beschädigt zeigt es die Ausgiessung des h. Geistes, der als weisse Taube über dem Haupte Maria's schwebt, ähnlich wie die entsprechende Scene zu Wildungen. Die Köpfe der Apostel haben je bei verwandtschaftlichem Typus doch viel Eigenartiges, das Antlitz Maria's einen länglichen, jetzt etwas steifen, Umriss. Gold- und Silberfarben schimmern nur schwach in einigen Kleiderstoffen. Den obern Rand des Goldgrundes belebt ein eingetiefter Blumenkamm, den Boden abwechselnd gelbe und bräunliche Fliesse mit Vierpassmustern, Leinwand dient als Mittel zwischen dem Holze und der dicken Kreidelage. Ueber den ältern Aufstellungsort oder den Verbleib der zugehörigen Stücke ist Nichts zu ermitteln.

---

## Anhang.

Es giebt aus der Zeit, wo die Päpste in Avignon residirten, noch Indulgenzbriefe für Klöster und Pfarrkirchen, welche neben der kirchlichen auch eine gewisse diplomatische und kunstgeschichtliche Tragweite besitzen. Beziehungen zu Avignon ergaben sich mit den Kirchenversammlungen von 1326 und 1337, und aus dem Besuche der dortigen Schule seitens der vornehmen Söhne, die dem geistlichen Stande gewidmet waren [1]); sie bestanden in Westfalen, dem mehrere derartige Schriftdenkmäler angehören, in einem Maasse, dass die Fürstabtei Essen, wenigstens zeitweise, dort einen besondern Geschäftsträger und Briefboten unterhielt [2]).

1) Vgl. über den Besuch der Grafen von der Mark Lev. de Northof, Chronica comitum de Marca herausgegeben von Tross 1859 Einleitung S. 1 f. 341.

2) Nach einer Urkunde etwa aus dem Jahre 1311 feria V. post Remigii bei Kindlinger Handschriften-Sammlung B. 104 p. 196 schreibt Arnold von Dorslon,

Die Urkunden sind jedesmal von mehreren Erzbischöfen und Bischöfen [1]) ausgestellt, schön auf Pergament [2]) geschrieben, in der Schriftfläche 33 bis 38 cm hoch, 50 bis 70 cm breit, und je nach ihrer Aufbewahrung vollständiger oder schadhafter in der Ausstattung überliefert. Die länglich rothen Siegel hängen oder hingen an seidenen oder leinenen Schnüren. Indess der Text nur mit dem einen oder anderen Initialbuchstaben verschönert ist, erhielt die regelmässig wiederkehrende Anfangszeile U*n*iversis Sancte Matris und das Wort Ecclesie, falls es nicht schon in die zweite Zeile hinüberrückte, nicht nur eine grössere Schrift, sondern es wurden die Initialen dieser Worte und vereinzelt auch das *n* in Universis zu grossen Majuskeln ausgebildet und mit farbigem Blattwerke ausgezeichnet. Der erste Buchstabe U aber zeigt eine ganz bevorzugte Behandlung in seinen beiden senkrechten Hauptzügen und noch mehr in dem Raume, welchen sie einschliessen. Diesen schmücken regelmässig eine oder mehrere Heiligengestalten, wie solche in den reichern Exemplaren auch wohl vor das U oder an das Ende der ersten Zeile treten. Seltener ist auch der Raum über der ersten Zeile illustrirt. Die dargestellten Heiligen sind in der Regel die Patrone der betreffenden Kaiser und daher schon war eine gewisse schematische Ausführung, die weniger auf Formvoll-

---

clericus, Geschäftsträger des Stifts bei der Curie zu Avignon an die Aebtissin zu Essen, dass er litteras super advocatia contra archiepiscopum Coloniensem bullatas habe, welche er jedoch noch nicht durch den Boten (. . . nuncio . . . per istum nuncium) abschicken könne, da er dieselben erst dupliciren wolle.

1) Wie schwer es hält, heute die Sitze derselben vollständig und sicher zu bestimmen, möge der Eingang des 1341 für die Kirche zu Westbevern ausgefertigten Gnadenbriefes darthun: Universis Sancte Matris ecclesie filiis, ad quos presentes littere pervenerint, nos miseracione divina Nertes Manasgardensis archiepiscopus, Petrus Montemaninus episcopus, Galganus Aleriensis episcopus, Bernardus Ganensis episcopus, Matheus Organgensis episcopus, Gra(cianus) Vultinensis episcopus, Thomas Tunnensis episcopus, Petrus Calliensis episcopus salutem in Domino sempiternam . . .

2) Keine Spur der verzwickten erst dort in die Curie gedrungenen Schrift. Ranke, die römischen Päpste A[5] III 113, 114 erzählt vom Hofe Innocenz X, wie Mascambruno, durch Bestechlichkeit hingerissen, den Decreten, welche er dem Papste vorgelegt, falsche Summarien beigelegt habe, so dass der Papst Dinge unterzeichnete, von denen er keine Ahnung hatte. Pallavicini habe es damit entschuldigt, weil die Verfügungen der Dataria geschrieben wurden d i carattere Francese, come è restato in uso della dataria, dapoi che la sedia fu in Avignone.

endung als auf Deutlichkeit sah, wie von selbst gegeben. Bei der flüchtigen Behandlung sind die Gestalten statuarisch entworfen, meistens einfach und klar gezeichnet, aber im Ganzen mit Hülfe der Farbe mächtig und wirksam durchgeführt. In den Figuren wie in den Zierbuchstaben herrschen dieselben Hauptfarben. Die Fleischtheile dort und das Blattgewinde hier erscheinen in der weissen Grundfarbe des Substrats aus der farbigen Umgebung ausgespart, die Züge der Gesichter sind mit Feder und Dinte gemacht, und höchstens die Lippen durch eine hellere Tuffirung hervorgehoben. Die andern Theile, zumal die Gewänder und Attribute fallen in die Augen durch ihre hellen, nur wenig abgetönten Farben. Ihre Contouren liegen in dunkleren Zügen entweder unter der Farbe, oder wie bei manchem Faltenrücken wieder in dunkleren Zügen auf ihr. Im letzteren Falle geht also die Technik über die Illumination gezeichneter Umrisse hinaus, ohne deshalb an Schönheit und Wirkung zu gewinnen. Diese beruht bei der einfachen Malweise nicht so fast in dem Colorit, als in der ernsten Haltung, in dem holdseligen oder würdevollen Ausdrucke der Gesichter, der anmuthigen Haarkräuselung, dem mächtigen Wurfe der Gewänder, der ornamentalen Einkleidung und geschickten Raumbenutzung. Die Einkleidungsweise der Glasmalerei treffen wir höchstens noch bei dem schönen Documente für Fröndenberg aus dem Jahre 1342; die andern haben deren Einfluss verwunden. Die Farbe verwischt sich nicht leicht, hat also ein kleberiges Bindemittel. Die Darstellungsweise und die Behandlung werden uns klarer, wenn wir die Dokumente im Einzelnen prüfen. Acht derselben, welche ich näher kenne, fallen in die Zeit von 1329 bis 1344.

1. Das älteste nachweisbare Exemplar [1]) — vom Jahre 1329 24./10 — stammt aus dem Kloster Bennighausen bei Soest. Die Initialen der ersten Zeile auch das *n* in Universis und einige im Texte sind in dunkelgelb auf weissem, oder in Schwarz auf grünem oder in Schwarzweiss auf rothem Grunde ausgeführt. — Die ähnlich gehaltenen Züge des ersten Buchstabens U umfassen noch das 15 cm hohe Bild der sitzenden Madonna mit dem Kinde auf blauem mit Blättern gemustertem Grunde. Ihr Untergewand ist hellgrün, das Obergewand bräunlich, der Nimbus roth, das Kleid des Kindes dunkelgrün.

2. Eine zweite Urkunde [2]) von 1333 31./5, ausgestellt für das

1) Im Königl. Staatsarchiv zu Münster, Stift Benninghausen Nr. 173.
2) Daselbst Stift Schildesche Nr. 70.

Kloster Schildesche bei Bielefeld, zählt nicht nur in ihren frischen Farben, sondern auch in der Ausrüstung, die ihr offenbar am Bestimmungsorte geworden, zu den merkwürdigsten Kunstaltertümern ihrer Art. Sie ist nämlich am obern Rande mit drei Oesen von breiten, golddurchwirkten Seidenstreifen behaftet, woran sie an den fälligen Indulgenztagen offen vor den Augen der Andächtigen ausgehängt wurde, so dass sie mit ihren Malereien gerade wie die Tafelgemälde und anderes Bildwerk belehren und erbauen sollte, zumal da sie ungewöhnlich reich mit Darstellungen bedacht ist. Hier reihen sich nämlich auf dem freien Raum über der ersten Prachtzeile aneinander, 11 cm hoch, die Büsten des h. Petrus, des Salvators mit dem Kreuznimbus und des h. Paulus mit dem Schwerte. Den Raum vor dem U, auf dem linken Rande, nimmt ein der h. Johannes mit dem Symbole des Lammes in einer Scheibe, und in den Abtheilungen des Buchstabens stehen 21 cm lang die h. Maria mit dem Kinde, ihr zur Linken Magdalena mit der Palme und Flasche, ihr zur Rechten Catharina mit der Palme und dem Rade. Die Haltung ist schlank ohne Biegung, die Behandlung einfach aber schwungvoll, der Grund wechselt nach den Figuren in Roth, Hellgrün, Weiss, Blau. Der Hintergrund der Hauptfigur ist blau und schwarz quadrirt. Zwischen den dunkeln Contouren sind die Farben stellenweise etwas gebrochen, die Falkenrücken in dunkeln Zügen aufgehöht.

3. Es folgt das Document für das Kloster Bödecken [1]) bei Paderborn vom Jahre 1335 16./1 in weit einfacherer Ausstattung. Die erste Zeile hat die übliche Zier, das U hat Züge von einem Geränke stilisirten Blattwerks, als innern Schmuck und zwar auf Lilagrund von 17 cm Höhe bloss mit Kreuznimbus die Büste Christi, der seine Hände mit den Wundmalen emporhebt; der Patron, S. Meinulpsus fehlt. Gelb, Roth und Grün bilden die Scala der hellen Farben. Die Siegel sind nur zum Theile noch vorhanden.

4. Aus dem Jahre 1341 verzeichnen wir drei Stücke. Das eine in Schrift, Siegeln, Farben und Bildern nur schadhaft erhalten, gilt der Abtei Herford [2]). Doch erkennen wir noch die übliche Behandlung und im Buchstaben U drei 17 cm hohe Gestalten und darunter vermuthen wir die Patrone, die Heiligen Maria und Pusinna.

---

1) Daselbst Gehrkensche Urkunden-Sammlung Nr. 39.

2) Daselbst Fürstabtei Herford Nr. 236.

5. Das zweite Stück [1]) dieses Jahres ist unter dem 9. Januar für den Dom zu Minden ausgefertigt. Die Initialreihe und einzelne Initialen des Textes zeigen die reichere Farbenzier, das U enthält drei Figuren, den h. Gorgonius mit der Palme und den h. Petrus mit Buch und Schlüsseln von 17 cm Höhe — die beiden Patrone — und rechts neben letzterem einen betenden Mönch in weissem Habit mit dem Spruchbande: Sancte Petre et Gorgonie ora... Als Hintergrund figurirt bei Petrus eine weisse Quadratur mit Vierblättern, bei den beiden andern ein helles Roth. Ausser dem durch Aussparung gewonnenen Weiss walten im Figürlichen und Ornamentalen Roth und Blau.

6. Das dritte Stück [2]) vom 20. September (1341) betrifft die Pfarrkirche zu Westbevern bei Münster. Die Siegel sind zum Theile verloren, Schrift und Illustration ziemlich gut erhalten. Die Initialen der drei ersten Worte *U*niversis *S*ancte *M*atris sind wieder kunstschön in rother, grüner und gelber Farbe gebildet, die beiden Stäbe des U bestehen aus Blattgewinden in Weiss auf Roth, oder auf Grün und Roth zugleich; den Innenraum füllen zwei Heiligengestalten, wahrscheinlich jene der Patrone Cornelius und Cyprianus. Beide haben ein Buch in der Linken, die Rechte des einen führt die Palme, die des andern erhebt sich wie zum Segnen.

7. Dem Jahre 1342 2./1. gehört wohl das schönste Stück unserer Reihe an, — ein Indulgenzbrief für das Kloster Fröndenberg [3]). Vierpässe, die je einen Apostel einrahmen, bilden ein oberes Zierband mit beiderseits herabgehenden Schenkeln, die je wieder auf eine längere Spitzbogennische mit einer Heiligenfigur setzen, so dass fast die ganze Schriftfläche oben und an den Seiten von figürlicher und ornamentaler Farbenzier umgeben ist. In den Spitzbogennischen standen ursprünglich links die h. Katharina mit Rade und Schwerte, rechts der h. Michael auf dem Drachen mit der Lanze — allein unter einer späteren jedenfalls zu Fröndenberg vollzogenen Uebermalung, welche die Attribute und gewisse Körpertheile verdeckte und durch neue ersetzte, ist jene in den begrüssenden Engel mit den Schwingen, diese in die Ortspatronin Maria mit angesetzten Händen verwandelt. Die Initialreihe

1) Daselbst Fürstenthum Minden Nr. 158.

2) Haus Langen Nr. 552 im Archive des Freiherrn von Beverförde-Werries, dessen Familie als Erbe des Hauses Langen gewisse Patronatsrechte an der dortigen Kirche ausübt.

3) Phototypie und Beschreibung in den Kunst- und Geschichts-Denkmälern der Provinz Westfalen. Stück 1 zu S. 142.

zeigt die üblichen Zierbuchstaben und im ersten Buchstaben U thront auf einem Regenbogen, zwischen zwei das Rauchfass schwingenden Engeln, in grösserer Dimension der Salvator mit den fünf Wunden, der die Linke mit dem Buche, die Rechte wie zum Segnen emporhält. Die Engel haben einen hellgelben oder hellrothen, alle übrigen Gestalten abwechselnd einen rothen und violetten Hintergrund, dieser viereckige Muster und darüber kleine quadratische Ornamente in Gelb und Weiss aufgesetzt. Die grossen Zwickelflächen der Pässe belebt gelbe Hautzier. Die Auffassung der Gestalten ist wechselvoll, die Gewandung oft schön, die Zeichnung leicht und treffend, die Farbe pastös und fast ohne Abtönung aufgetragen — würdig und gross die Haltung des Herrn und der Ausdruck seines Antlitzes. Hier liefern Nagellöcher im obern Rande den Beleg, dass der in seiner Art schöne und seltene Gnadenbrief an den darin bezeichneten Ablasstagen öffentlich angeschlagen und betrachtet zu werden pflegte.

8. Aus dem Jahre 1344 20./11. besass das genannte Kloster Schildesche[1]) einen zweiten Avignoner Ablassbrief. Der Raum über seiner Hauptzeile ist wieder, wie bei dem ältern, farbig geschmückt, doch nur mit einem Blattgewinde. In dem U erscheinen 15 cm lang die Patrone Maria mit dem Kinde — vor ihr eine betende Gestalt — und Johannes der Täufer, gegenüber rechts steht eine dritte Heilige, wahrscheinlich Magdalena. Unter den Hauptfarben leuchten hervor Blassblau, Hellroth und Gelb, den Hintergrund macht ein quadrirtes Blassblau. Die Contouren der Gewandung liegen theils unter, theils über der Farbe. Die Siegel und Schnüre sind verfallen, die drei Hängeösen geblieben — das Pergament wurde also auch öffentlich ausgehängt, wie das ältere von 1333.

Dass sich später noch zu Rom die Indulgenzbriefe einer ähnlichen Auszeichnung erfreuten, beweist ein von mehreren Cardinälen 1503 20./5. ausgestellter Gnadenbrief[2]) für den Marienaltar der Pfarrkirche zu Unna, dessen Vicar Johan Colman noch durch eine Bulle von 1502 15./7. geistliche Vergünstigungen vom Papste Alexander VI. erhalten hatte. In der obern Reihe des wohlbewahrten beziehentlich 75 cm hohen und 52 cm breiten Pergaments ist nur der erste Buchstabe vom Namen des Cardinals Oliverius farbig verschönert. Darin ist die

1) Staats-Archiv zu Münster, Stift Schildesche Nr. 70.

2) Gleichfalls mit Rücksicht auf die ornamentale Behandlung photographirt für die Kunst- und Geschichts-Denkmäler der Provinz Westfalen I zu S. 108, früher schon beschrieben von R. Wilmans in Pick's Monatsschrift II, 67.

h. Jungfrau mit dem Christkinde auf der Mondsichel dargestellt, das einrahmende O als Blätterkranz ausgestaltet. Gegenüber am Ende der Zeile figurirt ein quergetheiltes Wappen rechts mit der säugenden Wölfin, links mit drei Querbalken, wahrscheinlich jenes des Papstes Alexander. Es ist auf die gekreuzten Schlüssel gelegt und mit der päpstlichen Thiara bekrönt. Von diesen beiden Endbuchstaben der ersten Zeile ergiessen sich die schönsten Blattgewinde und Blumen auf die beiden Ränder der Urkunde herab. Solche verbinden auch auf dem obern freien Rande das Wappen und das Bild des Initialbuchstabens, nur dass die Mitte noch das Bild eines Centauren ziert — ein Zeichen, wie der Geist der Renaissance selbst kirchliche Actenstücke anwehte. Der pflanzliche wie der figürliche Schmuck hat helle Farben und erinnert mehr an die Typen burgundischer Büchermalerei, als an die damaligen Stilformen Italiens.

Münster. Nordhoff.

---

## II. Litteratur.

1. Agrippina (Minore) — La madre di Nerone imperatore pel Dr. V. Casagrandi. — Firenze Tipographia della gazetta d'Italia 1878. S. 110. 8.

Die kleine, mit der Abbildung einer Büste der Agrippina gezierte[1]) Schrift, ein Abdruck einer in der „Rivista Europea — Rivista Internazionale“ erschienenen Abhandlung, trägt die Widmung: Alla regina dellė città Renane Cöln (L'antica Colonia Agrippina) questo ricordo di una imperatrice Romana nata su quella terra Germanica l'Autore offre e dedica. Sie wurde in mehrern Exemplaren der Verwaltung der Stadt übersandt, deren Gründerin sie von manchen ihr von den Geschichtschreibern angedichteten Beschuldigungen zu befreien und in ein besseres Licht zu rücken sucht. „Agrippina è una delle figure più infelici nella storia antica e nella moderna. In quella ci e dipinta come una Menade con in mano i veleni, e negli atti le più sconcie improntitudini: in questa per stare al già detto come a *res judicata*, si repete comunemente il quadro di Tacito, che non ha che il merito del sorprendente e delle tinte clamorose senza quello della logica, ossia della ragione di esse; sicchè non ancora ci e dato persuaderci delle cause delle prime terribili catastrofe

---

1) Der andern Bildnisse der Agrippina wird nach Visconti gedacht, Stahr hat über die Farnesische sitzende Agrippina ausführlich gehandelt, wobei er übersah, dass die sitzende Stellung der Kaiserinnen ein von den Griechen herübergenommenes Künstlermotiv war, das nach einer geistreichen Vermuthung zuerst bei Alexander's Mutter Olympia angewandt wurde. Nicht beachtet ist eine in Köln gefundene und deshalb besonders wichtige Büste, die man für die der Gründerin Köln's mit grosser Wahrscheinlichkeit hält. Die daselbst sich befindende Büste der ältern Agrippina stammt aus Italien. Genauere Untersuchungen über die Agrippinabildnisse erwarten wir von Prof. Bernoulli.

neroniane, dove ella fu la principale e la più infelice delle vittime. Casagrandi wollte ein wirklich geschichtliches Bild dieser dämonischen Frau aufstellen, um sie von den Anklagen zu befreien, welche die Klatschsucht ihrer Zeit und der parteiische Hass der Geschichtschreiber auf sie gehäuft haben, um sie zu einem wirklichen Ungeheuer zu machen; besonders lässt er ihre männliche Kraft, ihre Ausdauer, ihre weise berechnende Klugheit, ihre aufopferungsvolle Mütterlichkeit hervorleuchten, vermag aber freilich nicht, sie von manchen Abscheulichkeiten rein zu waschen, durch welche sie als eine der schlimmsten Ausgeburten des ersten Römischen Kaisergeschlechtes dasteht. Dabei lässt er sich von der leidenschaftlichsten Parteilichkeit gegen Tacitus hinreissen, den er als geflissentlichen Entsteller und Verleumder und zugleich als einen sich selbst widersprechenden, oft kopflosen Geschichtschreiber darstellt; auch Seneca kann er nicht schwarz genug malen, um das Bild der Agrippina weniger scheusslich erscheinen zu lassen. Der Verfasser hat es versäumt, eine Untersuchung über die Quellen der Geschichte der Agrippina anzustellen, wodurch er wohl festere Haltpunkte gewonnen haben, aber auch zur Einsicht gekommen sein würde, dass man über manche Punkte nicht zu einer entschiedenen Klarheit gelangen kann. Einen ausserordentlichen Werth legt er auf die neuerdings entdeckte Weiheinschrift der Arvalbrüder zum Geburtstage der Agrippina, worin diese den Wunsch nach der Wiederherstellung der Eintracht zwischen ihr und ihrem kaiserlichen Sohne aussprechen (concordiae ipsius, concordiae honoris Agrippinae Augustae). Was folgt aber daraus anders, als dass jenes Priestercollegium für Agrippina, die ja überall für sich zu wirken wusste, Partei genommen hatte und die Herstellung ihres Einflusses wünschte? Ja, nicht einmal dieses; das Missverhältniss war so schreiend geworden, dass man das Schlimmste von beiden Seiten befürchtete, und so konnte ein Priestercollegium mit den reinsten Absichten den Geburtstag der Agrippina wählen, um den Wunsch auszusprechen, dass der verhängnisvolle Riss zwischen Sohn und Mutter wieder hergestellt werde, ohne dadurch seine sittliche Achtung für Agrippina zu bezeugen (offrire un stima alla misera Principessa). Diese Arvalische Weiheinschrift, deren richtige Würdigung eine Kenntniss der Verhältnisse voraussetzt, wie wir sie eben nicht besitzen, ist dem Verfasser eine Waffe gegen Tacitus und seine Genossen. Tacitus stelle sich, als ob er nichts wisse von dem Verlangen der treuesten und wahrsten Freunde des Hofes, und er greife um so lieber zum Tadel und zur Verleumdung. Dass manche wünschen mochten, die Freundschaft zwischen Mutter und Sohn werde wieder hergestellt, sowohl Freunde der Agrippina, die ihren Einfluss benutzen wollten, als solche, die das Schlimmste von dem Zerwürfnisse, nicht

weniger von Agrippina als von Nero, fürchteten, brauchte Tacitus, der nicht das Leben der Agrippina, sondern die Regierung Nero's zu schildern hatte, nicht zu erwähnen. Wenn dieser Ann. XIV. 2, sagt, alle hätten gewünscht, dass die Macht der Agrippina gebrochen werde, so ist dort eben nur von der Umgebung des Kaisers die Rede (haec — nemo prohibebat, cupientibus cunctis infringi potentiam matris), und dass Agrippina auch eine durch ihren eigenen Vortheil an sie gebundene Partei hatte, ist damit nicht ausgeschlossen. Was Niemand neuerdings unternommen, die Rettung der Agrippina, zog Casagrandi an, der an jener Arvalischen Weiheinschrift (quel prezioso marmoreo testimonio) einen festen Haltpunkt gefunden zu haben glaubte. Selbst Adolf Stahr, der sich so sehr freute, „die Zahl der Ungeheuer in der Geschichte zu vermindern", hat in seiner Schrift: „Agrippina, die Mutter Nero's", (1867) das schreckliche Bild der alle Mittel zur Erreichung ihrer Herrschaft reuelos in Anspruch nehmenden, durch eine Reihe der ungeheuersten Verbrechen ihrem Sohne zum Throne verhelfenden Urenkelin des Augustus, dieses „furchtbaren Weibes", dieser „in der Welt vielleicht niemals wieder gesehenen Verkörperung einer grenzenlosen Herrschsucht, in deren Brust jedes andere Gefühl gegen dieses vorherrschende Streben völlig zurücktrat", wesentlich günstiger darzustellen vermocht, wenn er auch mit Recht nicht allem, was von ihr erzählt wird, vollen Glauben schenkt. Auffällt es, dass Casagrandi, der doch sonst mit deutscher Literatur nicht unbekannt ist, bloss bedauert sagen zu müssen, dass er von dieser Schrift nur den Titel kenne; sie würde ihn freilich nicht bekehrt, aber doch auf manches hingewiesen haben.

Ort und Zeit der Geburt der Tochter des Germanicus werden nach der bisher gangbaren Ansicht bestimmt[1]). Von dem neulich in Deutschland darüber geführten Streit weiss der Verfasser nichts. Von ihrer ersten Ehe wird nur bemerkt, sie habe mit Cnäus Domitius Ahenobarbus nicht glücklich sein können, weil dessen wilder Charakter zu Agrippina's gesetztem und männlichem Wesen nicht gepasst habe. Der Verfasser glaubt alles Schlimme, was Sueton von Domitius berichtet, wogegen Stahr darauf Gewicht legt, dass Tacitus von den Lastern, die jener dem Domitius Schuld gibt, nichts sagt, nur seiner Verwickelung in den Process der Albucilla gedenkt. Freilich hängt die Frage, ob Tiberius die Agrippina einem so scheusslichen Manne, wie Domitius nach Sueton gewesen sein müsste, habe vermählen können, auch von dem Bilde ab, das man sich von diesem Kaiser macht. Aber Casagrandi hat jeden-

1) Ich habe darüber in einem Aufsatze in Pick's „Monatsschrift für die Geschichte Westdeutschlands" VI, 23 ff. ausführlicher gehandelt.

falls Recht, dass die Geschichte der Agrippina in Bezug auf ihre Ehe mit Domitius keine besondere Schuld zuschreibt. Wir dürfen hier die Lücken unserer Kenntniss nicht willkürlich ergänzen.

Gehen wir weiter, so berichtet Sueton über Caligula: Cum omnibus sororibus suis stupri consuetudinem fecit plenoque convivio singulas infra se vicissim collocabat, uxore supra cubante. Dass Agrippina durch Herrschsucht getrieben worden, sich dem Tyrannen hinzugeben, wird Niemand ernstlich behaupten wollen, aber sie fügte sich dem allgewaltigen Willen des Bruders, dessen Zorn sie nicht erregen wollte, da ihre Plane noch immer auf eine einstige glänzende Rolle gerichtet waren, auf deren Erfüllung sie nur dann rechnen durfte, wenn sie in Rom unangefochten bleiben konnte. Ja, sie liess sich die grösste Erniedrigung gefallen, wenn es wahr ist, was Sueton von ihr und ihrer Schwester Livilla berichtet (quas saepe exoletis suis prostraverit). War es auch kaum sinnliche Lust, die sie dem scheusslichen Verlangen des Bruders willfahren liess, ihre heiligste Ehre opferte sie ihm, um sich und ihre Hoffnungen zu erhalten. Wenn Tacitus, um ihre libido zu bezeichnen, gelegentlich daran erinnert, dass sie puellaribus annis stuprum cum Lepido spe dominationis admiserat, so liegt hier der Gegensatz zur späteren Zeit kurz vor ihrem Tode zu Grunde. Eine Dunkelheit, die Casagrandi (S. 20) hier sucht, ist gar nicht vorhanden, der Ausdruck bestimmt genug, da ja bekanntlich puellaris überhaupt von jugendlichem Alter steht, wie Quintilian von seiner Gattin sagt (VII prooem. 5), sie sei aetate puellari, praesertim meae comparata, gestorben. Dass Agrippina und ihre jüngere Schwester sich dem M. Aemilius Lepidus hingegeben und in dessen Verschwörung verwickelt waren, berichten Sueton und Dio Cassius; Caligula machte ihnen den Process, wobei er handschriftliche Beweise ihrer Schuld vorbrachte. Die beiden Schwestern wurden verbannt und ihr ganzes Vermögen eingezogen. Casagrandi meint, diese ganze Beschuldigung sei von Caligula ausgegangen und gründe sich allein auf dessen Anklage beim Senat. Vielleicht habe dieser bloss deshalb die Schwestern in die Anklage gegen Lepidus hereingezogen, um auch den Verdacht eines unerlaubten Zusammenlebens derselben mit dem seiner Liederlichkeit wegen bekannten Manne herbeizuführen und so die Schuld seines eigenen unzüchtigen Umganges mit diesen auf andere zu werfen. Einen solchen Verdacht von sich abzuwenden, war Caligula am wenigsten bestrebt. Der Verfasser führt zum Beweise von Agrippina's Unschuld die Aeusserung des Dio Cassius LX, 4 an, Claudius habe die mit Unrecht von Caligula Verbannten, unter ihnen seine beiden Schwestern, zurückkehren lassen, aber es handelt sich hier ja nur von der Vorgabe des Claudius, und derselbe Dio Cassius betrachtet LIX, 22 die Schuld beider als unzwei-

felhaft. Aber wären auch beide Beschuldigungen wahr, meint unser Verfasser, so hätte doch Tacitus kein Recht gehabt zu behaupten, Agrippina habe sich der Herrschaft wegen dem Lepidus preisgegeben. Man könne annehmen, sie habe sich auf die Verschwörung eingelassen, um ihre von Caligula verletzte Ehre zu rächen (indem sie diese einem andern opferte!), oder wenn die Erlangung der Herrschaft der Zweck ihrer Verbindung mit Lepidus gewesen, so dürfe man sich nicht wundern, dass sie in einer sittlich so durch und durch verkommenen Zeit auch vor keinem Mittel zurückgeschreckt sei, ihr Ziel zu erreichen. Nun etwas anderes sagt ja Tacitus auch nicht, als dass sie dem Lepidus ihre weibliche Ehre preiszugeben kein Bedenken getragen, nicht dass sie ihrer sinnlichen libido dieses Opfer gebracht. Leider fällt die Darstellung dieser Zeit in die verloren gegangenen Bücher der Annalen, worin Tacitus wohl auch hierüber nähere Mittheilungen machte, auf die er sich hier beziehen konnte. So verfehlt Casagrandi auch hier seinen Zweck; des Tacitus Behauptung steht so lange fest, bis sie durch ein entscheidendes Zeugniss widerlegt ist.

Nicht so sicher ist es, dass Agrippina ihren zweiten Gatten Crispus Passienus vergiftet hat; darin stimmt Stahr mit Casagrandi überein. Aber wenn letzterer behauptet, diese Anklage beruhe bloss auf dem Scholiasten des Juvenal, aus dem sie Eusebius genommen, der sie wesentlich verändere, so beruht dies auf Irrthum. Nicht Eusebius, sondern Hieronymus schreibt unter dem Jahre 2054: Passienus filius fraude heredis sui (nicht hereditatis suae) necatur. Und mit welchem Rechte lässt Casagrandi den Hieronymus (oder gar Eusebius) sich des Scholiasten des Juvenal bedienen? Beide werden aus verschiedenen Quellen geschöpft haben, da Hieronymus nicht einmal den Erben des Passienus mit Namen kennt. Es war eine bekannte Geschichte, die auch wohl Tacitus in den verlorenen Büchern erzählte. Jedenfalls lag sie in der Weise der Agrippina, wenn wir auch die Möglichkeit bestehen lassen, dass sie auf Kosten ihres Rufes erfunden sei, nur steht sie nicht so schlecht bezeugt da, wie der Vertheidiger meint. Auf die Habsucht der Agrippina deutet Tacitus Ann. XIV, 6 hin, wo er, nachdem er berichtet, sie habe nach dem Testament der Aceronia verlangt und befohlen, ihren Nachlass zu versiegeln, hinzufügt: Id tantum non per simulationem. Die leidenschaftliche, vor keiner Entwürdigung zurücksckreckende Ehr- und Herrschsucht der Agrippina bezeichnet auch die noch vor die zweite Heirath fallende Geschichte mit dem späteren Kaiser Galba, von dem Sueton berichtet, er habe nach dem Tode seiner Gattin nicht zu einer zweiten Ehe bewogen werden können, ne Agrippinae quidem viduatae morte Domitii, quae maritum quoque adhuc necdum caelibem Galbam adeo omnibus sollicitaverat

modis, ut in conventu matronarum correpta iurgio atque etiam manu pulsata sit a matre Lepida. Nicht bloss sein Reichthum, sondern auch seine nahe Verwandtschaft mit der kaiserlichen Familie, noch mehr manche Weissagungen, dass er einst zur Herrschaft gelangen werde, zogen die herrschsüchtige Frau zu dem schon ältern Manne. Casagrandi meint, wenn diese Anekdote wahr sein sollte, so sehe er darin nichts, was der Agrippina oder dem Galba zur Schande gereiche; dem letztern freilich nicht, aber doch wohl der erstern, die so sehr alle weibliche Würde vergass, dass sie eine so arge Zurechtweisung sich gefallen lassen musste. Freilich sind wir weit entfernt, die Wahrheit aller Anekdoten zu verbürgen, die von Agrippina's Ehrsucht erzählt wurden, aber zur Verdächtigung einer einzelnen sind wir nicht berechtigt, und was die Hauptsache ist, alle zeigen, welches Bild man vom Charakter Agrippina's hatte, die ihre Person willig ältern Männern hingab, um ihre ehrsüchtigen Pläne zu verfolgen, Macht und Reichthümer, ja, wenn das Glück ihr Treiben begünstige, einst die Herrschaft der Welt zu erlangen. Berichtet wird uns, dass sie, als bei der Geburt ihres Sohnes die Astrologen ihr verkündet, dieser werde einst Kaiser werden, aber dann seine eigene Mutter tödten, ausgerufen habe: „Tödten mag er mich, wenn er nur Kaiser wird!" Auch diese Anekdote, auf die wir freilich kein grosses Gewicht legen, beweist wenigstens, dass man glaubte, sie habe frühe die Absicht gehabt, ihren Sohn auf den Thron zu bringen, um durch ihn zu herrschen, und dass sie alles, wozu sie sich hinreissen liess, wie Tacitus sagt, dominationis spe gethan. Casagrandi entwirft (S. 23) ein Bild von der unglücklichen Lage, in welche das Schicksal Agrippina gestossen; diese habe ihr den Entschluss eingegeben, unverzagt dem Schicksal entgegenzutreten, statt es in unerträglicher Unthätigkeit zu erwarten, und sie habe dieses ihr Ziel mit bewundernswerthem Muthe, unerschütterlicher Ausdauer und allen Mitteln der verschlagensten Berechnung durchgeführt. Aber auch mit der rücksichtslosesten und grauenhaftesten Preisgebung aller sittlichen Gefühle, aller weiblichen Würde und Scham, die freilich im damaligen Rom bis auf wenige Ausnahmen ganz geschwunden war, aber doch in so empörender Gestalt uns nirgends entgegentritt, da die cynische Frechheit nicht, wie bei Messalina, der Ausfluss rasender sinnlicher Gier war, sondern aus kältester Berechnung des nach Beherrschung der Welt mit allen Sinnen ringenden Weibes hervorging. Deshalb gerade ist Agrippina eine der entsetzlichsten Gestalten der Weltgeschichte, die eben nur in dem damaligen Rom in dieser Weise sich entwickeln konnte, ja wir können in gewisser Weise sagen, sich entwickeln musste.

Wir stehen jetzt vor Agrippina's empörender Ehe mit ihrem widerwärtigen, geistig und körperlich verkommenen Oheim Claudius. Casagrandi

leitet diesen Abschnitt mit einer begeisterten Schilderung von Agrippina's „klassisch römischer“ Schönheit und dem geistigen Zauber ein, den sie auf alle geübt, der auch auf Claudius seine Wirkung nicht verfehlt habe. Agrippina habe sich durch dessen körperliche und geistige Mängel nicht zurückhalten lassen; ihrem unglücklichen Schicksale zum Trotz habe sie das in ihren Unglückstagen gefasste Ideal unverrückt verfolgt, das Ideal der Herrschaft für ihren Sohn und für sich. Dass der Sohn hier mit Recht ihr selbst vorangestellt werde, möchten wir gar sehr bezweifeln. Freilich sucht Casagrandi ihre Mutterliebe als den Triebkeim ihres ganzen Handelns darzustellen, wodurch Agrippina wenigstens eine Lichtseite gewinnen würde; aber jedenfalls brauchte sie auch diese als Mittel, der Sohn war ihr nicht Hauptzweck. So gewann sie zunächst die Herrschaft für sich durch die Vermählung mit Claudius. Dass sie mit aufopferungsvollster Ausdauer, entsagungsvollster Zurückhaltung und listigster Benutzung und Berechnung der Verhältnisse ihre Absichten verfolgte, wird Niemand in Abrede stellen, und dies ist auch keinem von den Geschichtschreibern eingefallen, über deren troppo innocente stupore storico Casagrandi (S. 25) spottet: aber eine grausenhafte Erscheinung bleibt diese allen schönen menschlichen Gefühlen entsagende monomanische Thronerschleicherin trotz alledem. Geschickt benutzte sie den Einfluss des mächtigen Freigelassenen Pallas, dem sie sich, um ihre weitern Pläne auszuführen, nach dem Bericht des Tacitus preisgab. Casagrandi geht kurz über diese Zeit hinweg, von der Stahr ein lebendiges Bild entwirft. Dass nach dem Volksglauben eine Ehe des Oheims mit der leiblichen Bruderstochter für Blutschande galt, konnte Agrippina nicht kümmern, und auch Casagrandi legt darauf kein Gewicht, ja er wagt sogar dem Tacitus daraus einen Vorwurf zu machen, dass er nicht gesehen, Agrippina habe den Claudius verachten müssen, weil er die Erziehung ihres Sohnes vernachlässigt habe (S. 28 Anm.). War denn etwa diese Verachtung mit ein Grund zur verbotenen Ehe mit dem Oheim?

Dass Agrippina sich beeilte, die Verbindung ihres Sohnes mit Octavia, der Tochter ihres Gemahls, ins Werk zu setzen, soll ein Beweis sein, die Mutter sei darauf bedacht gewesen, dem Sohne den Weg zum Throne zu ebnen, und ihre Ehe mit Claudius sei mehr als ein Ausfluss ihres persönlichen Ehrgeizes, ein wohlausgedachtes Hülfsmittel zu jenem Zwecke gewesen. Als ob die Verbindung mit Octavia nicht ihrem eigenen Ehrgeize geschmeichelt und sie nicht darauf hätte bedacht sein müssen, sich die Herrschaft auch nach dem Tode ihres so widerwärtigen Gatten zu sichern, wozu es eben kein Mittel gab, als die Thronbesteigung ihres Sohnes. Die Verfolgung, durch welche Agrippina die Verlobung der Octavia mit dem jungen Silanus löste, scheint Casagrandi nicht

ungerecht. Tacitus selbst gebe dem Silanus und seiner Schwester einen incustoditus amor Schuld, nenne letztere decora et procax, und doch erklärt derselbe den incestus für eine falsche Anklage. Casagrandi behauptet freilich: „Giovenale confirma addirittura l'incesto e così il suo antico Scoliaste", aber Juvenal (III, 133) bedient sich der Namen der Calvina und Catiena bloss zur Bezeichnung feiler Matronen. Eine Catiena kennen wir nicht; Juvenal bildete wohl willkürlich den Namen nach dem von Horaz genannten der Catia. Bei der Calvina schwebte ihm freilich des Silanus Schwester Junia Calvina vor, insofern sie von dem Sohne des Vitellius wegen des ihr vorgeworfenen unsittlichen Betragens geschieden worden war; an einen Incest mit dem Bruder denkt er am allerwenigsten. Gar nichts kann die verworrene Stelle des Scholiasten beweisen, der die Calvina nennt praetoris cuiusdam soror, quae se occidit, tanquam infamis in fratre (Lipsius schrieb hier mit Recht fratrem) temporibus Claudii; denn nicht Calvina tödtete sich, sondern ihr Bruder, weil er des incestus schuldig erklärt und aller Würden entsetzt worden war. Der Scholiast verwirrte offenbar die Thatsachen. Schon der Selbstmord des Silanus spricht für dessen Unschuld. Und wie konnte Casagrandi die Stelle in der wohl kurz nach Nero fallenden Tragödie Octavia übersehen, worin Silanus criminis ficti reus genannt und die ganze Schuld seines Todes auf die Ränke der Agrippina geschoben wird. Aber was soll man sagen, wenn Casagrandi kalten Blutes schreibt (S. 29 f.): „Se L. Silano il giorno stesso delle nozze di Agrippina di proprio mano s'uccise, la colpa sarà sua non di questa, che anzi può andar lieta di aver ottenuta per vie abbastanze facili e quiete (aber verbrecherische, die den unschuldig Verurtheilten in den Tod trieben!) l'importante vittoria. Und hierzu gar die Anmerkung, Dio Cassius sage, Silanus sei bloss der Verschwörung gegen das Leben des Claudius angeklagt gewesen. Aber die Worte LX, 31: *Καὶ διὰ τοῦτο καὶ τὸν Σιλανὸν ὡς ἐπιβουλεύοντά οἱ ἀπέκτεινεν* (Casagrandi hält sich an die Lateinische Uebersetzung), gehören gar nicht dem Dio Cassius, sondern sind von Reimarus zum Uebergange eingeschoben, dieser selbst schreibt gleich darauf den Tod des Silanus ausdrücklich der den Claudius beherrschenden Agrippina zu.

Nur bei der schmählichen Verbannung und spätern Ermordung der Lollia Paulina macht auch Casagrandi keinen Versuch, Agrippina's Schuld zu leugnen, die an jener persönliche Rache genommen: ihre Eifersucht habe sie zur Wuth hingerissen. Die scheussliche Weise, wie Agrippina sich versicherte, dass das ihr gebrachte Haupt das ihrer verhassten Nebenbuhlerin sei (Dio Cassius LX, 32), übergeht Casagrandi, wie er auch der durch sie bewirkten Verbannung der Calpurnia nicht

gedenkt, gegen die ihr Hass dadurch entbrannt war, dass Claudius gesprächsweise ihrer Schönheit gedacht hatte. Dass sie sich selbst dem Pallas hingab, erklärt er durch den Wunsch, ihren geliebten Sohn zum gewünschten Ziele zu bringen. Da lesen wir denn: Certamente il fine non giustificò queste mezzi, ma oltri di che ella non v'ha alcuna colpa. Freilich keine als die rücksichtslose Preisgabe ihrer Ehre und Scham, die ihr schon lange nichts mehr kostete. Durch Pallas setzte sie es durch, dass Claudius ihren Sohn adoptirte, aber mit dieser Ehre ihres Sohnes begnügte sie sich nicht, sie bewirkte auch, dass der Senat sie selbst zur Augusta erhob, eine Ehre, die selbst Livia erst nach dem Tode ihres Gatten erhielt. Und bald zeigte sie sich als allgewaltige Herrscherin, die den Kaiser nur als Puppe benutzte, um ihre eigene Macht, ihr eigenes Ansehen als einzig massgebend überall walten zu lassen. Das war ihr eigener Ehrgeiz, zu dem sie nicht die Liebe zu ihrem Sohne trieb, der ihr bloss als Mittel dienen sollte, über den sie, wenn sie ihm zur Kaiserwürde verholfen, ebenso zu herrschen gedachte, wie jetzt über ihren Gatten. Sie hielt ihn in strengem Gehorsam, damit er, frühe daran gewöhnt, auch einst als Kaiser (denn darauf waren alle ihre Hoffnungen gerichtet) ihr unterthänig sei. Tacitus berichtet über den Wettstreit zwischen ihr und der von ihr später zu Grunde gerichteten Domitia Lepida, der Tante ihres Sohnes: Lepida blandimentis ac largitionibus iuvenilem animum (Neronis) devinciebat, truci contra ac minaci Agrippina, quae filio dare imperium, tolerare imperitantem nequibat. Seltsam ist es, wenn Casagrandi dieser auf vorliegenden Berichten beruhenden, unmöglich ersonnenen Behauptung des Tacitus den Glauben versagt, weil er selbst sich von der Mutterliebe Agrippina's, die bis zum letzten Augenblicke nie erloschen, eine Vorstellung gemacht, der jeder geschichtliche Boden fehlt. Die leidenschaftliche Heftigkeit (ferocia, violentia) der immer gewaltsamen (atrox) Agrippina hebt Tacitus auch sonst (Ann. XII, 64. XIII, 2, 13, 15, 21) hervor, aber Casagrandi kennt sie besser, sie hat ihren Sohn immer nur ruhig ermahnt, weil sie älter und erfahrener war. Auch gegen den Kaiser, ihren Gatten, verfuhr sie herrisch. Tacitus berichtet, dass sie mehr durch Drohungen als durch Bitten diesen bestimmt habe, den Ankläger des Vitellius als falschen Angeber zu verbannen. Eifersüchtig auf alle Ehren desselben, nahm sie diese auch für sich in Anspruch. Neben ihm sass sie, wenn die fremden Gesandtschaften vor ihm erschienen, wenn er den Abgeordneten des Senats Bescheid gab, ja über die Audienzen, die sie selbst ertheilte, berichtete der Staatsanzeiger. Der gefangene Caratacus und die Seinen mussten auch ihr huldigen. Der Senat gab ihr auf öffentlichen Münzen den kaiserlichen Titel und auch die fremden Könige liessen auf ihren

Münzen ihr Bild zugleich mit dem der Kaiserin prägen, ja die auf ihren Befehl (denn von blossem Wunsch kann bei ihr nicht die Rede sein) an ihrer Geburtsstätte gegründete Colonie führte neben dem Namen des Kaisers den ihrigen; sie hiess colonia Claudia Augusta Agrippinensis, nicht, wie Casagrandi (S. 39) angibt, Agrippina. Da sie, wie Tacitus sagt, mit dieser Gründung auch den auswärtigen Nationen ihre Macht zeigen wollte, so wurde die Colonie ohne Zweifel auf das glänzendste ausgestattet, und es ist nicht zu zweifeln, dass sie, wie Rom, ihr Capitolium erhielt; von Agrippina war auch wahrscheinlich das Schwert des Julius Cäsar im dortigen Tempel des Mars geschenkt, das der eben zum Kaiser ausgerufene Vitellius in der Hand trug (Suet. Vit. 8).

Casagrandi betrachtet das Wort des Tacitus, „des ersten ihrer Verleumder“: Cuncta feminae obediebant, non ut Messalinae rebus Romanis inludenti. Adductum et quasi virile servitium, als Agrippina's grösstes Lob; was dieser hinzufügt: Palam severitas ac saepius superbia: nihil domi impudicum nisi dominationi expediret. Cupido auri immensa obtentum habebat, quasi subsidium regno pararetur, kann er sonderbar genug damit nicht reimen (S. 40 Anm.), obgleich es sehr gut damit stimmt, dass sie ihre Begierde zunächst den Forderungen ihrer Ehrsucht unterordnete. Es galt ihr natürlich ihre Herrschaft auf jede Weise zu stützen, wozu es kein besseres Mittel gab als zu zeigen, dass sie sich des Besten des Reichen annahm, und allen Vorwürfen, die man ihrer Vorgängerin machte, durch ein äusserlich sittsames Leben zuvorkam. Auch der edle Charakter der für ihren Sohn bestimmten Octavia, und dass diese später oft gegen ihren Sohn ihre Hülfe in Anspruch nahm, wird zur Vertheidigung Agrippina's gegen ihre schmählichen Verleumder angerufen (S. 40 f.). Doch war es nicht etwa ihre Unschuld, die Agrippina bei der Wahl ihrer Schwiegertochter bestimmte, sondern dass sie als Tochter des Claudius ihrem Sohne die Adoption und die Anwartschaft auf den Thron zubrachte, und wenn die verschlagene Frau sich das Zutrauen des Mädchens zu verschaffen wusste, so that sie dies besonders, um durch sie auf ihren Sohn zu wirken, dessen Unterwürfigkeit die nothwendige Grundlage ihrer künftigen Herrschaft bildete. Aber der Verfasser fühlt selbst, wie schlecht sich seine Vertheidigung mit den überlieferten Zügen seiner Heldin vertrage. Deshalb zieht er gegen die Einseitigkeit der alten Geschichtschreiber los, welche mit der Strenge eines Karnades und Cato geurtheilt, wogegen er den weitern Horizont der neuern preist, da diese die Mittel, welcher die handelnden Personen sich bedienen, ihre Sittlichkeit, ganz aus dem Spiele lassen. Als ob nicht der neuere Geschichtschreiber die ganze

Persönlichkeit der Hauptträger der Entwicklung der Staaten und Völker uns vorführen müsste, er neben der politischen Bedeutung die sittliche ganz vernachlässigen dürfte! Freilich für Casagrandi's Heldin wäre dies höchst erwünscht, aber dann bedürfte er auch nicht seines erbitterten Kampfes gegen die bisherigen Darsteller der Agrippina, die keineswegs den männlichen Muth, die Verschlagenheit und Ausdauer des seinen Zweck unverrückt im Auge haltenden dämonischen Weibes in Abrede gestellt haben, noch weniger aber durfte er selbst sie als ein Muster aufopferndster Mutterliebe darstellen, da dieselbe, kommt es nur auf den politischen Charakter an, ein hors d'oeuvre ist: doch fühlt er selbst, dass eine solche völlige Trennung des politischen Menschen vom sittlichen hier gewaltsam sein würde, und so lässt er sich denn auf eine weitere Vertheidigung Agrippina's ein, obgleich es sich aus ihrem bisher behandelten Lebensgange schon deutlich herausgestellt hat, dass dieser nichts heilig, ihr ganzes Streben nur auf schrankenlose Herrschaft gerichtet war, die sie jetzt durch ihren Gatten erlangt hatte und unter der künftigen Herrschaft ihres Sohnes nicht zu verlieren ernstlich bedacht war.

Allein mit aller Verschlagenheit und aller ihr so schwer fallenden und daher nicht immer durchgeführten Zurückhaltung, mit aller Heuchelei gelang es Agrippina nicht, ihre Absicht, die Zügel der Herrschaft dauernd in ihren Händen zu erhalten, den Blicken ihrer Gegner und dem Urtheile der freiern Männer zu verhüllen, da es offen vorlag, wie sie alle, die ihr widerstrebten, bei Seite zu schaffen suchte. Ihr Hauptgegner war Narcissus, der bei Claudius und dem Senate noch immer viel vermochte. Seinem Einflusse dürfen wir es zuschreiben, dass die durch einen ihrer feilen Anhänger gegen Tarquitius Priscus erhobene Anklage, nachdem der Angeklagte aus Verzweiflung über die Befleckung seines Rufes sich den Tod gegeben, vom Senate zurückgewiesen wurde, und ihre Habsucht so um den gehofften Besitz seiner reichen Güter kam. Dagegen misslang dem Narcissus die Rettung der Domitia Lepida, welche Agrippina, wie Tacitus sagt, aus weiblicher Eifersucht verfolgte. Die Vermählung ihres eben ins sechszehnte Jahr getretenen Sohnes mit Octavia kam glücklich zu Stande. Aber wie gross auch ihre Macht über Claudius war, sie fühlte sich vor den Anwandlungen seiner Laune so wenig sicher, dass sie fürchten musste, einmal das Schicksal ihrer Vorgängerin Messalina zu theilen, besonders als ihr das im Rausch dem Claudius entfahrene Wort berichtet wurde, sein Schicksal sei es, die Schandthaten seiner Gattinnen zu tragen, um sie später zu strafen (Tac. Ann. XII, 64), ein schwerwiegendes Wort im Munde des von ihr betrogenen Gatten. Nach Sueton soll er einmal, als einige Freigelassene seine Verurtheilung einer Ehebrecherin lobten, die Aeusserung gethan

haben, auch ihm seien immer Ehen mit unkeuschen Frauen bestimmt gewesen, aber keine ungerochenen. Nach demselben soll er die Adoption des Nero bereut haben und ernstlich bestrebt gewesen sein, das Recht des Britannicus als seines einzigen rechtlichen Nachfolgers zu wahren. Wenn dem Dio Cassius zu glauben wäre, so hätte er schon beschlossen gehabt, seine Ehe zu trennen und den Britannicus zu seinem Nachfolger zu ernennen. So wenig also hatte Agrippina mit aller ihrer Klugheit, aller ihrer Ausdauer, allen ihren Lastern erreicht, dass sie, um ihre Herrschaft zu erhalten, zur Ermordung ihres Gatten greifen musste, der sofort die des Narcissus folgte. Ueber zwei Leichen schreitend, hatte die „beste Mutter", wie sie ihr Sohn am ersten Tage seiner Herrschaft nannte, die höchste Macht, wie sie glaubte, an sich gerissen: aber schreklich sollte die Nemesis ihr verbrecherisches Leben enden.

Könnte man auch zugeben, dass die von Traian so gerühmten fünf ersten Jahre von Nero's Regierung gewissermassen Agrippina's Werk gewesen, so würde ihre Klugheit hierbei nur dem Triebe gefolgt sein, ihre Herrschaft zu erhalten, da sie wusste, auf welchem morschen Grunde das Kaiserthum ihres Sohnes stand, und sie deshalb jeden Anlass vermeiden musste, die Welt daran zu erinnern. Aber Tacitus schreibt die Mässigung und kluge Besonnenheit des Anfanges der Regierung gerade nicht ihr, sondern dem vereinten Wirken des Seneca und Burrus zu, ohne die eine Blutherrschaft eingerissen sein würde (ibatur in caedes). Dabei hat er gerade Agrippina im Sinne, von der er unmittelbar vorher berichtet, sie habe den Befehl zur Ermordung des Junius Silanus und des Narcissus gegen den Willen ihres Sohnes ertheilt. Freilich Casagrandi darf das Zeugniss des Tacitus nicht gelten lassen, und so versucht er auch hier seine Verdächtigungskunst. Den ganz bestimmten Worten des Geschichtschreibes gegenüber will er auch dem Nero einen Theil an der Schuld des Mordes des Silanus zuschreiben, weil Plinius, wo er des seltenen Zufalls gedenkt, dass dem Augustus in seinem Todesjahre noch ein Enkel von seiner Enkelin geboren worden, hinzufügt: qui, cum Asiam obtineret post consulatum, Neronis principis successione, veneno eius interemptus est. Strenge genommen würde Agrippina hierdurch ja von aller Schuld befreit, aber bei der allgemeinen Fassung der Stelle schreibt Plinius eben das, was im Beginne von Nero's Herrschaft geschehen war, diesem zu. Der junge, zunächst noch ganz von seiner Mutter abhängige Nero war um seine Herrschaft nicht in Sorgen, ihn kümmerte Silanus nicht, dagegen fürchtete die Mutter in diesem einen Rächer ihrer Schandthaten. Noch auffallender ist es, wie Casagrandi des Tacitus Ausspruch, die Ermordung sei ignaro Nerone per dolum Agrippinae geschehen, durch Tacitus selbst widerlegen zu können glaubt, der später behaupte,

Nero habe die beiden Meuchelmörder P. Celer und Helius belohnt. Er beruft sich dabei auf die Stelle Ann. XIII, 33, wo von Helius gar nicht die Rede ist, von Celer nur bemerkt wird, Nero habe ihn von der Anklage der Provinz Asien nicht freisprechen können, doch mit dem Urtheil bis zu dessen Tode gewartet; jener habe mit der Grösse des Verbrechens, das er durch die Ermordung des Silanus begangen, seine übrigen Schandthaten verdeckt. Allein wenn Nero vier Jahre später gegen den Mörder des Silanus Nachsicht zeigte, so that er dies wohl eben auf Betrieb der Mutter, die fürchten musste, der Verurtheilte werde sie als Anstifterin des Mordes des Silanus angeben. Casagrandi gibt zu, dass Silanus eines der traurigsten Opfer des Ehrgeizes der Agrippina gewesen — aber er gesellt ihr, was eine schlechte Art der Entlastung ist, als Theilnehmer der Schuld ihren Sohn zu, den er sich doch selbst während der ersten Regierungsjahre als völlig unabhängig denkt. Und als Trumpf, der selbst das Aergste stechen soll, fügt er hinzu: È l'effetto dell'ambizione e gelosia del despotismo antico e nuovo; le storie di Europa presentano regali successione ognora contestate col veleno, col laccio e col ferro. Wir entsetzen uns vor einer solchen Entschuldigung des durch schamlose Preisgabe ihrer Ehre, Mord und jeden Gräuel ihre Herrschaft gründenden und erhaltenden dämonischen Weibes.

Wie aber durfte sie glauben, dass ihr Sohn, der ihre Verruchtheit und ihre Gräuel kannte, sie als Mutter verehren, sich in den Schranken der Mässigung und Sittlichkeit halten, sich ihren Anordnungen fügen, sie neben sich als gebietende Herrin dulden und, einmal auf der abschüssigen Bahn des Lasters, sich durch ihre noch so ernsten und treubesorgten Anmahnungen werde aufhalten lassen! Mag immer die schlaffe, schmeichlerische Erziehung Seneca's durch ihre Zulassung von voluptates concessae, wie Tacitus sagt, manches verschuldet haben, der Sohn Agrippina's ist grösstentheils durch ihr entsetzliches Beispiel der scheussliche Tyrann geworden. Was halfen gegen die schreienden Beispiele ihres eigenen Lebens die weisen Mahnungen der Mutter, die eben so sehr wegen der Abnahme des Gehorsams und des Vertrauens des Sohnes als wegen der Folgen für den Bestand seiner auf solchen Verbrechen gegründeten Herrschaft besorgt war? Casagrandi stellt Agrippina als die liebevollste Mutter dar, die nur aus herzlichster Hingabe an ihren Sohn es bedauert habe, dass er seine eigenen, ihn vom Pfade der Tugend entfernenden, ihm die Achtung der Welt raubenden, ihn sicherm Verderben zuführenden Wege wandle, während unsere der Zeit am nächsten stehenden Quellen darin übereinstimmen, dass sie, als sie zu ihrem Schrecken die immer steigende Abnahme ihres Einflusses bemerkte, alle Mittel in Bewegung setzte, die Achtung

und Folgsamkeit des Sohnes wieder zu gewinnen. Casagrandi wirft dem Seneca vor, er habe nur deswegen Nero's Liebe zur Freigelassenen Acte begünstigt, weil er darin ein willkommenes Mittel gefunden, diesen von seiner Mutter zu trennen, und so habe er durch seinen Verwandten Annaeus Serenus, der sich in sie verliebt gestellt, die Sache verdeckt. Da ruft er denn pathetisch aus: „Wir fragen, ob die Geschichte sich mehr einer Agrippina oder eines Seneca schämen müsse!“ Aber Tacitus sagt ausdrücklich, Nero habe sich der Liebe zur Freigelassenen hingegeben: als Mitwisser des Geheimnisses nennt er Otho und Claudius Senecio; die Mutter habe nichts davon gewusst, sich später widersetzt; die ältern Freunde des jungen Fürsten (Seneca und Burrus) hätten nicht dagegen gewirkt, da einmal Octavia ihm zuwider geworden und zu fürchten gewesen, ne in stupra feminarum inlustrium (Nero) prorumperet, si illa libidine prohiberetur. Casagrandi findet letzteres freilich abscheulich, da er sich nicht der freiern römischen Ansicht erinnert, wie sie z. B. aus Horaz (sat. I, 2, 30—34, 4, 111—115) allgemein bekannt ist. Davon, dass Seneca die Liebschaft eingeleitet, ist nicht die geringste Spur in der Ueberlieferung zu entdecken; unser Patron der Agrippina ersinnt dies auf eigene Hand, um Seneca nur recht abscheulich und die arme Agrippina möglichst unglücklich zu machen. In diesem Sinne wird denn auch alles Folgende dargestellt, worauf wir des Raumes wegen nicht eingehen dürfen. Nur eines Punktes wollen wir noch gedenken. Tacitus führt die Erzählung des Cluvius an, dass Agrippina, um die Gunst ihres Sohnes wieder zu gewinnen, ihm selbst Gelegenheit zur abscheulichsten Blutschande geboten, was Seneca hintertrieben habe; dagegen schreibe Fabius Rusticus diese scheussliche Begierde nicht der Agrippina, sondern dem Nero zu. Die meisten Schriftsteller, fügt er hinzu, sagten dasselbe, wie Cluvius, und die Sage neige auf diese Seite hin, möge nun wirklich Agrippina so weit sich verirrt oder man dies angenommen haben, weil man diese nova libido nach allem, was von Agrippina's Liederlichkeit erzählt werde, für möglich gehalten. Casagrandi will den Tacitus der offenbaren Unwahrheit bezüchtigen, indem er sich auf Sueton und Dio Cassius beruft, welche eine solche schmähliche Naturwidrigkeit dem Nero zuschrieben. Allein der letztere deutet ganz dasselbe wie Tacitus an. Wie ihren Oheim Claudius, so habe sie auch den Nero durch den Zauber und die Unverschämtheit ihrer Blicke und Küsse zur Liebe zu verführen gesucht. *'Αλλ' ἐκεῖνο μὲν εἴτ' ἀληθῶς ἐγένετο, εἴτε πρὸς τὸν τρόπον αὐτῶν* (*αὐτῆς*?) *ἐπλάσθη, οὐκ οἶδα, ἃ δὲ δὴ πρὸς πάντων ὡμολόγηται, λέγω, ὅτι ἑταίραν τινὰ τῇ 'Αγριππίνῃ ὅμοιαν ὁ Νέρων δι' αὐτὸ τοῦτο ἐς τὰ μάλιστ' ἠγάπησε* u. s. w. Tacitus entscheidet sich ja nicht, er berichtet nur, dass man meist an jene Abscheulichkeit der Agrippina geglaubt, was nicht aus-

schliesst, dass man auch Nero eine gleiche libido zuschrieb. Doch das Seltsamste ist, wie Casagrandi die Möglichkeit jener Schuld durch eine andere von Sueton erwähnte Anekdote widerlegen will, die aber eben das nicht beweist, was sie beweisen soll, da der von Tacitus angeführte Cluvius ja selbst berichtet, Seneca habe durch Acte die Sache hintertrieben. Uebrigens erkennt man hier, auf welche Quellen sich Tacitus bei der Darstellung der Agrippina stützt; dass er auch ihre eigenen Memoiren benutzt habe, sehen wir aus Ann. IV, 53.

Wir müssen bedauern, dass es Casagrandi nicht gelungen ist, den Namen der Gründerin Kölns von den Gräuelthaten zu befreien, welche ihr die Geschichte zuschreibt; freilich manches einzelne wird immer zweifelhaft bleiben, da die umlaufende Sage zu übertreiben, ja zu erfinden pflegt, aber doch nur den feststehenden Charakterzügen gemäss. Schon vor mehr als achtzig Jahren hat Wallraf ein völlig verzeichnetes Bild Agrippina's, der Gründerin Kölns, in schwülstiger Sprache seiner Vaterstadt zur Ehre gezeichnet; das von Casagrandi jetzt auf einer so viel höhern Stufe der Kritik und Kenntniss der römischen Geschichte entworfene ist eine geistreiche, warm geschriebene Vertheidigung der furchtbarsten römischen Kaiserin, bei der es nur um Wahrheit und besonnene Kritik schlecht bestellt ist, und nach Grundsätzen geschichtlicher Beurtheilung verfahren wird, welchen wir nicht huldigen können. Adolf Stahr's lebendige Schilderung darf als wesentlich richtig und treu, so weit es nach den vorhandenen Quellen möglich, noch immer bezeichnet werden. H. Düntzer.

2. Opus francigenum. Studien zur Frage nach dem Ursprunge der Gothik von Dr. Hugo Graf. Mit 9 autogr. Tafeln. Stuttgart. Verlag von Conrad Wittwer. 1878. VIII und 122 S. gr. 8.

Der einem grösseren Publicum nothwendig unverständliche Titel dieses Buches musste für die verhältnissmässig nur kleine Zahl derjenigen, welchen der von einem deutschen Chronisten des XIII. Jahrh. gebrauchte Ausdruck „opus francigenum“ nebst den daran geknüpften Folgerungen bekannt ist, um so anziehender sein, als derselbe das einzige litterarische Zeugniss enthält für eine in jenem Jahrhundert geschehene bewusste Uebertragung des gothischen Bausystemes aus seiner Heimath in Franzien nach Deutschland, und als noch immer eine gewisse Minorität solcher vorhanden ist, welche letzteres bestreiten, ohne jedoch den längst in Aussicht gestellten Beweis für ihre Negation unseres Wissens bis jetzt angetreten zu haben. Man konnte daher meinen, die Studien des Herrn Dr. Graf bezögen sich etwa auf diese angeblich noch strittige Frage, indess der Einblick in sein Buch belehrt uns, dass für ihn auf Grund eingehender Studien dieselbe im Sinne der Majorität

vollständig entschieden ist, und dass er sich darin der zuerst vor fast 40 Jahren von **Franz Mertens** mit genialem Scharfblick ausgesprochenen und seitdem von den deutschen Kunsthistorikern adoptirten und weiter begründeten Ansicht zweifellos anschliesst und sich zu derselben als zu einer ausgemachten Wahrheit bekennt. Der abweichenden Minoritätsansicht thut er nicht einmal Erwähnung, und sollte er wegen dieser Nichtbeachtung etwa Anfechtung erfahren, so wird er sich deshalb unseres Erachtens mit Leichtigkeit trösten können.

Die hier veröffentlichten Studien bestehen aus zwei von einander ganz unabhängigen interessanten Abhandlungen und beziehen sich beide streng genommen freilich nicht auf den Ursprung des gothischen Bausystems als solchen, sondern die erste beschäftigt sich nur mit der Entstehung und Ausbildung eines einzelnen gothischen Baugliedes, und die zweite führt uns sogar in weit entlegene Gebiete des Kirchenbaues zurück, weshalb wir uns erlauben, bei unserer Besprechung mit der zweiten den Anfang zu machen.

Dieselbe ist überschrieben „die Entstehung der kreuzförmigen Basilika" und nimmt den grössten Theil des Buches (S. 41—122) ein. Der Verf. hebt zunächst den Unterschied hervor zwischen dem Grundplan der altchristlichen Basiliken in Rom und dem der Basiliken des Mittelalters; während erstere das Schema der crux immissa (T) frei befolgen, sind letztere mehr oder weniger streng an die Form des crux commissa (†) gebunden, beide am Altarende in der Längenaxe mit einer halbrunden Apsis geschlossen. Es entsteht nun die von der Kunstgeschichte noch nicht genügend beantwortete Frage: wann, wo und wie ist das mittelalterliche Schema entstanden, welches während der romanischen und gothischen Epoche das normale und in der Entwickelung des Gewölbebaues das bedingende blieb. Als das älteste, durch den noch vorhandenen Bauplan vom Jahre 820 gesicherte Beispiel ist die Klosterkirche von St. Gallen bekannt, und die auf uns gekommenen Beschreibungen der Salvatorkirche des Klosters Centula (793—798) und der ebenfalls dem Salvator gewidmeten Klosterkirche zu Fulda (geweiht 819) deuten auf dieselbe Anlage, deren Uebertragung von der Marienkirche des 655 gegründeten merovingischen Klosters Gemeticum, die „crucis instar" mit einer Apsis gebaut war, der Verf. annehmbar macht. Minder gesichert will uns die Annahme des kreuzförmigen Grundrisses bei der von König Dagobert I. († 638) erbauten Abteikirche St. Denis erscheinen, da die Stelle des Audoenus (bei **Graf** S. 97), aus welcher dies gefolgert wird, auch eine andere Auslegung zulässt. In der (unseres Erachtens nach problematischen) Kreuzform dieser mit Marmorsäulen und einer Apsis versehenen Kirche erblickt der Verf. eine Einwirkung der Vincentius-Basilika (St. Germain-des-

Prés) in Paris, von welcher wir indess nur wissen, dass sie nach einem im XI. Jahrh. erfahrenen Umbau eine kreuzförmige Basilika war, während ihre frühere Beschaffenheit kaum nachweisbar erscheint, und doch ist es gerade dieses Bauwerk, welches in der ganzen Argumentation des Herrn Graf die Hauptstelle einnimmt. Er kommt nämlich schliesslich zu dem Resultat, dass der kreuzförmige Grundplan der mittelalterlichen Basilika an dieser Stelle entstanden sei und zwar aus der Vereinigung des alten Basilikaschema's mit der Kreuzform der Grabkirche, wie ersteres durch die Benedictiner von Monte Casino und letztere durch die merovingischen Könige von Ravenna und Mailand auf fränkischen Boden übertragen worden sei. König Childebert erbaute die 558 vollendete Vincentiuskirche, bestimmte dieselbe zu seinem Begräbnisse und legte in ihr ausser anderen Reliquien auch einen Partikel des h. Kreuzes nieder. Der Verf. hält sich zu der Annahme berechtigt, dass diese Begräbnisskirche aus zwei einander sich in der Form des lateinischen Kreuzes durchschneidenden Schiffen bestanden habe, obgleich wir aus dem Berichte eines etwa 300 Jahre später lebenden Schriftstellers nur erfahren, dass sie in Kreuzesform erbaut worden war, 4 Altäre und 2 Oratorien hatte und unter anderen auch die h. h. Nazarius und Celsus zu ihren Patronen zählte, welchen die kunstgeschichtlich bekannte Grabkapelle der Galla Placidia zu Ravenna gewidmet war. Da aber nach der Beschreibung desselben Autors diese Kirche durch kostbare Marmorsäulen getragen und die (in Ravenna gewölbte) Decke aus Täfelwerk (vgl. Graf S. 79) bestand, so hindert wohl nichts daran, sich das Gebäude als kreuzförmige doppelchörige Basilika vorzustellen: mit demselben Recht, wie die vorgenannten fränkischen und deutschen Klosterkirchen. Ein von Säulen getragener Bau nach dem Schema des einfachen Kreuzes, wie S. Nazario und Celso zu Ravenna, erscheint uns als ein Unding, und wir müssten es Herrn Graf überlassen, dieses Räthsel zu lösen, wenn wir es nicht vorzögen, die ganze Beschreibung eines so spät lebenden Schriftstellers, der überdies den ursprünglichen Bau der Vincentiuskirche gar nicht mehr vor Augen hatte, als werthlos preiszugeben und zwar zu Gunsten der ungemein scharfsinnigen Graf'schen Hypothese; leider aber wird letztere in ihrer ansprechenden Entwickelung durch die ferneren Daten über die weiteren Schicksale des Gebäudes nicht unterstützt. Der Bau Childebert's bestand nämlich nur etwa 20 Jahre, da schon König Chilperich, der mit seiner Gemahlin darin begraben wurde, damit so wesentliche Veränderungen vorgenommen hatte, dass sein Werk als eine „basilica nova" bezeichnet werden konnte. Da inzwischen bei der Kirche unter der Leitung des h. Germanus ein Kloster entstanden war, so soll nach Dr. Graf's weiterer Hypothese der Veränderungsbau Chilperich's darin bestanden haben, dass er dem

Querschiffe des Childebertsbaues ein basilikales Langhaus vorlegte und so den später normal gewordenen Typus der kreuzförmigen Basilika schuf, deren Elemente sich in dem auf uns gekommenen Bau noch erkennen lassen sollen. Die Kirche Chilperich's erfuhr nämlich im Laufe des IX. Jahrhunderts mehrfache Zerstörungen durch die Normannen und ging dabei durch zwei oder drei Brände fast ganz zu Grunde („pene disperiit"; Graf S. 120); es fanden danach anscheinend nur oberflächliche Reparaturen statt, bis der Abt Morard (996—1040) nach dem Zeugnisse seiner Grabschrift den alten Bau abtragen liess und von Grund aus (a fundamentis) neu als kreuzförmige Pfeilerbasilika aufführte, die später vielfach verändert wurde und nicht mehr vollständig vorhanden ist. Ob nun in der jetzigen Kirche St. Germain-des-Prés in der That noch Spuren der alten merovingischen Bauten nachweislich sein sollten, könnte nur durch eingehende Untersuchungen an Ort und Stelle, zu denen Herr Graf wohl noch keine Gelegenheit gehabt hat, ergründet werden; für jetzt ist alles nur Hypothese, was der Verf. zwar selbst zugesteht, sich aber dadurch nicht abhalten lässt, Hypothese auf Hypothese zu bauen. Wir haben beim Studium seiner verwickelten Abhandlung, deren ungefähres Gerippe blosszulegen wir versuchten, den Eindruck gehabt, als habe er sich seine Ansicht a priori gebildet gehabt und sich dann daran gefreut, auf seinem nicht mühelosen Gange durch die Kirchen- und Klostergeschichte jener dunkelen Jahrhunderte die Bestätigung derselben nachweisen zu können. Eines aber ist durch seine Arbeit wirklich sicher gestellt, dass nämlich die karolingischen Klosteranlagen in Deutschland unter dem Einfluss der franko-gallischen Klöster entstanden sind, wobei dem Kloster Gemeticum eine Hauptstelle gebührt. Ob aber deshalb die zuerst durch v. d. Hagen vorgeschlagene und durch Kugler eingebürgerte Bezeichnung „romanischer Baustil" dem dafür von Graf empfohlenen „opus francigenum" weichen sollte, müssen wir noch bezweifeln.

Der andere (erste) Abschnitt unseres Buches lässt auf eine Einleitung über die Gothik im Allgemeinen (S. 1—11) eine Abhandlung folgen, welche „zur Geschichte des Strebebogens" überschrieben ist und von S. 12—41 reicht. Der Verf. geht von der Baugeschichte der Stiftskirche zu Wimpfen im Thale aus und bezieht den von dem Chronisten Burchard de Hallis über dieses Bauwerk eines deutschen, eben erst aus Paris zurückgekehrten Meisters gebrauchten Ausdruck „opus francigenum" vorzugsweise auf das dabei zur Anwendung gekommene Strebebogensystem, dessen directe Abkunft aus Frankreich er mit Recht betont. Während man sich in Deutschland bei den Gewölbebauten der Uebergangsperiode mit mancherlei Versuchen, den Seitenschub der weit-

gespannten Gewölbe des Hochbaues offen oder verdeckt abzufangen*), beschäftigt hatte, gelangte man in Frankreich, wie dies von Viollet-le-Duc dargethan ist, auf dem Wege einer organischen Entwickelung des Halbtonnengewölbes zum Ziel. Der Verf. stellt sich nun S. 25 die Frage: „Aus welchem geschichtlichen Zusammenhange ergab sich die technische Möglichkeit jenes südfranzösischen Halbtonnensystems, das wir als eine Vorstufe des gothischen Strebebogensystems zu erkennen haben? Viollet-le-Duc hat diese Frage unberücksichtigt gelassen, indem er an das Halbtonnengewölbe als an ein fertiges anknüpft und diese frühe Constructionsweise nicht weiter begründet. Das älteste Denkmal, von welchem er ausgeht, ist die der zweiten Hälfte des XI. Jahrh. angehörige Kirche N.-D. du Port zu Clermont in der Auvergne, eine kreuzförmige Pfeilerbasilika mit einer Vierungskuppel, Chorumgang und Kapellenkranz. Herr Graf hält dafür, dass die Construction der Kuppel mit ihrem Widerlagsapparate den Architekten früher habe beschäftigen müssen, als die Eindeckung des Mittelschiffes mit einem Tonnengewölbe. Die Halbtonnengewölbe über den in der Flucht der Seitenschiffe liegenden schmalen Feldern der Kreuzarme müssten daher in der Idee des Constructeurs das ursprüngliche gewesen sein und das Vorbild für die Halbtonnen der Seitenschiffe; das Vorbild aber für die im Querschiffe zur Anwendung gekommene Wölbungsart findet Herr Graf in den kleinen Centralanlagen der Provence, namentlich in der kleinen byzantinisirenden Grabkirche Ste.-Croix im Kloster Mont-Majour bei Arles von 1019. Die mittlere Kuppel derselben (ein vierseitiges Klostergewölbe) wird hier von vier Halbkuppeln getragen, und vor der westlichen Halbkuppel liegt eine Vorhalle von gleicher Breite, welche durch

*) Da Herr Graf S. 19 auch meine früheren Andeutungen über diese Versuche einer etwas ironisch gefärbten Kritik unterzogen hat, so darf ich wohl die daselbst von ihm gethane Frage als an mich gerichtet betrachten und mir darauf hier die Antwort gestatten, dass die „Schamhaftigkeit“ unter den Seitenschiffdächern verborgener Strebewände zwar nicht in Limburg a. d. L., wo es schon Bogen sind, wohl aber in Heisterbach (vgl. Schnaase, 5, 255) und am Chorbau der Petersbergkirche bei Halle, sowie über den Seitenschiffen des Naumburger Domes nachzuweisen ist; in den beiden letzteren Beispielen sind die Strebemauern von überwölbten Durchgängen durchbrochen, und in Naumburg liegt die Oberkante dieser Wände frei. Vergl. v. Quast in der Zeitschr. für christl. Archäologie und Kunst II. 5, 209. — Eine Hinweisung auf ähnliche „Schamhaftigkeit“ schon des alten Baumeisters von S. Vitale in Ravenna hat E. Dobbert in der Recension des Graf'schen Buches gegeben; vergl. Beilage zur Augsb. Allg. Ztg. Nr. 36 vom 5. Febr. 1879 S. 522 a.

ein Tonnengewölbe gedeckt ist und der Centralanlage zugleich eine Längsrichtung ertheilt. Statt durch Halbkuppeln hat der Meister von Clermont seine Kuppel durch Halbtonnen gesichert und diese Construction ebenmässig zur Sicherung der Tonnenwölbung des Langhauses angewandt. Da es sich hier um technische Dinge handelt, überlassen wir eine kritische Würdigung der Aufstellungen des Herrn Graf gern den Leuten vom Fach. — Von den dem Buche beigegebenen instructiven Bildtafeln dienen Taf. I—VI zur Erläuterung der ersten, Taf. VII—IX zur Erläuterung der zweiten Abhandlung.

Merseburg. Dr. theol. H. Otte.

---

## III. Miscellen.

1. Bonn. Die weiteren Ausschachtungen an der Theaterstrasse resp. am Windmühlenthurm haben noch einige kleine Antiquitäten ergeben, Scherben, kleine Bronzen u. s. w. Es scheint nach den sehr spärlichen Münzfunden, dass die dortigen baulichen Anlagen zu den ältesten des röm. Bonn gerechnet werden können, denn mir wurden als daselbst gefunden in letzter Zeit: ein Mittelerz Marc Agrippa's sowie ein Denar Marc Anton's (mit dem Revers der III Leg.) überbracht.

2. Cöln. Durch eine briefliche Mittheilung des Herrn H. Wolff in Cöln wurden wir auf einen Fund aufmerksam gemacht, welcher bei der Strassenanlage in der Spiesergasse an der Stelle der alten Gasfabrik zu Tage gefördert wurde. Der Fund umfasst neben etwa 20 Thongefässen, welche, wie H. Wolff in seinem Schreiben schon hervorhob, sowohl der römischen, als auch der vorrömischen Zeit angehören, einige Fibeln und sonstige Kleinigkeiten, vor allem aber sind einige beiliegende Münzen für die Zeitbestimmung von Interesse. Von den Thongefässen waren viele von echter terra nigra (mit bläulichem Bruch), mehrere hatten Stempel:

1. AΛV war 2 mal vorhanden.

2. OMI

Diese beiden Stempel standen in tassenförmigen Töpfchen.

3. ASSINNO in einem Teller.

4. Auf einem grossen Teller, welcher in der Mitte mit mehreren concentrischen Kreisen verziert war, durchschnitt der Stempel

ιVιιO:I

dreimal den äussersten Kreis.

Merkwürdiger Weise sind diese Stempel Schuermann alle unbekannt.

Auch unter den Gefässen von terra sigillata waren zwei mit noch unbekannten Stempeln versehen:

5. MAROSI mit sehr schönen regelmässigen Buchstaben;

6. MΛRO in recht roher Weise dargestellt. Ausserdem fand sich der bekannte Stempel

7. BASSI·O. Sch. 747.

Neben diesen Stempeln sind nun noch einige zu erwähnen, welche, obgleich die einzelnen Striche deutlich zu sehen sind, doch keinen Sinn geben und als unentzifferbar betrachtet werden müssen. Stempel dieser Art kommen bei terra nigra Schüsseln ziemlich häufig vor, und zwar vorzugsweise bei den in Cöln gefundenen. Unter den sonstigen Thongefässen heben wir noch ein kleines, urnenförmiges mit recht hübscher Blätterverzierung in Barbotine-Technik hervor.

Von den mit den terra nigra Gefässen zusammen gefundenen Münzen interessirt mich eine besonders, weil dieselbe den Uebergang von den in diesem Hefte S. 62 besprochenen Regenbogenschüsselchen zu den wirklich keltisch-gallischen Münzen bildet. Dieselbe wird in Lelewel's, type gaulois ou celtique auf Taf. IX Nr. 25 u. ff. abgebildet; der Avers zeigt ein stark stilisirtes Pferd, dessen Leib aus zwei discusartigen Scheiben zusammengesetzt erscheint, während der R. 4 kreuzförmig verschlungene Bänder, welche in der Mitte einen kleinen Kreis umschliessen, aufweist. Diese Bänder würden, wenn man anstatt vier sich deren drei denken wollte, wieder ein richtiges Triquetrum bilden. Ausserdem wird die Verwandtschaft mit dem Regenbogenschüsselchen durch verschiedene, auf dem R. vorhandnne Punkte noch besonders gekennzeichnet. Die Münze ist von Kupfer und ist dies meines Wissens das erste Mal, dass gallische Münzen innerhalb der Stadt Cöln vorkommen. Dass übrigens die hier beschriebene Varietät auch noch östlicher gefunden wurde, ersehen wir aus den Mittheilungen des Vereins f. Gesch. u. Alterthumsk. in Frankfurt a. M. II, 1. S. 111, wo über das Vorkommen einer solchen Münze in der Gegend von Frankfurt a. M. berichtet wird. v. V.

3. Von einem reichen Funde arabischer Silbermünzen, die 80 an Zahl auf dem Gute Carnitz des Herrn von Bülow, bei Labes, Pommern, in diesem Sommer gefunden worden sind, waren 4 Stück nach Bonn gekommen und sind von Prof. Gildemeister bestimmt worden. Es sind Abbasidenmünzen, die eine von Harun al Raschid, geschlagen in Bagdad 192 = 807—808 u. Z., die andere vom Jahre 160 = 776—777 u. Z. Es gelang Herrn Dr. Kühne, den schon zerstreuten Fund für die Gesellschaft für pommersche Geschichte in Stettin fast vollständig wieder zu sammeln. Die Münzen lagen in einem Topfe und scheinen zu den ältesten zu gehören, die im Norden gefunden worden sind.

4. Die von Dr. Wilms im Jahre 1868 unternommenen Ausgrabungen auf dem grossen germanischen Todtenfelde, welches sich von Grossenbaum durch Buchholz, Wanheimerort, die Wedau, Neudorf bis zum Duissern-

schen Berge hinzieht, sind von Herrn Feiden in Duisburg in dem nach dieser Stadt genannten Walde kürzlich fortgesetzt worden. Es fanden sich über 90 Hügelgräber, deren grösstes 100 F. Durchmesser hatte. Es wurden 21 Urnen zu Tage gefördert, darunter 3 mit Deckel, eine mit einem Becher, mit Bronzestücken und einem eisernen Fingerring. Im Dorfe Asberg bei Mörs, dem alten Asciburgum, über welche altgermanische und römische Niederlassung eine neue in Uerdingen 1879 erschienene Schrift von F. Stollwerck vorliegt, hat Herr Feiden ein Terrain von 30—40□' durchsucht und reiche Ausbeute gewonnen; 14 Wasser- oder Weinkrüge, die fast wie neu aussehen, standen bei den Urnen, bei jeder stand auch eine Lampe, in einer lag ein Salbfläschchen. Bei den Urnen fanden sich Feuersteine und Näpfe in verschiedener Grösse, auch eine Pfeife aus einem Kieselstein (!), die einen schrillen Ton giebt. Zwei Mahlsteine haben einen Durchmesser von 18 Zoll, drei Münzen gehören den Kaisern Trajanus, Vespasianus und C. C. Caligula an. (Essener Zeitung.)

5. Das Dorf Mariaweiler bei Düren hat sich als ein grosses Trümmerfeld römischer Ansiedlungen erwiesen. Man schreibt über den Erfolg der bisherigen fünftägigen Ausgrabungen der Dürener Volkszeitung vom 17. Mai 1879: Von der römischen Villa in Mariaweiler ist jetzt so viel blossgelegt, dass sich die Baderäume mit einiger Sicherheit bestimmen lassen: das Zimmer fürs Schwitzbad (tepidarium), fürs warme Bad (caldarium) und fürs kalte Bad (frigidarium). An das der Strasse zugekehrte nördliche Zimmer schliesst sich westlich das zuerst aufgefundene halbrunde Badebecken, zu welchem zwei Treppenstufen hinunterführen. Südlich nach der neuen Kirche zu ist ein kleiner Theil des Heizraumes (praefurnium) mit dem Ofen (hypocausis) blossgelegt. Sehr kenntlich liegen die Reste der Luftheizung vor Augen. Zunächst steht noch ein grosses Stück des hohen breiten Canals, welcher die erwärmte Luft aus dem Feuerungsräume in das östliche Badezimmer führte. Sowohl in diesem wie in dem westlich daranliegenden, mit einer halbrunden Nische abschliessenden Zimmer bedecken die Trümmer der meist aus runden, theilweise auch aus grauen quadratischen Ziegeln aufgemauerten, etwa $1^1/_2$ Fuss hohen Säulchen in regelmässigen Abständen von etwa $1^1/_2$ Fuss den Boden. Sie trugen den zweiten Boden, so dass die aus der hypocausis in den Canal einströmende warme Luft in diesem Souterrain (suspensurae) zwischen den Säulen sich verbreiten konnte. Von hier stieg dieselbe alsdann durch thönerne Röhren (tubi) an den Wänden in die Badezellen hinein. Das halbrunde Becken und die Treppe in dem nördlichen Zimmer ist in allen Ecken, also rund um den Boden und überall da, wo zwei Flächen sonst fast zusammenstossen, mit Rundstäben ausgelegt, ein Verfahren, aus dem wir heutzutage wohl noch etwas für unsere Cementarbeiten lernen können. Neben dem Becken ist

noch ein Streifen des Bodens mit Marmor belegt. Die Inschrift, welche in der halbrunden Nische des westlichen Zimmers (also von dem Becken aus südlich) unter Trümmern von Hohlziegeln, Thonröhren und Wandbekleidungsplatten aufgefunden wurde, steht auf einer Ziegelplatte, die ebenfalls ein Theil eines Hohlziegels oder einer Wandplatte zu sein scheint. Die Platte ist etwa 11 zu 23 cm gross. Die oberste Zeile zeigt mit unverkennbarer Deutlichkeit das Datum des heutigen Tages, den 17. Mai: XVI K(al.). Iunias. Der übrige Theil der Inschrift ist noch nicht gelöst, er ist im Abdruck an einen Specialforscher auf diesem Gebiete abgesandt worden. Vor vollständiger Reinigung der Platte schien sie auf das Jahr XI des Augustus, also 19 v. Chr., hinzudeuten. Sollen wir vor sicherer Lösung eine neue Vermuthung aussprechen, so scheint uns ein Hinweis auf die 11. Legion vorzuliegen. Das würde wohl die 70er Jahre nach Christus ergeben. Denn als in den Jahren nach 68—70 in den Wirren unter Galba, Otho und Vitellius die germanischen Legionen gelitten hatten und Claudius Civilis mit seinen aufgestandenen Batavern gerade hier in Düren die römisch gesinnten Ubier geschlagen, wurde die 11. Legion hieher zur Unterstützung gesandt, in späteren Zeiten aber wieder aus unserer Gegend zurückgezogen. In etwa bemerkenswerth ist wohl noch, dass die Bäder zwar am Abhange des Hügels liegen, jedoch nicht (nach Vitruv's Vorschrift) den Osten des Hauses eingenommen haben. Die ausgegrabenen Räume werden demnächst gesäubert und wie die Inschrift photographirt. Nachzutragen ist, dass in einem östlich von den Baderäumen theilweise aufgedeckten Zimmer die rothen Wände durch weisse Striche in Vierecke abgetheilt sind, dass die aufgefundenen römischen Münzen bis ins 4. Jahrhundert reichen, dass sich unter den vielen Scherben auch zwei erhaltene Thongefässe fanden, ein Krug und eine Schüssel. Auf der „Heidenburg", wo seit vorgestern gegraben wird, ist bereits römisches Mauerwerk blossgelegt, auch fanden sich Lanzenspitzen, ein Schlüssel u. s. w. Die dort gefundenen römischen Münzen sind ebenfalls mit Edelrost über und über bedeckt.

6. Aus Mähren. Seit mehreren Monaten werden auf dem Berge Kotoutsch bei Stramberg in Mähren Ausgrabungen vorgenommen, bei welchen interessante und für die Wissenschaft höchst bedeutende Resultate erzielt wurden; dieselben werden von Herrn Realschullehrer Karl J. Maschka in Neutitschein in systematischer, allen Anforderungen der Wissenschaft entsprechender Weise durchgeführt. Namentlich sind es die beiden Höhlen Schipka und Tschertowa Dira (auch Zwergenhöhle genannt), welche die Aufmerksamkeit des Forschers auf sich lenkten und thatsächlich vollste Beachtung verdienen, indem es schon jetzt durch die bei den Ausgrabungen zu Tage gebrachten Objecte und durch die Verhältnisse, unter welchen diese gefunden wurden, erwiesen ist, dass beide Höhlen von Menschen in vorgeschichtlicher Zeit bewohnt waren, und zwar die erste, deren Decke

zum Theil eingestürzt ist, in der ältesten Steinzeit (in der paläolithischen Zeit), die andere in einer späteren Zeit, als der Mensch schon einige Kenntniss der Metalle besass. Es ist ferner ersichtlich, dass der Mensch dort gleichzeitig mit dem Mammuth und Höhlenbär gelebt hat, indem beispielsweise verbrannte und bearbeitete Knochen noch 1 Meter unter den Resten dieser Thiere sich vorfanden. Die Funde in der Schipkahöhle bestehen aus Tausenden von Knochen vorsündfluthlicher Thiere, als Mammuth, Rhinoceros, Höhlenbär, Pferd, Urstier, Hirsch, Rennthier u. s. w., Tausenden von losen Zähnen dieser Thiere, Geweihen, zahlreichen schön erhaltenen Stein- und Knochenwerkzeugen, welche Gegenstände bis drei Meter unter der Oberfläche gefunden wurden. Ausserdem wurden in der obersten Schichte sieben Bronzegegenstände gefunden, und zwar ein Hohlbeil (Celt), fünf concentrische Ringe und ein Ring mit einem rechtwinkeligen Kreuze (Rad mit vier Speichen). In der Tschertowa Dira wurden gefunden: Knochen von Höhlenbär, Rennthier, Edelhirsch, Rind u. s. w., zahlreiche auch bearbeitete Geweihstücke, viele sehr gut erhaltene Beingeräthe und Werkzeuge. als durchbohrte Nadeln, Pfriemen, drei- und vierkantige Pfeilspitzen, rohe und nichtpolirte Steinwerkzeuge von Feuerstein, Jaspis und Chalcedon, Scherben von den verschiedenartigsten Thongefässen, mit und ohne Graphitüberzug, aus freier Hand ohne Benutzung der Töpferscheibe verfertigt und mit charakteristischen Ornamenten versehen, sowie auch dreikantige Bronzepfeilspitzen mit einem Giftloch, durchbohrte Zähne, Muscheln, Schleifsteine, Spinnwirtel u. s. w. Auf dem Scheitel des Berges oberhalb dieser Höhle ist man auf ausgedehnte Brandstätten gestossen, und es fanden sich unmittelbar unter dem Rasen nebst zahllosen Thonscherben auch Scherben von Graphitgefässen, Steinwerkzeuge, darunter ein 117 Millimeter langes Messer und eine durchbohrte polirte Kugel, ferner verschiedene Bronze- und Eisengegenstände. Nachdem in Oesterreich Höhlenfunde dieser Art überhaupt noch nicht, ausgenommen theilweise in der Vypustekhöhle, und im übrigen Mitteleuropa nur selten gemacht worden, so ist es erklärlich, dass diese Ausgrabungen das regste Interesse der Anthropologen geweckt haben, und es wäre nur zu wünschen, dass dieselben in gleicher Weise zu Ende geführt würden, denn es ist zu erwarten, dass noch neue interessante Gegenstände aus ihrer tausendjährigen Verborgenheit ans Tageslicht gebracht werden. Durch diese Funde wird der Ring der Entdeckungen über die menschlichen Ureinwohner in Central-Europa bedeutend erweitert, indem die letzten Glieder dieses Ringes im südwestlichen Deutschland von dieser neuen Station ziemlich weit entfernt sind.

(Bonner Zeitung v. 6. Juli 1879.)

7. Metz. Die bei Bettingen an der Nied veranstalteten Ausgrabungen sind im verflossenen Sommer auf das eifrigste fortgesetzt worden und ist es gelungen, ein grosses Wohnhaus von beiläufig 2000 qm



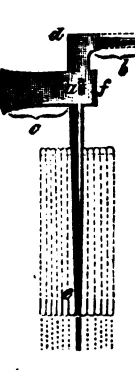
Grundfläche freizulegen. Dasselbe besteht aus einer Menge kleiner Zimmer, welche einen Hofraum umschlossen, war also ganz in der bekannten römischen Anordnung ausgeführt. Man erkennt Küche, Stall, Spuren der Wasserleitung u. dgl. Es fanden sich bei der Aufräumung eine Menge Dachziegel, sowie zahlreiche Scherben irdener Gefässe; auf einigen Ueberresten sind Jagdscenen in Basrelief zu erkennen. Dass die Bewohner dieser römischen Villa nicht gerade schlecht gelebt haben, geht aus einer Anzahl von grossen Amphoren (Weinkrügen) hervor, welche in Verbindung mit den vorgefundenen Austernschalen hierauf schliessen lassen. Es wurden ferner kupferne und eiserne Geräthe zu Tage gefördert, dann Thierknochen, Geweihe von Hirschen, Rehen u. s. w., Glasstückchen, 100 römische Münzen, zwei von Silber, die übrigen von Erz; leider fand sich ein Theil derselben bei der durch Feuer zerstörten Villa zusammengeschmolzen, jedoch liess sich feststellen, dass diese Münzen einen Zeitraum von 200 Jahren umfassen, etwa von 150—350 n. Chr. In der Octoberversammlung des Vereins für Erdkunde hierselbst hielt Herr Dr. Uibeleisen über die Ausgrabungen bei Bettingen einen Vortrag, dem wir die vorstehenden Angaben entnommen haben. Herr Kreis-Ingenieur Böhm in Forbach, der die Arbeiten leitet, wird ausführlich darüber berichten. (Kölnische Zeitung.)

8. Neuss. Schon wieder können wir von einem Funde berichten, der in wissenschaftlichen Kreisen grosses Interesse erregen wird. Diesmal handelt es sich um Ueberreste von Mauerwerken, von denen wir beweisen können, dass sie von einer fränkischen Warte herrühren. Dieser letztere Umstand ist von besonderer wissenschaftlicher Bedeutung; denn wenn man früher auch schon ähnliche Funde gemacht hat, so ist man doch bisher fast nie zu genauern Untersuchungen geschritten, sondern hat gewöhnlich auf Reste von römischen Bauwerken geschlossen. Den ersten anregenden Schritt zu einem eingehenden Forschen auf diesem Gebiete der Alterthumskunde verdanken wir dem Scharfsinn des Herrn Prof. Schneider. Letzterer hat nämlich in den „Jahrbüchern des Vereins von Alterthumsfreunden", Heft XXXIII nachgewiesen, dass die bedeutenden Mauerreste beim Hause Bürgel im Landkreis Düsseldorf, welche lange Zeit für die Ueberreste eines römischen Kastells gehalten wurden, nicht römischen Ursprungs sind, sondern einem fränkischen Castrum angehören, das man auf den Trümmern eines Römerkastells gegründet hatte. — Auch sprach derselbe Forscher in einem frühern Berichte an die „Commission zur Erforschung und Erhaltung der Kunstdenkmäler in Berlin" über die Mauerreste bei Engers sich dahin aus, dass diese nicht römisch sein könnten, für welche Behauptung Herr Ingenieur Oberst von Cohausen später in den oben erwähnten Jahrbüchern, Heft 57 und 58 den Beweis geliefert hat. Betrachten wir unsern Fund etwas näher. Es war vor Kurzem, als man auf der höchsten Stelle des Höhenzuges bei dem Dorfe Gohr, Kreis Neuss, auf Mauerwerk stiess,

welches einer streng wissenschaftlichen Untersuchung unterworfen wurde. Die Fundstelle liegt in der Nähe einer Römerstrasse und gegenüber jener Stelle des Gohr-Straberger Broiches, wo vor einiger Zeit ein Nymphenheiligthum der Römer entdeckt wurde, welches in einer Miscelle des Heftes LVIII der „Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande" besprochen ist. In einer Tiefe von 30 cm fand sich das Fundament zu einem Baue von 28 m Länge und 4,5 m Breite vor, welches nach Osten hin eine halbkreisförmige Ausbiegung zeigte; letztere rührt höchst wahrscheinlich von einem vorspringenden Thurm her. Die Mauern haben eine Breite von 66 cm und sind aus behauenen Tuff- und Liedberger Sandsteinquadern, aus schweren Basaltsäulen sowie aus Bruchstücken von diesen Steinsorten, dicken Kieselsteinen und Stücken römischen Gussmauerwerks mit Mörtel verbunden äusserst roh aufgebaut. Die meisten Bausteine sind augenscheinlich römischen Gebäuden entnommen; dies beweist nicht nur der Charakter der behauenen Steine und erwähntes Gussmauerwerk, sondern auch und zwar ganz besonders ein äusserst sauber gemeisseltes Profil, welches dem einer umgekehrten attischen Basis gleicht. Der zum Vermauern benutzte Mörtel ist nicht römisch. Das deutet auf einen nicht römischen Ursprung des Gebäudes, zu welcher Annahme ferner der in technischer Hinsicht äusserst rohe Aufbau des Mauerwerks berechtigt. Auch fanden wir innerhalb der Mauern eine sogenannte Brandschicht, welche ausser verkohltem Holze und Knochenresten eine Menge Bruchstücke von rothen Ziegelplatten enthält, welche der römischen in der Farbe zwar gleichkommen, an Güte jedoch nachstehen. In dem westlichen Theile der Fundamente an einer Stelle, welche den Eingang vermuthen lässt, stiessen wir auf einen Block aus Liedberger Sandstein, der eine Höhe von 49 cm und einen Umfang von 1,60 m hat; dieser Block zeigt verschiedene Flächen und Einschnitte, welche darauf hinzudeuten scheinen, dass dieser Stein zum Schärfen der Schneidinstrumente verwendet wurde. In und unter der Brandschicht lagen Gefässscherben aus fest gebranntem Thon, von denen einige als Verzierung eingepresste Punkte zeigen. Diese Gefässscherben sind fränkisch; sie gehören etwa dem siebenten bis neunten Jahrhundert unserer Zeitrechnung an. — Offenbar geht aus dieser Beschreibung klar hervor, dass wir es hier mit einem fränkischen Bauwerke, sehr wahrscheinlich mit einer fränkischen Warte zu thun haben. Auf letztere deutet sowohl die günstige Lage des Ortes, der einen guten Ueberblick auf die ganze Umgebung gestattet, als auch der vorspringende Thurm u. s. w. Die Zerstörung der Warte würde, nach den Gefässscherben zu schliessen, in das neunte Jahrhundert zu setzen sein, eine Zeit, in welcher bekanntlich Normannen unter den Häuptlingen Gottfried und Siegfried verwüstend in unsere Gegend einfielen und weithin über Ripuarien Alles verheerten, bei welcher Gelegenheit u. A. Köln, Bonn, Zülpich und Neuss in Asche gelegt wurden. C. Koenen. (Neusser Zeit. 1877 No. 24.)

9. Rheinpfalz. Archäologisches. (Forts. von Heft LXVI S. 161 ff.)
8. Im Besitze des Herrn Notars Möllinger zu Rheinzabern befindet sich eine Reihe werthvoller und echter Antikaglien von Rheinzabern, darunter viele Töpferstempel und Urnen, dann seltene Kleinbronzen, als Fibeln, Zangen, Schlüssel, Priapen, Medaillons, Nadel u. s. w. und mehrere Eisengegenstände, worunter Lanzenspitzen, Messer u. dgl. Ein singuläres Object scheint dem V. ein eisernes, wenig oxydirtes Beil mit Spitze und Handhabe zu sein. Die Vermuthung Möllinger's, dasselbe sei das Eisenwerk zu einem Liktorenbündel, scheint nicht unbegründet zu sein. Zwischen dem eigentlichen Beil und dem Kopf auf dem Körper der Spitze befindet sich der Stempel auf der Zeichnung *a*

SAC·DIS



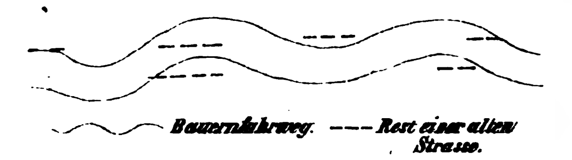

Das spitze Beil ist unten mit Windungen, die zum Theil verrostet sind, versehen. Die Länge des Griffes *b* beträgt 8,5 cm, die des Beiltheiles *c* 11,5 cm, die des ganzen Artefaktes von *d* bis *e* 37 cm, die durchschnittliche Dicke des Eisens beträgt [so bei *f*] 1 cm. Die Strichelchen deuten die Rekonstruktion des Fascis an; das Bündel könnte recht gut aus einer Imitation in Holz der Ruthengerte bestehen. Lindenschmit hält dies Instrument für eine Art Universalwerkzeug zum Hämmern, Bohren, Klopfen und Winden.

9. In Speyer fanden sich jüngst am Gässelspfad zwei Steinsärge mit menschlichen Ueberresten und verschiedenen, offenbar aus der Römerperiode stammenden Gefässen. Details fehlen noch von diesem Funde.

10. Auch der Verfolgung noch unerforschter römischer Strassenzüge wandte auf pfalzischem Boden der Verfasser seine möglichste Aufmerksamkeit zu. An vielen Stellen sind die Spuren derselben desshalb undeutlich, weil in und auf ihnen jetzige Feld- oder Vicinalwege laufen. Das Princip der Anlage der römischen Strassenzüge: möglichst kurzer Lauf, möglichst sichere technische Basis, möglichste Vermeidung schwieriger Thalpassagen hat ja noch für die Jetztzeit manche Lichtseiten.

Bei Kusel im Glangebiete soll nach der Schrift „die bayerische Pfalz unter den Römern" S. 62 von der Burg Lichtenberg an der bayerischen Grenze ein Strassenzug nach Ulmet und weiter in der Richtung nach Kreuznach ziehen. Allein auf der Höhe hinter der Burg zwischen Käsborn und dem Mayweilerhof läuft nur ein an vielen Stellen ausgefahrener Feldweg. Andeutungspunkte dafür, dass hier auf der Scheide des Höhenzuges einst eine ältere, römische Strasse zog, geben einzelne gesetzte Steine, die in schnurgerader Richtung sich verfolgen liessen, während die Bauernfuhren

bald links. bald rechts in den Boden ihre Spuren gepresst hatten. Der dadurch erhaltene Weg hat 3 m Breite und führt immer auf der wasserfreien Höhe direkt von Burg Lichtenberg nach dem Glanthale.




Auch auf dem Gebiete der prähistorischen Archäologie ward in der Pfalz letzter Jahre vieles gethan.

Zu nennen sind hier in erster Linie die Ausgrabungen auf dem Hügelgräberfelde, das vom **Stumpfwalde** südlich der Eis über Alsenborn und Otterberg nach Ramstein bis an den Ursprung des Glan zieht. Als Hauptresultate der bisherigen, an zwei Punkten besonders betriebenen, Forschung, im **Stumpfwalde**[1]) und bei **Enkenbach** (n.-ö. von Kaiserslautern) kann man bezeichnen:

11. Im **Stumpfwalde** sind zwei Arten von Hügelgräbern vorhanden: a. solche, die aus Sand mit eingestreuten Steinen bestehen, und sichtlich aussen mit einem Steinkranz umgeben waren, b. solche, deren Inneres mit einem compacten Steinmantel zusammengesetzt sind.

Die Leichen sind in ersteren verbrannt und unverbrannt beigesetzt, in letzteren nur unverbrannt. Im Allgemeinen sind wenig Skelettreste vorhanden und nur dann erhalten, wenn umschliessende Bronze-Ringe oder Gürtelbeschläge die Knochen mit Metallsubstanz imprägnirt haben. Die Funde in den **Sandhügeln** (sub. a) bestehen aus Gefässen feinerer Art mit eingeprägten Stempeln und solchen aus roher Form; beide Arten zeigen noch keine Töpferscheibe. Dabei liegen aus Bronze Fibeln, Ringe für Hals und Armknöchel; in einem Hügel lag nichts als ein eisernes Schwert mit dem bronzenen Heftknopf für den verschwundenen Holzgriff.

Die Aufdeckung der Steinhügel (sub b) macht mehr Schwierigkeiten wegen der schweren und ineinandergekeilten Decke. Sie haben einen Umfang von 60—100 m, während jene einen solchen von 30—42 m besitzen. In diesen westlich gelegenen, umfangreichen Steinhügeln finden sich Reste mehrerer nebeneinanderliegender Skelette. Die Beigaben bestehen aus rohen Thongeschirren, dann aus rohgegossenen Halsringen, ferner aus Ohrringen mit einfachem Schlusse.

Besonders merkwürdig sind **Gürtelbeschläge** aus Bronzen, welche als Verzierung eingeschlagene Punkte und desgleichen Kreise mit Punkten

---

1) Die Ausgrabungen am Stumpfwalde leitete 1877—1878 der Verfasser; die Gegenstände sind im Museum zu Speyer aufgestellt.

aufzeigen (vgl. Mittheilungen des historischen Vereins der Pfalz VII Taf. III. a und Lindenschmit: Alterth. u. h. V. II. B. 2. H. III. Taf. N. 1 u. 2.)

Diese Ornamentation erinnert auffallend an die am sogenannten „goldenen Hut" an Schifferstadt, sowie von die auf den goldenen Bändern, Ringen, welche in Württemberg in den Grabhügeln bei Hundersingen gemacht wurden (vgl. „die Alterthümer in Württemberg" von E. v. Paulus S. 122"; der Verfasser studirte und verglich diesen Fund bei seiner Anwesenheit in Stuttgart, Weihnachten 1878). Ferner verdienen die besondere Aufmerksamkeit der Archäologen die daselbst gefundenen Reste von Lederpanzern, welche mit Bronzehäckchen bestickt sind. Aehnliche Lederpanzer, aber mit Bronzeperlen gestickt, fand August Hartmann in Grabhügeln von Oberbayern bei Fürstenfeldbruck. Beide Arten, Bronzehäckchen und Bronzeperlen, kennt Lindenschmit aus anderen rheinischen Grabhügeln (nach mündlicher Mittheilung an den Verfasser).

Die erwähnten Perlen sind abgebildet im „Archiv für die Geschichte Oberbayerns" 36. B, und rühren her von den Grabhügeln zu Esting und Geiselbullach. Die pfälzischen Lederpanzer sind abgebildet in den „Mittheilungen d. histor. Ver. d. Pfalz" VII, Taf. III b, c, d. Bei Lindenschmit findet d. V. keine abgebildet.

12. Im Gemeindewald von Neukirchen, im „Schwarzkehr" liegen zu beiden Seiten der Strasse von Kaiserslautern nach Enkenbach an 20 Grabhügel, von denen die mittelgrossen 42 m, der grösste aber 90 m Umfang hat. Sie sind am Rande wie 9 a umgeben von einem Steinkranze. Unter einem Steinkern findet sich dieselbe Ausbeute an Ringen, Gürtelbeschlägen von Bronze, Lederpanzerstücken mit Bronzehäckchen, ferner an rohen Geschirren und ausserdem noch Geweberesté. Es ist dieselbe Art von Gräbern wie die westlichen im Stumpfwalde.

Bemerkenswerth erscheint hier, dass man an der Seite eines Grabhügels an einem „uralten Waldwege" einen Monolith von 1,55 m Höhe und 0,90 m Umfang an der Basis fand. Er ist unten nahezu viereckig, in der Mitte cylindrisch und oben zugespitzt wie ein Zuckerhut. Er fügt sich als lapis terminalis ganz gut in der von St. Ingbert bis nach Colgenstein an der Pfrimm reichende Reihe von Grenzsteinen aus vorhistorischer Zeit (vgl. d. V's. „Studien" III. Abth. S. 15—16).

13. Die Ausgrabungen auf dem Plateau der Limburg bei Dürkheim, welche der Verfasser in den Jahren 1877—1879 in den Sommermonaten mit Unterstützung der deutschen anthropologischen Gesellschaft geleitet hat und die heuer (1880) beendigt werden sollen, förderten immer mehr die objective Ueberzeugung, dass die Verfertiger der Thongefässe, Wirtel, Steinartefakte, sowie die Verzehrer der Rinder und Schafe, Hirsche und Schweine identisch sind mit den ersten Bewohnern der Ringmauern,

welche gegenüber am linken Ufer der Isenach sich erhebt; vgl. den Bericht in des V.'s „Studien" IV. Abth. S. 100—114.

14. Die fortgesetzte Aufdeckung des Plattengräberfeldes auf dem Michelsberge bei Dürkheim (vgl. des V.'s „Studien" III. Abth. S. 40) lieferte wieder mit Platten umgebene Skelette, öfters zwei in einem Grabe. Von Beigaben finden sich nur kurze eiserne Messer, wie solche auch auf der Ringmauer ausgegraben wurden, ausserdem vereinzelt Schmelzperlen und Thonscherben. Die Schädel zeigen gleichmässigen dolichocephalen Typus. Eine Annäherung dieses Gräberfeldes an den Erbauer der Ringmauer ist nicht abzuweisen. Kein Fund hier und dort widerspricht sich gegenseitig. Zu einem definitiven Spruche ist das Endergebniss der Aufdeckung abzuwarten.

15.[1]) Zu Pfeffingen in einer ausgegangenen Pfarrkirche am Fusse des Hartgebirges, ¼ Stunde nordöstlich von Dürkheim, fanden sich beim Abbruch der Kirche 1827 drei römische Inschriftensteine, welche nach des Historikers J. S. Lehmann's Nachlass also lauten:

*a.* SEXTINVS.D L

*b.* VICTORIA. ESD

*c.* ROMVLVS

Von den Steinen selbst konnte weder in der Villa Fitz, die jetzt noch an der Stelle von Pfeffingen steht, noch in der Umgebung eine Spur aufgefunden werden. Sie scheinen zerschlagen worden zu sein.

16. Oberhalb desselben Ortes entdeckte man 1876 und Winter 1880 am südöstlichen Abhange des weinberühmten Michelsberges ein ausgedehntes Reihengräberfeld. Die meisten Leichen lagen von Nordwesten nach Südosten in Plattengräbern, die aus 6—8 Steinsandplatten bestanden (vgl. oben Nr. 14) und zwar waren die Skelette gebettet auf Brettern, von denen sich noch deutliche Reste fanden. Die Beigaben waren im Allgemeinen spärlich; bei manchen lagen eiserne, gerade Messerchen von 10—12 cm Länge. Nur ein Grab hatte bessere Beigaben und zwar: einen eisernen Schnallenkopf mit Bronzeüberzug, kleine Riemenbeschläge aus Bronze, Ueberreste einer bronzenen Bulla, das eiserne Messerchen, Partikeln von Schmelzperlen. Ausserdem lagen in diesem Frauengrab Scherben zweierlei Art; die erste gelb von Farbe, auf

1) Von Nr. 15 an enthalten die Miscellen den Bericht des Verfassers über archaeologische Funde in der Pfalz vom Januar 1879 bis April 1880.

der Drehscheibe verfertigt, die letztere schwarz und ohne Drehscheibe fabrizirt. Bei einem Skelett befand sich vereinzelt das Fragment einer eisernen Lanze in einer Länge von 12 cm in stark reducirtem Zustande. Zwischen zwei Plattengräbern entdeckte man eine deutliche Ustrine mit fettiger Erde und Topfresten, wahrscheinlich von Todtenmahlzeiten (dadsisas) herrührend. Beerdigt waren hier alle Geschlechter und Alter; die Grösse der Skelette war ziemlich normal; eines der grössten mass 175 cm Länge, Oberschenkel 50 cm, Unterschenkel 40 cm. Die Schädel sind meist dolichocephal mit der bekannten pyramidalen Entwicklung des Hinterhauptes. Bei vielen Schädeln war auffallend die Dicke der Knochen — $^3/_4$—1 cm —, die zurückfliehende Stirn und die starke Entwicklung der Supercilien, während andere dünnere, elegantere Knochenwandung und eine besser entwickelte Stirnbildung aufwiesen. — In den dreissiger Jahren hatte man bei Anlage der Strasse, die jetzt Pfeffingen und den Michelsberg trennt, steinerne Särge mit goldenen Kronen, Schmuck und Edelsteinen aufgedeckt. Wohin diese kamen, ist uns unbekannt. — Das Ganze scheint den Friedhof zum Orte Pfeffingen gebildet zu haben, in dem sich ein fränkisches Kastell befand und das mit andern nahen Gemeinden eine eigene Grafschaft bildete. Erwähnt wird der Ort urkundlich in einer Schenkungsurkunde Kaiser Otto des II. vom Jahre 991 als Peffingen; in einer anderen älteren Schenkungsurkunde heisst er Peffinga (vgl. Zeuss: traditiones possessionesque Wizenburgenses p. 311 u. p. 296; ausserdem M. Frey: Beschreibung des bayr. Rheinkreises II. Th. S. 498—504).

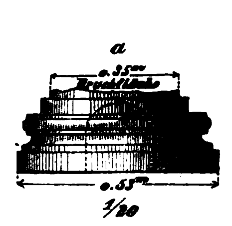
17. Zu Erfweiler, einem Pfarrdorfe auf der Höhe zwischen Bliescastel und Saargemünd wurden schon früher in einem Thalwinkel, wo der „Winkelbach" entspringt, Gewölbebauten aus römischer Zeit blosgelegt. Vor etwa einem Jahre grub der Besitzer einen unterhalb dieser Stelle gelegenen Erdhügel ab und fand dabei römische Platt- und Hohlziegel mit verkohlten Holzresten und Menschenschädeln. Im Herbst 1879 setzte er diese Arbeiten fort und traf auf ein unterirdisches Gemach, in dem sich 14 römische Münzen, eine steinerne Mörserkeule, Reste von eisernen Sporen und Bügeln vorfanden. Die sachgemässe Aufgrabung durch den Geistlichen des Ortes, Pfarrer Rütter, ergab ein Vestibulum und liess in dem blossgelegten Conclave ein Badezimmer erkennen. Die Münzen gehören der Zeit von 254—276 n. Chr. an und bestehen aus Bronze. Sämmtliche sind mit scharfer Prägung wohl erhalten und können dem Verkehre nicht lange ausgesetzt gewesen sein. Die Bewohner der Villa oder der Station — eine Römerstrasse lief von Reinheim an der Blies über die Höhe bei Erfweiler — müssen demnach Ende des 3. Jahrhunderts in dem zusammengebrannten Gebäude verunglückt sein (vgl. Pfälz. Kurier 1879. N. 279, Aufsatz von Stabsarzt Moser zu Zweibrücken).

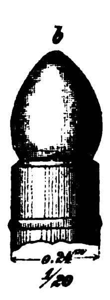
18. In Bliesbrücken, nahe der Grenze zwischen Pfalz und Elsass-

Lothringen, fand Herr Sektionsingenieur Göhring zwei römische Monumentfragmente, deren erstes zur Bergung verbrannter Knochenreste benützt war.

a. Säulenfuss aus rothem grobkörnigem Sandstein, 35 cm unterer Schaftdurchmesser. Der Säulenfuss lag verkehrt mit der Bruchfläche nach unten, ca. 1,50 m unter dem Boden. Derselbe ist ausgehöhlt und war mit verbrannten Knochenresten und Scherben, die ebenfalls dem Feuer ausgesetzt waren, angefüllt. Die Knochen sind vollständig calcinirt. Gefunden im Bahnhof Bliesbrücken.

b. Kopf einer Steinsäule, vielleicht eines Meilensteines, aus rothem Sandstein von 24 cm Durchmesser. Gefunden zwischen Reinheim und Bliesbrücken (vgl. oben N. 17) ca. 500 Schritte südlich von der Landesgrenze und 30 m östlich der Staatsstrasse.




19. Auf einem Acker des Websweiler Hofes am Südabhange des Höcherlager nördlich von Homburg in der Pfalz, entdeckte der Gutspächter Hauter beim Pflügen einen viereckig ausgehöhlten Sandsteinwürfel, der mit einer Platte geschlossen war. Darin befanden sich ausser Knochen- und Scherbenresten Fragmente von Glasgefässen und zwei viereckige, silberne Bronzefibeln mit blauem Email. Die Form derselben scheint eine spätere zu sein, worauf die Anwendung von Email und der Einsatz von Perlen, sowie das Laufen der Nadel in Charnieren deutet.

Auf dem Fundacker traf man schon früher römische Gefässe an. 800 Schritte davon deckte der Hofbesitzer vor mehreren Jahren Reste einer römischen Villa mit Hypokaustum auf. Die Gegenstände besitzt Herr von Lillier zu Karlsruhe.

20. Wir bemerken hier, dass die Bergung der verbrannten Knochenreste in ausgehöhlten Sandsteinquadern überhaupt als typisch für die Inhumation des 2. und 3. Jahrhunderts n. Chr. in der Pfalz gelten kann. Dieselbe Erscheinung haben wir zu Eisenberg, wo östlich des Ortes unmittelbar an der Bahnlinie eine Reihe solcher Steintröge mit vielen Gefässen, Gläsern und vereinzelten Münzen gefunden wurde, welche dem

2. Jahrhundert n. Chr. angehören (vgl. d. V.'s „Studien" III. Abth. S. 25—30).

21. Zu Kindenheim nordöstlich von Eisenberg standen drei Gefässe und ein Glasbecher nebst einer Bronzefibel in einem von sechs Steinplatten gebildeten würfelförmigen Raume, der vielfach die Steintröge vertritt.

22. Auch ohne Steintrog und Steinkiste sind in der römischen Periode die Aschenurnen mehrfach dem Boden eingesetzt worden, so im Pfrimmthale zu Niefernheim, dem römisch-gallischen Nivora. Am südlichen Berghange in der Gemeine „Heidenkirchhof" neben der westlich liegenden „im Taubenhaus" (columbarium?) fand Herr Gutsbesitzer Golsen $^1/_2$ m tief im Boden einfache Steinplatten, unter denen Urnen und Gläser mit Knochen und Asche sich befanden. Die Urnen und Krüglein haben die gewöhnliche Façon der römischen Periode.

23. Bei Hagenbach am Rhein zwischen Lauterburg und Germersheim und zwar $^1/_4$ Stunde südlich vom Orte und in gleicher Entfernung von der in nord-südlicher Richtung laufenden via militaris, die von Speyer nach Strassburg zog, fanden sich Gewanne „Lager", mehrere Graburnen mit Knochenresten aus brauner Erde nebst einer Schale aus terra sigillata im Boden. Westlich von Hagenbach am Hochufer unmittelbar an der Römerstrasse entdeckte man vor mehreren Jahren mehrere „ziegelsteinerne Särge" dh. wohl Grabstellen, die aus Ziegeln, wie sehr häufig am Rhein, zusammengestellt waren. Etwas weiter nach Norden von dieser Stelle am Heilbach liegen mehrere Tumuli, die man als Römergräber ansieht und wahrscheinlich mit den Hügelgräbern im nahen Bienwalde zusammenhängen werden (vgl. d. V.'s „Studien" III. Abth. S. 57—58). Von auffallenden Gewannennamen in der Umgebung Hagenbach's sind mitzutheilen: „Römerstrasse"; „grosser und kleiner Brand"; „Steinallee"; „Weg zum grossen und kleinen Brand"; „Styxwörth"; „Lager".

24. Von fränkischen Reihengräbern wurden ausser dem unter Nr. 16 am Michelsberge erwähnten in den letzten zwei Jahren mehrere in der Pfalz aufgedeckt. So zu Eisenberg Gewanne „an der Rust" und „am heiligen Haus" Spuren eines solchen, bestehend in einer Urne, auf deren Rand ein Bronzering von 7,5 cm Durchmesser auflag, und in der Innlag ein versilbertes Beschläg. Ein anderes Grab an der Nordseite des Ortes war im blossen Sand eingelassen; das Skelett hatte als Beigabe eine Urne nebst einem Bronzering. — Leider legte man wenig Werth auf diese Sachen von Seiten der Einwohner, und sind deshalb die Notizen spärlich.

25. Ein anderes Reihengräberfeld ward April 1880 und vorher zu Königsbach am Rande des Hartgebirges aufgedeckt. Es ergab sich eine Reihe von Skeletten in parallelen Steinsärgen mit spätrömischer Thonwaare. Näheres unbekannt.

26. Ein reicheres Grabfeld entdeckte Frühjahr 1876 der Verfasser

bei Knöringen nördlich von Landau am Heimbache. Der Verfasser lässt seinen Bericht aus der „Beilage zur Allgem. Zeitung“ 1879. Nr. 134 folgen:

„Die Gräber von Knöringen bei Landau in der Pfalz.“ Angelockt durch eine Notiz im „Landauer Anz.“, welche von dem Funde von Gräbern sprach, die natürlich aus dem Schwedenkriege herrührten, und worin haarklar noch der Steinsarg eines schwedischen Officiers angegeben war, begab ich mich nach Knöringen am Heimbach, um den Wunder-Fund selbst in Sicht zu nehmen. Vielleicht am Ende gar, dass noch die Regimentsnummer der „Tiefenbacher“ oder „Gotländer“ aufzuspüren war, welche die todten Kaiserlichen oder Schweden legitimirte. Am Ende gar einer von Torstenson's Begleitern, die hier wohl oder übel liegen geblieben waren.

Allein als man der Sache näher rückte, sah man sich in seinen schwedischen Erwartungen höchlichst getäuscht. Beim Ausgraben eines Kellers, unmittelbar westlich des Bahnkörpers am nördlichen Ufer des Heimbaches, hundert Schritte vom Dörfchen Knöringen, das zwischen Neustadt a. d. H. und Landau unter Blüthen versteckt ruht, war man tief im Lehm auf „alte Knochen“ gestossen. Auf einem Raume von ungefähr 65 Quadratmetern, in einer Tiefe von 1,70 Meter, also gerade 6 Fuss, hatte man vier Skelette angetroffen. Zwei lagen in paralleler Richtung von Südwest nach Nordost mit dem Gesichte der Sonne zu. Das dritte hatte eine hockende Stellung eingenommen. In der Nähe der drei Reste von Menschen lagen zwei Hundsköpfe. Bei den zwei ersten Skeletten lag je ein Eisenmesser, von denen eins vollständig, das andere in Fragmenten erhalten ist. Das vollständige Messer hat eine Länge von 22 Centimeter und eine Breite von 2 Centimeter. Am Obertheil ist ein Ring angebracht, mittelst dessen dieses „Heckelmesser“, wie es die Allgäuer Alemannen noch heute nennen und gebrauchen, an einem Riemen am Gürtel getragen werden konnte. Vom zweiten ähnlichen Messer ist nur die 3,8 Centimeter lange Spitze erhalten. Bei dem hockenden Skelett war ausser einem kleinen 7 Centimeter langen Taschenmesserchen aus Eisen eine Schnur von rothen Thonperlen, sowie Berloquen von Thierzähnen (nach Kreisthierarzt Gross zu Speyer vom canis lupus) befindlich. Die hockende Stellung, die Beigaben sowie die zartgebauten Schädelreste dolichocephalen Charakters (Nr. 24 der anthropologischen Sammlung der Pollichia) deuten auf das zarte, schmuckliebende Geschlecht hin. Es ist eine Frau, die hier im Thon gebettet, die „kreisende“ Stellung nachahmt; analoge Fünde auf deutschem Boden bestätigen diese fast als Thatsache aussprechbare Ansicht. Hundeschädel werden auch sonst in Gräbern der Art gefunden, so zu Alsheim in Rhein-Hessen, zu Gersheim an der Blies u. a. O.

Westlich von dem Lagerplatze dieser drei Skelette schauten aus einem Loch im Lehm die Fussknöchel eines vierten Skeletts anlockend heraus, Nach eifriger längerer Grabung brachte man mit Hülfe der knochenlüsternen Ortseinwohner das ganze Skelett nebst den Beigaben an das Tageslicht der Knöringer Sonne.

Es hatte eine Ausdehnung von reichlich 1,80 Meter; ein Schenkelröhrenknochen misst 39 Centimeter, ein Armröhrenknochen 34 Centimeter Länge. Nach diesen Dimensionen zu schliessen, war der Krieger — das ist er nach den Beigaben gewesen — von nicht unbedeutenden Körperdimensionen, ca. 6¹/₃ Fuss hoch. Der Schädel ist vollständig erhalten; er zeigt sich als oval, gut gerundet ohne Vorsprünge und Einsenkungen. Er hat kein vorspringendes Occiput, wie die specifisch fränkischen Schädel von Selzen und Wiesbaden, Alsheim und Monsheim, sondern eine in der Ellipse verlaufende Durchschnittslinie. Die Länge des Schädeldaches beträgt 22,5 Centimeter, die Breite 13,7, die Höhe 14,0; der Längenbreiten-Index beträgt darnach 60,9, der Längenhöhen-Index 62,2; demnach ein langer, mässig hoher Dolichocephale, der vor uns im Lehme liegt (Nr. 23 der anthropologischen Sammlung der Pollichia).

Die Beigaben dieses ziemlich genau von Westen nach Osten gelagerten, 1,70 Meter tief unter der Oberfläche horizontal liegenden Skeletts bestehen: in einem 54 Centimeter langen einschneidigen Schwert aus Eisen. Die 15 Centimeter lange, sich schwach verjüngende Griffzunge zeigt Spuren eines Holzgriffes. Es ist ein gut erhaltenes Exemplar des fränkisch-alemannischen scramasahsus, der Waffe, die das Halblatein des Frühmittelalters semispatha nannte. In den altdeutschen Heldenliedern wird dieser Sahs (daher der Name der Sahsen = Sachsen = Saxŏnes) als ein „grimmes Waffen“ gefeiert.

Im Beowulf heisst die Waffe breitsahs, und Vers 1555 heisst es von ihm: „den sahs sie nahm, den braunen knief, die breite klinge.“

Lag der Sahs zur Rechten der Leiche, so das folgende Lanzeneisen zur Linken mit der Spitze den Füssen zu. Es ist eine 44 Centimeter lange, nur 2,1 Centimeter an der breitesten Stelle breite und ziemlich dünne Speerspitze; die Tülle nimmt 15 Centimeter ein. Auf beiden Seiten hat dieser Gêr einen scharf ausgeprägten Rücken. Vielleicht gar die „framea“ des Tacitus! Heureka?

Ganz identische Lanzenklingen sind aus den alemannischen Reihengräbern von Fronstetten und Constanz bekannt (vgl. Lindenschmit: die vaterländischen Alterthümer der Sigmaringer Sammlung Taf. IV Nr. 2 und 10, Taf. XXXII Nr. 14). Auch das Museum zu Speyer beherbergt einige dieser leichteren Wurflanzen, die sich alle vom Angon scharf unterscheiden. Die dritte Beigabe besteht in einem starken, an der Spitze mit dem Rücken eingebogenen, einschneidigen Messer; Länge des Ganzen 34 Centimeter, der

Griffzunge 14,5 Centimeter, Breite der Klinge 3,3 Centimeter. Man wird nicht irren, dieses Messer den cultelli des salischen Gesetzes zuzurechnen, es der Art zuzuschreiben, mit deren Exemplaren sich Wolfdietrich im „Werfen“ übte und die Fischart in der Gargantua als „Scharsachs“ zu den veralteten Waffenarten zählt. Mif festem Horngriffe war es, flach in der Hand liegend, ein vortreffliches Wurfmesser, und mancher Gegner mag unter seinem Stoss das Leben ausgehaucht haben. Ein vierter Fund, nach der Beschreibung eine ziemlich breite, kupferne oder bronzene Schnalle, war vor der officiellen Ausgrabung schon verloren gegangen.

Der Werth dieser an und für sich geringen Ausbeute an Schädeln und Waffen, Hausrath und Schmuck ist für die Archäologie nicht gering anzuschlagen. Es kann nach der Art der Gegenstände und nach mehreren Aussagen der Bewohner über Plattengräber, die man nahebei vor einem Jahre ausgrub, keinem archäologischen Zweifel unterworfen sein, dass diese Gräber zur Art der fränkisch-alemannischen gehören, welche nach Lindenschmit's und Ecker's Untersuchungen im ganzen Rheingebiete von Basel bis Köln vorkommen. Allein auf dem linken Rheinufer war bis jetzt keine Verbindung zwischen den fränkisch-alemannischen Reihengräbern im Norden, die bis Speyer reichten, und denen im Elsass, die bei Zabern beginnen, hergestellt. Dieser Fund von Knöringen, $^3/_4$ Stunden nördlich von Landau, bildet eines der wichtigsten Mittelglieder — oder vielmehr das wichtigste — zwischen den Reihengräbern von Speyer und Neuhofen in der Pfalz und denen von Diemeringen und Hochfelden im Elsass (vgl. d. V.'s. Studien IV. Abth. S. 60—61). Nach der besondern einfachen Art der Bestattung auf Brettern, deren Reste in der helleren Lage des Lehmes erkennbar waren, nach der hockenden Stellung der Frau, der Form der Lanze, die mit dem nördlicher vorkommenden Angon nicht übereinstimmt, möchte man versucht sein, diesen Gräbern einen specifisch alemannischen Charakter zuzuschreiben. Jedenfalls den alten Herrn Lindenschmit in Mainz wird dieses neue Grabfeld freuen!

Die specielle Zeit zu bestimmen, hat seine Schwierigkeiten, doch gehört der Fund eher einem kriegerischen und ziemlich rohen Zeitalter an, als einem schon cultivirteren. Man wird von der Wahrheit nicht viel abirren, wenn man den Fund in das Zeitalter der Zülpicher Schlacht, Ende des 5. Jahrhunderts n. Chr., setzt. Der Ort Knöringen soll sich früher nach localen Traditionen bis an das Grabfeld heran erstreckt haben. Die Ortsendung -ingen deutet gleichfalls auf alemannische Gründer. Im Codex Laureshamensis erscheint im Speyer-Gau im 7. Jahre des Königs Karl eine Snoringer Marca. Darnach würde der Ort beglaubigt in das 8. Jahrhundert hinaufreichen (vgl. Acta acad. Theod. Palat. III, 252).

Froh der unschwedischen Fünde, deren Inhaber aber doch in Ursprung und Art an ihre Nordbrüder stark erinnern, machte sich der

Heber dieses Schatzes mit den alten Knochen und dem alten Eisen auf zur Gegenleistung neue „Knochen“ von Knöringen, d. h. neuen Wein auf das Wohl der alten und jungen Alemannen vom Orte Knöringen zu untersuchen. Auch der Befund — probatum est.

27. Das Grabhügelfeld bei Ramsen[1]). Das Grabhügelfeld liegt auf einem stark bewaldeten Höhenzug auf dem südlichen Ufer des Flüsschens Isa oder Eis, welches sich bei Worms in den Rhein ergiesst. Nordöstlich vom Grabhügelfeld liegt der Ort Ramsen. Ueber den Scborlenberg westlich von Ramsen zog sich an Kaiserslautern, dem Brennpunkte der Strassen im Hartgebirge eine Römerstrasse, welche sich am genannten Berge theilte und mit dem einen Zweig längs der Eis über Ramsen und Eisenberg nach Worms, mit dem andern über Neuleinigen und längs dem Eckbache (vgl. „die Pfalz unter den Römern“ S. 59 und Karte) dasselbe Ziel erreichte. Längs dieses nördlichern Strassenzuges befinden sich nun südwestlich von Ramsen, eingeschlossen von zwei Quellenbächen der Eis, die sich bei Ramsen einen, die Grabhügel, bedeckt mit theilweise mächtigen Buchenstämmen. Durch eine aus Wattenheim nach Ramsen laufende alte Strasse, jetzt Vicinalweg, werden sie in zwei natürliche Abtheilungen zerlegt. Aber diese natürliche Abtheilung der Hügelgrube deckt sich, wie Schürfungen und Nachgrabungen deutlich bewiesen, mit der Art und Weise der Hügelconstruktion. Die Hügel westlich der Strasse, also mehr im Innern des Stumpfwald genannten Forstes haben einen Umfang von 50—100 m. Die grössten derselben befinden sich am weitesten nach Westen. Sie haben eine Höhe von $1^1/_2$—3 m und sind gebildet aus mächtigen centnerschweren (der Sandstein ist stark eisenhaltig), in einander gekeilten und deshalb schwer zu entfernenden Blöcken. Die Bäume dazu erschweren die Ausgrabungen wesentlich. Die Hügel wurden im Laufe der Jahre 1877—1878 mit breiten kreuzförmigen Einschnitten geöffnet. Es liess sich noch eine schwache Wölbung nachweisen, unter welcher in dieser Steingräbergruppe die Leichen unverbrannt lagen. Soweit die Reste der Skelette zu erkennen waren, lagen die Skelette und zwar in jedem der zwei vollständig untersuchten Tumuli mehrere mit dem Gesichte nach Osten. Von Metallfunden ergab sich nur Bronze; doch mögen immerhin auch eiserne Gegenstände darin enthalten gewesen sein, welche sich aber, stark der Oxydation ausgesetzt, aufgelöst und mit den stark eisenhaltigen Decksteinen verbunden haben mochten. Die Hauptobjekte bestanden in Bronzeringen und zwar in solchen für den Hals (= torques), die Arme (es fanden sich noch Ringe mit den von Bronze inficirten Ellenbogengelenken), und nach den Dimensionen zu schliessen auch für die Füsse. Die zwei gefundenen Halsringe hatten eigenthümliche horn-

---

1) Aus dem Correspondenzblatt für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, 1878; vgl. oben Nr. 11.

artige Schliessen, welche vielleicht für den Kehlkopfknopf berechnet waren. Aehnliche sind d. V. am deutschen Boden nicht bekannt. Die Bronze ist gegossen und trägt zum Theil Verzierungen von doppelten niedrigen Wülsten, welche bandartig die Peripherie der Ringe umgeben. Die Bronzeobjekte zeigen zum Theil schlechten Guss, wie mehrere knopfartige Gussaustritte, abgesehen von den starken Gussnäthen, beweisen. Die Bronze selbst ist schlecht patinirt. Vergleichen wir diese Bronzefunde in Form und Herstellung mit andern aus der Umgebung, so haben sie mit den Bronzeringen von Battenberg, der Dürkheimer Ringmauer, der Limburg, St. Grethen etc. (vergl. das geordnete Material in des Verfassers „Studien“ III. Abth. S. 20—48) gemeinsam die geringe Ornamentation der Objekte (im Gegensatz zu vollendet schönen Bronzen von derselben Gegend, so von Eppstein) oder noch häufiger das vollständige Fehlen derselben, den schlechten Guss der Bronze, die sich in Unregelmässigkeit der peripherischen Gestaltung und Gussaustritten zeigt, endlich die schlechtere Composition des Metalles, welche man an der unedlen Patinabildung bemerkt. Da nun zudem, zwar nicht in Ramsen selbst bis jetzt, wohl aber am ganzen Hange des Hartgebirges von Grünstadt bis Neustadt mehrere Gussformen, eine sogar mit Gusstiegel, sich gefunden haben, so wird man nicht anstehen können, nach Berücksichtigung der gegebenen Momente, der Aehnlichkeit des meist mitgefundenen Töpfergeschirres, der Leitmuschel der Archäologen, sowie der Fundorte dieser Objekte, am Hange des Hartgebirges und auf dem Massive desselben diese Bronzefunde in die gleiche Periode zu versetzen und ihren Guss einer einheimischen, unentwickelten Bronzeindustrie zuzuschreiben. Dies sind für den Verfasser strenge Folgerungen der Fundumstände.

Die Grabhügel der östlichen Gruppe haben nur einen Umfang von 30—42 m, dagegen eine Höhe bis zu $3^1/_2$ m und erscheinen bei diesen Dimensionen bedeutend höher dem Auge, als die der westlichen Abtheilung. Construirt sind diese Hügel, wie schon der Anblick lehrt, sehr einfach aus Sand, der sporadisch mit Steinen gemengt ist, den eine Rasendecke zusammenhält. Die meisten derselben scheint ein peripherischer Steinkranz umgeben zu haben. In dem einen dieser Hügel lag ziemlich in der Mitte nur ein zusammengebogenes eisernes Schwert von $^1/_2$ m Länge. Das Metall ist verhältnissmässig gut erhalten. Daneben lag ein rundes, durchlöchertes, an der Peripherie aufgebogenes Metallplättchen von 2,2 cm Durchmesser, welches offenbar das Kopfstück des das Schwertende umfassenden Holzgriffes bildete, sonst lag hier nichts hierin. Auch von Württemberg sind solche Kenotaphienhügel mit blossem Eisenschwerte bekannt; vgl. v. Paulus: die Alterthümer in Württemberg, S. 16. Im zweiten Tumulus dieser Hügelgruppe befanden sich nach Westen zwei aus Sandsteinplatten bestehende ca. $^1/_2$ m hohe Steinkisten. Die Platten waren unbehauen, aber sorgfältig

zu diesem Zwecke herausgewählt. In der ersten Steinkiste stand eine 18 cm hohe, schwach ausgebauchte, im obern Theil doppelt ausgekragte Urne. Dieselbe sorgfältig gerundet und mit Graphit geschwärzt trägt vier längs dem Bauche mit Holzstempeln in regelmässigem Abstande eingesetzte Reihen von Kreisen mit je einem Punkte in der Mitte. Daneben lag eine Bronzefibel, welche unterhalb der Falze für den Nadeldorn in einem Fortsatz ausläuft, der einen Knopf trägt. Dieser Knopf besteht hier aus einer Koralle, in welche eine echte Perle eingelassen ist. Letztere erscheint natürlich verkalkt. Diese charakteristische Fibel schliesst sich eng an an solche aus der Schweiz und aus Grabhügeln in Württemberg, welche nach Lindenschmit keiner einheimischen Industrie, sondern der etrurischen Fabrikation den Ursprung verdanken. Der Handel brachte sie in die Schweiz, nach Württemberg und hieher an den Mittelrhein (vgl. Lindenschmit: Alterth. uns. heidn. Vorzeit. II. B. VI. H. 3. Tafel N. 1—4, 7, 10—11; VII. H. 3. Taf. N. 5, 8—10, 11—12, 15 und Beilage zu II. B. VIII, 3). In der zweiten daneben befindlichen Steinkiste lag neben einer roheren Urne ein in der Mitte parabolisch zusammengebogener dünner Bronzering, der nach der gewöhnlichen Ansicht als Schmuck des Fussknöchels diente. Im südlichen und östlichen Theile dieses grössten der Sandhügel (42 m Durchmesser) lagen zerstreut zerbrochene Topfscherben, die wohl einer symbolischen Handlung am Grabe ihre Anwesenheit danken. Reste in den Graburnen deuteten auf Beisetzung der Asche, also hier auf Leichenbrand.

Bei der Aufdeckung eines in der Nähe liegenden Hügels (Herbst 1878) runder Form von 11 m Durchmesser und 1,50 m Höhe fand sich der Sand mit sporadischen Steinbruchstücken vermengt. In Anwesenheit des Herrn Prof. R. Virchow deckte man nach Westen zu erst eine Art Vorkammer aus Steinplatten auf, in welcher Reste roher Urnen sich vorfanden. Weiter der Mitte zu fand sich eine Zusammenstellung von rohen Platten, unter denen von Skeletten ein Theil des Oberarmknochens lag, den ein daran befindlicher Armreif aus Bronze erhalten hatte. Der Armring stark oxydirt zeigt eine Dicke von 0,2 cm und einen Durchmesser von 8 cm. Das dünne Metall zeigt keine Verzierung. Etwas weiter unterhalb dieses Fundes nach Osten zu lag im Sande ein Halsring von Bronze. Derselbe hat eine durchschnittliche Metalldicke von 0,5 cm und einen innern Durchmesser von 13,5 cm. Die Schliesse ist durch zwei hohl gegossene Knöpfe hergestellt, auf deren Aussenseite sich je eine — früher mit Rost überzogene — eingegossene Rosette befindet. Der eingedrückte Knopffortsatz zeigt ebenfalls auf der Aussenseite eingegossene Rosetten. Eine darnach folgende, perlenartige Aufschwellung vermittelt hierauf den Uebergang zum übrigen Körper des ausgezeichnet erhaltenen Torques.

Es schliesst sich dieser Halsring eng an den bei Lindenschmit:

Alterth. uns. heid. Vorz. I. B. VIII. H. V. Taf. N. 4 abgebildeten an. Auch dieser — bei Mainz gefundene — zeigt Verzierungen auf der Aussenseite der knopfartigen Schliesse. Die Dimensionen der Dicke im Durchmesser sind bei beiden Ringen von Mainz und Ramsen dieselben. Abgebildet ist der Torques von Ramsen in den „Mittheilungen d. hist. Ver. der Pfalz" VII; II. Taf. a.

Die Fundumstände bei diesem Sandhügel deuten auf Leichenbestattung. Es mochte in einer gewissen Uebergangszeit hier später Bestattung und Leichenbrand zu gleicher Zeit üblich gewesen sein.

Unmittelbar hinter und zwischen der westlichen Tumulusgruppe in den Waldabtheilungen Langenthal und Langendelle bis zum Kleehofe an der Landstrasse nach Enkenbach-Kaiserslautern liegt im Walde meist an den Abhängen der Thalmulden eine andere Art von gewaltigen Hügeln. Unter fussdickem Moos liegen hier umfangreiche, tumulusartige Schlackenhaufen. Diese bestehen aus schlecht ausgehütteten Eisenerzen, welche die geologische Formation der Vogesias als Thoneisenstein (= Eisenoxyd mit Thon verbunden) einst reichlicher als jetzt enthielt. Auch andere Gegenden des Hartgebirges lieferten und liefern bauwürdige Eisenerze, so der Petronell bei Bergzabern und der Gegend von Schlettenbach und Nothweiler (vgl. Bavaria: Pfalz S. 50—51). Während wir es aber dort mit Erzen zu thun haben, die noch heute verhüttet werden, steht man hier an Schlackenhaufen, von deren Ablagerung nicht einmal die Sage meldet. Die Schlackenhaufen, deren Bestandtheile mit Nutzen noch jetzt auszuschmelzen wären, sind so umfangreich, dass einer davon, jüngst zur Strassenbeschotterung verwandt, 400 Wagenladungen dem Forstreviere Ramsen lieferte. Haben wir es vielleicht mit den Resten römischer Eisengewinnung zu thun? Ganz in der Nähe liegt allerdings der Ort Eisenberg mit zahlreichen Resten aus der Römerzeit. Auch dort wurde, wie im Orte haushohe Lager von Eisenschlacken neben und mit römischen Gefässscherben längs der Ufer der Eis gethürmt beweisen, in der Vorzeit das Eisenerz der Gegend geschmolzen. Allein hier auf dem abgelegenen Bergrücken werden die Römer kaum ihre Schmelzöfen angelegt haben, da sie es im Thale leichter thun konnten und wirklich thaten. Es bleibt nur übrig, da in historischer Zeit die Gegend keine Hochöfen kannte und das Eisenwerk des H. von Gienanth zu Eisenberg nachweislich dem vorigen Jahrhundert die Entstehung dankt, den Schlackenhaufen wie den Hügelgräbern neben ihnen vorhistorischen Charakter zu vindiciren. Und für eine rohe Eisenbereitung, welche mit einem Ueberflusse von Holz in mit Thon ausgelegten Schmelzgruben den Rohstoff schuf, haben wir aus der vorhistorischen Zeit Analogien aus andern Gegenden. Bekannt sind solche prähistorische Schlackenhaufen aus der Schweiz und dem Jura (vgl. z. B. Henne-am-Rhyn: allgem. Kulturgeschichte I. B. S. 38), neuestens hat solche in Steiermark in der

Nähe von Hüttenberg Graf Wurmbrand entdeckt und dort sogar die römischen und vorrömischen einfachen, aber dem Zweck entsprechenden Schmelzöfen aufgefunden (vgl. Bericht über die VIII. Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellsch., München 1877 S. 151—152 und Taf. III. Fig. 19). Die Schlacken von Hüttenberg und Ramsen haben dasselbe Aussehen und dasselbe Gewicht, ein Beweis dafür, dass auch in Ramsen das Eisen mit einem ähnlichen Prozesse gewonnen wurde. Leider hat der Waldbetrieb noch nicht die Gelegenheit gegeben, einen dieser Schlackenhaufen, welche einen Umfang von 90 bis 100 Schritten und eine Höhe von 3—4 m haben, in geeigneter Weise umzugraben.

Fragt man weiter, welcher Volksstamm in vorrömischer Zeit hier den Eisengewinn aus dem Brauneisenerz und dem Thoneisenstein betrieb (vgl. die Namen: Eis, Eisenberg, in der Nähe Isenach = Eisenach), der welcher in den Steingräbern oder der, welcher unter den Rasen- und Sandhügeln begraben liegt, so wird man nach den bisherigen Funden und Analogien nicht anders antworten können, als der Stamm der Männer, welche das Eisenschwert mit in das Grab erhielten.

Suchen wir endlich nach Anhaltspunkten der diplomatischen Geschichte, um ein Licht auf die Ethnologie dieser Stämme an der Eis werfen zu können, so haben wir bei Cäsar und Strabo (vgl. „Studien" d. V's I. Abth. S. 33—51) strikte Angaben darüber, dass diesen Gau an der Eis, Pfrimm und Isenach, den mittelalterlichen Wonnegau mit Worms als Hauptstadt anfänglich die gallischen Mediomatriker im Besitze hatten, bis Mitte des ersten Jahrhunderts v. Chr. nnd noch früher der germanische Stamm der Vangionen (daher Vangiones = Borbetomagus = Worms) über den Rhein drängte und bis zur Wasserscheide das Land besiedelte. Rufiana = Eisenberg nennt Ptolomaeos als eine der zwei Städte in ihrem Gau (vgl. „Studien" III. Abth. S. 29 bis 30 und Correspondenzbl. d. Gesammtver. d. d. Gesch.- und Alterth.-Vereine 1878. Juli S. 49—53: der Grenzfluss Obringa). Dies aber soll uns hier weniger interessiren.

Die Hauptsache ist der Nachweis, dass am Ostrande des Hartgebirges, an der Stelle des günstigsten Uebergangspunktes von der Mosel und der Saar, von Divodurum (Metz) und Treviris (Trier) in das Mittelrheinthal nach Borbetomagus (Worms) und Nemetes (Speyer) sich Lokalitäten befinden, wo in vorgeschichtlicher (= vorrömischer) Periode sowohl Eisen als Bronze hergestellt und technisch verwandt wurden. Noch mehr Bedeutung erhält diese Thatsache durch den analogen Beweis für die Vorzeit von Steiermark, das Land der keltischen Noriker. Hier wie dort folgte den Anfängen der Metallurgie, ausgeübt von vorgeschichtlichen Stämmen die höhere Cultur der Römer, welche aber diese Primordia nicht ausser Acht liess, sondern benützte und weiter ausbildete. Sagt Wurmbrand doch, dass sich die Schmelz-

öfen der Römer in Steiermark bis zum 9. Jahrhundert in ähnlicher Weise erhielten (a. a. O. S. 151).

Darf man eine allgemeine Folgerung für die Entstehung der Bronzeindustrie und der Eisenfabrikation in Mitteleuropa aus diesen Funden und Thatsachen entnehmen, so ist es die: die Entstehung der Metallurgie in Mitteleuropa ist nicht nach allgemeinen, entweder technologischen oder culturellen Gesichtspunkten zu suchen und festzusetzen, sondern wie in jeder Wissenschaft, so ist auch auf diesem Gebiete die Lehre vom kleinsten Centrum als mitentscheidender Faktor heranzuziehen. Die Gunst der Lage, das Lockmittel des Verkehrs, wie O. Peschel richtig sich ausdrückt, hat vielfach dieselbe, wenn nicht grössere Bedeutung für die Entstehung der Metallurgie und ihre Fortentwickelung, als die Annahme von durchreisenden Metallgiessern und die Thatsache gewinnlustiger Handelskarawanen. Die Stämme, welche vor dem Eindringen der Römer die Gegenden am Hartgebirg, am Jura in Steiermark an der Enns bewohnten und deren Culturgrad, heissen wir sie nun Ligurer, Kelten oder Gallier, nicht niedriger gesetzt werden darf, als der der Peruaner und der Mexikaner vor der spanischen Invasion, benützten wie jene am Hange der Anden, so hier im Jura und in den Alpen die aufliegenden Gaben des Bodens. Es gehörte kein besonderes Genie dazu, zu Tage liegendes Eisenerz mit dem Vorrath des Waldes zum Schmelzen zu bringen, und keine besondere Kunst war nöthig, die Kupfer- und Zinnbarren, welche die Kaufleute der Handelskarawanen von Norden und Süden gegen Lebensmittel, Unterkunft und Wegeschutz den Ureinwohnern lieferten, in rohen Formen zu einfachen Artefakten zu gestalten. Und dann gilt das Dichterwort:

quo semel est imbuta recens servabit odorem
testa diu.

Man muss sich das Ingenium der Vorfahren der Römer nur nicht zu gering denken, zu welcher Supposition die Kraniologie bis jetzt durchaus keinen Anhalt gibt, man muss den Nachahmungstrieb und die Lernbegierde frischer, begabter Naturvölker in Betracht ziehen, man muss die Lockmittel des Verkehrs, die natürlichen Passagen und Handelsstrassen mit in Rechnung ziehen — und alle diese zu berechnenden Faktoren werden die ersten Anfänge der Metallurgie und deren Fortbildung in naturgemässer Entstehung und mit gegebenen Potenzirung sich entwickeln lassen.

Dürkheim a. d. Hart. Dr. C. Mehlis.

10. Die Anthropologen-Versammlung in Strassburg, am 11.—13. Aug. 1879. Der Vorsitzende, Prof. Fraas, eröffnete am 11. August um 9 Uhr in dem grossen Sitzungssaale des Stadthauses, der ganz gefüllt war, die

Verhandlungen mit einem Rückblicke auf die bisherigen General-Versammlungen, von denen jede fast unwillkürlich mit einer der Hauptaufgaben der anthropologischen Forschung sich beschäftigt habe. Bald sei es die Steinzeit gewesen, über die man Beobachtungen oder Meinungen ausgetauscht, bald die Höhlenforschung, dann die Craniologie, die Pfahlbauten, die Dreitheilung der Urgeschichte. Hier in Elsass komme es zunächst darauf an, die zahlreichen Funde des Landes fleissig zu sammeln, denn gerade die örtlichen Sammlungen seien für die Wissenschaft erspriesslich und weckten das Interesse der Landesangehörigen. Auch empfehle er die Anfertigung einer prähistorischen Karte des Elsass. Er preist dann das urdeutsche, zumal den Schwaben stammverwandte Land, das schon Sebastian Münster beschrieben und gelobt habe als ein herrlich Ländle mit dem guten Rath: halt es fest am Bändle! Herr v. Reichlin-Meldegg begrüsst dann in Vertretung des Bürgermeisters Back die Versammlung im Namen der Stadt, deren Bewohner den Verhandlungen mit Theilnahme folgen würden, er hoffe, dass die Wissenschaft aus denselben Vortheil ziehen werde und die Gäste nach Schluss derselben eine freundliche Erinnerung an das schöne Elsass mit in die Heimath nähmen. Nun heisst der Geschäftsführer Prof. Gerland die Anwesenden aus allen Gauen Deutschlands willkommen, insbesondere den Afrika-Reisenden Nachtigal, und entschuldigt die Abwesenheit Schliemann's. Er rühmt die Unterstützung, welche seine Vorbereitungen für den Congress bei allen Vorständen und zumal bei dem Ober-Präsidenten des Reichslandes, Herrn v. Möller, gefunden hätten und bezeichnet den lebhaften Sinn für die Geschichte des Landes als einen eigenthümlichen Zug der elsässischen Bevölkerung. Strassburg besitze noch keine öffentliche anthropologische Sammlung, er mache aber auf die der Naturhistorischen Gesellschaft in Colmar, auf die Dolfus'sche in Dorlach, auf die des Bürgermeisters Nessel in Hagenau aufmerksam; manches enthalte auch die Sammlung der Société pour la conservation des monuments historiques d'Alsace im kleinen Seminar der Stadt. Er führt die Arbeiten der Herren Faudel, Bleicher und Straub auf dem Gebiete der elsässischen Alterthumsforschung an und empfiehlt noch die anatomisch-anthropologische Ausstellung in der neuen Anatomie, wo sich Grabschädel, sowie das gynäkologische Institut, wo sich über 100 Schädel Neugeborener befinden. Dann legte er eine Begrüssungsschrift des Prof. F. Bergmann: „Thesen zur Erklärung der natürlichen Entstehung der Ursprachen“ vor und ladet schliesslich zu dem Ausfluge nach dem Odilienberge ein, wohin der Vogesenclub die Führung übernommen habe.

Hierauf schildert der Generalsecretär Ranke die anthropologische Thätigkeit im verflossenen Jahre. Von den Arbeiten der Commissionen der Gesellschaft ganz absehend, entwirft er ein Bild von dem weiten Umfange der unsere Wissenschaft fördernden Untersuchungen. Fischer ist unausgesetzt thätig, die

Herkunft der alten Steingeräthe, zumal der Nephrite nach ihren mineralischen Merkmalen zu erforschen, deren Kenntniss uns über die ältesten Wanderungen der Völker belehren wird. Vambery benutzt die Linguistik, um die Verwandtschaft europäischer und asiatischer Stämme festzustellen. Schliemann's Forschungen in Kleinasien und Griechenland verbreiten wie die von Ebers in Aegypten und die von Cesnola in Cypern Licht über die Entwicklung der ältesten Cultur. Wurmbrandt weist aufs Neue auf die Ceramik hin, die ein sichererer Führer der Archäologie ist, als die oft aus der Fremde eingeführten Waffen. Doch hüte man sich vor allzu schnellen Schlüssen. Als man Urnen mit Löchern fand, glaubte man, sie sollten den Seelen der Verstorbenen zum Ausgang dienen, wie Broca diese Vorstellung für die Ursache der prähistorischen Trepanation hält. Jetzt weiss man, dass diese Urnen eine Eisenumfassung hatten, die mittels der Löcher befestigt war. Nehring erkannte aus den fossilen Thierresten Norddeutschlands, dass es in der quaternären Zeit ein Steppenklima hatte, gleich dem des heutigen Westsibirien. Cohn findet Steinwerkzeuge in Sibirien, auch aus Nephrit, und unter den Knochengeräthen solche aus Mammuthzahn; es entsteht die Frage, ob nicht die Alten vielleicht schon, wie es heute geschieht, fossiles Elfenbein bearbeitet haben. Körbin und Jagor haben neue Messungsweisen angegeben zur ethnologischen Untersuchung der Völker, Hagenbeck führt uns die fremden Racen lebend vor, zuletzt 3 Patagonen und 32 Nubier. Man fand in Berlin in dem orthognathen Schädelbau der letzteren, in der vorspringenden Nase, der hohen Gestalt, den zierlichen Händen und Füssen eine Verwandtschaft mit den Semiten, und fragt, ob es Asiaten sind, ob Semiten und Arier zusammenhangen. Ein wichtiges Hülfsmittel für die Untersuchungen unserer Reisenden würde die Errichtung der vorgeschlagenen anthropologischen Stationen in fremden Ländern sein. Unter den physiologischen Forschungen erwähnt er die Beobachtungen über die Farbenempfindung der Naturvölker, von denen man annahm, dass sie ursprünglich nur schwarz, weiss und roth deutlich unterschieden. Virchow fand, dass die Nubier eine sehr feine Empfindung für die Farben hatten. Endlich macht er auf die psychologischen Untersuchungen von Bischoffs an zwei lebenden Chimpansen aufmerksam. Unzweifelhaft sei diesen Thieren Bewusstsein, Denken, Vorstellen, Empfindung, Wille, Absicht und Gedächtniss zuzugestehen, es fehle ihnen aber das Wissen, das Nachdenken über das eigene Ich, sie hätten darum keine Sprache und kein Gewissen.

Fraas, der über die Herstellung der prähistorischen Karte berichtet, fordert Herrn von Tröltsch auf, den Entwurf der Karte von Südwestdeutschland und der Schweiz vorzulegen. Die schöne Karte ist in grösserem Massstabe angelegt. Die ältere Steinzeit ist dunkelroth, die jüngere hellroth, die Bronzezeit gelb, die Eisenzeit blau, die Orte, wo Bronze und

Eisen gleichzeitig vorkommen, sind grün, die Urnenfelder mit Bein-Artefakten sind grau bezeichnet. Man erkennt aus der Verbreitung der Funde und Denkmale, dass der Westen früher bewohnt war als der Osten, und wenn man sie mit denen der Carte préhist. de la Gaule zusammenstellt, so wird eine in der älteren Steinzeit Statt gefundene Einwanderung aus Frankreich nach Deutschland überaus wahrscheinlich. An 100 Menhire stehen auf dem Kopf der Vogesen, sie sind wohl Grenzsteine, das rechte Rheinufer entbehrt sie ganz. Die als Opferstellen gedeuteten Schalsteine kommen nur in der Schweiz vor und die alten Gussstätten bezeichnen das gallische Gebiet. Hierauf machen Ohlenschläger und Hofrath Wagner Mittheilungen über die prähistorischen Karten von Baiern und Baden. Zuletzt legt Schaaffhausen als neue Beiträge zum Anthropologischen Gesammtkatalog die Verzeichnisse der Schädelsammlungen von Königsberg, verfasst von Prof. Kupffer und H. Bessel-Hagen, so wie der von Darmstadt, von ihm selbst aufgenommen, im Drucke vor. Denselben sind Uebersichten der prähistorischen Sammlungen der genannten Orte von den Herren Tischler, Bujack und Hofmann beigegeben. Im Laufe des Jahres hat der Redner selbst die Sammlungen von Giessen und Frankfurt a. M. bearbeitet. Die Unterhandlung mit französischen Gelehrten, um eine internationale Messmethode zu vereinbaren, ist noch nicht zum Abschluss gebracht. Broca glaubt, dass seine Kieferrand-Condyluslinie der horizontalen Sehachse am meisten entspreche, aber viele auf diese Horizontale eingestellte Schädel sind mit dem Blick nach oben gerichtet. Virchow tadelt an ihr, dass sie am lebenden Kopfe nicht genommen werden könne. Stellt man rohe Schädel auf die von Virchow empfohlene Horizontale, die vom obern Rand des Ohrlochs zum untern Orbitalrand geht, so blicken sie nach unten, an gut gebildeten Schädeln stimmt sie nahe überein mit der von Bär am Lebenden gefundenen Horizontalen. In Bezug auf die Bestimmung der Schädelcapacität vermisst Redner in dem Broca'schen Verfahren, welches dazu 15 genau eingerichtete Instrumente nöthig hat, die erste und wichtigste Bedingung, dass nämlich die Frucht- oder Schrotkörner im messenden Gefässe eben so dicht gelagert sein müssen, wie im Schädel. Er vermuthet, dass Broca's Masse zu gross ausfallen. Wenn dagegen le Bon die aus dem Bonner Katalog herausgerechneten 1422 ccm zu gering findet für die mittlere Capacität des deutschen Schädels und dies dem Messverfahren zur Last legen will, so hat er nicht bedacht, dass diese Schädel meist von dem Sectionstische herstammen, für den die Leichen aus den Besserungsanstalten und Arbeitshäusern geliefert werden. Zum Schluss theilt Schaaffhausen einen Entwurf für die Messung der lebenden deutschen Bevölkerung mit, den er bereits dem Vorsitzenden der mit dieser Arbeit betrauten zweiten Commission zur Prüfung vorgelegt hat.

In der um 2 Uhr beginnenden Nachmittagssitzung schildert Dr. Much den prähistorischen Kupferbergbau in Norikum. Merkwürdig sind die schweren Steinhämmer mit eingehauener Rille; ähnliche Schlägel fanden sich in Hallstadt, dessen Funde jedoch einer spätern Zeit angehören. Er schildert Klopf- und Reibsteine, die Schlacken lassen das Loch von der Stange erkennen, die sie aus dem Schmelzofen zog, man fand bronzene Pickel, die inwendig hohl sind, und eine hölzerne Schöpfkelle. Bei Gastein sind Spuren eines alten Goldbaues vorhanden. Er führt noch einen Tumulus mit zwei Ringwällen an und deutet ihn als alte Cultusstätte. Klopfleisch erwähnt alte Schmelzschlacken in Thüringen und berichtet unter Vorlegung von Zeichnungen über seine Untersuchung der Hügelgräber bei Dorstewitz. Es sind Bestattungen in mehreren Schichten der Hügel nachweisbar, neben schnurverzierten Gefässen lagen Bronzen italischer Form. Ein Handelsweg ging die Saale entlang zur Elbe. Die rohen, sehr prognathen Schädel aus Hügelgräbern in Jena sind, wie die Beigaben beweisen, nicht Germanen, sondern Slaven. Fraas spricht über Tumuli in Würtemberg, deren Zahl er auf 2200 schätzt. An den Ufern der Donau und des Neckar finden sich grosse Hügel, die man für Fürstengräber hält. Zwei dieser Art in der Nähe der Feste Asperg, 100—110 m gross im Durchmesser, 5—6 m hoch, wurden eröffnet. Der erste wurde bei Anlage der Wasserleitung von Ludwigsburg von oben abgetragen, der Todte trug um den Schädel ein Goldblech und eine goldene Armspange, bei ihm lag der Bronzedolch und der Streitwagen. Den zweiten öffnete Fraas mittelst eines Stollen, was nur den 10. Theil der Kosten verursachte. Mit 18 m stiess man auf ein Seitengrab, das durch einen hölzernen Rahmen abgegrenzt und mit einem Zeltteppich zugedeckt war, dessen Spur man freilich nur am Abdruck des Gewebes im Lehm erkannte. Es fanden sich vier Bronzegefässe, eine Wanne von 1 m Durchmesser, das Mischgefäss, eine hölzerne, mit Asphalt ausgeschmierte Schöpfe, daneben ein Eimer, ein zweihenkeliges und einhenkeliges Bronzegefäss etrurischen Stils. Auf einem Häufchen ausgebrannter Asche lagen Goldstreifen und Ringe, wohl der Besatz eines Tuches. Die Goldbleche sind ausserordentlich fein pepunzt mit parallelen Reihen kleiner Perlen und Spindeln. In der Mitte des Grabes lagen zwei etrurische Schalen aus gebranntem Thon. Die eine zeigt auf glänzend schwarzem Grunde die rothbraune Figur einer Priesterin und ist an der untern Seite zur Hälfte mit angenieteten Goldstreifen verziert. Das Fehlen der Waffen, ein Armring aus Ebenholz mit Goldknopf deuten auf ein weibliches Grab. Zierlich ist ein goldenes Horn mit einem Stierkopf, der an der Schnauze eine kleine Oeffnung hat, vielleicht hing es an der silbernen Kette, die dabei lag. Es scheint der Griff zu einer Schale gewesen zu sein. Ein Bronzegefäss war bis zum Rand mit einer harzigen Substanz gefüllt, die auf dem frischen Platinblech noch deutlichen Wohlgeruch ent-

wickelte. Die Gegenstände wurden vorgezeigt. Vor der Mitte des Hügels, die mit 28 m erreicht wurde, traf man auf ein Kesselgrab, in dem Knochen von Menschen und Pferden und Scherben von mittelalterlichen Thongefässen durcheinander lagen. Man musste schliessen, dass schon vor Zeiten das Hauptgrab beraubt und zerstört worden war. Fischer spricht über die übliche Eintheilung der Steinzeit; er bestreitet die Unterscheidung einer paläolithischen und neolithischen Periode, zum Schleifen der Steinbeile sei keine höhere Geschicklichkeit erforderlich als zur Herstellung der verschiedenen Formen der Steingeräthe durch Schlagen. Er hält ein natürliches Vorkommen des Nephrit in America für wahrscheinlich, den schon die alten Mexicaner so häufig und kunstreich verarbeiteten. Pfeilspitzen aus Nephrit kommen sehr selten vor. Auch Ranke hebt hervor, dass man dieselben Formen der Steingeräthe roh, halb und ganz geschliffen finde, was für ihre Gleichzeitigkeit spreche; er schildert ihr Vorkommen in Bayern. Alle Formen des skandinavischen Nordens seien vorhanden. Zwischen einzelnen Stücken geschlagenen Hornsteins gebe es Feuersteine nordischen Ursprungs. Steinwerkzeuge seien in Bayern ausserordentlich selten, er habe auf einem Gebiete von 1280 Quadratmeilen nur 128 Stück zusammenbringen können, das gebe auf 10 Quadratmeilen 1 Stück! Auch aus dem Pfahlbau der Roseninsel des Starnberger See's sind nur 10 Steingeräthe gewonnen worden. Das Mineral derselben scheine immer aus Geröllen der Gegend genommen, einige scheinen ihm so geschliffen, als sollten eiserne Beile nachgeahmt werden. Er fragt, ob vielleicht solche nur zu Zwecken des Begräbnisses gemacht worden seien, führt jedoch an, dass ein Versuch gezeigt, dass man alles Holzwerk zum Bau eines Hauses mit einem Steinbeil herrichten könne. Nur vom Feuerstein, nicht von andern Mineralien könne man behaupten, dass er eine höhere Cultur möglich gemacht habe. Fischer hält es für gewagt, die Herkunft der Mineralien nach dem Aussehen der Steingeräthe zu bestimmen, auch die des Feuersteins könne mit Sicherheit nur auf mikroskopischem Wege erwiesen werden. In Schwaben seien die meisten Steingeräthe von unbestimmter Herkunft.

In der Morgensitzung am Dinstag den 12. August theilte der Vorsitzende die Liste der anwesenden Mitglieder, welche 188 Namen aufweist, und das Verzeichniss der eingelaufenen Schriften mit und gibt dann Herrn Dr. Gross aus Neuveville das Wort. Unter Vorlegung zahlreicher Fundstücke spricht er über die Steingeräthe von Locras am Bienner See, worunter zehn Nephrite, von denen einige noch in ihrer Hirschhorn-Fassung festsitzen. Ein hinteres menschliches Schädelstück wird als Trinkbecher gedeutet, doch zeigt der Rand nur scharfen Bruch und keine Abnutzung. Unter den Bronzen aus einem Pfahlbau des Neuchateler See's ist eine Gussform, ein Kranz wie von einem Streitwagen; diese Gegenstände sind, wie man mit der Lupe erkennt, meist mit dem Hammer geschlagen. Krause

zeigt deformirte Schädel von der Neu-Hebriden-Insel Mallikolo, sie gehören dem Museum Godefroy in Hamburg. Dieselben sind nach Art der Makrocephalen der Krim künstlich verunstaltet, die Stirn der Neugeborenen wird mit einem Stücke Baumrinde niedergedrückt, die Binde geht in zwei Touren um den Schädel. Diese Bildung ist nicht allgemein, er schreibt sie den wiederholt auf den Hebriden eingewanderten Polynesiern zu, die immer wieder verdrängt worden seien. Diese Schädel sind 77,04 lang, 69,6 breit und 108 mm hoch. Wie Krause erklärt auch Ranke einen Schädelzeichner, der selbst das Detail der Schädeloberfläche, z. B. die Nähte, genau wiedergibt. Schaaffhausen legt nun den fossilen Schädel des Moschusochsen vor, der bei Moselweiss am Abhange des alten Flussufers 22′ tief in einem diluvialen Mergel gefunden worden ist. Es ist der vollständigste Rest dieses Thieres der Vorzeit, von dem bisher nur sieben Funde bekannt sind, und besonders werthvoll dadurch, dass er sowohl am Hinterkopfe in der Nähe der Hornzapfen als auf der Stirn scharfe Einschnitte zeigt, die unzweifelhaft von der Menschenhand mittelst Steingeräthen hervorgebracht sind. Diese mögen von den Schlägen herrühren, womit das Thier getödtet worden ist, jene werden beim Abhäuten gemacht worden sein. Diese Beobachtung ist um so wichtiger, als manche angeblichen Beweise für das Zusammenleben von Mensch und Mammuth zweifelhaft oder hinfällig geworden sind. Dass der Mensch der Vorzeit vielleicht nur den fossilen Mammuthknochen und Zahn bearbeitet hat, ist von dem Redner schon früher behauptet worden. Dieser Fund beweist, dass das Moselthal in der kältesten Gletscherzeit bewohnt war, denn der Moschusochse ist von allen ausgewanderten quaternären Thieren das, welches jetzt die nördlichsten Gegenden bewohnt. Nicht weniger bemerkenswerth ist die Thatsache, dass man einige Hundert Schritte von diesem Fundort ungefähr auf derselben Höhe des Thalabhangs in einer Mulde zu oberst den diluvialen Mergel, dann eine 4′ mächtige Schicht Bimsstein und unter diesem eine 6′ im Durchmesser grosse Schicht von Holzkohlen fand, die man nur als einen menschlichen Feuerheerd deuten konnte, der von einem Bimssteinauswurf bedeckt war. Es häufen sich die Beobachtungen, welche das Alter der vulcanischen Erscheinungen am Rhein in eine jüngere Zeit versetzen, deren Zeuge der Mensch war. Am Laacher See fand sich ein alter Pfahlbau von Bimsstein bedeckt, in Coblenz lagen Menschenreste unter einer harten Bimssteinschicht, der Redner bewahrt den Lavablock von Pleydt, in dessen Innerm, als er auseinandergeschlagen wurde, ein grosser eiserner Nagel in einer entsprechenden Höhlung sich fand. Sodann legt er Bilder eines merkwürdigen, fast vergessenen megalithischen Denkmals vor, welches bei Trarbach an der Mosel auf der linken Seite des Kauderbacher Thales auf einer Berghöhe sich findet. Hofmann gedenkt seiner schon in einer Schrift von 1669 und deutet es als ein Königsgrab aus der Zeit der Hunnen.

Schon damals fragte man, ob dasselbe vielleicht eine natürliche Bildung sei. In der That kommt man zu der Ueberzeugung, dass der nach der Thalseite etwa 18' hoch emporragende Theil dieser Steinmasse ein horizontal gespaltener Quarzitgang ist, der stehen blieb, als die Grauwacke verwitterte. Hinter diesem Quarzitfels auf der Bergseite sind, an ihn sich anlehnend, gewaltige Blöcke zu einem Grabmal, ganz in der Art der aus erratischen Blöcken errichteten Denkmale, von Menschenhand übereinandergewälzt und für diesen Zweck unzweifelhaft demselben Quarzitriff entnommen. Die zwei Thäler und einen Kreis von Bergen beherrschende Lage des emporragenden Gesteins lässt dasselbe auch als sehr geeignet für einen germanischen Opferplatz erscheinen. Bis zum Jahre 1730 lag auf der Spitze desselben ein Wackelstein, dessen Klingen im Winde man der Sage nach bis zu dem $1/2$ Stunde entfernten Trarbach gehört haben soll. Ein Schüler aus Trarbach warf ihn mit Hülfe eines Hebels hinab. Zuletzt berichtet er über die wieder aufgenommene Untersuchung des grossen fränkischen Grabfeldes zu Meckenheim bei Bonn aus dem 5. und 6. Jahrhundert und legt einige der wichtigsten Funde zur Ansicht vor, die er, an seine frühere Mittheilung über diese Gräber anknüpfend, erläutert. Es sind goldene und silberne runde Fibeln und Ohrringe, bronzene Zierscheiben, von denen eine einen Rahmen von Elfenbein hat, schöne Mosaikperlen, die mit Bernsteinstücken den Halsschmuck bilden, fast jeder Todte hat am Gürtel den Feuerstahl mit dem Feuerstein. Der kurze Scramasax und das lange zweischneidige Schwert, die Knochenkämme, wie die Bronzescheiben mit Kreisen und Punkten verziert, schwarze Thongefässe mit eingedrückten Strichen oder Tupfen sind die Dinge, die sich in diesen Gräbern immer wiederfinden. Ein Todter hatte zwischen den Zähnen eine merowingische Goldmünze als Obolus. Wie bei den früheren Funden zeigt sich die Zeit des Uebergangs vom Heidenthum zum Christenthum. Der damals aus der grossen Zahl Bewaffneter gezogene Schluss, dass hier vielleicht die in der Schlacht bei Zülpich 496 Gefallenen bestattet seien, hat durch die neuen Aufgrabungen keine Bestätigung erhalten, da nun auch in etwa 50 aufgedeckten Gräbern Frauen und Kinder gefunden wurden. Doch mögen gefallene Krieger auf dem gewöhnlichen Todtenfelde bestattet worden sein. Ist auch die Schlacht von Zülpich als ein Sieg des Chlodwig über die Alemannen nicht mehr festzuhalten, so fand doch hier ein siegreicher Kampf der Alemannen über die Franken statt. Es sind etwa 30 Schädel vorhanden, die meisten sind mesocephal, sehr rohe Formen fehlen. Einer ist ein echter Makrocephalus, ein Hunne; so müssen wir die verdrückten Schädel, die nun wiederholt in unseren Reihengräbern sich vereinzelt finden, nennen, denn vom 5. Jahrhundert an hat dieses Volk seine Einfälle bis in unsere Gegenden gemacht. Er reiht sich an den von Niederolm, an den in Darmstadt, an die, welche er bei Durchsicht von etwa 600 in der St. Ursulakirche zu Köln

aufbewahrten Schädeln gefunden hat. Hier in der anatomischen Sammlung bemerkte er einen solchen Schädel unter denen von dem römischen Grabfelde vor dem Weissthurmthor. Dies gehört nach den Münzfunden dem 4. Jahrhundert an; damals hatten die Hunnen noch keine Einfälle in das Rheingebiet gemacht, aber der Kaiser Gratian verpflanzte um diese Zeit Avaren über den Rhein nach Gallien. Dr. Mook aus Kairo legt zahlreiche bearbeitete Feuersteine aus dem Nilthal vor und berichtet über die im letzten November und December am untern Nil vorgenommenen Grabungen. In einer Tiefe von 2 m fanden sich 12 bis 14 Kameelschädel, Kohlen und Feuersteine bis in die untersten Schichten. In grosser Menge finden sich spitz zugehauene Stücke und Uebergänge zu einer runden Bearbeitung des Steines. In Oberägypten sind die Werkzeuge grösser, was auf eine fortgeschrittene Cultur hinweist. Auf dem rechten Nilufer bei Luxor findet man Steinmesser zu Tausenden, die in die historische Zeit hineinreichen mögen. In einem Grabe bei Theben fand er einen Feuersteinsplitter in Holz gefasst, vielleicht ein chirurgisches Instrument. Es scheint, dass, wo heute die Wüste ist, einst Menschen wohnten. Aegyptens Steinzeit kann nicht mehr bezweifelt werden. Much spricht über die von Wurmbrandt entdeckten Spuren der Mammuthjäger im Löss bei Joslowitz in Niederösterreich, der in einer Mächtigkeit von 20 m abgelagert ist und in den unteren 10 m Knochen des Elephas primig., meist von jüngeren Thieren, mit Kohlen und Feuersteinmessern enthält; an den Knochen sieht man deutlich die Hiebflächen von Steinbeilen. Viel jünger sind künstliche Höhlen an derselben Fundstätte, welche Kammern von 5' Höhe und 6—7' Länge und Breite bilden. Virchow berichtet nun über seine Anwesenheit auf dem Ausgrabungsfelde von Troja. Er schildert zunächst die Bildung der Küste von Kleinasien, sie scheint ins Meer untergetaucht gewesen und wieder aufgetaucht zu sein. Likhatscheff will in Speiseabfallhaufen alte Niederlassungen erkannt haben. Geschlagene Steine kommen in allen Schichten des Bodens von Ilium vor, man muss sich hüten, sie alle für prähistorisch zu halten, denn noch heute gebraucht man sie zu Dreschmaschinen, die das Stroh zermalmen. An polirten Steingeräthen ist die Gegend des alten Sardes besonders reich, häufig sind auch Nephrite, Obsidianmesser gehören einer späteren Zeit an. Viele der sogenannten Herrenhügel, von denen einige die Namen des Achilleus, des Ajax, des Patroklus tragen, sind zum Theil keine, zum Theil sehr zweifelhafte Tumuli. Im ersten hat Chevalier zu Ende des vorigen Jahrhunderts schöne Glasgefässe gefunden, die der römischen Kaiserzeit angehörten. Schliemann öffnete den Besik-Tepe, der nichts enthielt; in dem 60 Fuss hohen Udjek-Tepe stiess man auf eine grosse Mauer, die quer hindurchging und vielleicht nur den aufgeschütteten Erdmassen als Stütze diente; man fand zwar eine Steinumhüllung, aber keine Ueberreste. Nur der Hanai-Tepe im Thymbros-

thale, der Herrn Calvert gehört, hat eine Reihe von Skeletten und zahlreiche Beigaben, meist Steingeräthe und einige ältere Bronzen, geliefert. Die Arbeiten werden fortgesetzt und die Funde kommen später in das königliche Museum zu Berlin. Virchow pflichtet Schliemann bei, dass das alte Troja nur bei Hissarlik, wo die Trümmermassen zerstörter Wohnungen 60 Fuss hoch liegen, gestanden haben könne. Hiernach schildert Mehlis die von ihm geleiteten Ausgrabungen bei der Ruine Limburg in der Pfalz. Bei Blosslegung einer grösseren Fläche durch einen Graben von 11 m Länge und 4 m Breite zeigte sich eine 60 cm starke mittelalterliche Schicht, darunter eine 60—80 cm mächtige Culturschicht aus der Römerzeit, Scherben und Münzen der späteren Kaiser enthaltend; unter einer Mörtelschicht stiess man dann auf Knochen und Topfscherben germanischen Alterthums, ähnlich denen der nahen Ringmauer. Die Thierreste gehören dem kleingehörnten Rind, dem Edelhirsche, Wildschwein, Reh, Elch, Ziege, Schaf und Hunde an.

Am Nachmittag gab der Vorsitzende des Vereins zur Erhaltung der historischen Denkmäler des Elsass, Herr Canonicus Straub, einen eingehenden Bericht über die von ihm im vorigen Herbst aufgedeckte römische Begräbnissstätte vor dem Weissthurmthor, wo Specklin schon vor dreihundert Jahren 20 Steinsärge und über 100 Aschenurnen ausgraben sah. Der westliche, nach Königshofen liegende Theil des Grabfeldes hat auch jetzt mehr Aschenurnen geliefert und muss deshalb als der ältere angesehen werden; unter 103 Gräbern des östlichen Theils kam nur eine Urne vor. Im Ganzen wurden 116 Gräber geöffnet, schwere Nägel deuten auf Holzsärge aus dicken Bohlen. Ein Bleisarg und zwei aus gebrannten Thonplatten zusammengesetzte Kisten waren von einem Holzsarge umschlossen, in einem dritten Grabe hatten die Platten den Stempel der 8. Legion. Es fanden sich 15 rechteckige Särge aus Sandstein, deren Deckel oft abgerundet oder dachartig ist und an den Ecken würfelförmige Aufsätze trägt. Von 106 Todten waren 59 mit dem Gesichte nach Süden, 35 nach Osten gerichtet; nur einer hatte die Hände über der Brust gefaltet. Eine Münze war von Maximianus, acht aus der Zeit des Konstantinus. Die Grabfunde sind einfache Ohr- und Fingerringe, gewundene Armringe aus Bronze, ein Stirnband aus aufgenähten Goldplättchen, Haarnadeln aus Gold, Silber und Bronze, Gürtel- und Schuhschnallen, Schuhnägel, eine kleine Eisenaxt, das kurze einschneidige Schwert, zahlreiche Thonschalen und Krüge, nur zwei aus terra sigillata, auch schöne Glasgefässe, eine Glasschale mit ausgeschliffener Jagdscene, wie die kürzlich in Bonn gefundene. Der Redner dankt noch der Eisenbahn-Verwaltung, der Militärbehörde, die ihm Pioniere zur Verfügung gestellt, und dem jede Bestrebung für Kunst und Wissenschaft eifrig fördernden Oberpräsidenten und vertheilt Abbildungen der gefundenen Gegenstände. Waldeyer legt 5 Schädel dieser

Grabstätte vor, es sind mesocephale Formen mit einem Index von 75—79; es ist kein Chamaecephalus darunter, aber ein Makrocephalus mit hober Orbita, flachem Gaumen, guter cr. nasalis, die Stirn ist kaum eingedrückt, es fehlt die Beule über derselben, aber die Spitze der Hinterhauptschuppe ist von der Binde eingeschnürt. Sodann spricht er über die von Merkel genau beschriebenen drei Nackenlinien des Hinterhauptes und den von Ecker als torus bezeichneten starken Querwulst desselben, den dieser bei Floridaschädeln besonders häufig fand. Jene drei Linien sind schon am Kinderschädel, sogar beim Fötus von 5 bis 6 Monaten zu sehen. Waldeyer zeigt einen 3 m tief gefundenen Schädel mit starkem Torus. Zuletzt zeigt er das Vorkommen eines Trochanter tertius am Femur des Menschen, an den sich bei Thieren wie beim Pferd und Rhinoceros der glutaeus max. festsetzt. Unter zwanzig Fällen fand er ihn sieben Mal, und zwar an der hinteren Seite der rauhen Leiste, die mit einem Schenkel nach der grossen, mit dem anderen nach dem kleinen Trochanter hinläuft. Schaaffhausen bemerkt, dass er schon früher auf diesen Torus als ein Merkmal roher Schädel hingewiesen habe und dass er die Andeutung des Querkammes am Schädel der Anthropoiden sei. Virchow legt mitgebrachte Funde von seiner trojanischen Reise vor, eine grosse dicke Steinaxt von Sardes, kleine Nephritbeile, schwarze Gefässscherben, deren Innenfläche weiss eingelegte Ornamente zeigt. Hierzu führt Sepp an, dass noch heute bei den Arabern an der Innenseite verzierte Schalen als Segensbecher und als Fluchbecher in Gebrauch seien.

Um $4^1/_2$ Uhr Nachmittags wurde dann unter Führung des Herrn Canonicus Straub die Nekropole vor dem Weissthurmthor besichtigt. Das Grabfeld war in zweckmässiger Weise von schmalen Gräben durchschnitten, in denen man, da das ganze Terrain bereits mehrere Fuss zur Planirung abgetragen war, schon bei 50 bis 90 cm Tiefe auf Skelette oder Särge stiess. Ein Steinsarg wurde geöffnet und aus dem Lehm, womit er halb gefüllt war, ein Thongefäss, zwei Glasfläschchen und die auf die Urbs Roma unter Konstantin geprägte Münze ausgegraben, die Knochen waren zerfallen; aus einem andern Grabe wurde ein kleiner Schädel mit niedriger Orbita und starkem Augbrauenwulst, sicher ein Germane, gehoben. Es folgte am nächsten Tage der Ausflug nach dem Odilienberg. Am Nachmittag begab sich die Gesellschaft in den nahen Wald, wo ein Plattengrab geöffnet ward. Es war das eines Kindes, kaum waren Knochenreste erkennbar, man fand zwei silberne, birnförmige Ohrringe, in der Nähe des Kopfes gewirkte Goldfäden als Reste eines Tuches und auf der Brust einen Bronzebeschlag von der Form einer Perle. Nun ging es nach der Heidenmauer, die den Gipfel des Berges in unregelmässiger Linie umzieht und etwa 250 Morgen Landes einschliesst. Dieses vielbesprochene alte Bauwerk aus Sandsteinquadern, die mit schwalbenschwanzförmigen Keilen aus

Eichenholz verbunden waren, von denen zwei das Museum in Strassburg aufbewahrt, kann nur von den Römern oder solchen Bundesgenossen derselben errichtet sein, die mit der römischen Baukunst vertraut waren. Die Quadern und die scharfen Einschnitte in denselben können nur mit eisernen Werkzeugen gehauen sein. Der doppelte Schwalbenschwanz wird von Vitruv erwähnt. In der Königshofener Chronik aus dem 14. Jahrhundert heisst es, dass man zur Zeit der Völkerwanderung auf dem Berge zu Hohenburg in der heidnischen Veste Schutz gesucht. Schneider hält es für wahrscheinlich, dass Kaiser Maximianus Herculeus das Castell mit dem Mauereinschluss gebaut habe. An dem Druidendenkmal vorbei, welches ein natürlicher Haufe von Felsblöcken ist, an den die Mauer sich anschliesst, ging es zur höchsten Spitze des Berges, zum Männelstein, von dem der Blick frei über das Rheinthal, den Schwarzwald und zu den Vogesen schweift. Von da stieg man hinab über den Wachtstein, der am Rande des Berges stolz aufgethürmt in die Thäler schaut und eine germanische Opferstätte gewesen sein mag. Der Weg führte über die malerische Ruine Landsberg zum Bühl hinab und von da durch Barr zur Eisenbahn, wo Jeder die Freunde aufsuchte, um ihnen Lebewohl zu sagen. Um 11 Uhr lief der Zug in Strassburg ein.

Wenn es zu den Aufgaben der Anthropologischen Gesellschaft gehört, das Wissen in immer weitere Kreise zu tragen und der anthropologischen Forschung überall neue Freunde und Anhänger zu gewinnen, so schien diese in Strassburg besonders glücklich gelöst zu sein. Kaum war die Zuhörerschaft in den Sitzungen je eine so reiche und den gebildetsten Ständen angehörige, noch nie hatte am Orte der Versammlung die Universität in so grosser Zahl ihrer Vertreter sich an derselben betheiligt. Der Canonicus Straub mit seinen Pionieren an der Arbeit, die Männer der freien Forschung auf dem Odilienberg von den Franziskanerinnen in ihrer Ordenstracht bewirthet und bedient, das waren freundliche Bilder, welche den Zwiespalt der Meinungen vergessen liessen, welcher uns sonst im heutigen Leben überall begegnet. Alles erschien wie eine von einer intelligenten Bevölkerung der Bildung und Wissenschaft dargebrachte Huldigung. Man könnte darüber streiten, wer mehr gewinnen wird, ob das Elsass, welches die Wurzeln seines Lebens nun wieder in der heimathlichen Erde ausbreiten kann, zu der Sprache, Sitte und Denkungsart es hinziehen, oder Deutschland, dem in Zukunft ein Volksstamm wieder angehört, der im Laufe seiner Geschichte auf allen Gebieten menschlichen Wissens und Könnens so grosse Männer hervorgebracht hat!

Schaaffhausen.

11. Es wird gewiss den Alterthumsfreunden und historischen Vereinen von Interesse sein, zu erfahren, dass in unmittelbarer Nähe der baye-

rischen Grenze bei **Wies-Oppenheim** schon seit beinahe einem Jahr eines der grössten fränkischen Todtenfelder, die in Deutschland bis jetzt gefunden worden sind, ausgegraben wird. Dr. **Köhl**, prakt. Arzt in Pfeddersheim, hat das Todtenfeld entdeckt und betreibt die Ausgrabungen persönlich. Die den Gräbern entnommenen Gegenstände belaufen sich schon auf viele Hunderte, darunter Unica von grösstem Werth; so der merkwürdige fränkische Bronzebecher mit frühchristlichen Darstellungen, der schon von Professor Lindenschmit beschrieben wurde; ferner viele seltene Schmuckstücke aller Art aus merovingischer Zeit, so namentlich eine Collection mit Almandin eingelegter Brochen, dann Fibeln, Schnallen, eine grosse Anzahl prachtvoller Halsketten aus Glas, Thon und Bernstein, nebst wunderschönen Mosaikproben und andere Geräthe, viele schöne Gläser, darunter ein grosser, vollständig erhaltener Trinkbecher mit aufgegossenen Verzierungen, wie Lindenschmit einen solchen zuerst bei Selzen gefunden hat. Namentlich weist das Todtenfeld einen grossen Reichthum an Thongefässen auf, wie sie in solcher Häufigkeit und Grösse wohl noch nicht zusammen gefunden wurden; ferner eine grosse Anzahl Waffen, darunter mehrere grosse Spathae mit Bronzeknäufen, Schildbuckel u. a. Auch viele römische Gegenstände barg das Grabfeld, wie Gläser, Urnen, Fibeln etc. Der ganze Fund bildet ein förmliches Museum und es sind die Gegenstände von Dr. Köhl mit viel Kenntniss geordnet und aufgestellt, ebenso mit einem grossen Aufwand von Fleiss und Geduld die vielen zerbrochenen Gefässe und Waffen wieder gekittet und restaurirt worden. (Pf. K.).

12. **Xanten.** Dem früher mitgetheilten Berichte über die an der Nordseite unserer Stadt gemachten Ausgrabungen fügen wir Folgendes hinzu. Die Aufdeckungsarbeiten sind nach dem Froste wieder aufgenommen worden und haben ein überraschendes, grossartig zu nennendes Ergebniss gehabt. Die grosse zuerst gefundene Mauer ist in der Länge bis 105 m gewachsen in gleicher gewaltiger Dicke von 3 m. Der Alterthumsverein beschloss, nur nach der einen Seite hin die Anlagen weiter zu verfolgen, und hat es ermöglicht, dass nunmehr die 4 Ecken eines Gebäudes klar zu erkennen sind, dessen Lang- und dessen Breitseite je 105 m betrugen. Innerhalb des Gebäudes sind Abtheilungen zum Vorschein gekommen von 6 m Breite und 20 m Länge. Das in seinen Umrissen erkennbare Bauwerk ist aber nur ein Flügel eines Gebäudes, welches allem Anschein nach sechsmal grösser als der benannte Theil ist. Das Baumaterial ist hauptsächlich ein fester Thonschiefer, nach den Aussenmauern zu Basalt, das Ganze höchst sorgfältig gemauert, mit trefflichstem Mörtel zusammengefügt. Wozu diente dieser gewaltige Bau, dessen Fundament 4 m tief noch im Grunde steckt? Ist er von den Römern oder von Franken errichtet? Das sind Fragen, welche nur von gewiegten Sachkennern annähernd beantwortet werden

mögen. Alterthumskundige und Bautechniker müssen sich hierbei die Hand reichen. Besondere Funde sind bei den Ausgrabungen bis jetzt nicht gemacht worden, etliche römische Münzen, aus den Zeiten der Antonine und des Alex. Severus und ein zierliches Löffelchen aus Bronze ausgenommen. Dieselben könnten für den römischen Ursprung des Gebäudes sprechen; aber auch bei den Franken sind römische Münzen lange im Umlauf gewesen. Dem Volke, was hier gebaut hat, haben jedenfalls bedeutende Transportmittel zu Gebote gestanden, da mit Ausnahme der wenigen Dachziegel sämmtliches Baumaterial vom Oberrhein her hierhin geschafft werden musste; ausserdem aber muss die Technik des Mauerns bei denselben im hohem Grade ausgebildet gewesen sein. All dieses kann eben so gut auf die Römer als auf das Reich der Franken passen. Eben so gut ist ein solches Bauwerk für die Castra vetera mit ihren 3 Legionen Besatzung nöthig gewesen, als für den festungsartigen Palast eines alten Germanenkönigs. Schliesslich sei bemerkt, dass der Alterthumsforscher Herr Prof. Schneider aus Düsseldorf diese Aufdeckungen als die im Rheinlande in jüngster Zeit bei weitem bedeutendsten bezeichnet hat. Es ist schade, dass nach Jahresfrist die aufgedeckte Fläche wieder eingeebnet und als Ackerfeld benutzt werden muss. (Köln. Zeit. v. 26. März 1880.)

---

Erwiderung. Die Erklärung des Herrn Prof. Hegel in Erlangen, deren Aufnahme die Redaktion nicht ablehnen durfte (Jahrbücher LXVII, 157 f.), muss ich durch einige Streiflichter beleuchten. Die mir vorgeworfene „persönliche Wendung“ der Polemik beruht einfach darauf, dass der, wie mir nicht entgehen konnte, bei seinem Aufenthalt in Köln gegen mich voreingenommene Professor der Geschichte in den Beilagen zu seiner Verfassungsgeschichte der Stadt Köln meine Bemerkungen auf so geringschätzige Weise behandelt hatte, dass ich durch eine scharfe, auf wissenschaftliche Gründe gestützte Widerlegung ihm zeigen zu müssen glaubte, wie arg er gegen mich und die wahren Ergebnisse der Forschung sich vergangen habe. Wenn er behauptet, die Empfindlichkeit, dass er eine von mir gemachte Entdeckung nicht gut geheissen, habe mich gegen ihn aufgebracht, so verschweigt er, dass es sich nicht allein um den Hildeboldsdom handelt, sondern ich ihm in Pick's „Monatsschrift“ in einer Anzahl anderer Punkte der Kölnischen Geschichte Unkenntniss und Oberflächlichkeit nachgewiesen, woraus er sich wohl hätte überzeugen können, dass mir dieses Gebiet nicht „ziemlich fremd“ ist, eine Aeusserung, die um so unbegreiflicher scheinen muss, als sie sich an die Leser dieser Jahrbücher richtet, in denen ich seit 1842

eine Anzahl auf die Kölnische Geschichte bezügliche Beiträge mitgetheilt habe, deren Gründlichkeit keines Hegel'schen Zeugnisses bedarf. Freilich könnte es Wunder nehmen, dass ein sonst so treu fleissiger, nüchtern besonnener Mann, der um die Geschichte Köln's, wie ich gern anerkannt habe, sich grosses Verdienst erworben, auf dem Gebiete der politischen Geschichte der Stadt sich solche Blössen gegeben: aber wozu verleitet nicht die Leidenschaft? Auch war er hier, da ihm selbst ausreichende Kenntniss der betreffenden Quellen abging, von seinen Freunden nicht gut berathen. Je weniger man sich solcher Fehler und solcher Misskritik von Hegel's Seite versehen konnte, um so nöthiger war es, dieselben ins Licht zu setzen, hätte mich auch nicht die unfreundliche Behandlung von seiner Seite genöthigt, den Beweis zu liefern, dass ich nicht in's Blaue rede, sondern, was ich behaupte, sorgfältig erwäge und in allem, was ich behandle, völlig zu Hause bin, wie es eben Hegel hier nicht war.

Wenn er bemerkt, über den von ihm in einer besondern Beilage zu Band 3 erörterten Punkt habe er nichts mehr zu sagen, so muss ich, um Irrthum zu verhüten, darauf hinweisen, dass diese Beilage eben die Abhandlung sein muss, die ich widerlegt habe; von einer andern weiss ich nichts. Statt meine schwer wiegenden Beweise, wie es der Wissenschaft ziemt, zu widerlegen, begnügt er sich mit der Versicherung, er wolle sich mit mir in keinen weitern Streit einlassen, da er (ich muss seine eigenen Worte anführen) „es schon bisher ganz vergeblich gefunden habe, mich eines Bessern zu belehren". Hätte er meine Gründe wissenschaftlich zurückweisen können, so wäre es seine Pflicht gewesen, damit hervorzutreten, selbst wenn es ihm (wer mag es glauben?) keine hohe Befriedigung gewährt haben sollte, seine Ueberlegenheit zu zeigen.

Ich nehme Akt davon, dass mein Erlanger Gegner von jeder Widerlegung absteht, verweise dagegen den Antheil nehmenden Leser auf meine allseitige Erörterung der Sache im Jahrb. LXIII, 144 ff. Aber so ganz kann er doch nicht von der Sache schweigen, da er meine Aufstellungen verdächtigen möchte; freilich meinen Gründen entgegenzutreten wagt er nicht, aber vielleicht gelingt es ihm, durch geschickte Wendung meiner Auffassung einen gewissen Schein gegen mich zu erregen. Ich bedauere Hegel's wegen, dass er zu einem solchen traurigen Mittel seine Zuflucht genommen. Jedermann beziehe die dedicatio domus S. Petri, von welcher die gleichzeitigen Quellen, Annales Fuldenses zum Jahre 870, wie die Kölner Synodalakten von 873 berichteten (letztere sprechen von domus nostra oder sua), auf die Einweihung des neuerbauten Domes, ja erstere sagten ausdrücklich, die Kirche sei noch nie geweiht gewesen — nur ich nicht. Meine Gründe werden einfach als nicht vorhanden betrachtet; kann Hegel sie nicht widerlegen, so wäre ihm Stillschweigen passender gewesen. Den festen Boden bilden allein die Synodalakten, worin Wilbert

sagt, die Synode habe er zusammenberufen ob nostrae ecclesiae dedicationem faciendam. Wie es mit den Annales Fuldenses stehe, habe ich gezeigt; Er geht darauf gar nicht ein. Schweigen ist Gold, wenn man nichts zu sagen hat; aber darum hätte er überhaupt schweigen sollen. Hegel sieht sich durch den seltsamen Zusatz in den Annales, denen er widerrechtlich den Vortritt vor den Synodalakten selbst gibt, aus denen ihre Angabe geflossen, zu der Annahme genöthigt, Hildebold, der 819 starb, habe neben seiner erzbischöflichen Kirche eine neue, demselben Heiligen gewidmete Kirche zu bauen begonnen, obgleich jene noch in so gutem Stande war, dass sie trotz Blitzschlages von 857 noch über ein halbes Jahrhundert nach Hildebolds Tod in gottesdienstlichem Gebrauche blieb. Diese Annahme werde ich so lange für eine Monstrosität halten, bis man mir ein ähnliches Beispiel nachweist, dass man neben einer wohlerhaltenen bischöflichen Kirche eine neue baute, da man bisher nur von der Erweiterung und dem Um- oder Anbau bischöflicher Kirchen wusste, nie von einem völligen Neubau neben einer alten noch benutzten Kirche. Hegel hüllt sich auch hier in Schweigen, weil er nicht zu antworten weiss. Und wäre eine solche Monstrosität möglich, wäre von der Einweihung einer neuen neben die alte gebauten Kirche die Rede, so durfte Wilbert nicht nostra allein sagen, sondern musste zur Unterscheidung nova hinzufügen. Was sagt Hegel dagegen? Nichts. Wenn er behauptet, ich verstehe unter der dedicatio „nur die Wiedereinweihung der alten Kirche nach deren vermeintlicher Entweihung“, so ist dies entschieden unrichtig. Ich verweise auf meine wiederholten Aeusserungen Jahrb. XXXIX, 109. LIII, 214. LXIII, 148. Solcher Mittel bedurfte er freilich; er bedachte nicht, dass gewisse Dinge kurze Füsse haben. Und welche völlige Unkenntniss des Wesens der Entweihung setzt es voraus, wenn Hegel noch jetzt darauf besteht, die Entweihung sei dadurch, ich weiss nicht ob gesühnt oder aufgehoben, aber jedenfalls geschwunden, dass Günther vom Papste wieder in die Kirchengemeinschaft aufgenommen worden sei. Wie es sich damit verhalte, habe ich LXIII, 147 gezeigt. Endlich, wenn auch wirklich an die Einweihung einer völlig neuen Kirche gedacht werden könnte, dass diese von Hildebold begonnen worden, würde damit noch nicht bewiesen. Aber trotz alles Todtschweigens meiner guten Gründe wagt der Erlanger Professor von meiner Rechthaberei zu sprechen, die er in ihrer Einzigkeit und Einsamkeit stehen und verharren lassen wolle. Das Urtheil über ein solches Verhalten gebe ich ruhig dem denkenden Leser anheim, der sich aus meiner Entwicklung überzeugen möge, ob die scharfen Vorwürfe, die ich der Beweisführung Hegel's gemacht, nicht diesem wirklich zur Last fallen.

So wahr in diesem Jahre die Thürme unseres Domes zur Vollendung gelangen, so wahr hat Hildebold keinen Gedanken an einen Neubau der

erzbischöflichen Kirche gehabt, so wahr galt die Weihe des Jahres 873 dem unter Wilbert wieder hergestellten, vielleicht erweiterten Dome, der ecclesia antiqua S. Petri, wie sie die Chroniken der Erzbischöfe nennen, ohne von einer frühern daneben stehenden und von einer Betheiligung Hildebold's an einem Neubau etwas zu wissen. Schon wird eine Festschrift zur Vollendung des Domes vorbereitet; hoffen wir, dass das Phantom eines auf einer neuerlich wunderlich aufgestutzten Hypothese beruhenden Hildeboldsdomes keinen Eingang darin finde und die Wissenschaft nicht weiter damit behelligt werde. Zuverlässige Quellen wissen von einem Hildeboldsdome nichts und die dedicatio von 878 kann sie am wenigsten beweisen.

Köln, den 14. Januar 1880. H. Düntzer.

---

## Inhaltsverzeichniss.

### I. Geschichte und Denkmäler.



### II. Litteratur.



### III. Miscellen.

Universitäts-Buchdruckerei von Carl Georgi in Bonn.



Eutingen.



Ladenburg.

Lichtdruck v. Schober & Baeckmann, Karls


IMP II MAR
CVS AVRELI
VS ANTONIN

# JAHRBÜCHER

DES

# VEREINS VON ALTERTHUMSFREUNDEN

IM

# RHEINLANDE.

---

## HEFT LXIX.

MIT 9 TAFELN UND 1 HOLZSCHNITT.

AUSGEGEBEN AM 9. DECEMBER, DEM GEBURTSTAGE WINCKELMANN'S.

BONN.
GEDRUCKT AUF KOSTEN DES VEREINS.
1880.

# Inhaltsverzeichniss.

## I. Geschichte und Denkmäler



## II. Literatur.



## III. Miscellen.

# I. Geschichte und Denkmäler.

## I. Die Entstehung der Germania des Tacitus.

Auf die Ermittelung der Veranlassung und Tendenz der Germania des Tacitus ist erstaunlich viel Scharfsinn verwandt worden. Aber alle Erwägungen dieser Frage haben, weil sie mehr oder weniger einer sicheren Grundlage entbehrten, zu Ergebnissen geführt, die zum Theil mit einander unvereinbar sind [1]). Bald heisst die Germania ein Idyll mit romanhafter Sprache und Tendenz, bald eine geographisch-ethnographische Skizze, bald ein Sittenspiegel für die sinkende Roma, ja als blosse Notizensammlung oder als Einleitung in die später herausgegebenen Historien wird sie bezeichnet. Ansprechend ist die Ansicht von Joh. Dierauer, dem Verfasser der trefflichen 'Beiträge zu einer kritischen Geschichte Trajans' [2]), dem sie nicht sowohl ein moralisch-tendenziöser Mahnruf [3]) als eine politische Broschüre scheint, hervorgegangen aus dem Interesse, welches Tacitus als Staatsmann an den germanischen Angelegenheiten nahm, und veröffentlicht mit der Absicht, die Römer über die Nothwendigkeit einer dauernden Consolidirung der gegenseitigen Beziehungen zu den rhenanischen Grenzgebieten aufzuklären und das längere Verweilen des Kaisers in den Rheinländern mit dem Hinweis auf die Gefährlichkeit der kriegerischen Nation zu motiviren.

1) Vgl. die Litteratur bei A. Baumstark, Urdeutsche Staatsalterthümer zur schützenden Erläuterung der Germania des Tacitus. Berlin 1879 S. 58—70 S. 931; besonders A. Riese Eos, 2, 193—203 'die ursprüngliche Bedeutung der Germania' vgl. die Ausgabe der Germania von Schweizer-Sidler Einleitung n. IX.

2) M. Büdinger, Untersuchungen zur römischen Kaisergeschichte Lpz. 1868 S. 34.

3) Ch. Merivale, a history of the Romans under the empire, VII S. 298.

Es ist zu bedauern, dass Dierauer seine Ansicht nicht ausführlicher begründet hat. Die Thätigkeit Traians am Rheine tritt unleugbar in der Germania entschieden hervor. Darüber ein kurzes Wort.

In c. 35 handelt Tacitus von den Chauken, in c. 36 von den Cheruskern. Indem er die bis dahin befolgte Ordnung unterbricht wendet er sich zu den Cimbern und schliesst mit einer Uebersicht über die germanischen Kriege den ersten Haupttheil seiner Schrift ab. Dass die Zusammenstellung der Cherusker und Cimbrer, welche die römische Herrschaft ernstlich gefährdet hatten, nicht zufällig ist, zeigt der Inhalt von c. 37. Vergebens haben die Römer seit dem Consulate des Caecilius Metellus und Papirius Carbo (113 v. Chr.) bis auf das zweite Consulat des Traian (98 n. Chr.) die Germanen zu unterwerfen gesucht. 'Tam diu Germania vincitur'. — 'non Samnis, non Poeni, non Hispaniae Galliaeve, ne Parthi quidem saepius admonuere: quippe regno Arsacis acrior est Germanorum libertas'. Ihre Siege haben nichts gefruchtet: 'nec impune C. Marius in Italia, divus Iulius in Gallia, Drusus ac Nero et Germanicus in suis eos sedibus perculerunt'. Mit Traians zweitem Consulate scheint Tacitus einen Wendepunkt bezeichnen zu wollen etwa in dem Sinne, wie Plinius paneg. 56 die massvolle Haltung preist, die der Kaiser in seinem zweiten Consulate, das er 'iuxta barbaras gentes' führte, in der germanischen Frage beobachtete: 'Quam multa dixi de moderatione et quanto plura adhuc restant. — gestum consulatum mirer an non receptum? gestum non in hoc urbis otio et intimo sinu pacis sed iuxta barbaras gentes. — magnificum est civibus iura, quid hostibus reddere? speciosum certam fori pacem, quid immanes campos sella curuli victorisque vestigio premere, imminere minacibus ripis tutum quietumque, spernere barbaros fremitus, hostilemque terrorem non armorum magis quam togarum ostentatione compescere?' Thatsächlich suchte Traian durch eine Reihe von Befestigungen die Rheingrenze systematisch zu sichern (vgl. Dierauer S. 30 fgg.) und nicht ohne Grund wird vermuthet, dass erst von ihm Ober- und Untergermanien zu Provinzen im vollen Sinne des Wortes gemacht wurden (Herzog, der limes S. 41). Man könnte auch in der Form des Datums einen Hinweis auf die Bedeutung der Thätigkeit des Kaiser-Consuls sehen. Während das J. 113 nach beiden damals fungirenden Consuln der Regel entsprechend benannt wird, ist die Bezeichnung des J. 98 abnorm, insofern nur ein Consul und zwar Traian auftritt, wo man Nerva erwarten sollte,

der am 1. Jan. 98 das dritte Consulat antrat, im Laufe des Monats starb. Dies kann um so weniger zufällig sein, als sie von dem Brauche, den Tacitus anderwärts befolgt, durchaus abweicht, was auch die Bemerkung si — computemus sagen soll. Jedenfalls wurde sie geschrieben in einem der ersten Monate des Jahres vor Traians Rücktritt vom Consulate.

So wird man gerne zugeben, dass die Hervorhebung der von Norden her drohenden Gefahr nicht unbeabsichtigt ist. Aber deswegen wird schwerlich die Germania eine politische Broschüre genannt werden dürfen. Mit demselben Recht könnte man diesen Namen beanspruchen für den Agricola, in dessen ersten Kapiteln Tacitus zur neuen Regierung Stellung nimmt.

Vielleicht gelingt es durch eine genauere Betrachtung von c. 33 der Wahrheit noch näher zu kommen. In demselben wird die Katastrophe der Brukterer berichtet, welche ihre Sitze zwischen Lippe und Ems hatten.

c. 33 'Iuxta Tencteros Bructeri olim occurrebant. Nunc Chamavos et Angrivarios immigrasse narratur pulsis Bructeris ac penitus excisis vicinarum consensu nationum seu superbiae odio seu praedae dulcedine seu favore quodam erga nos deorum; nam ne spectaculo quidem proelii invidere. Super sexaginta milia non armis telisque Romanis, sed quod magnificentius est, oblectationi oculisque ceciderunt. Maneat, quaeso, duretque gentibus, si non amor nostri, at certe odium sui, quando urgentibus imperii fatis nihil iam praestare Fortuna maius potest quam hostium discordiam.'

Nach dem Vorgange anderer[1]) hat zuletzt Mommsen (Hermes 3, 39) darauf hingewiesen, dass das Ereignis, welches Tacitus an jener Stelle als neuerdings erfolgt bezeichnet, nicht verschieden ist von demjenigen, welches Plinius ep. 2, 7 erwähnt:

'Here a senatu Vestricio Spurinnae principe auctore triumphalis statua decreta est, non ita ut multis qui nunquam in acie steterunt, nunquam castra viderunt, nunquam denique tubarum sonum nisi in spectaculis audierunt, verum ut illis qui decus istud sudore et sanguine et factis adsequebantur. Nam Spurinna Bructerum regem vi et armis induxit in regnum ostentatoque bello ferocissimam gentem, quod est pulcherrimum victoriae genus terrore perdomuit.'

---

1) Taciti Germania v. Dilthey 1823 v. Kapp. 1824.

Der Zusammenhang zwischen beiden Berichten ist nach Mommsen etwa der, dass bei den Brukterern innere Unruhen ausbrachen und ein von den Seinigen vertriebener Fürst mit Unterstützung theils der Römer, theils der benachbarten Stämme in sein Land zurückkehrte, und als bei dieser Gelegenheit die Germanen untereinander aufrieben, die Römer in die Lage kamen, dieser Metzelei zusehen zu können.

Dass die Kombination beider Stellen unzweifelhaft richtig ist, folgt aus ihrer Uebereinstimmung im Einzelnen. Die Verleihung der Triumphalstatue bei Plinius, welche nur sehr selten als Lohn für glänzende militärische Leistungen zuerkannt wurde[1]), bei Tacitus der Dank für das Eingreifen der Götter und die hohe Ziffer von 60,000 Toten bekunden, dass es sich hier wie dort um ein Ereignis von nicht gewöhnlicher Bedeutung handelt. Entscheidend ist der Umstand, dass die Römer nur passiv bei der Katastrophe betheiligt sind.[2])

Glücklicher Weise lässt diese sich genauer datiren. Als Traian im October 97 zum Mitregenten erhoben wurde, war er Legat von Obergermanien, während gleichzeitig die niederrheinischen Legionen von Vestricius Spurinna commandirt wurden (vgl. Dierauer S. 29 fg. Hermes 3, 40 Anm.). Beim Tode Nervas im Januar d. J. 98 weilte jener in Köln, der Hauptstadt der Germania inferior. Seit dem Chattenfeldzuge Domitians meldet wenigstens unsere Ueberlieferung nichts von Bewegungen in Germanien. Nur dass im J. 88, als Antonius Saturninus abfiel, die Deutschen im Begriffe waren über den Rhein zu gehen, als die Eisdecke des Stromes plötzlich aufbrach. Das Nächste, was wir hören, ist der Stammeskrieg im brukterischen Gebiete. Dieser brachte allerdings der römischen Herrschaft keine unmittelbare Gefahr, bot aber Gelegenheit im Trüben zu fischen, da die Zwistigkeiten unabhängiger Stämme für das römische Interesse ausgebeutet werden konnten. Sollte nicht der Uebergang des Kaisers von Ober- nach Niedergermanien durch jene Verwicklung veranlasst sein?

Schon oben wurde die Stelle angeführt, an der von Plinius pg. 56

1) So erhielten L. Licinius Sura, der ein bedeutender Feldherr und dreimal Consul war, und A. Cornelius Palma der 105/106 Arabien erobert und zur Provinz gemacht hatte, auf den Antrag des Kaisers die Triumphinsignien und eine Ehrenstatue auf dem forum CIL 6, 144 Orelli 3184 und Dio 68, 16 (s. Dierauer S. 112).

2) Plin. „ostentato bello ferocissimam gentem, quod est pulcherrimum victoriae genus terrore perdomuit“. Tac. ‘ Non armis telisque Romanis sed quod magnificentius est, oblectationi oculisque ceciderunt’.

die Mässigung, die Traian in seinem zweiten Consulat gegen die Deutschen zeigte, gerühmt wird.

Die Worte 'imminere minacibus ripis tutum quietumque, spernere barbaros fremitus hostilemque terrorem non armorum magis quam togarum ostentatione compescere' setzen voraus, dass der Kaiser in einer ähnlichen Lage sich befand wie Spurinna. Traian nämlich begnügt sich in seinem zweiten Consulate die Germanen, welche eine drohende Stellung einnahmen, 'non armorum magis quam togarum ostentatione' im Schach zu halten. Fast dieselbe Wendung wie 'armorum ostentatione' findet sich auch in dem Briefe: 'ostentato bello ferocissimam gentem, quod est pulcherrimum victoriae genus, terrore perdomuit.' Demnach scheint es so gut wie sicher, dass in einem der ersten Monate des J. 98 Vestricius Spurinna unter den Auspizien des Kaisers den vertriebenen Fürsten in sein Reich zurückführte. Es war dies mehr als 'eine militärische Promenade'[1]); es war der Abschluss langer Verhandlungen und Operationen, ein glücklicher Erfolg, der dem Kaiser die erste Salutation als imperator und wahrscheinlich auch den Ehrennamen Germanicus eintrug. Jenes folgt mit Nothwendigkeit aus dem Schluss von pg. 56. 'Itaque non te apud imagines sed ipsum praesentem audientemque *consalutabant imperatorem* nomenque quod alii domitis hostibus, tu contemptis merebare.'[2])

In den ersten Monaten desselben Jahres noch während Traians zweitem Consulat hat Tacitus (s. o.) die Germania geschrieben. Sein Bericht fällt also zeitlich durchaus zusammen mit dem des Plinius. Vergleicht man aber beide, so springt eine bedeutende Verschiedenheit sofort in die Augen. Plinius schrieb ep. 2,7 an dem auf die Senatssitzung, welche dem Spurinna die Triumphalstatue dekretirte, nächstfolgenden Tage.

Des Tacitus Nachrichten sind unbestimmt und verschwommen. Offenbar wird durch das mit dem inf. verbundene narratur seine Erzählung als zweifelhaft hingestellt. Ferner steht die Angabe, dass die Bructerer vertrieben und mit Stumpf und Stiel ausgerottet wurden, im Widerspruch mit andern Zeugnissen. Noch Ptolemaeus (2, 11, 8) bezeugt die Existenz der Bructerer. Und dazu 60,000 Tote!

---

1) Mommsen, Hermes 3, 40.

2) Wie dies übersehen werden konnte, ist kaum begreiflich. Ich werde demnächst in einer grösseren Arbeit auf diese Dinge und was damit zusammenhängt, besonders auf paneg. 8 und 9, zurückkommen.

Die nächste Veranlassung zum Eingreifen der Römer, die Zurückführung des Königs wird verschwiegen, und die Phrasen 'seu superbiae odio seu praedae dulcedine etc.' verhüllen schlecht den Mangel an zuverlässigen Nachrichten.

Dürfen wir annehmen, dass Tacitus seine Schrift herausgab, ehe offizielle Meldungen eintrafen, dass er die ersten übertreibenden Gerüchte verzeichnete, so erklären sich jene Abweichungen von Plinius.

Die Situation ist klar. In Rom blickte alles mit Spannung auf den neuen Regenten, einen erprobten Feldherrn. Sicherlich wurde ein aggressives Vorgehen erwartet; schon die von Plinius so stark betonte Mässigung des Kaisers legt diese Annahme nahe. Es ist natürlich, dass bei dem allgemeinen Interesse, welches die Vorgänge in Deutschland hervorriefen, sich das Bedürfnis nach Orientirung über den germanischen Kriegsschauplatz geltend machte.

Da ist es denkbar, dass Tacitus dasselbe zu befriedigen die Germania, eine eilig entworfene Karte von Germanien, herausgab. Aehnlich wie noch heute die Früchte nicht immer geistreicher Studien über die Stämme der Turkmenen und Afghanen u. s. w. ins Publicum geworfen werden.

So würde man auch verstehen, was bisher unerklärlich schien, die Mängel der Disposition, die Flüchtigkeit im Einzelnen.

Bald nach Nervas Tode ist der Agricola erschienen, des Tacitus erste Schrift. Unmittelbar darauf die Germania.

Wenn er thatsächlich in den J. 90/94 die belgische Provinz verwaltet hat, was Urlichs de vita et honoribus Taciti p. 8 im Anschluss an Borghesi 8, 322 fg. wahrscheinlich gemacht hat, konnte er über Land und Leute aus eigener Anschauung berichten. Auf keinen Fall fehlte es ihm an passendem Material (Teuffel RLG.[3] n. 336. Dierauer a. a. O.).

Das Consulat des Tacitus fällt in eines der früheren Nundinien des J. 98 [1]). Als er die Römer 'de origine situ moribus ac populis Germanorum' aufklärte, war er wenigstens designirter, wenn nicht fungirender Consul. Sollte dadurch nicht die Betonung der Gefährlichkeit der Germanen an Bedeutung gewinnen?

Bonn. Julius Asbach.

---

1) S. meine Dissertation p. 16 und Rhein. Mus. 36, 7.

## 2. Bericht über die im Regierungsbezirk Trier in den Jahren 1879 und 1880 aufgefundenen Alterthümer.

[Thermen in St. Barbara, Gebäudereste auf dem neuen Viehmarkt, Auffindung eines Tempels und werthvoller Anticaglien in der Nähe des Kaiserplatzes, eiserner Geräthschaften und eines Bronzereliefs an der Igler Landstrasse unmittelbar bei Trier, Tempel am Fusse des Balduinshäuschens, römisches Gräberfeld vor der Porta nigra, Sculpturen aus Löwenbrücken und Inschriften aus Mattheis. — Römische Villen bei Leudersdorf, in Mechern, bei Wustweiler. — Grabmonument bei Born, Gräberfeld bei Bitburg, Ringe aus Bausendorf. Glasfabrik auf der Hochmark bei Cordel. — Prähistorischer Fund im Buchner Loch bei Gerolstein. — Mittelalterliche Schale vom Hof Mulbach.]

Wie ich über die „Ausgrabungen römischer Alterthümer im Regierungsbezirk Trier während des Jahres 1878" im 64. Bande dieser Zeitschrift einen Bericht erstattet habe, so sollen die folgenden Blätter über die in den Jahren 1879 und 1880 seitens des Museums veranstalteten Ausgrabungen und über hervorragendere, zufällig gemachte Funde kurze Kunde geben.

Auch im Jahre 1879 war, wie in den Vorjahren, die Hauptthätigkeit des Museums auf die Freilegung der grossen römischen Thermen in St. Barbara gerichtet; namentlich wurde die Mitte und der östliche Flügel des Gebäudes untersucht. Es stellte sich heraus, dass der grosse Saal, welcher in der Mitte der Nordfaçade liegt, mit Unrecht im vorigen Berichte (Jahrb. 64, S. 115) als ein ovaler bezeichnet worden ist, dass derselbe vielmehr nur eine ovale, nach Norden liegende Apsis hat, im übrigen aber eine rechteckige Gestalt von 53 m Länge und 20 m Breite. Diese enorme Ausdehnung des Saales wird noch vergrössert, indem derselbe sich an den Schmalseiten in je eine 14 m lange, 11 m breite Exedra, in der Mitte der südlichen Langseite, gegenüber der ovalen Apsis, in einen polygonen Ausbau erweitert. Dieser polygone Ausbau enthält zwei Nischen; aus beiden führen nach Osten

und Westen Thüren in die Nachbarräumlichkeiten. Die westlichen sind noch nicht freigelegt und können grösstentheils wegen der hier liegenden Gebäude überhaupt nicht mehr erforscht werden; indess haben wir uns dieselben aus den im vorigen Berichte S. 114 angegebenen Gründen vollkommen symmetrisch der östlichen Hälfte der Anlage gebildet zu denken. Ostwärts gelangt man aus der Nischenthüre in einen 4,50 m langen, 3,70 m breiten Raum, in dessen einer Ecke ein Abflussrohr in das Souterrain führt. Möglicherweise war dieser Raum ein Einzelbad. Mit grösserer Sicherheit ist dies für einen östlich daneben liegenden Raum von 4,50 m Breite, aber 8 m Länge, anzunehmen, in welchem sich noch die in das Bassin führenden Stufen erhalten haben. Hinter dem ersten der genannten zwei Räume führt eine Treppe in das Souterrain. Dieselbe ist sehr gut gebaut, wie überhaupt dieser Theil des Gebäudes sich durch sorgfältigste Behauung der Kalksteine und strenge Abwechslung der Kalksteine und Ziegelplatten auszeichnet. Die Fundamente sind mit grossen Sandsteinquadern gebaut. Einer derselben trägt in grossen Buchstaben die Aufschrift MAR[1]). In das erwähnte Souterrain mündet von Osten her ein offenbar für die schnelle Communication der Dienerschaft bestimmter unterirdischer Gang. Südlich neben diesem ist ein 25 m langer, 16 m breiter Saal gelegen, und wiederum südlich von diesem ein Saal von noch grösserer Dimension, der eine Breite von 17 m hat und eine Länge, die bis jetzt noch nicht ermittelt ist, aber mindestens 30 m beträgt. Dieser Saal ist mit Fussboden und Wandheizung versehen und hat, wo Fussboden und Wand zusammenstossen, jene aus Ziegelmehl und Ziegelbröckchen bestehende Leiste, welche für Zimmer, in denen viel Wasser gebraucht wird, charakteristisch ist. Vielleicht haben hier einzelne Wannenbäder gestanden, wahrscheinlicher jedoch ist es, dass der Raum als An- und Auskleidezimmer benutzt wurde. Die weitere Freilegung wird hierüber gewiss Aufschluss geben. An diesen Saal grenzt östlich das interessanteste Zimmer des ganzen Baues, das Caldarium; es ist von rechteckiger Form, mit flachbogig abschliessender Apsis, und hat eine Länge von 22 m und eine Breite von 15,50 m. Das Bassin nimmt die ganze Fläche ein, nur einem rings um das Bassin führenden, 2 m breiten Umgang Raum lassend: Bassin und Umgang waren unterirdisch, die

1) Vergl. über die Wichtigkeit dieser Inschrift für die Chronologie der Trierer Bauten F. Hettner, Das römische Trier, in Pick's Monatsschrift für Westdeutschland. VI. S. 359.

Wände seitlich geheizt. Rings um das Caldarium laufen wieder Gänge für die Dienerschaft, sich theilend und verzweigend. Weiter östlich folgen dann noch einige kleinere Räumlichkeiten. Nach dieser Seite wird das ganze Gebäude durch eine lange gerade Mauer, die die geradlinige Fortsetzung des den Vorhof einschliessenden östlichen Seitenbaues (vgl. Bericht S. 115) bildet, abgeschlossen. Ueber den südlichen Abschluss lässt sich bis jetzt nur sagen, dass an einer Stelle das Caldarium nebst dem darum liegenden Gang für die Dienerschaft die Grenze bildet, dass aber westlich von dem Caldarium die Südfront wieder noch mindestens 10 m vorspringt.

An Einzelfunden waren die Ausgrabungen von 1879 nicht glücklich; aber ein mächtiger Männerfuss, der Kopf einer Matrone, wahrscheinlich einer Kaiserin, ein Relief, einen Jünglingskopf mit Backenbart darstellend, sämmtlich Stücke von guter Arbeit aus Marmor, beweisen, wie reich der Bau mit plastischem Schmuck decorirt war. Dass von diesen Prachtstatuen noch bedeutende Reste zu finden seien, darf man, obgleich ja der schöne Amazonentorso unseres Museums dieser Fundstätte entstammt, bei der trostlosen Zerstörung, die die Franken mit allen Römerbauten in dieser Gegend vornahmen, nicht für wahrscheinlich halten. Die Auffindung der Mauerreste selbst muss der Lohn für Arbeit und Geldaufwand sein. Und das lässt sich schon jetzt mit Bestimmtheit sagen, dass die Freilegung dieses Baues wegen seiner Ausdehnung, wegen seiner schönen architectonischen Composition, wegen der vielen technisch und archäologisch interessanten Details, wie sie eine römische Badeanlage dieser Colossalität aufzuweisen hat, unzweifelhaft zu den wichtigsten und lohnendsten Aufgaben gehört, die sich die rheinische Archäologie stellen kann.

Während des Jahres 1880 ruhten die Ausgrabungen, weil es für die Art der Weiterführung der Arbeiten nothwendig war, einen Beschluss der zuständigen Behörden abzuwarten, ob das gesammte Ausgrabungsterrain angekauft und der Bau gänzlich freigelegt, oder ob nach Anfertigung einer genauen architectonischen Aufnahme das Terrain wieder planirt werden solle. Es steht zu erhoffen, dass im ersteren Sinne die Entscheidung fallen werde und dass schon im beginnenden Frühjahre die Ausgrabungen mit aller Energie wieder in Angriff genommen werden können.

In unmittelbarster Nähe der Thermen wurde in den vergangenen Jahren theils noch 1878, theils 1879 bei den Fundamentarbeiten der Häuser an der Kaiserstrasse und der an dem neuen Viehmarkt ge-

legenen Häuser der Herren Zell und Meissner überall auf römisches Mauerwerk gestossen. Namentlich das Terrain der beiden letztgenannten Häuser war in grosser Masse von mächtigem Mauerwerk durchzogen. Auch fand sich hier in einer Tiefe von 17 Fuss ein Wassercanal in der Richtung von Süd nach Nord. Einzelfunde kamen nicht zum Vorschein mit Ausnahme eines mächtigen korinthischen Sandsteincapitäls von 0,66 m Höhe und einer Abacusweite von 1,10 m.

Auch konnte man wenigstens einen allgemeinen Einblick in die Anlagen des römischen Triers an denjenigen Stellen des Gartenfeldes und von Löwenbrücken gewinnen, an welchen die Anlegung des zweiten Geleises für die Moselbahn eine Verbreiterung der Böschungen nothwendig machte. Hinter der Ueberführung des Weberbaches fand sich aus rothem Sandstein bestehendes Mauerwerk. Dasselbe bildete die Fortsetzung eines Gebäudes, auf welches man schon bei dem Bau der Moselbahn gestossen war, und in welchem man damals einige canellirte Säulenschäfte aus Muschelkalk von etwa 0,35 m Durchmesser und einen Friesbalken von 0,30 m Höhe aus gleichem Material aufgefunden hat. Auf letzterem steht in 0,18 m grossen, sehr exact gearbeiteten Buchstaben das Inschriftfragment ꟻVSA, also . . . . tusa . . . . oder . . . . fusa . . . . Diesmal wurde auf dieser Stelle eine wohlerhaltene Ara aus grauem Sandstein gefunden. Da der unterste Theil derselben unbearbeitet ist, so folgt daraus, dass dieselbe unter freiem Himmel gestanden hat und in das Erdreich eingelassen war. Der über den Boden sich erhebende Theil hat eine Höhe von 0,75, eine Breite von 0,55, eine Dicke von 0,37 m. Auf der Vorderseite steht folgende Inschrift:

DEÁE · HECA
TÁE · C · CAN
D I D IVS · P I S
CÁTOR · VÍSV
MO N I T V S.

Piscator ist nicht Standesbezeichnung, sondern Cognomen, Vergl. C. I. L. V. 2628. Der Apex über ae in deae und Hecatae, sowie auf dem a in Piscator ist unzweifelhaft. Visu ist mit i longa geschrieben. Die gute Schrift und das Vorkommen des Apex weisen den Stein in vorhadrianische Zeit. Die Schmalseiten und die Rückseiten sind ohne Decoration; auf der Oberseite der Ara dagegen befindet sich genau in der Mitte ein rundes, 0,10 m im Durchmesser fassendes, sorgfältig eingemeisseltes Näpfchen und in einer Entfernung von 0,06 m von der

Mitte des Näpfchens ab gerechnet auf beiden Seiten je ein Bronzekeil. An diese waren zwei Gegenstände, vermuthlich Figuren, befestigt. Wahrscheinlich ist eine dieser Figuren erhalten, wenigstens entstammt demselben Fundort ein Torso einer dreigestaltigen Hecate. Derselbe besteht aus Muschelkalk und hat jetzt eine Höhe von 0,18 m. Er ist sehr verstümmelt, denn es fehlen die drei Köpfe, die Füsse und die Attribute der Hände.

An derselben Stelle wurden auch noch zwei Arae aus Muschelkalk gefunden. Von diesen zeigt die grössere, 0,55 m hohe weder Inschrift noch irgend welche Decoration; die kleinere, 0,30 m hohe dagegen auf allen vier Seiten Reliefs. Auf der Vorderseite derselben ist links ein Baum dargestellt, an dem ein Kessel hängt; vor dem Baum liegt ein Löwe, im Felde über diesem ein auf den Löwen gerichteter Pfeil; auf den Schmalseiten befinden sich aus Schilfblättern herauswachsende Brustbilder von Sol und Luna, auf der Rückseite zwei Bäumchen.

Weist das Inschriftfragment am Fries darauf hin, dass an diesem Orte ein öffentlicher Bau gestanden, so lassen die Hecateinschrift, der Hecatetorso und die zwei Arae kaum darüber einen Zweifel bestehen, dass es ein Tempel gewesen ist.

Möglicher Weise stammt auch eine hübsche Gruppe einer sitzenden Göttin aus diesem Tempel. Sie wurde etwa gleichzeitig mit der Hecateinschrift gefunden auf dem Grundstück des Tuchfärber Schaab, welches hundert Schritt von dem Tempel entfernt liegt. Die Gruppe besteht aus Muschelkalk und hat eine Höhe von 0,37 m. Auf einem Lehnstuhl sitzt eine Göttin, das rechte Bein fast gerade ausstreckend, während sie das linke zurückgezogen. Sie ist bekleidet mit einem hochgegürtelten Aermelchiton und einem darüber geschlagenen Mantel. Derselbe bedeckt den Unterkörper und den Rücken, ein Zipfel hängt über die linke Schulter. Der Kopf ist mit einem Diadem geschmückt. Im linken Arm trägt sie ein Füllhorn; der rechte Arm war nach oben gerichtet, leider ist der Unterarm abgebrochen. Ob die Göttin als Ceres angebetet wurde, oder unter einem localen Namen als eine der in den Rheinlanden so viel verehrten matres, lässt sich nicht entscheiden. Zur Rechten und zur Linken der Göttin stehen zwei männliche Adoranten in die Toga gekleidet, leider fehlen die Köpfe; die Figuren sind (ohne Kopf) nur 0,13 m hoch, also in bei weitem kleinerem Massstab als die Göttin dargestellt.

Die Gebäudereste zogen sich fast ohne Unterbrechung mehrere hundert Schritte in der Richtung nach Mattheis hin. Es fanden sich

hierbei noch einige interessante Architecturstücke, darunter ein 0,42 m hohes Capitäl aus Sandstein, ein später Ausläufer des Capitäls vom Thurm der Winde, wie solche auch mehrere süd-französische Monumente z. B. der Dianentempel in Nimes und die beiden auf dem Place des hommes in Arles in ein Haus vermauerten Säulen zeigen. — Auch kam hinter der Gerberei des Herrn J. Rendenbach ein Mosaikboden zum Vorschein, auf welchem auf weissem Grund die für die Mosaiken unserer Gegend charakteristischen Halbmonde meist in schwarzen Steinchen, denen nur einige rothe beigestellt sind, dargestellt waren.

Wenden wir uns nun wieder zurück nach der Stadt, so treffen wir an der Brücke, welche vom römischen Kaiserpalaste nach der Olewig führt, auf den an Funden ergiebigsten Theil des Eisenbahneinschnittes. Dass hierselbst ein Ablagerungsplatz für Schutt und alle möglichen Abfälle schon in römischer Zeit gewesen, müssen wir, so auffallend dies in unmittelbarer Nähe des Kaiserpalastes ist, nach den Beobachtungen, die Ladner [1]) bei der Anlage der Moselbahn gemacht, und die ich bei der Verbreiterung zu bestätigen Gelegenheit fand, als Thatsache hinnehmen. Bis in eine Tiefe von 17 und mehr Fuss lag Holzasche, dazwischen in unglaublicher Menge altes Leder, theils einzelne Streifen und Abfälle, theils altes Schuhwerk, theils gepresste Stücke in Form von Rosetten oder Zungen; von letzteren ist eine mehrfach mit der crux gammata geziert. Dazwischen lagen Terracotten, meist fragmentirt, aber noch Farbenreste zeigend, Hunderte von Horngriffeln und Haarnadeln, Lanzen- und Pfeilspitzen, Bronzeschellen, Glasfragmente und in grösster Menge Thonformen für Gussmünzen.

Dieser Ablagerungsplatz erstreckte sich nach Osten weit über die Böschung hinaus, so dass man bei dem vom Rande der Böschung hundert Schritt entfernt liegenden Neubau der Keller von Herrn Ueberlé fast genau auf dieselben Gegenstände stiess: Leder, Nadeln aus Horn, Griffel aus Horn und Eisen, letztere mit zarter Goldverzierung und namentlich Münzformen.

Die grosse Menge der Münzformen, die beim Eisenbahndurchschnitt und auf dem Ueberlé'schen Grundstück zum Vorschein kamen, erfordert eine gesonderte Behandlung derselben. Dieselbe soll das nächste Heft dieser Zeitschrift bringen. Hier nur die Mittheilung,

---

1) In Pick's Monatsschrift für Westdeutschland. 1878. S. 234.

dass obgleich eine ganze Anzahl dieser Formen, meiner festen Ueberzeugung nach, nach auswärts verschleppt sind, mir doch nicht weniger als 573 Stück zu Gesicht gekommen sind, von denen der bei weitem grösste Theil seitens des hiesigen Museums erworben worden ist. Die Formen gehören sammt und sonders zu Silberdenaren des Septimius, der Julia Domna, des Caracalla, Geta, Macrinus, Elagabal, der Julia Paula, Julia Maesa, des Alexander Severus, der Mamaea. Es fehlen also aus der Zahl der Mitglieder des kaiserlichen Hauses in den Jahren 193—235 nur Formen von Münzen der Plautilla, des Diadumenian, der Aquilia Severa, Soemias und Orbiana. Die Formen sind sämmtlich aus Thon; in einigen haften noch die Reste der Münzen.

Bei der Anlage der Moselbahn wurden unmittelbar südlich von der nach der Lautz'schen Villa führenden Brücke innerhalb des Eisenbahneinschnittes vier Pfeiler gefunden, die nach der übereinstimmenden Annahme der Techniker die Reste eines Aquaducts waren, welcher das von Ruwer her nach dem Petersberg geleitete Wasser zur Stadt, insbesondere zu den römischen Thermen in Barbeln führte. Um dies genauer festzustellen, wurde in diesem Herbste das Terrain zwischen dem Eisenbahndurchschnitt und dem Kaiserpalast durchsucht. Die Fortsetzung des gesuchten Aquaducts wurde nicht gefunden, dagegen die Reste von schlechtgemauerten Häusern, die, wenn sie nicht schon der fränkischen Zeit angehörten, sicherlich erst in der letzten Periode der römischen Herrschaft entstanden sind.

Auf einen zweiten römischen Schuttablagerungsplatz stiess man im März 1880 links von der nach Igel führenden Chaussee, hinter der Malzfabrik des Herrn Eskens. Hier fand sich eine grosse Masse eiserner Geräthschaften, Reste eines Wagens: Räderreifen von 1,10 m Durchmesser und verschiedene Naben; ein Schwert, Lanzenspitzen, Hufschuhe, Hacken und Haken, Schaufeln und Meissel, Winzermesser und dergl., ferner einige Thongefässe, von denen eine Weinamphora sich durch gute Erhaltung und hübsche Form auszeichnet, ausserdem eine fragmentirte Minervastatuette von 0,30 m Höhe aus Muschelkalk. Am meisten Interesse nimmt aber ein 0,11 m hohes und 0,10 m breites Bronzeblech in Anspruch, auf welchem in getriebner Arbeit, im Stile des 3. oder 4. Jahrhunderts, ein Jüngling dargestellt ist, wie er von der Victoria bekränzt wird. Links steht der Jüngling, nach rechts profilirt; er hat einen Helm auf dem Kopf, über die linke Schulter ist ein Chlamys gelegt, mit der gesenkten Linken hält er einen auf die Erde aufgestemmten

Schild, mit der erhobenen Rechten eine Lanze. Das Blech bildete vielleicht den Theil eines einem Krieger gehörigen Kästchens.

Nicht weit von diesem Ablagerungsplatze entfernt, für einen rüstigen Fussgänger etwa in zehn Minuten zu erreichen, liegen am Fusse des Balduinshäuschens auf einem Hochplateau, welches die entzückendste Aussicht auf die Stadt bietet, schon seit vielen Jahrzehnten die Fundamente eines römischen Baues offen. Im Frühjahre 1879 wurden bei Planirungen, welche die Herrn Lambert und Reiter vor jenen Fundamentruinen vornahmen, ein mächtiger Estrichboden und eine Säulentrommel von 0,70 m Durchmesser und 2 m Länge aus einem weiss, roth und gelb melirten Marmor aufgefunden, dessen Name und Herkunft festzustellen mir noch nicht gelang. Im Winter 1879 auf 1880 kam alsdann neben der Nordfront der Ruine bei Anlage eines der Hospitalverwaltung zugehörigen Weinberges eine ganze Anzahl Säulentrommeln von 0,32—0,37 m Durchmesser von demselben melirten Marmor sowie zu diesen Säulen gehörige, ausserordentlich exact gearbeitete, corinthische Capitäle und Fries- und Architravstücke aus weissem Marmor zum Vorschein.

Diese zufällig gemachten Funde forderten energisch auf zu einer Nachforschung über die Ausdehnung und den Zweck dieser Anlage. Die Nachforschung wurde im September begonnen und ist erst vor einigen Tagen wegen des eingetretenen Frostes einstweilig eingestellt worden. Auch diese Untersuchung wurde wiederum durch die sachkundige Unterstützung des Herrn Regierungs- und Bauraths Seyffarth wesentlich gefördert.

Das Centrum der Anlage bildet ein rechteckiger Raum, dessen Langseiten 16,70 m, dessen Schmalseiten 10,50 m im Lichten betragen. Die Längenaxe ist von Osten nach Westen gerichtet. Vor diesem Raum liegt östlich eine Vorhalle von gleicher Breite, aber nur einer Länge von 4,60 m im Lichten. Diese beiden Räume entsprechen in Form und Verhältniss genau der Cella eines Tempels und dem sich daran anschliessenden Pronaos. Unerklärt bleiben bis jetzt allerdings zwei Mauern, welche in Form von Quadranten in der südöstlichen und nordöstlichen Ecke der Cella die beiden Langmauern mit der östlichen Schmalmauer verbinden [1]).

---

1) Diese Quadranten verleiteten Ladner in einer Abhandlung des Jahresberichtes der Gesellschaft für nützliche Forschungen für 1872/1873 S. 46 in diesem Bau ein Wassercastell zu finden.

Von der Umfassungsmauer der Cella und des Pronaos, welche eine Breite von 1,10 m haben, läuft in einem Abstand von 4,70 m eine zweite Umfassungsmauer von 2,08 m Breite. Ferner sind sowohl die Langmauern der innern Umfassung des Pronaos über den östlichen Abschluss desselben hinaus in einer Länge von 16,70 m (also genau übereinstimmend mit der lichten Länge der Cella) nach Osten verlängert, als auch in gleicher Länge die äussern Umfassungsmauern; letztere jedoch nur in einer Stärke von 0,90 m und um 0,50 m über die anfängliche Flucht nach Aussen vorspringend. Indem nun von diesen vier parallelen Mauern je zwei durch Quermauern, welche sich in lichten Entfernungen von 3,20 m wiederholen, unter einander verbunden sind, so entsteht vor dem eigentlichen Tempel ein Vorbau von so gewaltigen Substructionen, dass dieselben kaum einen andern Zweck gehabt haben können, als Säulen zur Unterlage zu dienen. Ebenso werden wir die zweite Umfassungsmauer, welche Cella und Pronaos umzieht, als Fundament für eine Säulenstellung anzusehen haben.

Auch bei den seitens des Museums geführten Nachgrabungen wurden wiederum eine ganze Anzahl Architecturstücke gefunden. Ein über drei Meter langes Stück der stärkeren Säulengattung von 0,70 m Durchmesser lag an der nordöstlichen Ecke des Vorbaues, eine ganze Anzahl Reste der kleineren Säulentrommeln von 0,32—0,37 m Durchmesser und Fries- und Architravstücke wurden theils auf, theils neben der westlichen äusseren Umfassungswand gefunden. Der Umstand, dass Säulen und Architravstücke im ganzen Umkreis des Gebäudes zum Vorschein kamen, erhärtet die schon allein auf dem Lauf der Substructionen gegründete Meinung, dass der Tempel ringsum mit Säulen umgeben war. Wir werden es also mit einem Peripteros zu thun haben, der vor dem Pronaos um einige Säulenstellungen, es lässt sich noch nicht sagen um wie viele, vermehrt war.

In einer Entfernung von kaum hundert Schritt südlich von dem Tempel wurde im Winter 1879 der Rest einer kleinen Statuette aus Muschelkalk gefunden, die wahrscheinlich einst im Umkreis des Tempels gestanden. Von der Statuette selbst sind nur die Reste eines langen faltigen Chitons und eines darüber geschlagenen Mantels, nebst den aus der Gewandung hervortretenden Füssen einer stehenden Göttin erhalten. Aber an dem 0,20 m langen, 0,043 m hohen Postamentchen befindet sich noch die Inschrift:

s] ECVNDI · PRO · PR[o
c] LA · FILIA · V · S · L · L · M

Da im Namen der Tochter nicht mehr als zwei Buchstaben fehlen, der zweite, wie ein erhaltener Rest zeigt, nur C, E oder L sein kann, so ist meines Erachtens nur die Restitution Procla möglich. Den Genitiv Secundi fasse ich im Sinne von votum, donarium Secundi.

In der erfreulichsten Weise ist in den verflossenen zwei Jahren unsere Kenntniss des grossen römischen Gräberfeldes erweitert worden, welches, unmittelbar vor der Porta nigra beginnend, den grössten Theil des von Maar und Paulin bedeckten Terrains einnimmt. Es kam hier eine grosse Anzahl von Alterthümern zum Vorschein, von denen ich nur die wichtigsten aufführen will:

1. Ein Inschriftstein aus Muschelkalk H. 0,82 Br. 0,54 D. 0,14.

IVLIA · PIER
IS · OBSTETRIX
HIC · IACET
NVLLI · GRA
VIS

Die Buchstaben sind spät, wahrscheinlich dem 4. Jahrhundert angehörig. Das erste T in obstetrix hat der Steinmetz anfangs ausgelassen und erst später nachgetragen. Der Schluss ist jambisch. In demselben rühmt sich die Hebamme Julia Pieris, dass sie bei ihren Hülfeleistungen Niemandem beschwerlich gefallen sei.

2—13. Zwölf Trinkbecher aus schwarzem Thon, auf welche Aufschriften mit weisser Farbe aufgemalt oder mit dicker weisser Thonmasse aufgeträufelt sind:

2) ein Fragment mit AMA · ME
3) H. 0,14 FRVI · ME
4) H. 0,17 IVVAT
5) H. 0,18 LVDE
6) H. 0,15 LVDE
7) H. 0,15 MISCE
8) H. 0,11 PIE
9) H. 0,15 VITA
10) H. 0,26 VITAM · FRVI
11) H. 0,23 VIVAS
12) H. 0,14 VIVAS
13) H. 0,14 ZESES

14. Eine sehr schöne flache Schale aus Millefioreglas, Durchm. 0,09.

15 u. 16. Zwei schön geformte Amphoren aus undurchsichtigem blauem, milchigem Glas. H. 0,18.

So wichtig diese Einzelfunde sind, namentlich die beiden letztgenannten Vasen, welche in technischer Hinsicht einzig dastehen, so ist doch die wesentliche Förderung in unserer Kenntniss dieses Gräberfeldes nicht in diesen glücklichen Einzelfunden, sondern vielmehr darin zu sehen, dass wir in Folge von Nachgrabungen, welche an drei verschiedenen Stellen dieses Gräberfeldes geführt wurden, die verschiedenen Arten von Leichenbestattung und die Menge, in denen die einzelnen Arten auftreten, kennen lernten. Es wurde mir möglich bei zwei Ausschachtungen, welche Private, um Sand zu gewinnen, vornahmen, einmal im Anfang der Paulinstrasse auf dem Grundstück der Frau Lorig, zum andern am Ende derselben im Grundstücke des Mauermeisters Becker, täglicher Beobachter zu sein. Auch gestatteten der Zimmermeister Steffgen und der Herr Baumeister Kokke dem Museum ihre am Engelswege gelegenen Grundstücke während der Monate Juli bis September systematisch zu durchgraben.

Es ergab sich, dass die Gräber in einer Tiefe von 1,20 m unter der heutigen Erdoberfläche beginnen und bis zu einer Tiefe von 2,50 m reichen. Sie sind allesammt in Sand gebettet, welcher als Rest des alten Moselbettes das ganze Terrain durchzieht und unmittelbar unter der Humusschicht seinen Anfang nimmt. Die Humusschicht hat heute eine Dicke von 1 m, in römischer Zeit dagegen betrug sie nur etwa 0,25 m. Dieses Wachsthum des Bodens ist ungewöhnlich stark und nur durch die fortgesetzte Cultur, welche den in unmittelbarster Nähe der Stadt liegenden Feldern zu Theil wurde, zu erklären; es ist aber unbezweifelbar. Denn die Oberfläche der das Gräberfeld durchziehenden, im Grundstück des Maurermeisters Becker aufgefundenen, römischen Strasse giebt die Höhe des römischen Terrains an. In römischer Zeit also lagen die obersten der Gräber nur etwa 0,40 m unter der Oberfläche.

Auf den nebeneinander liegenden Grundstücken von Steffgens und des Herrn Baumeister Kokke war das ganze ausgeschachtete Terrain mit sich kreuzenden Mauern durchzogen, welche durchschnittlich 4 m lange und breite Plätze abgrenzen. Die Anzahl der Gräber, welche innerhalb dieser abgezäumten Quadrate lagen, ist durchaus verschieden; in einem fanden wir 5, in zwei anderen 13 und 18 Gräber. Für diese abgegrenzten Plätze wüsste ich keine andere Bestimmung zu finden, als dass sie als Begräbnissplätze für Familien oder Begräbnisssocietäten gedient haben, wie solche im Alterthum sehr üblich waren. Bei dieser Annahme würde der grosse Unterschied in der Anfüllung der abgegrenzten Räume naturgemäss erklärt.

Die Gräber fanden sich auf dem bezeichneten Terrain in zwei Schichten übereinander, von denen die obere etwa 0,20—0,50 m, die untere 0,80—1,20 m unter dem Beginn der Sandschicht lag.

Es wurden hierselbst im Ganzen 105 Gräber gefunden; unter diesen befanden sich 16 begrabene Leichname; die übrigen Todten waren sämmtlich verbrannt. Von den Leichnamen lag nur einer in einem Sandsteinsarkophag; alle übrigen waren anscheinend in freier Erde gebettet. Jedoch liessen die im Umkreis der Leichen aufgefundenen eisernen mächtigen Nägel und Winkel, an denen die Spuren von Holz deutlich sichtbar waren, keinen Zweifel, dass die Leichen in Särgen aus dickem Holze gelegen hatten. Von diesen Leichen war der eines kleinen, aber schon mit Zähnen versehenen, Kindes ein Mittelerz Hadrians, der in den Sarkophag gebetteten ein Mittelerz von Lucius Verus und eines von Caracella, einer dritten ein Kleinerz Constantin's, einer vierten ein solches von Tetricus beigelegt, bei einer fünften fand sich am Kopf ein elegantes Fläschchen, welches schwerlich vor dem 3. Jahrhundert fabricirt ist. Den übrigen Leichen fehlte jedwede Beigabe. Es gehören also diese Leichen mit Ausnahme der Kinderleiche theils erweisbar dem 3. und 4. Jahrhundert an, theils lässt sich wenigstens kein Gegenbeweis dafür bringen, dass sie nicht in dieser Zeit begraben sind. Sämmtliche Leichen, sowohl die in dem Steinsarcophag wie die in den Holzsärgen bestatteten, waren in Kalk gelegt, was die Verwesung des Fleisches befördern und die Entwickelung gesundheitsgefährlicher Gase verhindern soll. Eine bestimmte Orientirung der Leichen liess sich nicht nachweisen, sie lagen ohne jedes Princip nach den verschiedensten Himmelsgegenden. Die Skelette waren sämmtlich noch vorzüglich erhalten; die Schädel enthielten noch die Zähne, die mit einer einzigen Ausnahme auch nicht die geringsten Spuren von Höhlung und Krankheit zeigten.

Bei weitem häufiger als begrabene Leichen fanden sich auf dem durchsuchten Distrikt die Reste von verbrannten; nicht weniger als 89 verbrannte Leichen wurden unter den 105 aufgedeckten Gräbern gefunden.

Die verbrannten Knochen wurden in der mannigfachsten Weise conservirt. Die primitivste, jedenfalls nur den ärmsten Leuten eigene Art ist die, welche sich in 5 Fällen zeigte: die Knochen waren auf einen Ziegelstein, oder auf die Scherbe eines grossen Gefässes gelegt und mit einigen Scherben überdeckt. Vier mal waren Holzkästen, von denen freilich nur noch die Eisenbeschläge übrig waren, dreimal Steintröge

zur Aufbewahrung für die Knochen gewählt. — In allen übrigen Fällen aber waren die Knochenreste einer Urne übergeben. Die Urnen, deren Höhe zwischen 0,20 u. 0,40 m schwankt, bestehen bald aus gelbem, bald aus röthlichem, grauem oder schwarzem Thon und sind meist mit einem Deckel, der sehr oft in der Farbe nicht mit dem Gefässe übereinstimmt, überdeckt. — Einmal fand sich auch eine elegante, doppelhenklige, mit einem Deckel versehene Urne aus Glas. Die Urnen standen in 41 Fällen vollkommen frei, ohne jeden Schutz im Sandboden, neunmal waren sie mit Sand- oder Kalksteinen umstellt, elfmal mit Scherben von grossen Weinkrügen umhüllt, fünfmal waren grosse, bis auf den Hals wohlerhaltene Weinkrüge darüber gestülpt, sechsmal war die Urne in sog. Plattengräber gesetzt, d. h. die Urne war mit vier Platten umstellt und mit einer fünften bedeckt. Diese Platten bestanden meist aus Dachziegeln, nur einmal aus Kalkstein.

Bisweilen bestand das Begräbniss einzig und allein aus der die Knochen enthaltenden Urne, bei weitem öfter dagegen waren dieser Beigaben beigefügt, namentlich einhenklige gelbe Krügelchen, seltener zweihenklige, oder Schalen aus Sigillataerde, Becher aus schwarzem Thon, flache Teller, Glasfläschchen, Münzen, Lämpchen mit und ohne Darstellungen. Es wurden im Ganzen 76 Urnen mit Knochen, 74 Krügelchen, 53 Lämpchen, 5 Näpfe, 20 Becher, 3 flache Teller, 20 Sigillataschüsseln, 3 Balsamarien, 4 Glasfläschchen von bauchiger Form und 22 Münzen gefunden. Je zweimal fanden sich Schafscheeren und Bronzelöffelchen, je einmal ein Bronzeschloss mit Schlüssel als Rest eines Holzkästchens, ein Bronzehütchen, ein Halsband mit Bronzeschellen, eine Auster, eine ostindische Muschel, eine Haarnadel aus Horn, ein Metallspiegel, ein Stilus aus Eisen, die Terracotta einer Venus, die Terracotta einer Minerva, ein Dolch und eine Steintafel.

An vielen Stellen des Leichenfeldes fanden sich grosse Haufen von Asche und Holzkohlenresten; hier sind offenbar die Leichen verbrannt worden. Die Leichen wurden nämlich in hölzernen Särgen zum Friedhof getragen und sammt Kleidern und Schmucksachen und den beigelegten Libationen: als Krügelchen und Schalen mit Wein, Milch und Honig und Glasfläschchen mit Balsam verbrannt. War das Feuer erloschen, wurden die Knochen aufgesammelt. Hierbei wurden natürlicher Weise sehr leicht auch Holzkohlen, Nägel des Sarges, Scherben der die Libationen enthaltenden Gefässe, zerschmolzene Balsamarien aufgerafft, die sich massenweise zwischen den Knochen in den Urnen finden und deren Vorhandensein, namentlich das der Nägel zu den

unglaublichsten Ausdeutungen Veranlassung gegeben. — Uebrigens wurden die Beigaben nicht immer dem Verbrennungsprocess ausgesetzt, sondern oftmals erst bei der Einsetzung der Knochenurne in die Erde dieser beigestellt.

Sehr schwierig zu beantworten ist die Frage nach dem Alter der Urnengräber. Unter den auf dem ausgegrabenen Distrikt in den Knochenurnen aufgefundenen Münzen, deren Legende lesbar ist, befinden sich zwei Münzen von Nero, fünf von Vespasian, zwei von Domitian, drei von Nerva, eine von Trajan, fünf von Hadrian, eine von Septimius Severus. Schon die letzterwähnte, zwischen den Jahren 193 bis 211 geprägte Münze machte die anfänglich auf die Auffindung der übrigen Münzen basirte Ansicht, dass die auf dem bezeichneten Distrikt liegenden Urnengräber allesammt aus den Jahren 50—120 nach Christus stammten, zu nichte. Auch musste der Umstand, dass drei unzweifelhaft, elf mit der grössten Wahrscheinlichkeit dem 3. und 4. Jahrhundert angehörige Leichname sich auf derselben Stelle fanden, von neuem auf die Wahrscheinlichkeit hindeuten, dass auch eine Anzahl Urnenbegräbnisse aus dieser Zeit herrührten. — Dass sich mit der einen Ausnahme keine Münzen aus späterer Zeit in den Urnen fanden, musste Auffallen erregen, erklärt sich aber daraus, dass auch anderwärts in den Gräbern des 3. und 4. Jahrhunderts sehr wenig Münzen zum Vorschein gekommen sind. Die Technik aber der Töpfe verweist eine ganze Anzahl der Urnenbegräbnisse in spätere Zeit. — Die Neronischer und Hadrianischer Zeit angehörigen Urnen bestehen fast ausschliesslich aus einem feinen grauen oder schwarzen Thon und sind am Fusse mit einem weisslich grauen Bande versehen. Von diesen scheidet sich auf das Deutlichste eine gelbe, weniger feine, offenbar späterer Zeit angehörige Urne. Das Ergebniss also der Untersuchungen über das Zeitalter des ausgegrabenen Distriktes des Gräberfeldes ist: man begann dasselbe zu benutzen schon um 50 nach Christus und benutzte es etwa bis zum Ende des 4. Jahrhunderts.

Von den auf dieser Stelle gemachten Einzelfunden möchte ich nur flüchtig eines Balsamariums aus Glas Erwähnung thun, auf welches in der Technik des Hohensülzener Bacchischen Gefässes[1]) vermittelst Rades ein schreitender Krieger eingeschnitten ist und zweier ebenda gefundener Thongefässe mit grüner Glasglasur. Das eine ist ein bauchiges einhenkliges Krügelchen von 0,12 m Höhe; am Bauch ist es

1) Vergl. Jahrbuch 59, Tafel 3 u. 4.

abwechselnd mit kleinen Kreisen und Zweigelchen geziert. Das andere ist eine in der Form sehr edele, einhenklige Kanne von 0,30 m Höhe; am Hals derselben befindet sich ein Perlenstab, unter dem sehr elegant gebildeten Henkel ein Köpfchen. Es lag bei diesem Stücke unzweifelhaft die Absicht vor durch diese Technik Bronze zu imitiren.[1])

Auf den Grundstücken der Frau Lorig und des Maurermeisters Becker traten im wesentlichen dieselben Arten der Leichenbestattung auf und zwar wechselten auch hier in annähernd gleichem Verhältniss die begrabenen Leichen und die Urnen mit den verbrannten Knochen. Die aufgefundenen Münzen gehören der Zeit von Augustus bis auf Alexander Severus an, sie zeigen also, dass die Benutzung dieser Stellen des Leichenackers in dieselbe Zeit fällt, wie die oben beschriebene. Auf dem Beckerschen Grundstück fand sich ein Begräbniss in Dachform: die Graburne und ein beigegebenes Lämpchen waren auf eine Ziegelplatte gestellt, zwei Ziegelplatten waren dachförmig als Schutz darüber gestellt. Diese Form ist in der Gegend von Mainz häufig, auf unserm Feld steht dieses Grab bis jetzt einzig da. — Auf beiden Stellen wurden viele und ausserordentlich schöne Lämpchen, darunter einige mit obscönen Darstellungen, bei Frau Lorig namentlich auch werthvolle Thongefässe mit Barbotineverzierung aufgefunden.

Auf der entgegengesetzten Seite der Stadt lieferten die Vororte Löwenbrücken und Mattheis auch einige werthvolle Stücke; Löwenbrücken zwei hübsche Marmorköpfchen, Venus und Dionysos darstellend, Mattheis drei Inschriften.

Die erste Inschrift wurde beim Bau des Schulhauses gefunden. Sie besteht aus Muschelkalk, der untere Theil fehlt; sie hat jetzt eine Höhe von 0,50, eine Breite von 0,40, eine Dicke von 0,20 m. Der obere, 0,30 m hohe Theil des Steines ist als Giebel gebildet, in welchem in sehr roher Arbeit zwei Brustbilder in Gewändern dargestellt sind. Der Giebel

1) Das Trierer Museum besitzt von diesen glasirten Thongefässen noch eine sehr schöne grünglasirte Lampe mit Darstellung einer Victoria von 0,14 m Länge, zwei Henkelkrügelchen, von denen das eine, 0,19 m hoch, mit Rankenverzierungen, das andere, 0,12 m hoch, mit Blättern und Kreuzen am Bauche decorirt ist. Der Düsseldorfer Ausstellungskatalog (2. Aufl.) erwähnt unter n. 376 eine gelbglasirte Kanne aus Andernach von 0,14 m Höhe, unter n. 377 eine entsprechende aus Bonn von 0,13 m Höhe, unter n. 378 eine grünglasirte, gerippte Tasse mit Randornamenten aus Neuss, unter n. 379 zwei kleine Teller (Durchm. 0,11 m) und eine Tasse von 0,04 m Höhe mit grüner Glasur aus Bonn. (Die letztgenannten 6 Gefässe befinden sich jetzt im Bonner Provinzial-Museum, resp. in der Sammlung unseres Vereins. Die Red.)

wird getragen von zwei Pilastern mit korinthischen Capitälen. Zwischen den Pilastern steht die Inschrift

D · M ·
AERICANIAE
AERA Γ///ΓBV

Schon die dritte Zeile ist zu verstümmelt, als dass das Cognomen der Frau zu gewinnen wäre; die letzten Zeilen fehlen gänzlich. Der Ort der Auffindung, auf welchem einst das berühmte Coemeterium St. Eucharii lag, macht es wahrscheinlich, dass die Aericania eine Christin war. Dass für diese Annahme die Formel D · M · nicht hinderlich ist, ist bekannt. Derartige Monumente sind neuerdings durch Ferdinand Becker, die heidnische Weiheformel D · M · auf altchristlichen Grabsteinen, Jena 1881, zusammengestellt.

Die andern aus Mattheis stammenden Inschriften tragen deutlich den christlichen Charakter.

2) H. 0,27 B. 0,42 m. Weisse Marmorplatte.

NIC · QUIES A☧ω CIT · IN · PAC
E · ABBO · QUI · UIXSIT · AN
NOS · XXXIII · FRATER · PROP
TER · CARITATE · TE
TULU · FECIT

A☧ω

Eingangs *nic* für *hic*. Die sehr verwilderte Schrift wird dem 5. Jahrhundert angehören.

3) H. 0,27 Br. 0,20 m. Weisse Marmorplatte. Es fehlt die linke Seite der Inschrift.

hic · iacet · in · PACE · GAV
dentia q vix IT · AÑ · LV
........ coni VX · TITV
lum posuit.

4) H. 0,30, Br. 0,20 m. Grauer Marmor. Es fehlt die rechte Seite der Inschrift.

HIC iacet in pace gau-
DENTIA Quae vixit annos
XXVII SIC . . .
SVITIT ulum po
SV Baum [it]
Vogel

*Sic* der dritten Zeile ist der Rest eines Nomens, wahrscheinlich des Vaters oder des Gatten. Zeile 4 *sui* verstehe ich nicht.

Auch ausserhalb Triers sind in den verschiedensten Gegenden des Regierungsbezirkes einige recht glückliche Entdeckungen gemacht worden.

Zunächst wurde im Frühjahr 1879 die Ausgrabung der römischen Villa in Leudersdorf bei Hillesheim in der Eifel vollendet, über deren Inangriffnahme ich schon im 64. Jahrbuch S. 109 berichtete.

Das in der Mitte des Abhanges gelegene Hauptgebäude besteht aus einem rechteckigen 41 m langen, 36 m breiten Mittelbau, und zwei um 15 m vor demselben nach Süden vorspringenden Anbauten, von denen der östliche eine Länge von 20 m, der westliche eine Länge von 16 m hat. Der Mittelbau umfasst 12 Räume der verschiedensten Dimensionen, der östliche Flügel sechs Räume, der westliche die Badeeinrichtungen; das Bad selbst war noch in besonders gutem Zustand.

Vor der ganzen Langseite des Gebäudes, in einer Entfernung von 5,38 m von den Vorderfaçaden der Flügel, liegt ein 107 m langer Vorbau. Derselbe wird zum grössten Theil eingenommen von einem 81 m langen und 5,70 m im Lichten breiten Langraum, der wahrscheinlich als Veranda diente. An diese Veranda sind an beiden Seiten 14 m breite Seitenbauten angefügt. Sie halten die vordere Flucht der Veranda ein, treten aber nach Norden um 11,36 m hinter die Rückwand der Veranda zurück. In der Mitte der Veranda befindet sich, ebenfalls nach Norden gerichtet, ein apsisförmiger Ausbau von 7,45 m lichter Breite.

Unter den gemachten Einzelfunden nehmen neben den Terracotten, die schon im Bericht für 1878 erwähnt sind, runde Scheiben von grünem, blauem, gelbem und schwarzem Glas von 0,015 m Dicke das meiste Interesse für sich in Anspruch. Sie wurden alle in einem Kellerraum gefunden. Ich vermuthe, dass man aus derartigen Scheiben die Würfel für die Glasmosaiken anfertigte; dass man aber an der Herstellung der Mosaiken in dieser Villa durch einen hereinbrechenden Krieg verhindert wurde. Einem solchen scheint das ganze Gebäude zum Opfer gefallen zu sein, wenigstens ist es unzweifelhaft durch Feuer zerstört und nach dem Brande niemals wieder aufgebaut worden.

In diesem Jahre wurden aufs Neue zwei Grundrisse von römischen Villen gewonnen.

Im April und Mai wurden die Fundamente einer Villa in Mechern bei Merzig freigelegt. Herr Geh.-Rath Boch in Mettlach hatte die

Liebenswürdigkeit mir von der Existenz dieser Fundamentmauern Mittheilung zu machen, Herr Communalbaumeister **Brech** in Merzig die Freundlichkeit die Leitung der Ausgrabungen zu übernehmen. Die Villa liegt unmittelbar neben der Kirche, ja die Kirche und der Friedhof decken die östliche Hälfte derselben. Die Villa besteht, ähnlich wie die Oberweiser, aus einem langen, schmalen Mittelbau und zwei Seitenflügeln; denn wenn der östliche Flügel auch nicht aufgedeckt werden konnte, so ist er doch nach der in römischen Bauten festgehaltenen Symmetrie sicherlich anzunehmen. Die Fronte des Gebäudes liegt genau nach Norden und ist vollkommen geradlinig, der Mittelbau hat eine Breite von 7,10 m, um diesen springen die Seitenflügel mindestens um 16 m nach Süden vor. Der westliche Seitenflügel, von dem jedoch der südliche Abschluss wegen eines hindernden Hauses nicht gewonnen werden konnte, enthält 12 Zimmer, darunter zwei Badebassins und zwei mit Hypokausten versehene Räumlichkeiten, die wahrscheinlich auch noch zu den Badeeinrichtungen gehörten. Längs der westlichen Umfassungsmauer zieht sich eine aus grossen Sandsteinquadern bestehende Wasserrinne hin, die das von dem Dach herabfliessende Wasser aufnahm, zugleich aber auch einen durch das Haus geführten Wasserabfluss. Der Mittelbau konnte nur in einer Länge von 22,60 m verfolgt werden; alsdann brachen die Mauern, weil sich das Terrain senkt, plötzlich ab; er zerfällt in zwei Theile, den südlichen Theil nimmt ein Gang von einer lichten Breite von 1,90 m ein; der nach Norden gelegene, 4,40 m breite Theil dagegen ist in einzelne Zimmer getheilt.

Im August und September wurde die Freilegung eines kleinen römischen Gebäudes in Angriff genommen, welches im Kreise St. Wendel, **Försterei Wustweiler, Distrikt Düsters**, an der Stelle „am Siechhaus" genannt, mitten im Walde gelegen ist. Herr Oberförster **Mallmann** hat das Verdienst auf diesen Bau aufmerksam gemacht und der Ausgrabung seine förderndste Unterstützung gewidmet zu haben. Das Gebäude liegt wiederum auf dem Abhang eines Hügels, seine Hauptfaçade ist dem Thale zugewendet und nach Süden gerichtet. Dasselbe hat nur eine Länge von 30,50, eine Breite von 16,70 m, die Ecken der Hauptfaçade sind als stark vorspringende Pfeiler ausgebildet. Vor die südliche Umfassungsmauer ist ein rechteckiger Vorbau von 26,75 Länge und 7 m Breite vorgeschoben, der offenbar wiederum als freie Halle oder Veranda diente. Ueber die Ausbildung des Haupthauses vermag ich jetzt, wo die Ausgrabungen noch nicht beendet sind,

nur zu sagen, dass ein Theil unterkellert war. An die nördliche Umfassungsmauer des Haupthauses lehnt sich ein 8,70 m langer und 5,30 m breiter Anbau an, welcher die Badeeinrichtungen enthält. Das Bassin ist noch gut erhalten und die Hypokausten des Caldariums bieten in so fern Interesse, als in diesen die Säulen nicht aus einzelnen Ziegelplättchen aufgemauert sind, sondern aus Sandsteinpfeilerchen bestehen. Um diesen Vorbau, sowie längs der nördlichen Umfassungsmauer zieht sich, wie in Mechern und in Oberweis, eine aus Sandsteinquadern bestehende Regenrinne.

Diesen Villenfunden schliessen sich noch einige interessante Grabfunde an.

Etwa eine Viertelstunde von Born entfernt wurden auf dem linken Ufer der Sauer im Distrikt Heuzigerbusch, in unmittelbarster Nähe des Flusses, am Abhange der die Sauer einschliessenden Hügel im Frühjahr 1879 die Substructionen eines grossen Monumentes, eine Statue und drei Köpfe aus Sandstein gefunden. Die Substructionen bestehen aus einem 6,30 m langen, 5 m breiten Plateau, welches eine 1,64 m hohe Sandsteinmauer auf drei Seiten umgab, während die vordere, dem Flusse zugekehrte Seite offen gelassen war. In der Mitte dieses Plateau's haben offenbar auf Postamenten die Figuren gestanden, von denen Reste auf uns gekommen sind. Der Statue fehlt leider der Kopf, sonst ist sie gut erhalten. Sie besteht aus dem in der dortigen Gegend anstehenden Sandstein und hat ohne die 0,20 m hohe Basis eine Höhe von 1,40 m. Sie ist nicht fein durchgeführt, aber lebensvoll gearbeitet. Dargestellt ist ein Mann von gedrungener Gestalt im Schreiten; das linke Bein ist vorgesetzt, der Fuss steht fest auf; das rechte Bein dagegen ist im Knie gebeugt und zurückgesetzt, der Fuss berührt nur mit der Spitze den Boden. Der Mann ist bekleidet mit einem bis auf die Knie reichenden, mit weiten Aermeln versehenen Kittel, über die linke Schulter hat er ein Tuch gelegt, welches bis zu den Hüften herabhängt, ein zweites Tuch trägt er auf dem linken Arm. Der rechte Arm ist gesenkt, in der Hand hält er eine Anzahl Gegenstände, für die eine unzweifelhafte Erklärung zu geben noch nicht gelungen ist. Deutlich erkennbar scheint mir nur ein an einem Henkel hängendes Töpfchen oder Kesselchen.

Von den drei aufgefundenen Köpfen, die übrigens besser als die Statue gearbeitet sind, sind zwei weiblich, einer ist ein Jünglingskopf.

In Bitburg stiess man im August dieses Jahres bei der Fundamentirung der neu zu erbauenden Landwirthschaftsschule auf ein

römisches Gräberfeld. Durch Herrn Landrath Eckard von dessen Auffindung sofort benachrichtigt, konnte ich Sorge treffen, dass die Funde für das Museum gesichert und genaue Aufnahmen der Gräber und ihrer Lage zu einander angefertigt wurden. Letzterer Aufgabe unterzog sich Herr Baumeister Küppers mit der grössten Sorgfalt. Seinen Aufzeichnungen, die der nächste Jahresbericht der Gesellschaft für nützliche Forschungen ausführlich wieder geben wird, entnehme ich hier nur Folgendes: „Die Gräber wurden in einer Tiefe von 1,37—1,68 m gefunden und bedecken ein Terrain von 28 m Länge und 3 m Breite. Es wurden ein und zwanzig Gräber gefunden. Die bei weitem grösste Anzahl war mit Kalksteinplatten umstellt, jedoch fanden sich in dem südlichen Theile der Begräbnissstätte auch mehrere Gräber ohne Plattenumzäumung.“ Der feste Lehmboden, welcher sich an der betreffenden Stelle befindet, der theils absichtlich in die Plattengräber hineingethan, theils im Laufe der Zeit mit dem Regenwasser hineingesickert ist, hat so schwer auf die in die Gräber gesetzten Beigaben gedrückt, dass nur wenige derselben erhalten geblieben sind. „Die Beigaben bestehen aus einhenkligen Thonkrügelchen, eleganten schwarzen Bechern, Sigillataschalen; auch wurden einige Gläser, eine Bronzeschelle, ein Senkblei und einige Lanzenspitzen daselbst gefunden. Unter den Münzen zeichnet sich eine gut erhaltene der Faustina aus.“

Bei Bausendorf (Kreis Wittlich) wurde im Alfthal bei Anlage des Wehres Nr. 4 ein werthvoller goldner Siegelring gefunden. Derselbe enthält in sehr eleganter, durchbrochener Fassung einen kleinen grauen Stein, auf welchem eine doppelhenklige, mit Deckelchen versehene Urne eingeschnitten ist, die ihrer Form nach den Glasurnen der Gräber entspricht. Auf den Henkeln sitzt je eine Taube. Rechts und links von dem Stein ist auf der goldenen Einfassung in erhabenen Buchstaben folgende Aufschrift angebracht:

PRVDENTIAE (Stein) RODANI · VIVAE

welche besagt, dass der Prudentia, der Tochter des Rodanus, dieser Ring von einem nicht Genannten bei ihren Lebzeiten verehrt worden sei. Prudentia war Christin, dies zeigt die Darstellung des Steines, welche sich auf christlichen Grabsteinen massenhaft findet. Man vergleiche beispielsweise Le Blant, inscriptions chrét. n. 202, 286, 305, 306, 315, 318, 322, 362, 423. In Form und Technik stimmt mit diesem Ringe auffallend ein goldener Ring überein, welcher auf der Düsseldorfer Ausstellung zu sehen war und im Katalog derselben unter Nr. 180[a] mit folgenden Worten bezeichnet ist: „Fingerring durchbrochener

Arbeit, mit kleinem Cameo: Flötenspielerin. Fundort Trier." — Leider lässt sich nicht genau angeben, unter welchen Umständen der Ring der Prudentia aufgefunden wurde. Von einer Seite wurde mir mitgetheilt, dass er in einer Urne gelegen habe, von anderer Seite aber die Wahrheit dieser Aussage bestritten. — Dagegen ist sicher, dass noch ein zweiter Ring von Silber mit Schuppenverzierung demselben Fundort entstammt. — Beide Ringe sind für das hiesige Museum erworben worden.

Im Februar und März dieses Jahres wurden auf der Hochmark bei Cordel, auf dem Grundstück des Ackerers Bürgel auf Kosten des Museums Nachgrabungen nach einer römischen Glasfabrik angestellt, auf welche Herr Pastor Heydinger in Schleidweiler in einer Miscelle des 64. Jahrbuches S. 191 aufmerksam gemacht hatte. Die Ausgrabungen führten zur Auffindung einer grossen Anzahl von Glashäfen, Glasschlacken, Stangen aus grünem uud rothem Glas, Glastropfen, Fragmenten von allerhand Glasgefässen, darunter auch von einigen mehrfarbigen. — Die Herren Directoren der Glasfabrik zu Wadgassen an der Saar haben die Liebenswürdigkeit gehabt, die chemische Untersuchung dieser Stücke zu übernehmen. Ich hoffe die Resultate bald mittheilen zu können.

Ein Jahr nach dem Erscheinen der Miscelle des Herrn Heydinger wurde dem Museum eine Collection von gegen hundert Bruchstücken der feinsten Millefiore-Gefässe mit dem Bemerken zum Kaufe angeboten, dieselben seien vor einer Reihe von Jahren auf der Hochmark bei Cordel aufgefunden worden. Die Collection wurde angekauft; die Richtigkeit der Fundangabe dagegen halte ich bis jetzt noch nicht für zweifellos. Denn wenn auch bei den veranstalteten Nachgrabungen einige mehrfarbige Gefässfragmente gefunden wurden, so haben diese doch nur zwei bis drei Farben, während die Stücke der Collection eine bei weitem grössere Mischung von Farben und namentlich eine ungleich vollkommenere Technik zeigen. Denkbar wäre ja freilich, dass die feineren Gefässe an einer anderen Stelle als die gewöhnlicheren fabricirt worden und dass diese Stelle der römischen Glasfabrik auf der Hochmark von den Ausgrabungen im Frühjahr nicht berührt wurde. Man wird diese Möglichkeit offen halten müssen und der Hochmark noch fernerhin Aufmerksamkeit zu widmen haben; aber bis zur Auffindung genau entsprechender Millefiorestücke wird es richtiger sein, an der Wahrheit der angegebenen Fundnotiz zu zweifeln,[1]) welche ja

1) Da in der 7. Miscelle des 67. Jahrbuches der Name des früheren Be-

leicht in Folge der Miscelle des Herrn Heydinger gefälscht werden konnte als auf so schwache Unterlage hin, an eine so hohe Entwicklung der Glasindustrie in unserer Provinz zu glauben, zumal in einer auch in römischer Zeit von einer grösseren Stadt entfernt liegenden Gegend und an einem für Transport so unbequem gelegenen Ort wie die Hochmark. Irre ich nicht, so werden sämmtliche rheinische Sammlungen zusammen nicht mehr als zehn Stück der feineren Sorte der Millefiore, welche sicher rheinischen Fundorts sind, aufzuweisen haben. Wäre diese geringe Zahl verständlich bei einheimischer Fabrication derselben?

Es erübrigt noch der kurzen Erwähnung zweier nicht römischer Funde. — Der erste derselben gehört der prähistorischen Archäologie an. In dem Buchener Loch bei Gerolstein wurden Knochenreste des Mammuth, Rhinozeros, Höhlenbär, Riesenhirsch, Rennthier und des Pferdes in gleichen Schichten mit den Spuren menschlicher Thätigkeit aufgefunden. Der glückliche Entdecker war Herr Maler Eugen Bracht aus Carlsruh, der auch die von ihm aufgefundenen Kochenreste dem Museum zum Geschenke machte. Vergl. die 2. Miscelle des 67. Jahrbuches.

Der andere Fund ist mittelalterlich. Er besteht in einer werthvollen Schale aus Messing, welche im Herbste 1879 zu Hof Mulbach bei Binsfeld 7 Fuss unter der Erde aufgefunden wurde. Dieselbe hat einen Durchmesser von 0,27, eine Tiefe von 0,04 m. Auf der Innenseite ist in sechs Einzeldarstellungen die biblische Erzählung vom barmherzigen Samariter eingravirt. Auf dem ersten Bild: ein Mann im Reisecostüm Jerusalem verlassend; auf dem zweiten die Räuberscene: der eine Räuber hat den vor ihm demüthig Bittenden am Barte gefasst, der andere holt mit einer Keule zum Schlage aus. Auf dem dritten Bilde sitzt der Unglückliche, seiner sämmtlichen Kleider beraubt und aus vielen Wunden blutend, unter einem Baum; ein Priester schreitet stolz an ihm vorüber. Das vierte zeigt den Verwundeten in derselben Situation; vor ihm steht der Levit, ihn segnend anstatt ihm zu helfen. Auf dem fünften Bild sehen wir, wie der barmherzige Samariter dem Misshandelten die Wunden verbindet, auf dem sechsten, wie er denselben auf einem Esel zur nächsten Herberge bringt. — Jedes Bild ist mit einem Hexameter umrahmt. Die im Anschluss an die Uebersetzung

---

sitzers der Collection genannt wird, bemerke ich ausdrücklich, dass ich mit der Möglichkeit einer Fälschung der Fundnotiz den letzten Besitzer auch nicht in entfernteste Verbindung bringe.

der Vulgata (Lucas 10, 30 f.) in nicht eben musterhaftem Latein abgefassten Verse lauten:

Vir de Hifrusalem Jericho descendit [in] urbem
Latrones passus homo plagatur, spoliatur.
Transiit hunc presul, sed non super hunc miseretur.
Taliter ecce viam tran[sit Levi]ta per illam
Pro]curat vulnus, [quod u]nquit Samaritanus
Et] miserum proprio . . . . eus vexit asello.

Die technische Ausführung, die Art der Darstellungen sowie die Formen der Buchstaben machen es wahrscheinlich, dass die Schale etwa im elften Jahrhundert nach Christus angefertigt ist. Sie diente vielleicht als Tauf-, oder Firmungsschale; wenigstens wird diese Bedeutung für eine vollkommen entsprechende, mit Darstellungen der Ursulalegende gezierte Schale angenommen, welche sich in Aachen in Privatbesitz befindet und neuerdings durch die kunstgewerbliche Ausstellung in Düsseldorf (Katalog Nr. 755b) zu allgemeinerer Kenntniss gelangt ist. — Eine Publication und eingehende Besprechung dieses Stückes dürfen wir demnächst von Herrn Aldenkirchen erwarten.

Trier, Ende November 1880.

Felix Hettner.

### 3. Römische Militärstrassen in Rheinland, Westfalen und Hannover.

Wenn wir einen Rückblick auf die von uns bis jetzt in diesen Jahrbüchern, in der Pick'schen Monatschrift f. d. Geschichte Westdeutschlands und in den neuen Beiträgen zur alten Geschichte u. Geographie d. Rheinlande veröffentlichten römischen Strassenzüge auf der rechten Rheinseite werfen; so haben wir vor allen die grosse Heerstrasse hervorzuheben, welche von Trier auf der linken Moselseite nach dem Rheine bei Neuwied, und von da in grader nördlicher Richtung bis nach Münster geht. Ihr fernerer Lauf nordwärts über Saerbeck ist nunmehr weiter bestimmt worden bis uach Ibbenbüren, so dass die ganze bis jetzt bekannte Strecke c. 42 Meilen beträgt. Diese Hauptstrasse bildet mit ihren zahlreichen Nebenstrassen und deren Verzweigungen eine grosse Gruppe, welche wir, sobald sie bis zu ihrem Ende, wahrscheinlich an der Nordsee, untersucht ist, durch eine Kartenskizze zu verdeutlichen suchen werden. — Eine zweite grosse Strasse, ebenfalls von Trier ausgehend, haben wir in ihrem Laufe über den Hunsrück bis zum Rheine bei Lorch, und von da in nördlicher Richtung bis nach Warendorf kennen gelernt; dieselbe ist seitdem nordwärts weiter bestimmt worden über Glandorf und Iburg bis nach Osnabrück. Wir haben bereits auf die Wahrscheinlichkeit hingewiesen, dass diese Strasse, die ebenfalls von ihren Seitenstrassen begleitet wird, weiter im Norden in die vorige einmünden und daher nur eine Seitenstrasse jener Hauptstrasse sein dürfte. Die bis jetzt bekannte Strecke beträgt c. 46 Meilen.

Eine zweite grosse Strassengruppe kömmt in der untern Rheingegend in zahlreichen Armen über die Maas und den Rhein, und führt in nordöstlicher Richtung nach der Ems. Die Strasse, in welche alle übrigen allmälig einlaufen, führt von Xanten über Bocholt, Ahaus und Nienborg nach Rheine, und ist bereits früher beschrieben worden. Sie überschreitet bei Rheine die Ems, und man gewahrt ihre östliche Fortsetzung bei Nummerstein 33,3 rechts der Chaussee nach Ibbenbüren als einen mit Gebüsch bewachsenen, theilweise zerstörten Erd-

damm, der noch eine Höhe von 1,7 m bei einer oberen Breite von 2 m hat. Die Strasse geht mit der Chaussee bis in die Nähe des Bahnhofs Hörstel, wo sie von jener rechts ab, und als alter breiter Communalweg (Str. d. 3. P.) bis Ibbenbüren führt. Hier schneidet sie am Bahnhofe durch, und zieht in der bisherigen Form auf erhöhtem Terrain, dem Fusse des Gebirges entlang und immer in östlicher Richtung, bis Haus Velpe, wo sie die Chaussee nach Kappeln durchschneidet; hierauf läuft sie am Durchschnitt der Eisenbahn mit der Chaussee Ibbenbüren-Osnabrück in die letztere ein, und geht dann mit derselben bis nach Osnabrück. Von da läuft sie mit der Chaussee in östlicher Richtung weiter über Oldendorf und Buer nach Rüdighausen, und führt durch das Gebirge, wo dieses am zugänglichsten ist, zuerst links ab nach Börninghausen und dann durch den Wald auf die Chaussee von Bünde nach Holzhausen, dann mit dieser über Holzhausen nach Lübbecke, und zuletzt mit der Chaussee über Rothuffeln nach der Weser bei Minden. Die ganze Strecke vom Rheine bei Xanten bis zur Weser beträgt 26 Meilen. Wir haben es früher unentschieden gelassen, ob dieser Heerweg als eine Hauptstrasse anzusehen sei, und können auch bei dem jetzigen Stande der Untersuchung nicht bestimmen, ob derselbe nicht etwa eine Nebenstrasse einer von Westen nach Osten laufenden Heerstrasse sei. Es haben sich nämlich Spuren ergeben, aus denen es nicht unwahrscheinlich wird, dass der beschriebene, von der Ems bei Rheine bis zur Weser bei Minden laufende Theil sich von ersterem Orte noch weiter westlich nach der Yssel hin fortsetzt, in welchem Falle unsere Strasse von Xanten bis Rheine nur eine Nebenstrasse der letztgenannten sein würde. Es ist ferner wahrscheinlich, dass sich der von Minden über Lübbecke führende Theil in westlicher Richtun über Pr. Oldendorf, Bramsche und Fürstenau nach der unteren Ems fortsetzt, in welchem Falle auch jene letztere Strasse nur ein Seitenarm dieser Strasse wäre. Ueber alle diese Verhältnisse können nur ausführliche Untersuchungen in den zwischen der untern Ems und Weser gelegenen Theilen Norddeutschlands Aufschluss gewähren, wo auch die römische Strassenforschung sowohl darum ein besonderes Interesse hat, weil sich dort noch in den Mooren das Holzwerk erhalten, das in den meisten andern Gegenden verschwunden und nur die Erddämme zurückgelassen, als auch mehrere der bedeutenderen Kriegsunternehmungen der Römer durch diese Gegenden ihren Weg genommen haben. — Noch ist zu erwähnen, dass eine Viertelmeile östlich von Rheine ein Heerweg rechts ab geht, der dem süd-

lichen Fusse des Gebirges nachfolgt, gleichwie der vorige dem nördlichen Rande entlang läuft; derselbe ist bis jetzt nur in einzelnen Theilen recognoscirt worden, und zwar über Bervergern, Lengerich, Iburg, Halle, Neuhaus bis Nordborchen; der fernere Lauf ist unbekannt.

Eine dritte Strassengruppe, in welcher die Hauptstrasse mit grosser Wahrscheinlichkeit zu erkennen ist, geht in der Richtung von Westen nach Osten, zum Theile der Lippe entlang, zur Weser hin. Die Hauptstrasse kömmt vom alten Rheine bei Hauberg an der niederländischen Grenze, geht von da am Eltenberge vorbei über s'Heerenberg, Ysselburg, Werth, südlich an Dingden und östlich an Ringenberg vorbei über Peddenberg bis nördlich von Schermbeck, wo sie sich südlich wendet, um zwischen Gahlen und Dorsten die Lippe zu überschreiten, worauf sie nach Kirchhellen führt. Sie ist in dieser Strecke bereits früher beschrieben, und ihre Ueberreste sind in Form von ein, zwei und drei Wällen an vielen Stellen noch gut erhalten; bei Werth wurden auch mehrere mit der Zeit schwarz gewordene Eichenpfähle im Boden gefunden, herrührend von den pontes, auf welchen die Strasse die dortige sumpfige Strecke überschritt. Von Kirchhellen an, wo die Reste seltener werden, ist die Strasse bis jetzt nur an einzelnen Puncten, an Buer und Castrop vorbei, und nördlich von Dortmund recognoscirt worden; aus der Gegend südlich von Kamen gegen Soest hin wird sie von Prof. Nordhoff erwähnt. Von Soest läuft sie weiter unter dem Namen „Hellweg" bis Paderborn, und ist in dieser Strecke in der Kiepert'schen Karte gezeichnet; die fernere Fortsetzung ist noch nicht näher untersucht. — Dieser Heerweg hat ebenfalls mehrere Nebenstrassen: die erste kömmt vom Rheine bei Ruhrort, und geht über die Lipperheide nach Frintrop und Essen; sie ist in dieser Strecke bereits früher beschrieben. Von Essen läuft sie weiter über die fünf Höfe nach Westenfeld und mit Unterbrechungen bis Bochum. Von da führt sie nach Dortmund und unter dem Namen „Hellweg" über Unna, Werl nach Soest in die Hauptstrasse. Sie ist in ihrer ganzen Erstreckung in der Kiepert'schen Karte gezeichnet. In diese Strasse mündet eine Seitenstrasse, welche vom Rheine bei Witlaer kömmt, und über Heltorf und Lintorf nach der Ruhr bei Ketwig zieht; nachdem sie den Fluss überschritten, läuft sie über Bredenei und Rellinghausen nach Steele, und ist in dieser Strecke bereits früher beschrieben. Von Steele geht sie alsbald in die Chaussee und führt mit dieser bei Bochum in die vorige Strasse. Eine zweite Nebenstrasse kömmt vom alten Rhein bei Birten, und geht dem linken Lippeufer entlang; sie ist von uns bis in die Nähe

von Lippstadt beschrieben und gezeichnet, und auch in der Kiepertschen Karte enthalten; die letztere enthält auch die Fortsetzung bis zur Vereinigung mit der Hauptstrasse. Wir haben uns nachträglich an Ort und Stelle von der Richtigkeit dieser Angabe überzeugt, wonach die Strasse zuerst theilweise mit der Chaussee bis zur Brücke hinter Esbeck ging; vor letzterem Orte bemerkt man noch die Reste des abgegrabenen Strassendammes und auch jenseits Esbeck zeigen sich die Dammreste neben dem breiten alten Comunalwege, der bis Verlar führt. Von hier ist der Weg in neuerer Zeit chaussirt und hier und da verlegt worden, indem die ursprüngliche Richtung eine gradere war. Die Strasse ging über Hörste, Garfeln und Verne und mündet bei Salzkotten in die Hauptstrasse.

Eine vierte Strassengruppe kömmt wahrscheinlich von der Emsmündung, und geht auf dem linken Ufer des Flusses aufwärts; sie ist jedoch erst von Lingen ab untersucht worden. Von hier zieht sie der Ems entlang bis Rheine, und dann in derselben Richtung weiter als breiter hoher Erddamm, oder als Hohlweg; auch sind zuweilen die Seitenwälle noch sichtbar. Bei der Kapelle, am Durchschnitt mit der Eisenbahn, findet man den Strassendamm noch 1—2 m hoch; ebenso zeigen sich beim Bahnhof Mesum Reste desselben, und weiterhin gewahrt man wiederum die Ueberreste der Seitenwälle. Nachdem die Strasse im Ganzen dem Laufe der Ems folgend, an der Haskenau vorbei die Werse überschritten, geht sie unter dem Namen „Hellweg" nach Telgte, und hat streckenweise noch zwei Wälle bewahrt. Von Telgte über Warendorf bis Rheda ist die jetzige Chaussee auf den Heerweg gelegt, jedoch gewahrt man noch an den Stellen, wo die Chausee abweicht, die Reste der alten Strasse, und zuweilen ist die Chaussee selbst noch von einem oder zwei Wällen begleitet. Nachdem die Strasse bei Rheda die Ems überschritten, geht sie zuerst als alter Communalweg und dann mit der Chaussee über Rietberg, Delbrück und Neuhaus nach Paderborn. Zwischen Delbrück und Neuhaus gewahrt man bald einen bald zwei Wälle der Strasse bis 2 m hoch. Jenseits Paderborn geht die Fortsetzung in der Richtung der Chaussee nach Lichtenau, und wahrscheinlich über Cassel nach dem südlichen Deutschland. Wir werden nicht unterlassen, diesen wie uns scheint sehr wichtigen Strassenzug baldigst nordwärts bis zu seinem Ende, und dann möglichst weit südwärts zu verfolgen. J. Schneider.

---

## 4. Inschrift der Dea Mogontia.

DEÁE
MOGON
TIAE · IV́L
PATERNVS
TABELLÁR
EX VÓTÓ

Die obige Inschrift steht auf einer Ara, welche nach einer Mittheilung des kaiserl. Bezirks-Baumeisters Paul Tornow in Metz an den Vereins präsidenten Ende April 1880 in denselben Kiesgruben des Herrn Mey bei Sablon aufgefunden ist, aus welchen in der letzten Zeit die Votivtäfelchen der *dea Icovellauna*[1]) und viele andere römische Gegenstände[2]) zu Tage gekommen sind. Sie lag umgeworfen dicht unter der Oberfläche des Terrains. Das Material ist Kalkstein, „welcher fast zweifellos aus den von den Römern angelegten, jetzt aufgegebenen Brüchen in Norroy bei Pont-à-Mousson stammt." Die mit einfachem Gesims und roh behauenem Sockel versehene Ara hat eine Höhe von 65 cm und eine Breite von 22 cm, die 75 mm tief eingelassene Inschriftenfläche ist 33 cm hoch und 18 cm breit. Mir liegt ein vortrefflicher Abklatsch des Herrn Tornow vor, welchen ich am 28. April d. J. von dem Vereinspräsidenten erhalten habe; einen Monat später habe ich den Stein selbst gesehen in dem Garten des Herrn Mey, welcher ihn wie die übrigen Fundstücke für das Museum in Metz bestimmt hat. Herrn Mey verdanke ich ausserdem einen genauen Abriss des kleinen Denkmales.

Die ebenso wie die ganze Ara wohlerhaltenen Buchstaben zeigen noch sichere Spuren rother Bemalung. Die Apices sind deutlich erkennbar; über dem A der dritten Zeile sieht man einen feinen Strich, welcher der Rest eines etwas abgescheuerten Apex sein könnte: wäre

---

1) von Bone in diesen Jahrbb. 66 S. 64 ff. herausgegeben. — Die dort mitgetheilte Lesung ist, wie meine Vergleichung ergeben hat, ganz correct.

2) In den Jahrbb. 67 S. 155 erwähnt nach vorläufigen Mittheilungen des Herrn Tornow.

dies der Fall, so würde über sämmtlichen naturlangen Vocalen der Inschrift ein solches Zeichen stehen. Bekanntlich werden mit Ende des 2. Jahrhunderts die Apices seltener[1]); unsere Inschrift, auf welcher wir sie, vielleicht mit jener éinen Ausnahme, ganz consequent gesetzt finden, wird also ungefähr in die zweite Hälfte dieses Jahrhunderts gehören, wozu auch die Form der Buchstaben stimmt. Eine beträchtlich frühere Ansetzung gestattet schon das Auslassen des Praenomens nicht.

Der *Iulius Paternus* nennt sich *tabellarius* ohne nähere Angabe seiner Stellung; er scheint danach kein kaiserlicher, sondern ein privater Briefträger gewesen zu sein. Dass solche auch in der officiellen Sprache der Inschriften *tabellarii* genannt wurden, darf durch die von Otto Hirschfeld (Verwaltungsgesch. I 107, Anm. 5) gegen Mommsen (Hermes I 343) gegebenen Nachweisungen wol als erwiesen gelten.

Von besonderem Interesse ist unser Stein deshalb, weil er zum ersten Male die *dea Mogontia* nennt. Es ist dies ohne Zweifel eine topische Göttin, welche als solche auch der Regel gemäss[2]) mit Hinzufügung von *dea* auftritt. Wie wir neben einem deus Bormanus eine Bormana (Becker, Jahrb. 42, 90 ff.) und in einer Württemberger Inschrift (Brambach 1581) neben einem deus Mercurius Visucius eine sancta Visucia finden, so steht der dea Mogontia zur Seite, zwar nicht ein Mogontius, aber ein *deus Mogon*. Dieser ist allerdings nur aus britannischen Inschriften bekannt[3]), aber ein offenbar verwandter Name hat sich in den Rheinlanden und zwar im Elsass gefunden, nämlich der Apollo Grannus Mogounus (Brambach 1915), und wahrscheinlich

---

1) Siehe die Anm. zu Borghesi, Oeuvres III 26 und Wilmanns, Exempla zu n. 68.

2) Siehe z. B. Hübner zum Corpus VII n. 996 und Robert, épigr. de la Moselle I 68.

3) *deo Mogonti* Corp. VII n. 958 (Netherby), *deo Mog[on]ti* n. 320 (Plumptonwall), *deo Mogonti cad.* n. 996 (Habitancium). Aehnliche Namen sind Nodon (Hübner, Jahrb. 67, 29 ff.) und Veson (Orelli 2064, wenn auf diese Inschrift Verlass ist; O. Hirschfeld hat sie in Besançon vergeblich gesucht). — Den deus Mouns (n. 321 *deo Mounti*) und den deus Mounus (n. 997), welche ebendaselbst, in Plumptonwall, bezw. Habituncium, vorkommen, werden vorläufig hier ausser Acht gelassen, da es noch fraglich ist, ob sie mit jenen etymologisch und dem Wesen nach in irgend welchem Zusammenhange stehen; s. Becker, Zeitschrift des Mainzer Ver. I 191.

gehört der Cultus des Mogon nicht den genannten Fundorten an, sondern der Heimath der an diesen stationirten Soldaten, wie dieselben auch ihren einheimischen Muttergottheiten ebendort Denkmäler errichtet haben[1]). Während Schöpflin den Cultus des Mogounus vielmehr aus Britannien eingeführt sein liess, hat Reutter (Nass. Ann. X 371 ff.) den obigen Zusammenhang vermuthet, und zu dieser Annahme stimmt unsere Inschrift, insofern hier die dem Mogon augenscheinlich nah verwandte Mogontia in Gallien selbst, auf dem Gebiete der Mediomatriker vorkommt. Einen ganz sicheren Schluss auf die specielle Heimath der dea Mogontia gestattet allerdings unsere Inschrift nicht, zumal der Dedicant ein tabellarius ist; wir thuen gut, wie so oft auf diesem Gebiete, uns auch in diesem Falle vorläufig mit der Wahrscheinlichkeit genügen zu lassen, und diese weist auf das Rhein- und Moselgebiet hin.

Welcher Zusammenhang ist nun anzunehmen zwischen der dea Mogontia und Mogontiacum? Ist sie vielleicht, wie die dea Aventia von Aventicum, als Schutzgöttin dieser Stadt zu denken und deren Name direct von ihr abzuleiten? Es scheint dies nicht zulässig. Die Stadt heisst bekanntlich im Alterthum stets Mogontiacum, die abgekürzte Form tritt erst mit dem 7. Jahrhundert auf[2]). Die Ortsnamen auf -ăcum geben aber nicht auf Götter-, sondern Personennamen zurück, z. B. Brennacum, Avitacum, Iuliacum, Tiberiacum; auch Solimariaca (oder, wie Zeuss gr. Celt.[2] S. 806 corrigirt, Solimariacum) wird danach mit Glück gewiss nicht von der Göttin Solimara (Or. 2026), sondern von einem Solimarus (z. B. Brambach 1439 = Jahrb. 44, 74 vgl. Mommsen, Münzwesen S. 682) abgeleitet werden müssen. Wir treten daher Denen bei, welche Mogontiacum auf einen (allerdings noch nicht nachgewiesenen) Mogontius zurückführen: Becker, Zeitschrift d. Mainzer Ver. I 190 und Glück, Münchener Sitz.-Ber. 1865 I 16 ff. — Die dea Aventia kommt mehrmals und ausschliesslich in Aventicum vor; dass das Gleiche bei der dea Mogontia für Mogontiacum nicht der Fall ist, findet in Vorstehendem seine Erklärung

1) n. 319 *deabus matribus tramarinis* und 994 *matribus tramarinis* (vgl. 988). — Aehnliche Inschriften Britanniens sind noch n. 303 und 499, in deren letzterer *patri(i)s* hinzugefügt ist.

2) *Maguntia* dreimal bei dem ravennatischen Geographen 4, 24 und 26; *Magontia* in einer von Förstemann, Ortsnamen angeführten Urkunde d. J. 748, *Mogontia* in dem Leben des S. Aegil († 822); althd. *Maginza*, *Magenza* und *Magenz* bei Graff II 656.

und braucht also nicht auf blossen Zufall zurückgeführt zu werden. Andrerseits wird es natürlich keineswegs auffallen können, wenn einmal auch hier ein Denkmal dieser Göttin gefunden werden wird.

Karl Zangemeister.

---

## 5. Inschriften von Neckarau.

Unmittelbar am Rhein oberhalb Neckarau, südöstlich gegenüber von Altripp[1]) sind bei Anlage eines Weges Anfang April d. J. (1880) zwei römische Inschriftensteine gefunden worden, über welche der Vorsitzende des Mannheimer Alterthums-Vereins, Herr Landgerichtsrath Gustav Christ in dem Mannheimer Unterhaltungsblatte vom 20. und 21. April d. J. eingehend berichtet hat; dieser Artikel ist dann wieder abgedruckt 1) in dem Correspondenzblatt d. Ges.-Ver. 1880 S. 45 ff. und 2) in Pick's Monatsschrift VI (1880) S. 314 ff. Die Steine befinden sich nebst den übrigen Fundstücken in der Sammlung des genannten Vereines, wo ich dieselben zu sehen Gelegenheit hatte. Ich würde diese wohl schon genügend bekannte Entdeckung hier nicht zur Sprache bringen, wenn ich nicht gerade in Bezug auf den wichtigsten Punkt zu einer wesentlich verschiedenen Ansicht gelangt wäre.

1. Der untere Theil eines Votivdenkmales von gelbem Sandstein, welcher ursprünglich für eine (nicht aufgefundene) Basis mit der Dedicationsinschrift als Aufsatz diente. Auf dem unteren viereckigen (50 cm breiten) Vorsprunge steht

IN · H · D · D

Die Inschrift setzte sich fort auf der verlorenen Basis. Darüber sind auf diesem Fragment noch die untersten Theile eines Hochreliefs er-

---

1) Die Stelle findet man auf der „Carte über den Lauf des Rheins von Lauterburg bis Sandhofen bearb. von der Gr. Oberdirection des Wasser- u. Strassenbaus" 1875 (1: 20000) Blatt 7, da, wo 'Kanzkirchhof' steht. Christ's Vermuthung, dass die Localität urspr. Johannes' Kirchhof geheissen habe, bestätigt die von mir benutzte „Specialkarte der Gegend von Mannheim" v. J. 1780. Hier liest man in der That: „Im Johannes Kirchhoff". — Dagegen heisst das Feld in der Nähe statt Kasterfeld, wie C. angibt, auf beiden Karten Kastenfeld. Ein Kastenwörth findet sich südwestlich von Karlsruhe zwischen Forchheim und Daxlanden, eine frühere Rheininsel.

halten: links vom Beschauer ein Greif, an welchem der Kopf fehlt, die Flügel aber zu erkennen sind; in der Mitte zwei Füsse des Apollobildes und weiter rechts der Untertheil eines Dreifusses, von dem nur ein Stück erhalten ist; die Reste des Dreifusses, zwischen welchen der untere Theil eines von der Schlange umwundenen Omphalos existirt. In der obigen Publication ist das Relief erklärt worden für Aesculap-Mercur mit liegendem Hunde und mit einer Säule, an die der Caduceus gelehnt sei. Aber die vorstehende Erklärung ist sicher, auch nach Friedrich von Duhn's Ansicht, welcher mit mir die Sammlung sowie die Fundstätte besuchte.

2. Ein Quaderstein (ebenfalls gelber Sandstein), von welchem der vordere und untere Theil und die Ecke rechts oben abgebrochen sind. Das Stück ist in der Mitte 44 cm breit und 31 cm hoch; das L Z. 1 hat eine Höhe von 48 mm. Die Oberfläche des Steines ist etwas durch Wasser abgescheuert, die Lesung indess sicher. Der von Herrn Christ bereits vollkommen correct mitgetheilte Rest des Textes lautet:

/I O · V Λ I.. EN
N · ET · C O N S
C ˙O N S T I
L E R I V · S // T ·

Z. 1 kann das *a* einen Querstrich gehabt haben: die Stelle ist beschädigt. Das mit N ligirte E (obschon die Querstriche etwas abgescheuert sind) ist sicher. Der Rest zu Anfang der 2. Zeile gehört unzweifelhaft einem N an; Z. 4 vor L existirt vielleicht der Rest eines A (Λ); nach LERIVS kann eine Interpunction durch Verletzung des Steines verloren gegangen sein. Der Punkt nach dem letzten T ist fast ganz sicher.

Dieses Fragment würde von ausserordentlichem Interesse sein, wenn die Ergänzung des Herrn Christ die richtige wäre. Nach derselben „haben wir es mit einer Inschrift zu Ehren Valentinian's (I) zu thun, der einzigen Inschrift dieses Kaisers, welche je auf deutschem Boden rechts des Rheines gefunden wurde"; und zwar beziehe sie sich möglicherweise auf das nach Ammian 28, 2 § 2 von diesem Kaiser vermuthlich eben hier[1]) bei dem damals rechtsrheinischen Altripp angelegte *munimentum*. Herr Christ ergänzt danach: [*imp*(*eratore*) *Caes*(*are*) *Flav*]*io Valen*[*ti*-] | [*niano d*(*omino*)] *n*(*ostro*) *et cons*(*ule*) | [*mu*-

1) Diese Vermuthung hatte Fickler in der 'Badenia' 1864 S. 328 ausgesprochen.

*nimentum*] *consti*|[*tutum C.* (oder ein anderer Vorname) *Va*]*lerius T*(*ertius* od. dergl.), dann die Titulatur dieses ausführenden Beamten und eine Formel wie *opus perfecit* oder *ponendum coravit.* Er räumt indess selbst ein, dass sich die Inschrift nicht nothwendig auf das *munimentum* Valentinan's beziehen müsse und dass dessen Identität mit Altripp nicht zweifellos sei. Dagegen scheint es ihm sicher, dass es sich in der Inschrift um eine Errichtung handele (Z. 3 könne man auch *opus* oder *castellum* ergänzen) und diese sich auf Altripp beziehe, welches ja bei der allgemeinen Erneuerung der Rheinkastelle (unter jenem Kaiser) nicht übergangen worden sein könne. — Dieser Ergänzung stehen indessen erhebliche Bedenken entgegen. Abgesehen davon, dass dieser Text nicht zu dem weitschweifigen und schwülstigen Stile der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts stimmt und dass für *constitutum* wenigstens ein von Herrn C. auch erwähntes *constituit* (natürlich ohne *o. p.* oder *p. c.*) stehen müsste: unmöglich ist 1) die Stellung des *d. n.* nach dem Namen, 2) die Anfügung des *cons.*[1]) durch *et*, 3) die Abkürzung T. für ein Cognomen in einem solchen Denkmale; augenscheinlich ist T. vielmehr das Praenomen des Vaters oder Patrons, und dieses schon muss es bedenklich erscheinen lassen, die Inschrift der Zeit Valentinians zuzuweisen. Dass eine so späte Ansetzung unhaltbar ist, lehrt auch die Form der Buchstaben. Ich bin mir wohl bewusst, dass in dieser Beziehung grosse Vorsicht geboten ist und man z. B. leicht Gefahr läuft, nachlässige Aufschriften zu spät anzusetzen. Der umgekehrte Fall tritt an sich schon seltener ein; und bei der vorliegenden Inschrift lässt sich mit Bestimmtheit behaupten, dass diese Buchstaben nicht aus der 2. Hälfte des 4. Jahrhunderts stammen können. Sie gehören vielmehr in das zweite Jh., spätestens in die erste Hälfte des dritten.

Als eine mögliche Ergänzung lässt sich beispielsweise die folgende vorschlagen:

*T. Valer*]io Valen[*ti*
*dec. col.*] N(em.) et Cons-
*tantiae*] Consti-
*tutae T. Va*]lerius T.
. . . . . . . . . .

dann *filius* (oder *libertus*), z. B. *parentibus* u. s. w. — Allem Anscheine nach ist es also eine einfache Grabinschrift; das D · M wird wie oft

1) *cons.* statt *cos.* findet sich allerdings in dieser Zeit; z. B. Wilmanns 1091.

auf dem verlorenen Aufsatz gestanden haben. Für Z. 2 *decurio coloniae Nemetum* vgl. die (von mir revidirten) Inschriften: Brambach 1796[1]). 1704 (Haug, M. Denkst. n. 19)[2]) 1948—1952. Der Name Constantius kommt auch auf dem in Speier selbst gefundenen Steine Br. 1798[3]) vor; vgl. Br. 1336 (a. 236) und 1304. Hat derselbe in unserer Inschrift gestanden, so wird diese eher in einen späteren Abschnitt des oben bezeichneten Zeitraumes als in dessen Anfang gehören.

Wenn danach unser Stein auch kein Denkmal von solcher historischer Wichtigkeit ist, als angenommen wurde, so setzen doch diese beiden Inschriften sowie das sonst hier Entdeckte[4]) und die Umstände, unter denen es gefunden wurde (worüber Herr Christ sorgfältig berichtet), ausser Zweifel, dass wir hier einen römischen Situs vor uns haben. Für die auf diesem Terrain auftretenden topographischen Fragen ist dies entschieden von Bedeutung. Eine Lösung derselben ist allerdings bei dem Wechsel, welchem die Flussläufe nachweislich unterworfen gewesen sind, an sich sehr schwierig und mit dem jetzt vorliegenden Material noch unmöglich. Wir möchten aber diese Gelegenheit benutzen um die betr. Probleme wenigstens kurz zu bezeichnen: 1) mündete der Neckar bei Neckarau in den Rhein? 2) lag Alta Ripa auf dem rechten Rheinufer? 3) lag hier das von Valentinian erbaute *munimentum*? — Für die Bejahung der ersten Frage spricht schon der sehr alte Name von Neckarau, ferner Reste eines alten Flusslaufes zwischen Seckenheim und letzterem Orte[5]). — Noch jetzt existirt westlich von Altripp ein „Alt-Rhein“, ja noch weiter westlich ist ein zweiter alter

---

1) Brambach 1796 steht wol nicht MER (wie Haug, Jahrb. 55, 166 las) sondern I-ER(es).

2) Br. 1704 Z. 5 lese ich D C C · S · N · ITEMDEC | C NEMET d. h. wol: decurio civium civitatis (so K. Christ) Severianae Nemetum item (so Brambach) decurio coloniae Nemetum.

3) Theilweise noch erhalten im Museum zu Speier, wo ich ihn copirt habe. Vgl. Haug, Jahrb. 55, 168.

4) Der hier entdeckte Boden, war doch wohl ein Strassenrest, wenigstens stimmt seine von C. beschriebene Anlage genau überein mit derjenigen der 1877 in Heidelberg gefundenen Römerstrasse. Die ausserordentliche Breite (ca. 30′ von O. nach W.) kann sich durch besondere Umstände erklären, — oder war es etwa ein Stück der Länge? Die andere Dimension wird nicht angegeben.

5) Fickler a. a. O., desgl. Christ. Wichtig hierfür ist auch die oben angeführte Karte v. J. 1780. Man beachte übrigens zugleich den Gang der Flurgränze von Seckenheim und Neckarau.

Flusslauf zu erkennen in dem Woog und Bruch (zwischen Rehhütte und Neuhofen) bis zum Gumpen-Loch; siehe die oben erwähnte Karte von 1875. Im jetzigen Rheinlauf bei Altripp gegenüber unserer Fundstätte sind Mauerstücke (i. J. 1857), ausserdem ein viereckiges Gebäude beobachtet worden [1]), und erst im 9. Jahrh. scheint Neckarau von Altripp durch den Rhein getrennt worden zu sein [2]). Dass ein solcher Punkt wie der an der Einmündung des Neckars in den Rhein befestigt worden ist, hat an sich alle Wahrscheinlichkeit für sich, und wenn das erwähnte Fort des Valentinian [3]) gerade hier lag, so lässt sich namentlich an Ort und Stelle Ammians Bericht 28, 2 § 2 (v. J. 369) über die Ableitung des Neckars durch diesen Kaiser leicht begreifen. Der von Osten (von Seckenheim) her strömende Fluss drohte die Mauern des Forts zu unterwühlen; Valentinian liess deshalb das Wasser an dieser Stelle abdämmen und ein neues Bett graben, etwa in der Richtung des Giessen [4]), so dass der Neckar weiter unterhalb in den Rhein mündete, jedenfalls das Fort nicht mehr berührte. Später, vielleicht im 9. Jh. (s. die oben erwähnte Urkunde), durchbrach das Hochwasser des Rheins den Landstreifen, welcher ihn bis dahin von dem früheren Neckarbette getrennt hatte, und floss seitdem östlich von Altripp.

Doch vorläufig sind dies alles nur Möglichkeiten. Ob wir zur Gewissheit kommen werden, so lange die Lösung dieser Fragen bloss der Zufälligkeit von Funden überlassen bleibt, ist sehr fraglich. Um so mehr muss man wünschen, dass der Mannheimer Alterthumsverein diesen topographischen Untersuchungen auch weiterhin seine Aufmerksamkeit schenkt und namentlich auch an geeigneten Stellen Nachgrabungen vornimmt. Karl Zangemeister.

---

1) Fickler S. 327 A. 7 und Christ. Nach Letzterem besitzt der Mannheimer Alterthumsverein eine genaue Aufnahme dieser Reste.

2) Urkunde von 868 (*Monasticum Palatinum* I 23), von Christ erwähnt.

3) Eine Constitution Valentinians v. J. 369 ist aus Alta Ripa datirt: Cod. Theod. 11, 31, 4.

4) Ein rechts (östlich) bei Neckarau vorbei fliessender Bach, wie es scheint der Rest eines alten Flusslaufes.

## 6. Inschrift von Kreuzwald.

Bei dem Bau der Eisenbahn von Karlingen nach Teterchen ist am 8. Juni d. J. (1880) in dem Domanialforste bei Kreuzwald ein kleiner Inschriftenstein gefunden worden, über welchen ich Dank der Güte des Baron de Salis in Metz nach den ihm von Herrn A. Schlincker in Kreuzwald gemachten Mittheilungen hier berichten kann. Die nur 38 cm hohe und unten 18 cm breite Ara lag fast an der Oberfläche des Bodens, welcher hier in ziemlich weitem Umkreise mit „*pierres ferrugineuses*“ und Ziegelstücken bedeckt war. Sie hat wie gewöhnlich Krönung und Sockel, nur wird die Inschriftenfläche oben nicht grädlinig sondern durch ein Halbrund abgeschlossen, in welchem ein Stierkopf in Relief sich befindet. Auf der oberen Fläche des Steines ist ein eiserner Ring eingelassen, offenbar zum Transportiren des Altärchens. Ein anderes Beispiel eines solchen Ringes ist mir nicht bekannt, vermuthlich werden sich solche aber auch sonst finden oder wenigstens aus Spuren erschliessen lassen, wenn man andere derartige sehr kleine Votivdenkmäler darauf hin ansieht. Und dergleichen finden sich im Rheingebiete nicht wenige: ich führe nur die folgenden mir im Augenblick zur Verfügung stehenden Beispiele an mit Hinzufügung der Höhe in Parenthese: Brambach 1831 (46 cm), Br. 643 = Haug 36 (45), Br. 1830 (45), Br. 1704 = Haug 19 (41), Br. 1714 (38), Br. sp. 43, ächt (36), Br. 1823 (36), Jahrb. 60, 82 (27). — Die Inschrift, von welcher mir ein Abklatsch des Herrn Schlincker vorliegt, lautet:

DEO · C
ISSON
IO · P///
Ⱶ · S

*Deo Cissonio P. . . l(ibens) s(olvit).* In der dritten Zeile stand nach P (dem Gentilnomen) wol eine Interpunction und die Initiale eines Cognomens. Dass der Dedicant nur die Anfangsbuchstaben seiner Namen

angibt, kommt öfters vor auf solchen Hausaltärchen, z. B. Brambach 642. 1391. 1702. 1727; Robert, épigr. de la Moselle I p. 53. An Praenomen und Gentilnomen ist natürlich bei einer so späten Inschrift nicht zu denken. Das L hat die bekannte cursive Form, welche in später Zeit auch in die Steininschriften eindrang.

Der celtische deus Cissonius ist aus einer Reihe von Inschriften bekannt, deren Mehrzahl ihn als Mercurius bezeichnet: Br. 400 (Köln) und Br. 1461 (Wiesbaden) *Mercurio Cissonio*; Orelli 1406 (Briançon) und Jahrb. 66, 163 (Rheinzabern) *deo Mercurio Cissonio.* Wie hier, ohne Identificirung mit Mercurius, kommt er noch vor in der Ruppertsberger, von mir in Speier gesehenen Inschrift Br. 1831: DEO CIS|ONIO [1]), mit éinem s.

Es sei noch erwähnt, dass sich nach Herrn Schlincker's Mittheilungen ungefähr 200 Meter von dieser Stelle entfernt auf der Eisenbahnlinie die Reste einer kleinen Reiterstatue gefunden haben, welche der des Mertener Denkmals [2]) gleicht, indess beträchtlich kleiner ist. Hoffentlich sorgt die zuständige kaiserliche Behörde bald dafür, dass die Fundstücke in einem Museum geborgen werden.

K. Zangemeister.

---

1) Das erste I hat oben und unten einen kleinen Ansatz nach rechts (I), aber nicht in der Mitte der Hasta, ist also kein E.

2) Die Reste desselben befinden sich jetzt im Museum zu Metz. Vgl. Kraus, Jahrb. 64, 94 (Taf. VII) und Prost im Bull. des antiquaires 1879 p. 63.

---

## 7. Inschrift von Daxlanden.

Die grossherzoglichen Sammlungen zu Karlsruhe haben vor kurzem eine im Mai 1880 bei Daxlanden[1]) gefundene kleine Ara durch Schenkung des Pfarrers Hassloch daselbst erworben. Dieselbe besteht aus hellgelbem Tuffkalk oder Kalktuff[2]) und hat einschliesslich der Krönung und des Sockels eine Höhe von 49 cm. Das Inschriftfeld ist 26 cm hoch und 205 mm breit, der unter der letzten Zeile noch freigelassene Raum beträgt 145 mm in der Höhe. Die in ganz deutlichen Buchstaben geschriebene und wie die Arula überhaupt vorzüglich erhaltene Inschrift lautet nach meiner Abschrift:

· I · O · M ·
P·VERATIVS
FLORVS·V·S·L·L·M

Das lange I in Veratius ist ganz sicher. Noch sei erwähnt, dass die Buchstaben von Z. 2 und 3 je zwischen zwei vorgezogenen Linien stehen. Am Ende von Z. 2 sieht man ein weniger tief eingegrabenes Zeichen wie <. Falls dasselbe nicht etwa zufällig und zwecklos ist, soll es vielleicht zur Ausfüllung des hier von der Inschrift frei gelassenen Raumes dienen, und möglicherweise hat diesem eine zweite Verzierung zu Anfang derselben Zeile (wo die Oberfläche ein wenig abgerieben ist) entsprochen. K. Zangemeister.

1) Daxlanden liegt westlich von Karlsruhe ungefähr 2 km vom jetzigen Rheinbette entfernt. Nach einer alten Karte der Heidelberger Universitätsbibliothek (n. 30) floss der Rhein noch i. J. 1652 unmittelbar an dem Orte vorbei.

2) Nach einer Mittheilung des Herrn Geh. Hofrath Wagner kommt diese Steinart, soviel man weiss, in dieser Gegend nicht vor.

## 8. Neue Inschriften aus Bonn.

(Hierzu Tafel VII, 1—5.)

1.

Gefunden beim Bau der neuen Cavallerie-Kaserne auf dem Exerzierplatz, ein grosser Block von Wolkenburger Trachyt, 1,19 hoch, 0,78 breit, 0,63 dick. Die Inschrift (abgebildet Taf. VII, 1) ist sehr schön und regelmässig eingehauen und ohne jede Verletzung. Sie lautet:

D ∧ M
AELIAARVANIA
VIVASIBI·ETSIMPLI
CINIO·VICTORI·Ↄ
LEG·I·METIII·PAR
THICAE·CONIV
GI·PIENTISSIMO
FECIT

D(is) M(anibus) Aelia Arvania viva sibi et Simplicinio Victori c(enturioni) leg(ionis) I M(inerviae) et III Parthicae coniugi pientissimo fecit.

Die Inschrift fällt nach Septimius Severus: von diesem erst war die dritte Parthische Legion ausgehoben (Dio Cass. LV. 24) und in Mesopotamien stationirt worden. In der Notitia dignitatum erscheint sie nicht mehr. Grotefend (in Pauly's Realencyclopädie) kannte etwa vierzig Inschriften dieser Legion, aber kaum eine unverdächtige. Im CIL kommt sie bis jetzt nur einmal vor (III. 1651 add. Grabstein eines Soldaten), in der Inschrift Orelli 3369 (= Wilmanns 1458) wird sie mit den andern Legionen aufgezählt, Wilmanns 1590 erscheint sie als leg. III. Parth. Seve(riana). Ihre Erwähnung verleiht unserem Stein so ein besonderes Interesse. Die leg. I. Min. hat bekanntlich in Bonn gestanden; Simplicinius kann vor der Versetzung an den Euphrat hier gestorben sein, da die an zweiter Stelle genannte Charge schwerlich die erstbekleidete war.

2.

Gefunden, wie auch die folgenden Nummern beim Neubau der Stiftskirche. Vgl. hierzu J. Klein in den Jahrbb. LXVII. 65 ff.

Unser Stein (abgeb. Taf. VII. 2) hat eine Höhe von 0,44, eine Breite von 0,48 bei einer zwischen 0,04—0,06 wechselnden Dicke; das

Material ist Kalkstein. Die Platte ist oben, rechts und unten scharf abgeschnitten, nur links ist der ursprüngliche Rand zerstört. Ein Sprung theilt sie in zwei Stücke, die aber genau aneinander schliessen. Im oberen Rande ganz rechts, gerade über dem linken Schenkel des äussersten M findet sich ein etwa 0,03 tiefes Loch, das zur Befestigung durch eine Klammer gedient haben mag. Die Rückseite zeigt noch deutliche Spuren eines rötlichen Mörtels. Lesbar ist folgendes:

MAX · BRIT · M/
GG·PR·PR·ET·CLASI
IVL · PLACIDVS IVS
CASSI · AVITVS RV
DASSIV · GELLI PRI
LVCIV·OCTAVIVS FIR
)T · FAVSTINVS VIT
CA · AVGVSTVS SE

Die oberste Zeile und die letzten fünf Buchstaben der zweiten sind absichtlich getilgt, jedoch in verschiedener Weise. In der ersten Zeile ist nur der ganze Grund rauh bearbeitet, so dass die Schriftzüge noch deutlich sind; in der zweiten ist das ganze Feld des Buchstabens aus dem Stein herausgeholt, so dass einzelne Zeichen kaum mehr zu erkennen sind, so besonders das zweite. Nach dem was der Stein jetzt bietet kann es L aber auch E gewesen sein.

Was die Bedeutung der Inschrift angeht, so kann wohl kein Zweifel sein, dass wir es mit einer Dedicationsurkunde zu thun haben, dass also die erste Zeile die Reste eines Kaisertitels enthält, die zweite die höheren Offiziere, die folgenden die Namen der dedicirenden Soldaten, beispielsweise der Centurionen der legio I Min. Den Namen Britannicus maximus — und anders kann die erste Zeile nicht ergänzt werden — mit einem vorhergehenden anderen (Parthicus) maximus finde ich bei vier Kaisern: Antoninus Pius, M. Aurelius, Septimius Severus, Caracalla. Schon die Tilgung des Namens erlaubt nur an den letzten zu denken.

Der Anfang der zweiten Zeile scheint dann zu lesen [leg. Au]gg. pr(o) pr(aetore), was uns zwingt, die Inschrift in das Jahr 211 zu setzen, das Jahr der gemeinsamen Regierung von Geta und Caracalla. In die Regierungszeit des Severus dürfen wir nicht zurückgehn, da Caracalla erst nach dem Tode seines Vaters die Titel Parth. max. Brit. max. angenommen hat. Schwierigkeiten macht die Lesung des Schlusses dieser Zeile. Es muss, schon wegen der Tilgung der Buch-

staben, die unerklärlich wäre, wollte man z. B. et clas(s)iarii setzen, an einen Eigennamen, wahrscheinlich den des Legionscommandanten, gedacht werden. Ich weiss nichts besseres vorzuschlagen, als: Cl. Asi..., was Asicius Asinius oder ähnlich ergänzt werden kann.

Die Soldatennamen waren in Columnen geschrieben: der Anfang der einen ist deutlich zu sehen. Ob die einzelnen Namen überall von den vorhergehenden durch einen solchen breiten, genau abgegrenzten Streifen getrennt waren, wie an dieser einen Stelle, ist fraglich. Sicher stehen die Buchstaben zur äussersten Linken, die doch als Anfänge von Namen einen solchen Rand bilden müssten, nicht so genau untereinander. Die Namen selbst bieten nichts auffälliges. Vornamen scheinen bereits zu fehlen, wenigstens beginnt die zweite Columne ohne solche. Die beiden untersten Namen sind links verstümmelt; beispielsweise kann man [Pl]ot(ius) Faustinus und [Sene]ca oder [Lic]ca(ius) [1]) Augustus lesen. Augustus als Cognomen findet sich in Provinzen mehrfach (z. B. CIL. V. 7862 und 8737).

Die Inschrift ist demgemäss etwa so zu ergänzen: [Imp. Caes. M. Aurelio Antonino pio fel. aug. Parth.] max. Brit. ma[x. pont. max. *folgen die Aemter* ‖ *der dedicirende Truppentheil unter* N. N. leg(ato) Au]gg. pr(o) pr(aetore) et Cl. Asi[cio leg. leg. ‖...] Iul(ius) Placidus Cassi(us) Avitus Dassi(us) Gelli(us) Luciu(s) Octavius [Pl]ot(ius) Faustinus [Lic]ca(ius) Augustus Ius... Ru... Pri... Fir... Vit... Se...

Die Länge der ursprünglichen Inschrift muss das erhaltene Stück um das acht- bis zehnfache übertroffen haben. Das ergibt sich aus dem Namen des Kaisers, der in einer Ausführlichkeit wie hier gegeschrieben 60—70 Buchstaben enthält. Dass unsere Inschrift demgemäss die Dedicationsinschrift eines beträchtlichen Gebäudes gebildet habe, ist wohl kein zu kühner Schluss.

3.

Breite 0,27, Höhe 0,20, Dicke 0,07—0,08. Kalkstein. Abgeb. Taf. VII, 3. Das Stück ist unten profilirt und verräth so seine Zugehörigkeit zu einer monumentalen Inschrift, die wir auch ohnehin aus den schönen und tief eingehauenen Buchstaben erschliessen dürften. Leider ist sehr wenig erhalten.

L PR · L
NIANA · I

1) Liccaius CIRh. 1519 und 232. Wenigstens wird der Genetiv Liccai an letzterer Stelle wohl besser von Liccaius als von Liccaus abgeleitet.

Der Rest des ersten Zeichens kann nur einem R angehört haben, der des letzten der ersten Zeile einem L, E oder drgl. In der zweiten Zeile ist NIANA sicher. Dass die erste Zeile [leg. Aug. p]r. pr., die zweite einen Legionsbeinamen (wie Antoniniana) enthalten habe, bleibt natürlich Vermutung.

4.

Breite 0,07, Höhe 0,26, Dicke 0,09. Material ein dunkler grober Tuff. Der Stein zeigt nirgends mehr den ursprünglichen Rand. Abgeb. Taf. VII, 4.

Das Geräth in der Mitte könnte ein Lituus, allerdings von abweichender Form, sein, ohne dass ich für diesen oder für die Buchstaben H und B, die zu seinen Seiten stehen, eine annehmbare Erklärung wüsste.

5.

Höhe 0,20, Breite (am oberen Rand der ersten Zeile) 0,18, Dicke 0,06. Material Kalkstein. Abgeb. Taf. VII, 5. Erhalten ist nur:



Durch Verlängerung der schrägen Linie über dem Christusmonogramm links bis zum Schnitt mit der graden unter demselben können wir die ehemalige Breite des Steines ermitteln. Von der mittleren Hasta des Monogramms, als Mitte des ganzen Steines aus, gerechnet, betrug dieselbe nach jeder Seite 0,37, d. h. für die linke Seite der Inschrift noch 0,22 mehr als erhalten ist. So können vor dem ersten Zeichen höchstens 7 Buchstaben gestanden haben, und mir scheint kaum eine andere Ergänzung möglich als [hic pa]usat. Das fünfte räthselhafte Zeichen, welches überhaupt etwas weniger tief eingehauen ist, als die andern, können wir dann für eins der wunderlichen Interpunktionszeichen ansehen, wie sie auf christlichen Inschriften erscheinen.

In der zweiten Zeile ist das erste Zeichen sicher X gewesen, und damit ist die Ergänzung gegeben: [hic pa]usat — *folgt der mit* S *und vermuthlich* P *beginnende Name des Verstorbenen* — [qui vi]xit an[nos]....

Bonn. Paul Wolters.

## 9. Römische Gläser.

### b. Heidnische und christliche Glas-Kelche und Patenen[1]).

Hierzu Taf. I—VI.

Die Besprechung heidnischer und christlicher Glas-Kelche und die dabei dargelegte Meinung, dass diese keine neue, von dem Christenthum hervorgerufene Specialität, sondern lediglich eine Uebernahme vorhandener Gefässe zu neuer Benutzung seien, schloss im LXIV. Heft S. 129 mit der Ankündigung einer Anzahl theils heidnischer, theils christlicher, durch eingeschnittenen figürlichen Schmuck ausgezeichneter Glas-Patenen, deren Veröffentlichung nunmehr erfolgt. Ihre Zahl ist inzwischen auf acht angewachsen, von denen zwei bereits publicirt, sechs jedoch bisher unbeachtet geblieben sind. Sechs von denselben zeigen heidnische, zwei christliche Darstellungen.

1. Glasteller aus dem Museum in Mainz (Taf. I) von dünnem grünlichem Glase, gefunden 1875 beim Mainzer Festungsbau am Fort Hauptstein. Das Glas lag in mehr als 60 Stücken zerdrückt auf der Brust einer mit Kalk übergossenen Leiche, und zwar in einem Sandsteinsarge. Nach unverkennbaren Spuren in der Kalkmasse waren ebenfalls in den 4 Ecken des Sarges Gläser und zwar Flaschen aufgestellt gewesen, die indessen verschwunden sind. Das Glas trägt in grossen Majuskeln die Umschrift VALERI VIVAS[2]). Die Darstellung führt uns in eine Landschaft, deren Mitte ein Baum mit breitem Wipfel einnimmt; oben links, unter dem Buchstaben A befindet sich Strauchwerk, welches indessen wie der Baum selbst ausgebrochen und nur noch in Fragmenten erkennbar ist. Grashalme, stets zu dreien pfeilartig vereinigt, deuten unterwärts die Feldflur an. Hinter dem Baume, denselben in Waidmannsart als Deckung benutzend, steht ein Jäger, der, mit dem Speere bewaffnet, den Moment abgewartet hat, um einen eben aufspringenden mächtigen Eber, welchem 2 Hunde bereits angreifend entgegenspringen, zu erlegen. Der Speer dringt neben dem

1) Fortsetzung des Aufsatzes im Jahrb. LXIV S. 119.

2) Der Buchstabe V im Worte VALERI liegt zum Theil in der Bruchfläche der Beschädigung oben links. Nach einer freundlichen Mittheilung Lindenschmit's fanden sich die Randstückchen mit diesem Buchstaben nachträglich vollständig vor.

Rüssel des Thieres ein. An dieser Stelle befinden sich so viel Sprünge und Splitter, dass über die Form des Speereisens Bestimmtes nicht zu sagen und nicht festzustellen ist, ob es eine mora, jene mit Querhaken über dem Knauf versehene Lanze, war, wie sie besonders bei der Eberjagd nachweislich gebraucht wurden. Die am Saume der kurzen Tunika, am Aermel und an der Hose über die Umrisslinien hervorstehenden Strichelungen scheinen Pelzbekleidung des Jägers andeuten zu sollen, wie sie der für die Saujagd gebotenen winterlichen Zeit entspricht.

2. Eine einfachere Jagdscene befindet sich auf einer kleineren und tieferen Schale besseren und weisseren Glases (Taf. II), welche vor zwei Jahren bei den Ausgrabungen am Weissenthurmthor zu Strassburg gefunden wurde, und mit den andern reichen Fundstücken des dort entdeckten und von Herrn Domcapitular Straub in mustergültiger Weise blossgelegten Gräberfeldes in die Sammlung der Gesellschaft für Erhaltung der geschichtlichen Denkmäler des Elsasses gelangte[1]). — In der durch Zweige und Blätter angedeuteten Landschaft erblickt man einen in raschem Laufe fliehenden Hasen, der sich voll Angst nach einem neben ihm laufenden Hunde umschaut, welcher im Begriffe ist, ihn zu erreichen. Der Hund charakterirt sich durch sein doppeltes Halsband als dressirter Jagdhund. Beide Thiere sind in grösster Erregung und bleibt es dahingestellt, ob sie lediglich als ein einfaches Genrebild des Jagdlebens oder als eine christlich-symbolische Darstellung aufzufassen sind. Der Hase ist häufig ein christliches Symbol: durch seine Furcht derjenigen, die ihr Heil in Angst und Zittern finden, durch seinen raschen Lauf der Vergänglichkeit des irdischen Lebens[2]).

3. Zwei grossartigere Jagdbilder, auf welchen die Jäger zu Pferde erscheinen, zeigen zwei weitere flache Glasschalen im Provinzial-Museum zu Bonn. Die auf Tafel III wiedergegebene wurde mit dem im Jahrbuch LXIII Tafel V abgebildeten christlichen Becher zusammen im Jahre 1877 an der Kölner Chaussee in der Sandgrube des Fuhrmanns Dedich gefunden und gelangte alsobald in den Besitz des Bonner Provincial-Museums. Sie ist von besserem weisserem Glase

1) Angeführt ist diese Schaale zuerst vom Domcapitular A. Straub in seinem Vortrag in der X. Generalversammlung der deutschen Anthropologen zu Strassburg am 12. August 1878. Herrn Domcapitular Straub verdanken wir auch die Zeichnung zu unserer Tafel. — Das Strassburger Gräberfeld ergab auch ein zweites Exemplar des S. 126 im LXIV. Jahrb. abgebildeten Trierer Glaskelches. Ein drittes Exemplar befindet sich im Museum zu Speyer.

2) Vergl. Kraus, Roma Sotteranea. 2. Aufl. S. 263.

wie die vorigen und von entschieden vorzüglicherer Arbeit, leider links am Rande aber beschädigt. Die Darstellung vergegenwärtigt eine Treibjagd. Die ganze obere Fläche nimmt ein in vollem Galopp auf schnaubendem Rosse heransprengender Reiter ein. In der linken Hand hält er den langen gesenkten Jagdspeer, der hier unzweifelhaft als eine mit Querhaken versehene Mora erscheint, wie man ungeachtet der Fragmentirung an der einen Seite deutlich erkennt. Der Reiter langt eben an einem Baum an, von dem nach abwärts sich ein grosses Fangnetz herabzieht. In dieses Fangnetz jagen verfolgend in der unteren Hälfte des Bildes zwei Hunde einen flüchtigen Hasen ein. Umschrift hat diese Schale nicht.

4. Die auf Tafel IV abgebildete und leider sehr fragmentirte Schale ist die grösste von allen mir bekannt gewordenen römischen Glastellern. Sie wurde in Andernach, südlich vor der Stadt an der Coblenzerstrasse beim Hausbau der Familie Herfeld mit vielen anderen Gläsern in einem Sarge vor einigen Jahren gefunden, und die noch bewahrt gebliebenen Theile von Frau Herfeld dem Provinzial-Museum in Bonn freundlichst geschenkt. Auch hier ist eine Treibjagd dargestellt, eine Hirschjagd, bei welcher zwei Jäger zu Pferde erscheinen. Der eine nimmt, wie auf der vorigen Glasschale die ganze obere Mitte ein und langt auch wie dieser, ein hinter ihm liegendes Wasser passirend, im sausenden Galopp bei einem Baume an; der zweite ist etwas mehr zurückgeblieben und folgt dem ersten in der Ebene unterwärts. — Von diesem ist nur der Vordertheil erhalten, so dass man seine Bewaffnung nicht festzustellen vermag. Der obere Reiter hat eben seinen Speer geworfen, und so mächtig, dass derselbe dem gejagten Hirsch im Rücken stecken bleibt. In natürlicher Erregung über den glücklichen Wurf hebt der Waidmann erfreut seine Hand empor, während der Hirsch zum Schmerzensschrei das Maul öffnet. Leider befinden sich auch hier so grosse Fragmentirungen, dass man vom Oberkörper des Reiters fast nur die Schultern, von dem geworfenen Speer nur das untere Ende erblickt. Querhaken ersieht man an demselben nicht. Von den verfolgenden Hunden sind noch zwei, und zwar von einem untern der Vorderkörper, von dem anderen in der Mitte des Bildes der Hinterkörper erhalten. Nach der Grösse des Raumes dürfte die Meute indessen zahlreicher gewesen sein. Auch die Umschrift ist nur zur Hälfte erhalten in den Buchstaben V[*i*]NCA[*s*] . . . . VIS und vielleicht vincas cum tuis zu ergänzen. Die Glasmasse und die Aus-

führung sind geringer als bei der vorigen Schale. Das Glas hat eine grünliche Farbe.

5. Eine kleinere Schale wurde im Frühjahr 1878 beim Bau der Moselbahn mit vielen anderen Gläsern in einem Steinsarge bei Cobern gefunden[1]) und befindet sich jetzt im Berliner Museum. Auch diese Schale ist von grünlichem gewöhnlichen Glase wie die vorige und von wenig sorgfältiger Arbeit. Die Darstellung veranschaulicht den von Fischen wie von Meerungeheuren umgebenen Wasserbeherrscher Neptun. Im Rande liest man die Dedicationsinschrift PROPINO AMANTIBVS: Ich trinke den Liebenden zu! War in der Dedicationsinschrift der Mainzer Schale Valerius der Empfänger, dem Leben gewünscht wird, so ist hier ein Ungenannter der Geber eines Trinkglases an die Liebenden, die als seine Verwandten, seine Freunde aufzufassen nahe liegt. Die Darstellung bewegt sich in dem feststehenden Götterideal des Neptun, der bekanntlich im Gegensatz zu seinem thronenden olympischen Bruder Jupiter fast immer stehend und mit dem linken Fusse aufruhend dargestellt wird. Während gewöhnlich der Gott aber seinen Fuss auf einen Fels oder einen Delphin stellt[2]), ruht er hier auf einem kleinen Gehäuse, oder vielmehr ist im Begriffe den aufgehobenen Fuss auf dieses zu stellen. Analogien hierfür sind mir nicht zur Hand. Es würde das Symbol eines Hauses wohl ganz besonders dem Poseidon Domatites, dem Heimischen[3]), der in Sparta einen Tempel hatte und als dessen Wohnsitz man den Peloponnes[4]) ansah, zu kommen. In der Rechten hält Neptun den Dreizack, das Scepter seines Wasserreiches, in der Linken einen Fisch, während 4 Fische und zwei grosse Seeungethüme, links ein Seepanther, rechts ein Seelöwe in der auf römischen Sarkophagen gewöhnlichen Bildung der Meerwesen seine Gestalt umgeben. Der Gott trägt einen rückwärts herabfallenden mit einem Zipfel über das linke Bein geschlagenen Mantel. In Zeichnung und Technik erscheint die Arbeit äusserst roh.

6. Mit einem biblischen Vorgange geschmückt ist eine im Jahre

---

1) Fundbericht im Jahrbuch LXIII. S. 166.

2) Otto Jahn, Archäologische Aufsätze S. 38. Overbeck, Kunstmythologie II, 3, 247 ff. Benndorf u. Schöne, Lateran. Mus. 12.

3) Pausanias III, 14.

4) Nach Diodor XV, 49 glaubte man im Alterthum, dass der Peloponnes ehemals der eigentliche Wohnsitz des Poseidon gewesen sei.

1870 beim Baue der Rheinischen Eisenbahn in der Vorstadt Pallien zu Trier gefundene christliche Schale von 0,183 m Durchmesser und klarem grünlichem Glase (Taf. VI). Sie lag wie diejenige von Mainz in einem Sarge auf der Brust des Skeletts, zu dessen Häupten Glalsampullen standen. Der Sarg gehört mit 40 andern zu einer christlichen Begräbnissstätte am Moselufer, die der verstorbene Wilmowsky[1]) als im vicus Voclannionum, wo nach der Tradition die alte Kirche S. Victor[2]) stand, belegen bezeichnet. Man sieht heute noch einen dieser Särge aus dem Eisenbahndamm hervorragen. — In rohen, wenn auch sichern Umrisslinien ist auf der Trierer Glaspatene die Opferung Isaaks dargestellt, wie sie im ersten Capitel der Genesis erzählt wird: In der Mitte erblickt man einen viereckigen Altar von der Form einer römischen Ara, auf welchem drei Flammen den Beginn der Opferhandlung andeuten. Rechts von demselben steht, bis auf einen kurzen Schultermantel ganz entkleidet Isaak mit auf den Rücken gebundenen Händen; ihm gegenüber links vom Altar Abraham mit langem Schultermantel bekleidet, das Opfermesser aus der Scheide ziehend. Neben ihm springt ein junger Widder hervor und oben ragt aus den Wolken die rettende Hand Gottes heraus, deren Bewegung den Befehl begleitet: „Strecke deine Hand nicht aus über den Knaben und thue ihm nichts, denn nun erkenne ich, dass du Gott fürchtest und auch deines einzigen Sohnes nicht geschonet hast um meinetwillen"[3]). Während vereinzelte Grashalme des Vordergrundes die kahle Bergeshöhe charakterisiren, bildet eine architectorische Facade, welche den später am Orte der

---

1) v. Wilmowsky, Archäologische Funde in Trier und Umgegend. Trier 1873. Vergl. de Rossi, Bulletino 1873, 141.

2) Nach andrer Mittheilung lag hier die Kirche S. Isidoro.

3) Nach einer von Trier dem Vorstande im Jahre 1872 zugegangenen Mittheilung wurde Jahrbuch LII S. 174 die Opferung Isaaks für das Opfer der Iphigenie angesehen. Die dafür damals entscheidenden und ohne Abwägung der andern Momente vollständig berechtigten Gründe waren die, dass die Figur des Isaak nicht als die eines Knaben, und nicht als eine männliche, sondern als eine ausgewachsene weibliche Gestalt angesehen werden konnte, wenn man in Betracht zog, dass diese Gestalt ebenso gross als Abraham, mit vollständig entwickelter weiblicher Brust und bei uneingeschränkter Nackheit des Leibes ohne Andeutung der männlichen Geschlechtlichkeit erscheint. Zudem sah man die Halme über dem Kopfe des Widders für das Geweih eines Hirsches an. Jedenfalls ist die von Wilmowsky nicht erwähnte oder übersehene Geschlechtslosigkeit der Isaakfigur ein charakteristisches Merkmal der mit dem Christenthum beginnenden ascetischen Auffassung.

Handlung, dem Berge Moria, errichteten Tempel andeuten soll, den Hintergrund. Um den Rand läuft die Inschrift VIVAS IN DEO Z[1]) die jedenfalls als der Zuruf VIVAS IN DEO mit Weglassung des letzten Buchstaben Z, zu lesen ist. Denselben wäre man berechtigt lediglich als Trennungszeichen anzusehen, befände sich nicht ein solches in der Form eines Büschels an der betreffenden Stelle vor VIVAS. Der altchristliche Zuruf und die Opferung Isaaks in vorbildlicher Darstellung des Opfertodes Christi gewähren den unmittelbarsten Hinweis auf die kirchliche Zweckbestimmung dieser Glasschale als Patene zur Darreichung des eucharistischen Brodes. [2])

7. Eine grosse Schale von weissem Glase, 0,22 m. im Durchmesser haltend, mit der gleichen Mitteldarstellung der Opferung Isaaks, wurde vor etwa 10 Jahren zu Podgoritza, dem alten Doclea, in Albanien gefunden und bildet jetzt ein kostbares Stück der unvergleichlich reichen Kunstsammlung Basilewsky[3]) in Paris. Wir reproduciren dieselbe Taf. V, 6 aus de Rossi's Bulletino[4]), um sie in der Zusammenstellung der Patenen nicht fehlen zu lassen. Die Basilewsky'sche Patena ist die jüngste der bisher besprochenen, ihre Darstellungen haben keinen Zusammenhang mehr mit der Kunst-Tradition des classischen Alterthums, welche bei sonstigem Mangel künstlerischer

1) Offenbar ist das Z hinter DEO überflüssig und nicht zu erklären, Wilmowsky hat desshalb auch vorgezogen dieses Buchstabens, der sich auf seiner Abbildung befindet, im Texte nicht weiter zu erwähnen. Der von de Rossi, Bulletino III. 4. S. 141 hingestellten Möglichkeit, dass das Z die Initiale von ΖΗΣΑΙΣ sein könne, vermag ich mich nicht für eine sonst in allen Worten ausgeschriebene Inschrift anzuschliessen. Das Museum zu Trier bewahrt eine von Deimelberg herrührende Glasscherbe eines Gefässes mit dem Wortreste OZ, die also den beiden letzten Buchstaben unsrer Inschrift entspricht.

2) Da die anfolgende Abbildung auf Taf. VI nach einer Photographie angefertigt wurde, so erscheinen die auf der ovalen Fläche aus einander gezogenen Figuren hier in unrichtiger Weise zusammengedrückt. Eine bessere Vorstellung gewährt desshalb die Wilwowsky'sche Abbildung, welche das Bild ganz in die Fläche gelegt wiedergibt.

3) Collection Basilewsky, Catalogue räisonné per A. Darcel et A. Basilewsky. Paris Morel 1874. 2 Bände in 4.

4) Zuerst wurde dieses Gefäss erwähnt im Bulletin de la Societé des Antiquaires de France 1873 p. 71 und dann im Bulletin d'Archéologie chretienne (französische Ausgabe). Troisième Série, Deuxième année — Nro. 2. Pl. V. VI. Zuletzt von Le Blant Sarcophages d'Arles p. XXVIII. pl. XXXV und in der Revue Archéologique vom October 1979.

Ausführung in der Trierer Schale immerhin noch zu erkennen war. Das Figürliche ist von unglaublicher Rohheit und bekundet den tiefsten Verfall der Kunst. Während alle übrigen Schalen noch von aussen gravirt sind, weil die Anbringung der vertieften Linien auf der innern Gefässfläche deren Verschmutzung durch jede eingeschüttete Flüssigkeit nothwendig herbeiführen würde, ist hier auch diese praktische Rücksicht schon nicht mehr gekannt und beachtet und die Zeichnung in der innern Schale angebracht worden. Entsprechend jener von der Tradition des classischen Alterthums bereits vollständig abgelösten Zeitperiode der byzantinischen Erstarrung in der letzten Hälfte des ersten Jahrtausends erscheinen im Mittelbilde auch Abraham wie Isaak vollständig bekleidet. Der erstere im langen byzantinischen Rock erhebt das Schlachtmesser mit der Linken (der rechte Arm fehlt gänzlich), während Isaak mit gebundenen Händen die Absicht seines Vaters erkennend wegzulaufen im Begriffe ist. Auf dem tischförmigen Altar lodert ein helles Feuer. Die Hand Gottes zur Rechten Abrahams und der unterhalb derselben erscheinende Bock sind karrikaturartige Gebilde, letzteres ein armseliges Geschöpf, dessen Kopf mehr einer Schildkröte als einem Schafe gleicht. Die Scenerie der Bergeshöhe und des Himmels bilden an- und übereinander gereihte Steine. In gleich roher, unbeholfener Zeichnung ausgeführt umgeben im breiten Rande acht Darstellungen aus dem alten Testamente das grosse mittlere Medaillon, erklärt durch Inschriften, welche theils in Capital- theils in Cursiv-Schrift abgefasst sind.

1 u. 2. Die Legende des Profeten Jonas in zwei Darstellungen: In einem bekränzten Schiff mit hochgezogenem Segel sehen wir zunächst die Meerfahrt des Profeten; an diese reiht sich seine nicht dargestellte Hinauswerfung in die Wellen und die Verschlingung durch den Wallfisch. Letztere veranschaulicht uns ein phantastisch gebildetes Meerungeheuer, welches den Oberkörper des armen Jonas bereits verschlungen hat, so dass wir nur die Beine noch erblicken. Dasselbe erscheint zum zweiten Male, nachdem der Profet bereits wieder aus seinem Rachen befreit ist und behaglich, wie es scheint sogar essend, in der Kürbislaube in Ninive sitzt und betrachtet mit geöffnetem Maule den Geretteten, als sei es durchaus gewillt ihn nochmals zu erfassen. Die Beischrift lautet: DIVNAN DE VENTRE QVETI LIBERATVS EST. Für Jonas steht hier Diunan, für ceti hier queti.

3. Der Sündenfall. Adam und Eva stehen nackt unter dem Baume der Erkenntniss, schon mit Feigenblättern bedeckt. Adam

spricht offenbar mit hingehaltener Hand zur Schlange, deren Maul geöffnet erscheint. Die Figuren des ersten Menschenpaares sind so ungestalt gebildet, dass man zweifeln könnte, welche derselben man für Adam, welche für Eva anzusehen habe, wenn nicht die Haarbildung der Gestalt links neben dem Baume für Eva entschiede. Die Beischrift ABRAM ET ET EVAM bezeigt unzweideutige Fehler nachlässiger Schreibart, indem es statt ABRAM offenbar ADAM heissen und das überflüssige zweite ET fortfallen muss.

4. Auferweckung des Lazarus. Der Heiland erweckt den in einem Grabgehäuse aufrecht stehenden Lazarus, indem er in der linken Hand einen Stock haltend das erstere damit berührt. Die Beischrift DOMINVS LATARVM resuscitat enthält in dem zweiten Worte wiederum einen Provinzialismus oder Schreibfehler: Latarum für Lazarum.

5. Moses schlägt mit dem Stabe Wasser aus dem Felsen, indessen ist der Fels selbst hier nicht sichtbar, sondern man erblickt an dessen Stelle einen Baum, vor dem das Wasser herabfällt. Entweder müssen wir es als Ungeschicklichkeit oder Unkenntniss des Künstlers ansehen, wenn er uns an Stelle des Felsen einen Baum vorführt, oder wir sollen uns den erstern als vorhanden hinter dem letztern denken. Die neben dieser Darstellung sich befindende merkwürdige und sehr schwer lesbare Cursiv-Inschrift: Petrus virga perqvovset fontis ciperunt quorere, oder der Provincialismen, welche nach der lokalen Aussprache des vulgären Lateins geschrieben sind, entkleidet in gutem Latein: Petrus virga percussit, fontes coeperunt currere [1]), belehrt uns, dass in dem Bilde des aus dem Felsen Wasser schlagenden Moses eine symbolische Darstellung des Apostels Petrus gemeint sei [2]). De Rossi hat eine Anzahl Beispiele von Darstellungen des Petrus im Bilde des Moses bereits beigebracht [3]). Petrus soll dadurch als ein zweiter Moses erscheinen, der den Christen die Quelle des Glaubens und der ewigen Seligkeit eröffnet.

6. Daniel in der Löwengrube. Der Profet steht hier in dem hergebrachten altchristlichen Typus mit zum Gebet erhobenen Händen

---

1) Für diese Provincialismen vergl. m. de Rossi Bullettino (franz. Ausgabe) III, 2. 2 S. 89 und die dort beigebrachte Litteratur; Le Blant a. a. O. weist den Zusammenhang der Beischriften mit alten Texten nach.

2) Abbildung einer solchen Darstellung bei Kraus, Roma Sott. S. 300 u. Taf. VI, 4. Vergl. Martigny S. 477.

3) De Rossi, Bulletino 1866 S. 3, 1874 S. 173 u. 1877 S. 77 ff.

zwischen zwei mit geöffneten Mäulern zum Angriff auf ihn zuschreitenden Löwen. Die Umschrift lautet: DANIEL DE LACO LEONIS.

7. Die drei Männer im feurigen Ofen erscheinen neben einander stehend in der gleichen betenden Stellung und in dem gleichen Costüm langer Hosen und kurzer Tuniken wie Daniel. In ihrer Beischrift TRIS PVERI DE EGNE CAMI(NO) begegnen uns wieder zwei Provinzialismen, indem für tres tris, für igne hier egne steht.

8. Susanna aus Mangel an hinreichendem Raum allein dargestellt, steht ebenfalls in betender Stellung, und ist mit einem langen byzantinischen Gewande bekleidet, das mit Borten und am Saume mit Franzen verziert erscheiut. Ihre Beischrift lautet: SVSANA DE FALSO CRIMINE.

Wenn wir zu den vorstehend aufgeführten und abgebildeten Glas-Patenen noch diejenigen hinzufügen, welche in diesen Jahrbüchern ihre Veröffentlichung früherhin schon fanden, nämlich die Prometheusschale, die beiden bunt verzierten Gläser der Sammlungen Disch und Herstatt und endlich eine solche, die in der Fortsetzung dieser Veröffentlichung über Römische Gläser ihre Bekanntmachung finden wird, so erhalten wir eine historische Reihe, welche etwa vom 4. bis zum 7. Jahrhundert reicht, denn frühestens in dieses Jahrhundert vermögen wir nach dem Charakter der Zeichnuug das Basilewsky'sche Glas zu setzen.

Alle diese Schalen sind in Steinsärgen bei unverbrannten Leichen gefunden. Alle zeigen mit Ausnahme der Basilewsky'schen die gleiche technische Behandlung der eingeritzten Figurationen auf der äussern Gefässwandung, welche theils in freier Handarbeit, wie die mitunter unsichern Umrisslinien beweisen, theils mit dem Rade hergestellt sind. — Wahrscheinlich waren diese Gefässe in goldene oder vergoldete Metallränder gefasst, und von ebensolchen kleinen und niedrigen Dreifüssen getragen, auf welche man sie stellte. Ja, sie sind wahrscheinlich selbst aus Nachahmungen von Schalen edlen Metalles hervorgegangen, deren Innenfläche mit ähnlichen getriebenen und ciselirten Darstellungen verziert waren [1]). Wie ja auch

1) In der Sammlung des Grafen Sergius Stroganoff in Petersburg und in der Sammlung der Eremitage daselbst befinden sich silberne Schalen des IV. u. V. Jahrh. byzantinischer Arbeit (Ajax u. Ulyssen streiten sich vor Minerva um die Waffen Achills) u. der Sarsaniden (Jäger zu Pferde auf der Sau- und Löwen-Jagd), welche bei der kritischen Würdigung unserer Glasschalen nicht ausser Acht bleiben dürfen. Vergl. Stephani, Compte rendu pour 1867 u. darnach de Linas, les Origines de l'Orfévrerie II. S. 43 ff.

jene Glasbecher mit eingesetzten bunten Glas-Medaillons [1]) lediglich als Nachahmungen jener goldnen Geschirre anzusehen sind, welche man, zur erhöhten Pracht ihrer Erscheinung, mit Gemmen und Edelsteinen in den Wandungen schmückte.

Auf eine Reihe bisher nicht veröffentlichter kostbarer Glasbecher mit eingeschliffenen Darstellungen rheinischer Funde wird sich die nächste Fortsetzung erstrecken, und dabei auch die Literatur [2]) ihre Berücksichtigung finden, welche das bisher Mitgetheilte bereits hervorgerufen hat [3]).

E. aus'm Weerth.

---

1) Jahrb. LXIII, S. 101 u. Taf. V. 1. 2. 3.

2) Fröhner in seiner Verrerie antique, Description de la Collection Charvet; de Rossi in Bullettino und Friedrich in der Wartburg haben sich auf meine Aufsätze zu beziehen Gelegenheit genommen.

3) Wir wissen aus dem Verzeichniss der Reliquien, welche zur Zeit Gregor des Grossen der Abt Johannes der Königin Theodolinde nach Monza brachte, dass darunter sich Oele aus den Lampen befanden, welche vor den Altären und in den Grabkammern der Heiligen brannten. Gregor d. Gr. versandte solche Oele in kleinen Glasphiolen als Geschenke. Im Schatze zu Monza befindet sich noch heute eine Anzahl derartiger kleiner flacher Oelgefässe aus Blei. Die auf Taf. II, 1. 2. 3. 4. dargestellten Flaschen haben die gleiche Form, und da sie aus christlichen Gräbern in Köln und Bonn stammen, glaube ich, dass sie auch dem gleichen Zwecke gedient haben. Drei dieser Fläschchen (1. 2. 3.) sind aus Glas, eins (4) ist aus röthlichem Thon. Zwei ähnliche Thongefässe mit gleicher Vorstellung auf der Vorderseite publicirte de Rossi Bulletino. 1869 Taf. II. 1872 Taf. II.

## 10. Fränkischer Kirchhof in Cobern a. d. Mosel.

(Hierzu die Abbildung 6 auf Taf. VII.)

Bereits im Jahre 1879 wurden beim Graben der Fundamente des in der Nähe des Bahnhofes Cobern gelegenen Hauses des Herrn Ludwig Maas (Gasthaus zum Anker) 22 steinerne Särge mit Skeletten gefunden. Die Särge lagen in 3 verschiedenen Etagen über und in 5 bis 6 Reihen neben einander. In einem dieser Särge befand sich ein eisernes Kurzschwert. Gewöhnliche spätrömische Thongeschirre, darunter eine grössere rothe Kanne mit weissen Tupfen standen ausserhalb umher; andere Beigaben und Münzen fanden sich nicht. Als man im August dieses Jahres den Hof hinter dem Hause tiefer zu legen begann, stiess man zunächst auf etwa 20 Skelette, welche nicht in Särgen lagen, sondern durch nebeneinandergestellte dünne Bruchsteinplatten eingefriedigt waren. Ob auch Deckplatten über den Leichnamen gewesen, liess sich nicht mehr ermitteln. Einige Skelette wurden in der Erde ganz ohne alle Bestattung gefunden, ein Beweis, dass in älterer Zeit die Grabstätte schon durchwühlt und wahrscheinlich die Todten ihrer Beigaben beraubt wurden. Auch die in Särgen bestatteten Leichname befanden sich nicht mehr in ihrer ursprünglichen Lage. Alle Särge sind aus jenem Tuffsteine gehauen, welcher sich in Bell bei Mayen findet und zur Erbauung von Backöfen sowie zur Herstellung von Trass verwendet wird; die beiden Theile des Sarges sind jeder aus einem Stücke gehauen, jedoch Deckel wie Särge meist quer durchbrochen, wahrscheinlich durch den Erddruck. Einige Deckel haben eine oben abgerundete Form, andere eine ganz flache, wiederum andere eine dachförmige; Alle Särge liegen genau von Westen nach Osten; nur einige weichen etwa um 7 Grad von dieser Richtung ab. Der nach Westen gerichtete Theil ist breiter als der gegenüberstehende; die Länge beträgt 2,20 m; 2 m; 1,85 m; 1,75 m; 1,56 m u. s. w. Leider sind nicht über jeden einzelnen geöffneten Sarg genaue Aufzeichnungen gemacht worden. In einem Sarge lagen zwei Skelette:

der Schädel des besser erhaltenen nach Westen, die Füsse nach Osten gerichtet. Der Schädel des älteren Skelettes befand sich allerdings zu Füssen des jüngeren und zwar lag der Scheitel des Kopfes nach Osten gewandt, so dass man glauben könnte, die Lage des älteren sei der des jüngeren entgegengesetzt gewesen; jedoch schien eine genaue Besichtigung der Beinknochen des älteren Skelettes zu beweisen, dass auch dieses ursprünglich in der Richtung des jüngeren gelegen habe, und dass, als später eine zweite Leiche in denselben Sarg gebettet wurde, der Schädel des älteren Skelettes zu den Füssen des andern gelegt worden sei [1]). Bei den meisten Schädeln fanden sich die Zähne in fast vollständiger Anzahl vor, woraus man schliessen muss, dass die betreffenden Personen im besten Alter gestorben sind. Das Material einiger Särge ist bedeutend mehr angegriffen von der Länge der Zeit als das anderer Särge. Sehr gut erhalten erscheint namentlich ein Sarg, und zwar der einzige dessen Untertheil nicht gebrochen ist. Ueber dem Deckel desselben lag eine verstümmelte viereckige Platte von Jurakalk von 33 cm Länge, 27 cm Breite und 8 cm Dicke auf welcher zwischen zwei concentrischen Kreisen die Worte: sit autem desiderium no(strum) stehen; in einem um diese Inschrift laufenden äusseren Kreise liest man dann noch das einzelne Wort ...icet. In der Ecke rechts befindet sich noch ein eingeritztes Blatt. (Taf. VII, 6.) Die Trostworte sind offenbar entnommen der Bibelstelle bei Luc. 22, 15: desiderio desideravi hoc pascha manducare vobiscum. Für icet liegt es nahe, darin den Rest von iacet zu suchen, der erste Buchstaben ist aber ein deutliches I und kann von einem A nicht herrühren, wesshalb wir auf eine weitere Deutung verzichten müssen. Wäre der Stein klein und handlich, so würde man das dargestellte Kreisbild für die Forma einer Rotula, einer Hostie halten können, wie sie den Todten in den Zeiten beigegeben wurde, als die Beisetzung der Eucharistie bereits verboten war. Eine beabsichtigte Nachbildung der Hostienform mag auch vorliegen, aber wir halten den Stein doch nach seiner Fundlage über dem Sarge, seiner Grösse und Schwere — er wiegt 25 Pfund — für einen Grabstein. Diese Ansicht wird durch das Fragment einer 2. Steinplatte von weissem Marmor bestätigt, auf der die Worte stehen

ADICTA
MARI(TO)

---

1) Die erste Notiz über diesen historischen Fund brachte die Trierische Landeszeitung unter dem 18. August 1880, der wir diese Notiz entnehmen.

wonach also vielleicht ihrem Ehemanne die überlebende Frau den Grabstein setzte. Der Name ADICTA ist mir unbekannt. Eine ADICA kommt bei Le Blant[1]) Nr. 466 A vor. Gegen die Ergänzung MARI(to) lässt sich allerdings sagen, dass der Ausdruck maritus für coniux auf christlichen Grabsteinen sehr selten ist.

Da im Orte Gondorf mehrfach römische Grabstätten, ebenso auf dem Bahnhofe zu Cobern[2]) vor einigen Jahren römische Särge mit dem Inhalte kostbarer Gläser aufgedeckt wurden, sämmtlich an der alten Strasse des linken Moselufers, so muss eine immerhin wohlhabende Bevölkerung bis zum 6. Jahrhundert hier heimisch geblieben sein. — Der abgebildete Stein befindet sich im Bonner Provinzial-Museum; das Fragment scheint verschleppt, wird aber nach seiner Wiederauffindung gleichfalls dahin gelangen.

E. aus'm Weerth.

1) Le Blant, Inscriptions chritiennes de la Gaule. Paris 1856—65.

2) Jahrbuch LVII Seite 237, Jahrb. LXIII Seite 166, Jahrb. LXIV S. 192.

## II. Alte Wandmalereien in der Kirche S. Maria-Lyskirchen in Köln.

Hierzu Tafel VIII.

Kaum waren meine Wandmalereien des Mittelalters in den Rheinlanden[1]) erschienen, als in der dem schönsten Uebergangsstil angehörenden Kirche S. Maria-Lyskirchen[2]), belegen im südlichen Stadttheile Köln's, dicht am Rhein, ein weiterer Cyclus hochinteressanter Wandgemälde aufgedeckt und durch den kunstverständigen Geistlichen, Herrn Caplan Göbbels, abgezeichnet und seitdem durch denselben auch schon theilweise restaurirt wurden.

Auf der westlichen Abschlusswand der Kirche über dem Haupteingange befindet sich zunächst als ein abgeschlossenes Bild für sich, von einem breiten Ornamentbande umrahmt, die thronende Muttergottes mit dem Kinde, verehrt an der rechten Seite von den heiligen 3 Königen, an der linken Seite von zwei männlichen Heiligen. Die majestätische Haltung der gekrönten Jungfrau, welche ein hohes Lilienscepter in der Rechten hält, ihre aus einem langen weissen, über die Füsse wallenden und dieselben ganz bedeckenden Untergewand, einer grünen gemusterten, unten breit umsäumten Tunica und einem kurzen vom Haupte nur bis zum Schooss reichenden faltigen rothen Ueberwurf bestehende Kleidung, das in langem grauen Kleid gewandete segnende ernste Jesuskind, der architektonisch ausgeführte Thron erinnern noch an den strengen byzantinischen Typus. Die heiligen 3 Könige, von denen der vorderste kniet, seine in Demuth abgenommene Krone in der Linken, in der Rechten eine Büchse mit Geschenken haltend, ebenso die gegenüberstehenden männlichen Heiligen erscheinen dagegen in einer weit individuelleren und lebendigeren Haltung. Die Länge der Figuren und besonders der Hände, die rückwärts flatternden Gewandzipfel, die energischen Bewegungen sind schon Kennzeichen des herannahenden neuen Stils, der Gothik. Als bemerkenswerth sei erwähnt, dass die Schultermäntel der beiden vordersten der 3 Könige schon Hermelinfutter zeigen. Keiner von ihnen erscheint schon in dunkler Gesichtsfarbe, doch repräsentiren sie die drei Alterstufen. Der zweite König zeigt auf den Stern.

---

1) Wandmalereien des christlichen Mittelalters in den Rheinlanden, herausgegeben von Ernst aus'm Weerth. Zugleich als II. Abth. B. 4 u. 5, der Kunstdenkmäler des christl. Mittelalters in den Rheinlanden. Leipzig T. O. Weigel.

2) Otte, Gesch. der deutschen Baukunst. S. 381 und 741.

Im ersten Gewölbejoche des südlichen Seitenschiffes befanden sich Scenen aus dem Leben des h. Nicolaus, in dem entsprechenden Gewölbe des nördlichen Seitenschiffes einige wenige Spuren von Darstellungen aus dem Leben der h. Catharina.

Die Hauptbilder aber, ein vollständiger Cyclus des Lebens des Heilandes, Scene für Scene verbunden mit den entsprechenden vorbildlichen Paralleldarstellungen aus dem alten Testamente, befinden sich in den Feldern der 3 Kreuzgewölbe des erhöhten Mittelschiffes. Es sind 24 Darstellungen, 8 in jedem Kreuzgewölbe, 2 in jedem seiner 4 Felder. Inhaltlich sind diese 24 Bilder in der Weise getrennt, dass ein die Längenachse des Mittelschiffes bildendes Ornamentband von Blattwerk die 3 Gewölbe gleichsam in 2 gleiche Hälften theilt, von welchen dann die südliche die Darstellungen aus dem Leben Jesu, die nördliche die auf diese bezüglichen alttestamentlichen Vorgänge veranschaulicht.

Von den 3 bemalten Kreuzgewölben des Mittelschiffes liegt mir das erste, das an den Chor anschliessende östliche, in einer sorgfältigen Abzeichnung, die ich dem Hrn. Caplan Göbbels verdanke, auf der beifolgenden Tafel IX vor.

Die acht Darstellungen dieses Gewölbes stehen in nachfolgender Weise nebeneinander.

I. Kreuzgewölbe.

Neues Testament.

1. Verkündigung Mariä. Die Jungfrau in blauem Unterkleid u. rothem Mantel unter einer Arkade sitzend, eine Spindel haltend und von der herabfliegenden Taube am Kopfe berührt, hört den Spruch des mit einem Liliensceper hinzutretenden Engels mit züchtiger Ergebung an. Der eine Flügel des Engels reicht unter dem trennenden Ornamentstreifen bis in das angrenzende Bildfeld hinüber. Zwischen Maria und Gabriel steht eine Lilie in einem seltsam monumentalen Gefäss.

Altes Testament.

1a. Die Verheissung Isaaks. Abraham bewirthet nach 1. Moses 18 die bei ihm erscheinenden an einem gedeckten Tische sitzenden 3 Männer, die hier als Engel geflügelt und als Repräsentanten der Trinität mit einem gemeinschaftlichen Nimbus gebildet sind. Während Sara durch die Vorhänge der Thüre guckt, verkündet der mittlere Engel (Jehova) auf einem Spruchband die Verheissung: hABEBIT SARA FILIVM.

2. Geburt des Heilandes. Die auf dem Bette liegende jungfräuliche Mutter liest im Buche der Verheissung, während ihr gegenüber das Jesusknäblein nach der apokryphen Historia de nativ. Mariae c. 13 in einem runden Becken, das die Gestalt eines Taufbrunnens hat, von der Hebamme Zelanie und von Salome gebadet wird. Josef fehlt hier gänzlich, während im Thürbogen Ochs und Esel und darüber der den Hirten die frohe Botschaft verkündende Engel erscheinen.

2a. Die Geburt Isaaks befindet sich gegenüber. In einem Zelte ruht Sara auf einem Lager, in der Hand ein Spruchband haltend mit den Worten aus I Mos. 21, 6 RISVM FECIT MICHI DOMIN(us) welche auf Sara's ungläubiges Lachen beim Anhören der Verheissung I Mos. 12, 6 sich beziehen. In Freude und Ueberraschung nimmt Abraham den kleinen Isaak aus den Händen einer hinter dem Zelte stehenden und von diesem fast verdeckten Wehemutter in seine Arme.

3. Darstellung Jesu im Tempel. Maria, gefolgt von Josef, tritt zum Altar und reicht über demselben das Jesuskind dem greisen Symeon dar, zu dessen Empfang er seine mit einem Tuche überdeckten Hände emporhält. Josef, mit der spitzen Judenmütze bekleidet, trägt das Taubenopfer auf einem Tuche. Sämmtliche Personen sind nimbirt, der Nimbus des etwas verrenkt gezeichneten Christusknaben ist durch das Kreuz ausgezeichnet. Vom Gewölbe des Tempels hängt eine brennende Lampe herab.

3a. Samuel wird als Knabe von seinen Eltern Elkana und Hanna in den Tempel zu Silo gebracht um dort zum Priesterthum erzogen zu werden. — Unser Bild zeigt uns das Innere des Tempels, in welchem Heli hinter dem Altare stehend aus den Händen Elkana's das Opfer eines Lammes nimmt. Hinter ihm kommt Hanna und führt den offenbar widerstrebenden Knaben Samuel herbei. Ein Knecht, welcher weitere Opfergaben — auf d. Kopfe einen Korb mit Broden, in der Hand eine Kanne Wein — zuträgt, schliesst die Gruppe ab. Die ganze Darstellung folgt der biblischen Erzählung im I. Buch Samuel c. 1.

4. Taufe Jesu im Jordan. Der segnende nackte Heiland, welcher hier schon bärtig, zwischen dem taufenden Johannes und den die Tücher zum Abtrockenen haltenden Engeln erscheint, steht bis

4a. Der Profet Elisa heilt den aussätzigen Syrer Naëmann durch Baden im Jordan. Im 5. Capitel des 2. Buches der Könige wird uns erzählt, dass Naëman, der Feldherr des Königs der

über die Brust in dem Wasser des Jordan. Der Künstler charakterisirt uns den fliessenden Strom nicht nur durch die dem Wasser gegebenen Wellenlinien, sondern auch durch die darin angebrachten Fische und ein phantastisches Thier, auf welches der Heiland tritt. Dem Gefühl der Schamhaftigkeit trägt der Künstler ungeschickter Weise Rechnung, indem er den Heiland das rechte Bein schreitend voranstellen lässt[1]) und dadurch den untern Theil des Leibes verdeckt.

Syrer, mit Aussatz behaftet und von einem gefangenen Mädchen aus Israel bedeutet, sich zur Heilung an den Profeten Elisa nach Samaria zu wenden, von diesem die Weisung erhielt: „Gehe und bade dich siebenmal im Jordan, so wird dein Fleisch wieder hergestellt und du wirst rein werden!" Wir sehen in der linken Hälfte unseres Bildes Naëman der Weisung Elisa's, welche durch ein Schriftband: VADE LAVARE SEPTIES eine über ihm erscheinende Figur verkündet, folgend, von den Wellen überfluthet. Genesen tritt er in der rechten Bildhälfte vor den Profeten und spricht auf seinem Spruchbande die Worte c. 5, 15: VERE NO(n) E(st) DS (dominus) I(n) TERRA . NISI . DS (dominus) ISRA(el).

In den obern um den Schlussstein liegenden Winkeln der Bilder befinden sich in dem westlichen und östlichen Felde lediglich eine Wolken-Andeutung, nördlich und südlich an gleicher Stelle aber Halbfiguren, welche auf Schriftbänden für die Darstellung des alten Testaments die Worte LEX PER MOYSEN DATA EST, für die neutestamentlichen Bilder den Ausspruch: GRACIA PER XRISTVM DATA EST (Joh. 1, 17) verkünden. — Vortreffliche symbolische Einzelfiguren befinden sich dann noch in den Zwickeln unter den biblischen Darstellungen und zwar im nördlichen, westlichen und südlichen Felde Profeten und Kirchenväter, im östlichen aber zwei auf Mauleseln reitende Personen.

Unter der Verheissung Isaaks reitet Baleam, durch das Spruchband IV Mos. 24, 17 charakterisirt: ORIETVR STELLA EX IAC(ob); unter der Verkündigung wahrscheinlich Abigail, welche in ihrem Schoosse

1) Das über den ganzen Körper wallende Wasser bei der Taufe im Jordan, welches aber denselben doch sichtbar lässt, gehört dem ältesten Typus dieser Darstellungen an, so z. B. im Baptisterium zu Ravenna und an dem Stuhl des Bischof Maximin daselbst (VI. Jahrh.).

dem David mit Beziehung auf 1 Sam. 25, 20. 27. 30, den Segen (eine Krone) bringt [1]).

Von den Bildern der beiden andern Gewölbe liegen Zeichnungen noch nicht vor. Ich vermag desshalb nur deren Inhaltsangabe, wie sie Herr Caplan Göbbels mir freundlichst mittheilt, hier wiederzugeben:

II. Kreuz-Gewölbe.

| | |
|---|---|
| 5. Die Verklärung Jesu auf dem Berge Tabor. | 5a. Moses steigt mit den beiden Tafeln des Gesetzes vom Berge Sinai herab (2 Mos. 34, 29). |
| 6. Einzug in Jerusalem. | 6a. Einzug Salomo's in Gihon als erwählter König Israels. 1. Könige 1, 39. |
| 7. Das letzte Abendmahl. | 7a. Gastmahl des Assuerus. |
| 8. Geisselung und Verspottung. | 8a. Job von seinem Weibe verhöhnt. |

III. Kreuz-Gewölbe.

| | |
|---|---|
| 9. Kreuzabnahme. | 9a. Zerstörung der ehernen Schlange durch König Hiskias. 2. Könige 18, 4. |
| 10. Christus in der Vorhölle. | 10a. Samson trägt die Thore von Gaza hinweg. |
| 11. Himmelfahrt. | 11a. Elias fährt im feurigen Wagen zum Himmel. 2 Könige 2, 11. |
| 12. Sendung des h. Geistes. | 12a. Elias erfleht den Feuerregen vom Himmel. 1 Könige 18, 38 ff. |

Bei Betrachtung dieser Reihenfolge muss sofort das Nichtvorhandensein des Mittelpunktes der ganzen Passion, nämlich der Kreuzigung auffallen. Fehlen konnte dieselbe in diesem Cyclus ja keinenfalls, wesshalb nur die Annahme erübrigt, es sei dieselbe als eine über alle andern Darstellungen in ihrer Bedeutung hervorragende auch an hervorragenderer Stelle einzeln und für sich hingestellt worden. Vielleicht hat dieselbe desshalb auf der entsprechenden Seitenwand des überhöhten Mittelschiffes unter den Schildbogen sich befunden und ist dann, als die Fenster vergrössert wurden, der Zerstörung anheimgefallen. Spuren finden sich auf diesen Wänden freilich nicht mehr vor, weil dieselben bei der Fenstervergrösserung einen neuen Verputz erhielten.

---

1) Im Gegensatz zu Baleam wird diese Figur dadurch als weibliche charakterisirt, dass sie quer auf dem Maulthiere sitzt.

In Bezug der künstlerischen Auffassung und technischen Herstellung zeigen die Gemälde von S. Maria in Lyskirchen dieselbe Behandlung wie die Wandmalereien von Brauweiler und Schwarz-Rheindorf. Die Vorzeichnung auf dem Mörtel ist auch hier durch breite rothbraune Contouren vollzogen, zu welchen bei der weitern Ausführung schwarze Linien treten, die Farbe von Farbe scheiden. Die Zeichnung ist correct, sicher, und zeigt schon die Anfänge des geknickten Gefältels der spätern Zeitperiode. Auch hier sind die Hintergründe sämmtlich blau und in einen hellgrünen Rahmen gestellt. Zu den lebhaften Farben tritt Gold für die Nimben, Gewandsäume, Geräthe, z. B. die Lampen im Tempel, die Kanne beim Bade in der Krippe, Tischgefässe beim Mahle Abrahams u. s. w.

Der Zeitstellung nach gehören diese Bilder zwischen diejenigen von Schwarz-Rheindorf (1157) und diejenigen von Ramersdorf (1300) und stehen in anmuthiger Weise, etwa um das Jahr 1280, auf der Schwelle zweier Zeitalter. Das Madonnabild erscheint durch seine strenge Haltung zwar älter, in Wirklichkeit dürfte es aber nicht erheblich älter und der so erscheinende Charakter nur als traditioneller Typus aufzufassen sein[1]).

Hoffentlich wird es mir bald vergönnt sein, auch die Bilder der andern beiden Kreuzgewölbe an dieser Stelle und wo möglich in Farben zu veröffentlichen. Wir gewinnen dadurch für die Kunstgeschichte eine neue, grossartige Biblia pauperum vom Ende des 13. Jahrhunderts.

E. aus'm Weerth.

---

1) Herr Caplan Göbbels macht die sehr treffende Bemerkung, dass die Art der Zeichnung im Gefälte besonders des weissen Unterkleides der Maria so sehr an die Manier der Glasmalerei erinnere, dass man wohl annehmen könne, der Künstler dieses Bildes sei ursprünglich ein Glasmaler gewesen.

## 12. Vorläufiger Bericht über die neuen Ausgrabungen bei Xanten.

Hierzu Taf. IX.

In dem Gebiete der jetzigen Stadt Xanten hat sich in alter Zeit ein mächtiges Stück rheinischer Geschichte abgespielt. Auf dem Fürstenberge erhoben sich unter Augustus die castra vetera, jenes berühmte befestigte Lager der ersten römischen Kaiserzeit, welches den Mittelpunkt der kriegerischen Bewegung bildete! Wahrscheinlich befand es sich an gleicher Stelle, wo Julius Caesar nach Ueberwindung des dort heimischen Volksstammes der Menapier eine Wache unter dem Reiteranführer Commius errichtete; denn solche militärische Punkte wählte man nicht nach Belieben aus, sondern sie sind durch die Naturverhältnisse gegeben. Die castra vetera, hauptsächlich gegründet, um die über den Rhein schwirrenden germanischen Völker im Zaume zu halten, blieben, so lange wie die römische Politik eine aggressive war, die beherrschende Operationsbasis am Niederrhein. Hoch gelegen, in mächtiger Ausdehnung für die Aufnahme von 2 Legionen, Reiterei und Hülfsvölker eingerichtet, mit vorliegendem Hafen versehen, war hier zugleich der Sitz des Statthalters von Unter-Germanien. Von Vetera zog Varus mit seinen Legionen in die Teutoburger Schlacht; dahin rettete sich nach der Niederlage zurück, wer es noch vermochte.

Als Germanicus an den Rhein kam, um die römische Waffenehre wiederherzustellen, residirten er und Agrippina in Vetera. Es entfaltete sich noch einmal hier die volle kaiserliche Macht. Segest und Thusnelda zogen als Gefangene hier ein, und die beiden wiedererlangten Adler brachte man siegreich in das Praetorium des Lagers.

Zum letzten Male tritt Vetera, nachdem Claudius (47 n. Chr.) die rechtsrheinische Eroberungspolitik endgültig aufgegeben, und die Statthalterschaft Untergermaniens 50 n. Chr. in die zur Colonia Agrippina erhobene Ubierstadt verlegt worden, in der Geschichte auf. Im Jahre 69 n. Chr. eroberte der Bataver Civilis in dem Kronstreit zwischen Vitellius, Otho, Galba und Vespasian, indem er sich unter dem Vorwand, Roms Joch abzuschütteln, für letzteren erklärte, die hartnäckig vertheidigte Festung. Cerealis brachte Vetera zwar wieder in römischen Besitz, aber es blieb weiterhin ohne politische Bedeutung, und die sich inzwischen südlich vor der Festung gebildete Marketenderstadt nahm diese für sich allein in Anspruch. Um so mehr, nachdem in Folge der Zerstörung Vetera's im batavischen Kriege der Kaiser Ulpius Trajanus für die von ihm errichtete XXX. Legion, die daher auch den Namen Ulpia victrix führte, in der Ebene nörd-

lich vom Fürstenberg ein neues Standlager hatte errichten lassen, das urkundlich die Namen castra Ulpia oder Tricesimae führte.

Als im Mittelalter die Franken Xanten zum fränkischen Königssitz erhoben, und für ihre Berechtigung zur legitimen Nachfolge in der römischen Weltherrschaft die gleiche Abstammung mit den Gründern Roms von der Trojanischen Königsfamilie beanspruchten, wurde die Trajanische Niederlassung zu einer colonia Trojana, ein Name, zu dem auch die vielleicht schon bestehende Benennung colonia Trajana der römischen Militärstation geführt haben kann, oder was wahrscheinlicher ist, es entstand umgekehrt diese letztere im 16. Jahrhundert als gelehrte Erfindung aus der ersteren.

Der niederrheinische Alterthums-Verein in Xanten hat sich bei seiner Gründung — 4. Mai 1877 — die besondere Aufgabe gestellt, nach und nach die Aufdeckung der Castra Vetera und der Colonia Trajana zu bewirken. Zu diesem Zweck wurden im vorigen Herbst an der Nordwestseite der Stadt Sondirungen vorgenommen, wodurch man die Fundamentreste von grossen Gebäuden feststellte und theilweise bloslegte. Herr Mölders, der diese Arbeiten mit seltener Ausdauer und Hingebung leitete und dem wir den beifolgenden Plan (Taf. IX) verdanken, berichtet darüber Folgendes: „Eine der aufgedeckten Substructionen, welche eine Länge von 107,30 m und dieselbe Breite hat, ist zu einem Fünftel aufgedeckt worden. Das Mauerwerk ist Gussmauerwerk, grösstentheils aus Bruchsteinen (Schiefer) aufgeführt und von vortrefflicher Arbeit. Es hat eine Stärke von 0,80 m bez. 1,85 m; die Fundamentsohlen liegen 2,5 m bez. 4,9 m unter der Erde, grosse Flächen der Mauer haben noch den ursprünglichen glatten Putz in verschiedenen Farben; andere zeigen eine deutliche Ausfugung mittelst Fugeisen. Die Fussböden, die nur noch hin und wieder angetroffen werden, bestehen aus einer Betonschicht von 20 bis 30 cm, worüber sich Platten befanden, die aber fast gänzlich zerstört, nur in einem Raume in einigen Bruchstücken von weissem Marmor erhalten sind.

Der nordöstlich gelegene Raum (I) hat einen 3 bis 5 cm. starken weissen Mörtelbewurf, der braun und roth gesprenkelt ist; eine Thüre führt in einen Nebenraum (II), dessen eine Langmauer von vier Oeffnungen durchbrochen wird; davon sind drei nischenartig ausgebildet.

Nach der südwestlichen Seite folgen drei (III, IV, V) Räume von 14,60 m bez. 2,33 m bez. 10,26 m Länge und 12,30 m Breite. Der letzte Raum ist im Innern mit einem Umgange von rd. 60 cm Breite und dieser wieder mit einer niedrigen, sehr zerstörten Mauer von 40 cm umgeben. In diesen Umgang (Canal?) mündet ein Canal von 40 cm Breite, der aus dem noch nicht aufgedeckten Theil des Ge-

bäudes kommt. — Diese verschiedenen Substructionen nebst vielen anderen, die sich durch den auf der Erdoberfläche erscheinenden Schutt als solche mit Sicherheit vermuthen lassen, werden von einer aus Bruchsteinen gebauten Mauer von 1,80 m Stärke umschlossen, die bis jetzt nur an der südwestl. Seite festgestellt und theilweise aufgedeckt werden konnte. — Beim Hofe Scholz hat sie ein Thor, und in unmittelbarer Nähe ist eine Römerstrasse, die nur 30 cm tief in der Erde liegt. Am Mühlenweg wendet die Mauer im rechten Winkel und lassen sich die Spuren bis einige Schritte über die von Cleve nach Xanten führende Chaussee bereits verfolgen. Weitere Nachforschungen haben noch nicht stattfinden können, weil die Geldmittel dazu fehlen.

Die bei Nachgrabung der Mauern zahlreichen kleineren Funde sind besonders: Stücke von Putz, mit farbigen Linien abgesetzt oder mit Mosaikmuster bemalt, von Röhren einer Heizungsanlage, von Marmorflurplatten in schwarzer und weisser Farbe, von Dachziegeln, worunter einige mit den Stempeln der V. und der XV. Legion und den Beischriften EX(cercitus), GER(maniae), INF(erioris). Beide Legionen standen nachweislich in Xanten. Die erstere ging in den Kämpfen mit Civilis fast vollständig zu Grunde; die letztere garnisonirte theilweise in Xanten, theilweise in Bonn. Ferner fand sich ein Stück Säulenschaft mit Sockel, von 45 cm Durchmesser und ein dorisches Capitäl, Scherben von Urnen, Krügen und von Terra sigillata-Schalen mit Fabrikstempel, von Fibeln, Löffelchen, Falschmünzerformen u. s. w. Münzen von Trajanus, Hadrian, Marc Aurel, Lucius verus, Tetricus, Trajanus decius, Constantinus magnus, Constantius, Faustina und viele andere, die noch nicht bestimmt sind."

Wenn durch die vorerwähnten Aufdeckungen und Funde die Fragen nach Ursprung und Zweck dieser Gebäude auch noch nicht gelöst werden konnten, so ist doch bereits durch die Feststellung einer Umfassungsmauer von 1,80 m Dicke mit einem durch Thurmbauten flankirten Thor der Beweis geliefert, dass sie nur einem befestigten Lager, einem Castrum angehören können. Dem von der grossen Schutzmauer umschlossenen Mittelbau wird man nach seinem Grundriss und seiner Situation ungefähr im Mittelpunkte des Gesammtraumes die Wahrscheinlichkeit eines Praetoriums[1]) nicht absprechen können.

Die Meinung von der Lage der Trajanischen Militärstation an dieser

1) Unter den deutschen Castral-Anlagen gewährt die Saalburg (Cohausen und Jacobi: das Römercastel Saalburg 1878) die gleiche Situation.

Stelle ist freilich eine alte,[1]) leider sind auch die systematischen Zerstörungen der Gebäude alten Datums. Spenrath[2]) bemerkt darüber: „Die in Xanten bestehenden weitschichtigen Fundamente und unterirdischen Gewölbe besonders vor dem Clevischen Thore, wo ein geräumiges Castell gestanden hat, welches nun zwar bis auf einige noch bestehende Rudera der Erde gleich gemacht ist und der dortigen Feldflur den Namen die »alte Burg« hinterlassen hat, sind noch Zeugen des ehemaligen weiten Umfanges der Stadt unter den Römern. Zwar hat sich Pighius zu seiner Zeit beklagt, dass die Gewinnsucht, nämlich die Geldgier, aus Tuffsteinen Nutzen zu ziehen, manches alte Monument zerstört hätte. Auch sind mehrmale die Fundamente, um Tuffstein zu gewinnen, ausgegraben worden; so wurden nämlich in den Jahren 1714, 1715 und 1716 auf zwei an der Mühle vor dem Clevischen Thore gelegenen Stücken Land, welche der Kapitels-Präsentiarie gehörten, 5000 und etliche Tonnen Tuffsteine ausgegraben, worüber die Contracte, die mit den Gräbern geschlossen wurden, noch vorhanden sind; dem ungeachtet stösst man noch häufig in dieser Gegend auf unterirdisches Gemäuer."

Weiteren Ausgrabungen bleibt es vorbehalten festzustellen, dass dieses Castrum das von Trajan angelegte Standlager für die XXX. Legion ist.

Grosse und weit über die Kräfte des Xantener Alterthums-Vereins reichende Mittel werden freilich diese Ausgrabungen noch erfordern. Aber bei ihrer Wichtigkeit dürfte deren Beschaffung keine unüberwindlichen Schwierigkeiten bereiten. Hat doch bereits das Provinzial-Museum in Bonn aus seinen Mitteln zu den Kosten der bisherigen Arbeiten eine Summe hergegeben, und sein Interesse an der Sache wird damit nicht erschöpft sein. Hoffen wir aber auch, dass der Xantener Alterthums-Verein in seinem Streben nicht erkalte, dass er mehr Unterstützung unter den Einwohnern und von Seiten der Stadt finden und diese sich daran erinnern möge, wie wenig sie sich bisher der Verpflichtung bewusst wurde, für die Aufsuchung und Erhaltung der Denkmäler ihrer grossen Vergangenheit eintreten zu sollen. Möge vor Allem Herr Mölders nicht ablassen, mit der bisherigen Hingebung ein Ziel zu verfolgen, dessen Erreichung ihm jedenfalls den reichsten Dank der Wissenschaft einzubringen nicht verfehlen wird.

E. aus'm Weerth.

1) Fiedler, Denkmäler der castra vetera und Colonia Traiana in Houber's Antiquarium. 1839 S. 28. Jahrb. XXXVI, 48 u. s. w.

2) Spenrath und Mooren, Alterthümliche Merkwürdigkeiten von Xanten. Crefeld 1837 I S. 108. Ueber spätere Funde im Bereich des Trajanischen Castrums vergl. Fiedler in Houber's Antiquarium S. 29 ff.

## 13. HORAE METENSES.

### I.

### Die Handschriftensammlung des Freiherrn Louis Numa de Salis.

Mit dem am 2. October d. J. in Beaumarais verstorbenen Freiherrn Louis Numa de Salis (geboren 27. Januar 1803 auf dem Schlosse L'Escafotte, Gem. Flines-les-Montagnes in Frankreich) ist einer der eifrigsten Alterthumsfreunde Lothringens dahingegangen. Ich habe es an einem andern Orte versucht, dem Andenken des trefflichen Mannes gerecht zu werden; hier will ich mich ausschliesslich mit der reichen Sammlung von Handschriften befassen, welche der Verstorbene seit 1835 zusammengebracht und als ein glänzendes Zeugniss seiner ausgebreiteten Kenntnisse und seiner vielseitigen Interessen hinterlassen hat. Da die Sammlung nicht öffentlich zugänglich ist, jetzt, nach dem Hinscheiden ihres Besitzers wol auf manche Jahre hin überhaupt der Benutzung entzogen bleiben muss, wird eine Mittheilung über dieselbe doppelt erwünscht sein. Dafür, dass diese Collection nicht zu lange der Forschung vorenthalten bleiben wird, bürgen die hochherzigen Intentionen ihres Urhebers und der jetzigen Besitzerin, der Freifrau von Salis, gebornen von Galhau.

Herr von Salis hat nicht als blosser Amateur gesammelt. Zunächst veranlassten ihn, wie es scheint, paläographische und diplomatische Studien zum Collectioniren von Manuscripten, besonders datirten; dann wandte er seine Aufmerksamkeit mit Vorliebe Allem zu, was mit der Geschichte und den Alterthümern Lothringens zusammenhing. Er hinterlässt seine Bibliothek wohlgeordnet; sorgfältige Kataloge geben Nachricht über die Provenienz, das Alter, den Werth der einzelnen Handschriften, wie sie anderseits von dem fleissigen Gebrauch zeugen, den der verewigte Sammler von seinen Schätzen gemacht hat. Ich kann hier keine eingehende Beschreibung der einzelnen Nummern folgen lassen; das Verzeichniss, welches folgt, hat zunächst nur den Zweck, das gelehrte Publicum im Allgemeinen mit der Sammlung bekannt zu machen und ihrem Urheber ein litterarisches Denkmal zu setzen — eine geringe posthume Genugthuung für einen Gelehrten, der sein reiches Wissen niemals litterarisch verwerthete, um so selbstloser

dagegen mit seinen Kenntnissen und seinen Hülfsmitteln die wissenschaftlichen Bestrebungen Anderer unterstützte. H. P. A.

1. Membran. a. 1273. Legenda aurea Jacobi de Voragine.
2. Chart. Nobiliaire de Lorraine par Dom Pelletier, 1751.
3. Membr. s. XIII. Translatio s. Lamberti. Passio s. Catharinae. Vita s. Egidii.
4. Chart. Evangelium festorum (mit dem Wappen des Bisthums Constanz). 1488.
5. Membr. a. 1146. Quattuor Evangelia.
6. Chart. a. 1577. Nobiliaire de Lorraine, par Didier Richer dit Clermont.
7. Chart. 1779. Cartulaire du chapitre d'Épinal, par Mangard.
   Enthält viel Unedirtes an Urkunden u. s. f.
8. Membr. a. 1157. Martyrologium. Regula s. Benedicti. Necrologium monasterii s. Gregorii Venetiis.
   Für Musikgeschichte interessant.
9. Chart. s. XVII. Récueil des antiquités et choses memorables de la ville et pays de Sens, par Jacques Taveau. Französische Uebersetzung eines 1608 erschienenen Werkes (vgl. Lelong).
10. Membr. s. XV, bez. XVIII. Necrologium s. Montis (bei Remiremont), c. 1406—1430, fortgesetzt bis 1708.
11. Membr. s. XI. Missale von Marmoutier, mit Neumen.
12. Membr. s. XIII. Thomae Aquinat. Opusc.
13. Chart. s. XVIII. Chronique de Metz (bis 1583).
14. Membr. s. XII. Pentateuchus. Josue. Judices. Ruth.
15. Membr. s. XI. Fragment eines Ms. von S. Pierre le Vif bei Sens. Enth. mehrere historische Stücke.
16. Chart. s. XVI. Recueil d'arrêts Messins (1209—1546); stammt aus dem Kloster S. Arnulf. Eine andere Copie in der Metzer Stadtbibliothek.
17. Membr. s. XIII. Petri Lombardi Glossa in Epp. s. Petri.
18. Membr. s. XVI. Comptes de 1533 relatifs à l'exécution du testament de Marguérite d'Autriche † 1530.
19. Membr. s. XIII. Petri Comestoris Historia scholastica.
20. Membr. s. XIV. Petri Comestoris Historia scholastica.
21. Membr. s. XIV. Biblia Sacra. Gemalte Initialen und Vignetten.
22. Membr. s. XII. Vita s. Dunstani. Vita s. Aicardi.
   Die erstere Vita halb gegeben bei Bolland. Act. SS. Mai VII 812. Die letztere bei Surius.

23. Membr. s. XIII. Pontificale Ecclesiae Senonensis. Sehr werthvolle Hs. der Kathedrale von Sens, auf welche zur Zeit die Erzbischöfe von Sens den Eid ablegten (cf. Cabinet historique 1859, V, 2e partie. p. 40).

24. Membr. s. XV. Dictionnaire des plantes médicinales. (Uebersetzung des Platearius).

25. Membr. s. XII. Petri Lombardi Glossae in Job. Von diesem unedirten Werke des Lombarden wird noch ein Cod. Savinianensis angeführt bei Lelong Bibl. Biblicae exegeticae p. 901. Vgl. Fabricius Bibl. lat. med. aev. ed. Florent. 1858, V 250.

26. Membr. s. XI. Johannis Cluys. De compunctione cordis ll. III. — Hieronymus adv. Vigilantium. — Quaestiones s. Hieronymi de induratione cordis Pharaonis. — Vita s. Johannis Eleemos. — Epist. s. Clementis ad Jacobum. — Vita s. Basilii. — Vita s. Hylarionis.

27. Membr. a. 1485. Repos de consolation. Diese der Bibliothek des Herzogs von Lothringen entstammende, der Stadt Metz dedicirte Hs. ist mit einigen vorzüglichen Miniaturen der französischen Schule geschmückt.

28. Membr. s. XIII. Necrologium s. Petri montis. — Aliud eiusdem. — Evangelia pro festis. — Constitutiones s. Petri Montis.

Die Constitutionen des Augustinerstifts Pierremont, Diöcese Metz, hat Hugo Sacr. Antiq. Monum. II 425 herausgegeben, die Necrologien sind unedirt und scheinen eine Herausgabe zu verdienen.

29. Membr. s. XIII. Kalendarium. — Regula s. Augustini. — Tractatus Hugonis de s. Victore in islam. — Liber ecclesiastici Officii.

Am Schlusse gereimte Stiftungsgeschichte des Klosters. Welches?

30. Chart. a. 1520. Chronique de Sens, par le P. Bareteau.

31. Chart. Chronique de Sens par Coquin. Lateinisches Autographon dieser unedirten Chronik.

32. Membr. s. VIII ex. — IX in. Glossae et traditiones seniorum in LXXXVIII Psalmos anteriores.

33. Membr. s. XII. Psalterium cum glossa.

34. Membr. s. XI ex. Quattuor Evangelia.

Stammt aus dem Kloster Günzburg in Bayern (s. Bavar. sancta II 225. Bavaria pia p. 90. Bucelin. I, 2, 75).

Die Handschrift ist mit Miniaturen der deutschen Schule geschmückt. In den Initialen noch Anklänge an das Gerimsel der schottisch-irischen Handschriften.

35. Chart. s. XVII. Tabulae progonologicae plurimorum regum, principum, comitum etc.

Diese besonders für die Lothringischen Adelsfamilen nicht unwichtige Hs. ist mit grossen Bildern geschmückt. Hr. v. Salis bemerkt, dass letztere an eine Hs. van der Straats und den Cod. 8367 der Bibl. nationale in Paris erinnern.

36. Chart. s. XV ex. Catholicon seu Vocabularium Latino-Gallicum.

37. Membr. a. 1156. Vita s. Martini auctore Sulpicio Severo. — Eadem auctore Gregorio Turonensi. — Vita VII Dormientium. — Miracula de s. Martino. — Epistola Fulconis ad s. Adonem et responsa Odonis. — Translatio in Burgundiam et relatio in Turoniam corporis s. Martini. — Vita s. Odonis primi abbatis Cluniacensis.

Von der unedirten versificirten Vita des hl. Martin von Richer findet sich noch eine Abschrift in Epinal.

38. Membr. s. XIII. 'Ici commence l'Apocalypse en latin.'

Enth. 66 colorirte Federzeichnungen von hohem Interesse, so z. B. f. 16' die Darstellung eines Ciboriumaltars; die mensa ist von grünen Teppichen umhangen, über derselben eine Lampe. Der Baldachin scheint ziemlich willkürliche Formen zu haben. Die Compositionen erinnern stark an die hist. Apokalypse der Nationalbibliothek in Paris (vgl. Paris III 371), aus welcher ein Blatt mit dem Drachen bei Silvestre Paléographie III. Eine der kostbarsten Nummern der Sammlung, für die mittelalterliche Ikonographie sehr zu verwerthen.

39. Chart. s. 1491. Senecae Tragoediae.

40. Membr. s. VIII—IX. Fragm. Homiliar. s. Gregorii Papae.

41. Membr. s. XIII. Psalterium.

42. Membr. s. XII. Psalterium.

43. Chart. s. XIV. Vetus ordinarium ecclesiae Metensis.
Unedirtes Autographon des Nicolaus Hugo 1551.

44. Membr. s. XV. Rituale ad usum exorcistarum. (Wormser Exorcistarium, köstliche Miniaturen, auch deutsche Gebete.)

45. Chart. a. 1483. Magistri Johannis Nannis (vulgo Annii Viterbiensis) de futuris Christianorum triumphis in Turcos.

Aus der Bibliothek der Metzer Kathedrale.
Eine so viel ich weiss unedirte Schrift.

45bis Bomb. Arabische Erklärung einiger Koranverse.

46. Membr. s. XIII. Psalterium cum glossa.

47. Chart. s. XVII—XVIII. Lettres de l'abbé de Rancé.

Diese aus den Papieren des Bischofs Taffoureau von Alet († 1708) durch den Dechanten Fenel zu Sens (1710) zusammengestellte Correspondenz des Stifters der Trappisten enthält meist unedirte und zum Theil sehr interessante Briefe; so ein Brief f. 43, in welchem Bontheillier de Rancé sich gegen die Lectüre des Alten Testaments in seinem Kloster (wegen vieler die Sinnlichkeit erregender Stellen, z. B. im Hohen Lied) ausspricht; f. 51 ein interessanter Brief des Abts an Tillemont über seine Stellung zum Jansenismus, über den er sich ungünstig äussert. Die Sammlung verdiente nähere Untersuchung und event. Herausgabe.

48. Membr. s. XIV. Ceremoniale s. Magdalenae Virdunensis.

49. Membr. s. XIII. L'ordinaire (de) maistre Tancrei chanoine de Bolonie.
Anonyme und unedirte Uebersetzung des Ordo Iudiciarius von Tancred, vgl. Fabricius, Bibl. med. et inf. lat. ed. Florent. VI 512.

50. Membr. s. XIII. Cartularium s. Jodoci (s. Josse-aux-bois in der Diöcese Amiens).

51. Membr. s. XV. Practica notaria.

52. Membr. s. XIII. Biblia Sacra.
Viele Initialen mit Figuren auf Goldgrund.

53. Membr. a, 1276. Psalterium.
Grosse Miniaturen. Dem Psalterium geht ein ebenfalls im XIII. Jahrh. beschriebenes Blatt mit einem deutschen geistlichen Gedicht voraus (‚Swen Got sines riches sol gewern || zweier tugenden er nit mac entpern' u. s. f.), welches kürzlich Freih. v. Hardenberg in Bartsch's Germania, 1880, XXV 339 f. herausgegeben hat.

54. Chart. s. XVII. Lettres originales de Bossuet.
Acht Briefe, Originalien, des grossen Theologen, abgedr. im XV. Bande der Ausg. seiner Werke von Dom Deforis. Sie beziehen sich auf die Union.

55. Chart. s. XV. La destruction de Jérusalem.
Enth. 61 sehr gute Miniaturen im Format der Hs., welche von dem gedruckten Text vielfach abweicht. S. Brunet II 67. Interessant ist z. B., noch für das XV. Jahrh., f. 21 die Taufe (nackte Männer und Frauen in grossen Bütten; auf einer andern Taufdarstellung siebeneckiges gothisches Baptisterium, neben welchem eine Frau mit verhüllter Schaam).

56. Membr. s. XV. Boetius de Consolatione phil.

57. Chart. s. XVII. Correspondance de Madame de Maintenon et de sa famille.

Enth. wie es scheint vieles Unedirte, vgl. La Beaumelle in seiner Ausgabe der Briefe der Maintenon. Die Mappe enthält ausserdem, ich glaube 16 Briefe, z. B. unedirte von J. J. Rousseau.

58. Membr. s. XIV. Glosulae Cardinalis de Monte-Pessulano super aphorismos Hippocratis.

59. Membr. s. XIV. Pomerium rhetoricae Magistri Bilichini de Spello.

60. Membr. s. XIII ex. Cronica fratris Gaufridi de Collone de Senonensibus, ad a. 1294.

Sehr interessante unedirte Chronik, von der ausser der nun folgenden Nr. 61 noch eine Abschrift im Vatican sein soll (Mitth. des Hrn. Michelant an Hrn. v. Salis).

61. Membr. s. XIV. Dasselbe.

62. Membr. s. XVI. Evangelia per anni circulum.

63. Membr. s. XVI. Lactantii Div. Institution. de Ira Dei et de Opificio.

64. Membr. s. XII. Evangelia s. Lucae.

65. Membr. s. XII. S. Augustini Enchiridion et Varia eiusd., mit Canones eines Concils von Tours vom J. 1096.

66. Membr. s. XIV. Fragmente von Rechnungen der Abtei St. Josse-aux-bois bei Amiens aus den Jahren 1325—45.

66bis Chart. s. XV ex. Renati Anagramma V.

67. Chart. s. XVIII. Lettres de cardinaux, évêques etc. à Mr. Languet, évêque de Soissons, au sujet de ses ouvrages pour la défense de la Constitution Unigenitus.

182 interessante Briefe aus den Jahren 1718—1719 zur Geschichte des Jansenismus.

68. Membr. s. XIII. Fragment eines lateinischen Bestiariums.

Schöne und interessante figurirte Hs., welche zur mittelalterlichen Thiersymbolik herbeizuziehen sich lohnte.

69. Membr. s. XIII. Anonymi Algorismus.— Johannis de Sacroboxa Tract. de Sphaera. — Cuiusdam Computus. — Anonymi Tractatus Quadrantis. — Tabul. Solis. — Tract. Astrolabii Messe-hallaz.

Figurirte Hs.

70. Chart. a. 1471. Ordinarius ad usum fratrum s. Crucis.

71. Chart. s. XVI ex. Hystoire de la fondation de l'abbeye de Chaulmouzey, par l'abbé Sehere.

Abt Seher starb 1198. Die franz. Uebersetzung seines Werkes durch Séb. Valdenaire ist von 1589. Der lat. Text bei Calmet

Hist. de Lorraine, 2e éd. XC preuves II. Vgl. Martène Thesaur. Anecd. und Calmet I col. c.

72. Membr. s. XIV. Calendarium. — Psalterium cum hymnis. — Officium transfigurationis Domini etc.

73. Membr. s. XIII, Magistri Alani Liber qui dictur 'Quotmodis', de diversis vocabb. scripturae significationibus.

Ueber diese Schrift des Alanus Albretus († 1201) s. Fabricius a. a. O. I 33.

73bis Chart. a. 1765. Historia Cartusiae s. Albani prope Treviros. Von dem Trierer Karthäuser Fr. Modestus Leydecker.

74. Membr. s. XIII (c. 1290). Tabulae astronom. vel Tholetanae; praemittuntur canones Arzachelis (die sog. Alfonsinischen Tafeln).

75. Membr. s. XIII. Anonymi Comment. in Priscianum maiorem.

76. Membr. s. XV (c. 1480). Cartularium S. Arnulfi Metensis.

Das Original dieses wichtigen Cartulars, von welchem auch die Stadtbibliothek eine Abschrift besitzt, befindet sich im Besitz des Herrn Chartener in Metz.

77. Membr. s. XIII. Petri de Riga Aurora.

Vgl. über diese zum grössten Theil unedirte Schriftparaphrase des Petrus de Riga († 1209) Fabricius a. a. O. V 263 f.

77bis Chart. Chronique de Metz en vers. 1803.

78. Membr. s. XIII. Cyrurgie de maistre Brun le Lone Borc. — Cyrurgiae d'Albugazis. — Figurirte Hs.

79. Membr. s. X. Vita s. Remigii Hincmaro auctore. — Vita s. Remacli.

Wurde in Trier, ich glaube bei Dr. Linde gekauft.

80. Membr. s. XII. Diversae Sententiae Hugonis. De VII signis Pauli factis. — De Cursu solis annuo et quotidiano. — De tribus ss. mulieribus.

81. Membr. et chart. dat. 1476. Smaragdi Diadema monachorum.

82. Membr. s. XIII. Sermones magistri Petri. — Tabula sermonum magistri Mauritii Paris episc. — Commentar. in Cant. Cantic. — Alae ad coelos volantium. — Summa dictaminis.

Fol. 2 betr. Gebetsvereinigung mehrerer Klöster.

83. Membr. s. XIII in. Glosae magistri Thomae super Cantic. Cant.

Von einem Cistercienser Thomas.

84. Membr. s. XIV. Aegidii Romani Libri III de Regim. Princip.

85. Membr. s. XIII. Anonymi Summa de virtutibus.

Wie es scheint, unedirte Schrift eines Predigermönches.

86. Chart. a 1588. Régistre des choses mémorables de l'Église de St. Pierre de Romarimont.

Unedirte Remiremont'sche Chronik von Séb. Valdenaire, Prior von Herival. Es gibt noch andere Abschriften, deren eine in der Coll. Noel 17790 verzeichnet ist.

87. Membr. s. XIII. Anonymi Summa de virtutibus.

88. Membr. s. XIV. Apocalypse avec une glose (im Dialecte der Normandie). — Sermons en prose. — Sermons en vers (beide im selben Dialekte).

Diese Predigten verdienten von einem Dialektforscher näher untersucht zu werden. Die Hs. enthält 59 Federzeichnungen. Sie schliesst mit einem

Tractatus de lingua romana secundum dominum Robertum Lincoln episcopum de principio creationis mundi etc.

Mehr als 1800 unedirte Verse, anf.

Ke bien pense bien poet dire
sans penser ne poet suffire
de nul bien fet comencer.

Vgl. die Hs. 7268[s] der Pariser Nat.-Bibl. und Paris VII 201.

88[bis] Chart. Extr. de la Chronique de Vigneulles. 1787.

89. Chart. a. 1483. Ordo ad reipiendum moniales novicias ord. s. Augustini.

90. Membr. s. XIII. Anonymi Sermones.

Lateinisch und altfranzösisch.

91. Chart. a. 1709. Partage du comté de Salm en 1598, etc.

92. Chart. s. XVI. Chronique de Metz en vers par De Chatelain.

Cop. bis 1583.

93. Membr. s. XIII. Breviarium. — Mit prachtvollen Initialen.

94. Membr. s. XIV. Bartholomaei de s. Concordia Summa casuum conscientiae.

Das Werk des Pisaner Predigermönches Bartholomaeus de S. Concordio ist oft gedruckt unter dem Titel Bartholina, Pisanella oder Magistruccia, vgl. Fabricius a. a. O. I 165. Der Verfasser starb 1347 (Spon, Recherch. d'antiq. p. 214).

95. Membr. a. 1242. Biblia Sacra. — Initialen und Figuren.

96. Membr. s. XIII. Parv. Exord. Cisterciensis ordinis. — Carta caritatis. — Liber usuum. — Institutiones generalis capituli. — Usus conversorum.

97. Membr. s. XI in. Heraclidis Paradisus seu Vitae Patrum.
Abgedr. Rosweyd. Vitae Patr. Antw. 1617, p. 706.

98. Chart. Traité de perspective, par Sébastien le Clerc.
Unedirtes Autographon des berühmten Stechers († 1714). Viele Figuren.

99. Membr. s. XI. Boetii de Arithm. Libri duo.
Mit vielen colorirten Figuren.

100. Membr. Hugonis de s. Victore Didascalion. Pars I de studio legendi.

101. Membr. s. XIV. Logica Albertina.

102. Membr. s. XIV. Fratris Mauricii ord. min. Dist. ad instar Concordantiarum Bibliae in quibus etiam tractatur materia vitiorum et virtutum.
Die umfangreichen Distinctionen des Mauritius Anglus sind Venet. 1603 bis Litt. E des I. Theils gedruckt. Fabricius a. a. O. V 56.

103. Membr. s. XV—XVI. Horae B. M. V.
Schöne Miniaturen der Pariser Schule, ikonographisch zum Theil sehr interessant.

104. Membr. s. XV. Horae intemeratae B. M. V. secundum usum Roman. — Oraysons translatees du latin en franchois.
54 Miniaturen en grisaille, Ostertafel bis 1887. Wappen der Margaretha von England, dritter Frau Karls des Kühnen.

105. Membr. s. XII. Ysagoge Galieni (sic!). — Liber aphorismatorum (!) Ypocratis. — Liber Philareti de pulsibus. — Liber pronosticorum.

106. Membr. s. XV. Alberti M. Summa theol. veritatis. — Sermo fr. Bernardini de Senis de sacra religione.

107. Membr. s. XV. S. thomae Aq. De regimine principum. — Eiusd. Lib. c. impugnantes religionem.

108. Membr. a. 1504. Bonaventurae Tractatus varii. — Magistri Nicolai de Orbellis super sententias Compendium perutile.
Das Compendium gedr. Haganoae 1503 u. ö. Vgl. Fabricius a. a. O. V. 109.

109. Chart. a. 1711. Sommaire du Polium abrégé des duchés de Lorraine et du Bar, par Bugnon.

110. Membr. s. XIII. Medicinae Tractatus varii.

111. Membr. s. XV. Officium B. M. V. secundum consuetudinem Romanae curiae.

112. Membr. s. XV. Officium crucifixi compositum per Johannem papam XXII. — Alia officia.

113. Membr. s. XIII. Sermones per totum annum. — De impedimentis confessionis.

114. Chart. s. XVI. Chronique de Metz, en vers, par J. Chatelain.

115. Membr. a. 1471. S. Antonini de materia excommunicationis.

116. Membr. a. 1470. B. Hieronymi Flores secundum ordinem alphabeti. — Ex libris Firm. Lactantii Auctoritates excerptae.

117. Chart. s. XV. Henricus de Hassia de instinctibus. — Eiusd. de vita contemplativa. — Nicolai de Cracovia de Sacramento altaris. — Omilia quaedam de tractatus Petri de Allyaco de IV exercitiis spiritualibus. — Epistola b. Bernardi ad nepotem suum Robertum. — Passio D. N. J. C. — Sermo magistri Johannis de Rupella de sacramento altaris.

118. Membr. s. XIV. La vita di S. Margarita (italienisch). — Obitus et ascensio B. M. V.

41 Miniaturen im Format des Buches.

(118b.) (n° 1346 des Bücherkatalogs). Chart. a. 1488. Mer des historiens.

(118c.) (1347 ib.). Chart. a. 1707. Histoire de Toul.

(118d.) (1348 ib.). Chart. a. 1654. Histoire de l'abbeye de S. Clément de Metz.

Originalhs., zu untersuchen.

Dazu kommen Nr. 119: Metzer Urkunden XIII s. 12, XIV s. 138, XV s. 206, XVI s. 148, XVII s. 120, XVIII. 109, aus verschiedenen Epochen 69; pièces diverses 62, 1 Rouleau mit 4 St., zusammen 868 Stück. — Ferner Urkunden betr.

120. Lothringische Urkunden 15 St.

121. Dsgl. (Lettres patentes, brevets, arrêts de conseils) 12 St.

122. Lothringer Urkunden v. 1211—1356, 15 St.

123. Dsgl. ohne Siegel, 65 St.

124. Dsgl., 42 St.

125. Urkunden von Moyenmoutier, contracts sans sceaux v. 1614—1682. 27 St.

126. Urkunden ohne Siegel (der Officialität von Toul), 30 St.

127. Verschiedene Urkunden ohne Siegel, 22 St.

128. Urkunden aus der Champagne, 9 St.

129. Patent des Kaisers Maximilian II. für die Stadt Toul 1566, 1 St.

130. Lettres de noblesse de Pierre Petit valet de chambre de la duchesse de Lorraine 1529, 1 St.

131. Lettres de noblesse de Claude Callot aïeul du celèbre graveur 1584, 1 St.
132. Dsgl. für Jean Andernach receveur et gruyer à Dompaire 1594, 1 St.
133. Dsgl. für Louis Machon, 1 St.
134. Dsgl. für Louis de la Haye apothicaire etc. 1659, 1 St.
135. Urkunden betr. die Auvergne v. 1249—1407, 7 St.
136. Urkunden betr. Tournay, 15 St.
137. 13 Quittüngen von 1395—1479, 13 St.
138. Bullen von 1162—1784, 9 St.
139. Bruchstücke von Handschriften (manche paläographisch interessant) vom IX.—XVI. Jahrh.
140. Convolut von 22 Urkunden und Handschriftenfragmenten vom IX.—XIII. Jahrh.
Ein Stück von 1157 enthält einen an Heloïse, die Aebtissin des Paraklet, gerichteten Brief.
141. Urkunden betr. die Abtei Du Gard in der Diöcese Amiens.
142. Convolut von Urkunden betr. St. Omer, Montreuil sur Mer und Umgegend, 392 Stück von XII.—XV. Jahrh.

Von den Kupferstichen u. s. f. seien hervorgehoben: eine Anzahl trefflicher Callot, Séb. le Clerc, Picart, Ficquet, Galle, Mallery, Perrault. Ich erwähne ferner einige kostbare, dem König René zugeschriebene Miniaturen. Die Bibliothek umfasst u. a. eine auserlesene Sammlung der besten und seltensten Werke über Metz, seine Geschichte und seine Alterthümer. Von Alsatica sei eines Unicums gedacht, das meines Wissens wenigstens in Elsass-Lothringen nur in diesem einen Exemplare erhalten ist; es ist die 'Evidens Designatio receptissimarum consuetudinum ornamenta quaedam et insignia continens: magistratui et Academiae Argentinensi a maioribus relictis. Nobilium insuper, patriciorum, civium, hortulanorum atque Alsatiae agricolarum et virorum et foeminarum discretiones in habitu cum laeto tum tristi: ad singularem ornatum genealogicarum huic *Βιβλίῳ* impressa et in lucem edita. Argentorati. Excudebat Joann. Carolus. M.DC.V.' Unter den Kupfern sind drei Stücke mit dem Münster von Strassburg: 1) n° LX das Münster mit deutscher Legende. 'Nun weiter lieber Leser schau || Diesen wunderkunstreichen Bau' etc.; 2) n° LXI die Uhr; deutsche und lat. Legende; 3) n° LXII der kleine Heyden'sche Stich von Stadt und Münster mit der Legende: Ampl. prud. viro domino Henrico Wedd etc. Jac. ab Heyden. 4°.

Freiburg, Nov. 1880. F. X. Kraus.

## II. Literatur.

1. Die Kunst- und Geschichtsdenkmäler der Provinz Westfalen. 1. Stück: Kreis Hamm. — Münster. Selbstverlag des Provinzialvereins 1880.

Es wird den Lesern der Jahrbücher bekannt sein, dass seit einer Reihe von Jahren die Nothwendigkeit erkannt worden ist, ein kurzes, aber genaues beschreibendes Verzeichniss der durch künstlerischen oder geschichtlichen Werth ausgezeichneten Denkmäler herzustellen. Diese Aufgabe einheitlich auf das deutsche Reich oder auf seine Staaten zu übertragen, ist nicht gelungen, dagegen haben sich einzelne Forscher, Vereine und Provinzialverwaltungen der ebenso mühsamen, als dankenswerthen Aufgabe unterzogen[1]). Eine Reihe vortrefflicher Publikationen ist bereits das Ergebniss gewesen, bei welchen die Lokalforschung grösseren Spielraum gewinnen konnte, wenn auch dafür der Mangel einer in Behandlung, Anordnung und Ausstattung einheitlichen Publikationsweise mehrfach zu bedauern ist. Die meisten der Veröffentlichungen habe den von Lotz in seiner Kunsttopographie eingeschlagenen Weg verfolgt und die Ortschaften nach dem Alphabet, die Denkmäler in denselben nach einer systematischen Reihenfolge angeordnet, indem sie die Form eines Lexikons für die geeignetste hielten. Ein anderes Verfahren wurde von Prof. Dr. Nordhoff eingeschlagen, welcher im Auftrage des westfälischen Vereins für Wissenschaft und Kunst den Kreis Hamm bearbeitete, und zwar ein doppeltes. Die Denkmäler der vorhistorischen Zeit, die Werke der Germanen und Römer sind chronologisch behandelt, die Denkmäler der christlichen Zeit aber in topographischer Reihenfolge und zwar zunächst das Lippegebiet, dann das mittlere Hügelland und schliesslich die Haar. Ich möchte die Bitte aussprechen, dass, wenn die übrigen Theile Westfalens sich anschliessen — und ich hoffe, dass

1) Eine Uebersicht der hierfür gemachten Vorarbeiten und bereits erschienenen Publikationen gab Prof. Bergau in der deutschen Bauzeitung 1878, S. 168, 175 u. 185.

die Theilnahme an diesem ersten Bande rege genug sein wird, um die baldige Herstellung der folgenden zu ermöglichen — dem Ganzen ein recht specielles alphabetisch geordnetes Sachregister angefügt werden möge, damit sich auch die, nicht in der den einzelnen Bänden vorgedruckten Inhaltsübersicht angeführten Punkte leicht auffinden lassen.

Die geschichtliche und künstlerische Ausbeute aus der vorchristlichen Zeit steht im Kreise Hamm hinter den Nachbargegenden zurück, doch sind auch hier Waffen und Geräthe aus Stein, Horn, Holz, Thon und Bronze gefunden worden. Unter den Burgenbauten verdient die Bummansburg, ein später umgestaltetes Römerlager, Beachtung.

Ein wichtiges Glied in culturgeschichtlicher Beziehung wurde erst die Landschaft, seitdem sie sich zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts unter dem Grafen Adolf von Altena, welcher 1226 die Stadt Hamm gründete, als Grafschaft Mark consolidirte. Graf Engelbert (1249—77) und sein Sohn Eberhard brachten ihr Land zu hoher Blüthe. (Ein kurzer geschichtlicher Ueberblick über die Herrschaft der Grafen von der Mark, deren Thätigkeit nur theilweise bei der Ortskunde der Denkmäler bekannt wird, wäre erwünscht.) Unter den Grafen entwickelte sich der Kirchenbau in seiner charakteristischen Weise und der Kreis Hamm zeichnet sich durch eine bedeutende Anzahl stattlicher Kirchen aus.

In Westfalen war, durch die Lage des Landes und den Sinn seiner Bevölkerung begründet, der Uebergang vom romanischen zum gothischen Stil milder, gleichmässiger fortschreitend, als in andern Theilen Deutschlands und der Uebergangsstil hat sich lange gehalten. Bei leise spitzbogigen Formen, mässigen Gliederungen und sparsamer Ornamentik ist schon frühe eine hohe Ausbildung in constructiver Beziehung erkennbar.

Wenn wir den Kreis Hamm nach der vorliegenden Publikation ins Auge fassen, so ist die Grundrissgestaltung seiner Kirchen einfach. Vorwiegend sind einschiffige Anlagen von geringer Längenausdehnung. Bisweilen stellte sich daher später eine Verlängerung als nothwendig heraus (Kirchen in Lünern, Fröndenberg). Anlagen mit mehr als drei Schiffen des Langhauses kommen nicht vor. Auch bei diesen begnügte man sich mit zwei (Methler, Herringen), drei (Rhynern) oder vier (die 1843 abgebrochene Kirche in Camen und die evangel. Kirche in Hamm) Jochen des Mittelschiffs. Die kathol. Kirche in Hamm und die evang. in Unna haben grössere Längenausdehnung. Der Chor besteht meist nur aus dem Chorviereck, welches gerade geschlossen ist (Methler, Herringen, Rhynern, Fröndenberg) oder in drei, bez. fünf Seiten des Achtecks (Camen, Pelkum, Hamm kath. K., Mark, Unna kath. K., Lünern, Delwig). Sieben Seiten des Zwölfecks hat in Hamm die evang. Kirche, den Halbkreis Bausenhagen. Wo Kreuzflügel vortreten (Hamm evang. K., Mark, Rhynern, Fröndenberg) sind dieselben nur einschiffig. Seitliche Apsiden

haben Methler und Rhynern. Der Chor der evang. Kirche in Unna, in fünf Seiten des Achtecks endend, öffnet sich durch Arkaden nach einem ringsherum laufenden Umgang, welcher die Seitenschiffe fortsetzt. Interessant ist auch an dieser Kirche die Verengung des Mittelschiffs im dritten und vierten Joch (von Osten aus gerechnet) und die im folgenden Joch um der Thurmanlage willen wieder erfolgende Verbreiterung desselben.

Vor die Westseite, bez. bei dreischiffigem Langhaus vor das Mittelschiff legt sich eine quadratische Vorhalle mit massigem Thurm darüber. Zweifache Thürme, in dem übrigen Westfalen selten, finden sich in der Mark gar nicht. Oft ist noch der Thurm aus altromanischer Zeit erhalten, während das Langhaus jüngeres Gepräge zeigt (Methler, Camen, Herringen, Mark, Uentrop, Rhynern, Boenen, Delwig). Daher konnte es nothwendig werden, die Seitenschiffe über den Thurmanfang hinaus zu verlängern, so dass der Thurm nun eingebaut erscheint (evang. Kirchen in Hamm und Unna, Rhynern). Hinzugefügte Sacristeien oder Kapellen sind äusserst selten, zum Theil angebaute wohl später wieder fortgerissen.

Ebenso einfach, wie die Grundrissanlage, ist im Allgemeinen der Aufbau. Die Stützen der Mittelschiffmauer sind vorwiegend ungegliederte Säulen, ebenso sind die Wandvorlagen rund. Reichere Gliederungen zeigen Methler, wo die Pfeiler im Kern kreuzförmig gebildet an den Flächen halbkreisförmige Vorlagen und in den einspringenden Ecken runde Dienste haben, sowie die evangelische Kirche in Unna, wo die vielgegliederten Pfeiler in origineller Weise gekehlt sind.

Ungemein früh entwickelte sich in Westfalen der Gewölbebau, in der Mark gewöhnlich in der Form des leise spitzbogigen, vierkappigen, bei polygonem Chorschluss auch des mehrkappigen Kreuzgewölbes, seltener in der des Sterngewölbes (Camen im Mittelschiff, Unna, evang. Kirche im Chorumgang). Die Kappen haben nur Grate oder Rippen von geringer Gliederung. Oft kommen in derselben Kirche Gewölbe mit und ohne Rippen vor. Hand in Hand mit der frühen Ausbildung des Gewölbebaues ging die Neigung zum Hallenbau, das heisst zur gleich hohen Anlage des Mittelschiffs und der Seitenschiffe. Dies führte dazu, die Seitenschiffe gleich breit dem Mittelschiff zu machen, so dass man sie auch ebenso lang machen konnte (Unna, mittlere Joche der evang. Kirche). Machte man jedoch die Seitenschiffe viel schmäler, so glich man die Differenz aus, indem man die Seitenschiffe in der Längsrichtung mit oblongen Kreuzgewölben überspannte (Methler, Camen, Herringen) oder das Mittelschiff der Breite nach (Hamm evang. und kath. Kirche). Wo man dies vermeiden wollte, mussten die Seitenschiffgewölbe halb so lang als die Mittelschiffgewölbe sein, also Zwischenstützen eingeführt

werden. Dies führte in Westfalen zu verschiedenen Lösungen, von denen sich jedoch im Kreise Hamm kein Beispiel findet (die Kirche in Rhynern ist eine Basilika mit Zwischenstützen und niedrigeren Seitenschiffen).

Die Einzelbildung und Ornamentik, welche sich an den Basen und Capitälen, wie an den gerne angewendeten Schlusssteinen geltend macht, verräth kein grosses Geschick in der Meisselführung und steht hinter der soliden Technik des Aufbaues zurück, Auch die Fenster, welche rundbogig und spitzbogig oft an demselben Bau auftreten und dadurch die Zeit des Uebergangsstils recht ausdrücken, sind selten reich gegliedert, oder durch besonders schönes Maasswerk (Pelkum, Unna ev. Kirche) ausgezeichnet. Doch ist zu bedenken, dass die Verbesserungslust der späteren Zeiten sich besonders an den Fenstern und Thüren der mittelalterlichen Bauten geltend machte.

Das Aeussere der Kirchen ist, wie das Innere schlicht und schmucklos, mehr durch Gruppirung der Massen und edle Verhältnisse, als durch feinere Gliederung und Ornamentik an Strebepfeilern oder Gesimsen wirkend. Der zierliche Reichthum der Gothik hat nirgends Platz gegriffen, einige geschmackvoll ausgebildete Portale ausgenommen (Hamm evang. Kirche).

Dagegen zeigt sich in der innern Einrichtung und Ausstattung manches prächtige, reichgeschmückte Kunstwerk. Virtuos ausgeführte, figurenreiche Holzschnitzaltäre mit bemalten Flügeln haben sich in Rhynern und Lünern wohl erhalten, beide spätgothisch und einander ähnlich im Aufbau. Die Ausführung des ersten ist correcter, mehr mit plastischem Verständniss, die des letzteren, etwas jüngeren, effectvoller, mehr auf das Malerische gerichtet.

Weniger gut erhalten ist ein Schnitzaltar in Bausenhagen.

Ebenfalls aus spätgothischer Zeit und sehr reich behandelt sind die Wandschränke und Sacramentshäuschen aus Stein, welche die Kirchen in Methler, Mark, Berge, Rhynern, Unna, Lünern und Bausenhagen zieren. Sie haben über der Oeffnung die typische Form des geschweiften Bogens (Eselsrückens), welcher von Säulen mit zierlichen Basen und Capitälen getragen und von mehreren durch Strebebogen verbundenen pyramidal übereinander aufsteigenden Fialen überragt sind. Einfacher, „eine Perle der Gothik nach Zweck und Stilreinheit“ ist ein in Metall geschnittenes Tabernakel in Fröndenberg. Von Taufsteinen haben sich noch einige romanische in einfacher Cylinder- oder Becherform erhalfen (Nordherringen, Mark, Rhynern, Lünern, Delwig), ein spätgothischer in der evang. Kirche zu Unna, die meisten entstammen der Barockzeit (Methler, Berge, Unna kath. Kirche). Ebenso die Kanzeln, deren einige Beachtung verdienen (Methler, Pelkum, Hamm, Mark, Unna ev.

K.). Steinerne Grabplatten finden sich in und an vielen Kirchen, die schöne messingene Grabplatte des 1461 gestorbenen Grafen Gerhard von der Mark wurde auf Befehl des Königs Friedrich Wilhelm IV. aus dem Fussboden der kathol. Kirche in Hamm herausgenommen, aber noch nicht wieder aufgestellt. Ein Reliquiar aus derselben Kirche kam an den Alterthumsverein zu Münster, ein prächtiges von 1457 ist in Rhynern.

Unter den Gemälden haben die durch frühere Kunstschriftsteller bekannten Wandmalereien der Kirche zu Methler besondere Beachtung gefunden, welche im dreizehnten Jahrhundert hergestellt, im achtzehnten Jahrhundert übertüncht, und seit 1851 zum kleinen Theil freigemacht und restaurirt wurden. In den Seitenapsiden sind Christus, Heilige und Engel, im Hauptchor in drei Reihen übereinander Gründung, Kampf und Sieg der Kirche dargestellt. Die Bilder haben noch etwas Unfreies, an künstlerisches Herkommen Gebundenes bei schon vorgeschrittener Technik.

Der Stolz der Mark aber in dieser Beziehung ist der Rest eines Flügelaltars, und zwar zwei Holztafeln, auf welchen je vier Scenen aus dem Leben der Maria und der Jugendzeit Jesu gemalt sind. Diese Darstellungen aus der Frühzeit des fünfzehnten Jahrhunderts athmen ganz die zarte Innigkeit, welche die westfälische Schule vor dem Eindringen des flandrischen Realismus kennzeichnet und sind durch liebenswürdigen Ausdruck der Gesichter und intime Beobachtung kleiner Züge von rührender Wirkung und grossem Reiz.

Nicht annähernd mit der Ausbeute aus dem Kirchenbau können sich die aus der Profankunst gewonnenen Ergebnisse messen. Weder fürstliche, noch städtische oder private Bauten oder Kunstwerke anderer Gattung sind in der Mark so bedeutend, dass sie Erwähnung an dieser Stelle verdienen. Für specielleres Interesse schätzenswerth ist der Nachweis mancher Ruine oder alten Befestigungsanlage, die Reproduktion einiger Ablassbriefe und die Situationszeichnung des Klosters Fröndenberg.

Dem westfälischen Provinzialverein und seinem Vertreter, dem Prof. Nordhoff ist für das vorliegende Werk lebhafter Dank zu sagen. Solche auf genaue Untersuchung durch Sachverständige und Durcharbeitung der Quellen gestützte Verzeichnisse sind bei dem heutigen Zustand unserer Kunstwissenschaft ein unabweisbares Bedürfniss. Zum Schluss möchte ich den Wunsch aussprechen, dass in den folgenden Bänden die Illustrationen etwas einheitlicher und künstlerischer behandelt werden mögen.

Paul Lehfeldt.

2. Die Holzbaukunst. Vorträge in der Berliner Bauakademie, gehalten von Dr. Paul Lehfeldt. Mit 96 Abbild. in Holzschnitt. Berlin. Verlag von Julius Springer. 1880. VII. u. 274 S. 8.

Dieses durch Form und Inhalt gleich fesselnde Buch ist gewissermaassen unter der Aegide des Geh. Raths Reuleaux an das Licht getreten, da dieser zu der Reihe von Vorträgen, aus denen es hervorgegangen ist, dem Verfasser, Privatdocenten an der techn. Hochschule zu Berlin, die Veranlassung gegeben und den Druck derselben mit Recht angerathen hat, indem bekanntlich in den allgemein kunstgeschichtlichen Werken die Entwickelung des Holzbaues noch nirgends im Zusammenhange dargestellt und nur gelegentlich berücksichtigt worden ist. Die Kenntniss der Holzarchitektur aber, deren jeden falschen Schein verschmähende Formen streng in der Wahrheit begründet sind, ist nicht bloss für die Ausbildung des Technikers unbedingt nothwendig, sondern auch von hohem Interesse für das culturhistorische Element der Kunstgeschichte, da sich gerade im Holzbau das Nationale und Volksthümliche auf das deutlichste ausgeprägt hat.

Obgleich der bescheidene Verfasser seine Arbeit nur als einen Versuch bezeichnet, das in geordneter Weise zusammenzustellen, was er über den Holzbau in der Literatur zerstreut hat auffinden können, so zeigt doch schon der blosse Ueberblick des Inhalts (S. V—VII), wie umfassend und gründlich er seiner Aufgabe gerecht geworden ist. Das Ganze ist in 7 Abschnitte getheilt und behandelt: I. Die Holzarchitektur des Alterthums und der aussereuropäischen Völker (S. 1—57). II. Die Holzdecken des Mittelalters (S. 58—95). III. Die Holzbauten der Germanen und Normannen (S. 96—128). IV. Das Fachwerkhaus des Mittelalters und der Renaissance (S. 129—183). V. Die Renaissance-Decoration in Holz (S. 164—208). VI. Den Blockbau des östlichen Europas (S. 209—231). VII. Den Alpenbau (S. 233—257). — Den Schluss bilden einige allgemeine Betrachtungen über den Charakter des Holzstils etc. (S. 268—274).

In Beziehung auf die reichen Einzelnheiten müssen wir auf das vortreffliche Buch selbst verweisen und erlauben uns nur einige gelegentliche Bemerkungen. Sehr aufklärend über die gesammte Holzarchitektur aller Zeiten ist die von dem Verf. mehrfach hervorgehobene und besonders betonte Wahrnehmung, dass es nur zwei Arten des Holzbaues giebt: das Riegelwerk (Fachwerk) und das Blockwerk. Letzteres, welches auf den ersten Blick einfacher und urthümlicher erscheint, als die Riegelwand, setzt nach den Andeutungen des Verf. gewisse technische Fertigkeiten in der Zusammenfügung voraus, die dagegen sprechen, während der Riegelbau, wie gezeigt wird, den primitiven Bauten Asiens und Afrikas, wie denen des Alterthums zu Grunde liegt, wobei es un-

erheblich erscheint, mit welchem Material und in welcher Weise die Gefache ausgefüllt wurden. Die bekannte Stelle in Tacitus, Germania c. 16 legt der Verf. vom Riegelbau aus, mit welchem die Germanen doch aber wohl erst nach ihrer Berührung mit den Römern, die denselben in Stadt und Land anwendeten (S. 48—50), bekannt geworden sein dürften, und die von Tacitus erwähnten rohen kaum behauenen Baumstämme ohne Form und Gefälligkeit scheinen doch eher auf Blockbau zu deuten oder, wenn dieser als rein slavisch und technisch schwieriger auszuschliessen sein sollte, etwa auf kreisförmig gestellte, durch Flechtwerk verbundene Stämme, nach Art der auf der Marc-Aurelsäule dargestellten Markomannenwohnungen. Diese Weise mit aufrecht stehenden Stämmen ist eine so primitive, dass Hr. L. S. 101 die von Schnaase 4, 575 auf Grund einer wohl ungenügenden Abbildung angenommene Anwendung derselben bei der Holzkirche in Greenstead in Abrede stellen zu müssen glaubt. — Ueber die S. 102 f. ausführlich beschriebene, 1846 abgebrochene sogen. Jodocuskapelle zu Mühlhausen in Th. müssen wir bemerken, dass nach neueren Untersuchungen des gründlichen Localforschers Herquet (Mühlh. Anzeiger 1872 Nr. 75) dieselbe ein erst 1577 auf dem Petrikirchhofe aus Ueberresten der damals abgetragenen Johanniskirche errichtetes Bahrenhäuschen gewesen sein soll. Compatron der Johanneskirche war der h. Jodocus, und das Bahrenhäuschen war vermuthlich ursprünglich eine Vorhalle der Johanneskirche, ähnlich wie z. B. auch der Dom zu Halberstadt noch zu Anfang des vorigen Jahrh. mit einem geräumigen Fachwerkvorbau (Paradies) an seinem Westportal verbunden war.

Beachtenswerth sind die ausführlichen Auseinandersetzungen des Verf. über den constructiven Zweck der sogen. Ausfänge an den mehrstöckigen städtischen Wohnhäusern (d. h. der Vorkragungen der oberen Geschosse über die unteren) S. 132—137. Man wollte durch diese Vorzimmerungen (wie die Ausfänge sonst auch genannt wurden) nicht sowohl, wie bisher gewöhnlich angenommen wird, das Einbiegen der Zwischenbalken des Innern verhindern, was bei der Kürze der Spannweiten der überdies oft durch Träger und Unterzüge noch unterstützten starken Balken kaum zu befürchten war, sondern die eigentliche Absicht ging vielmehr dahin, dem ungleichen Setzen des Bauwerkes entgegen zu wirken, welches bei dem regelmässigen Mangel einer festen Fundamentirung der Grundschwellen sonst unausbleiblich gewesen sein und wohl gar den Zusammensturz des Gebäudes herbeigeführt haben würde. Es haben deshalb gerade die übergebauten alten Häuser verhältnissmässig am besten Loth und Flucht bewahrt, weil durch den Dreieckverband der Kopfbänder und Knaggen zwischen den Ständern und Balken eine Abstrebung in Rücksicht des Querverbandes erreicht war.

Ueber die viel besprochenen charakteristischen Giebelzierden der ländlichen Wohnhäuser, die der Verf. unberührt gelassen hat, wollen wir bei der Reichhaltigkeit der betr. Literatur nur auf die neueste Erörterung von W. von Schulenburg in der Berliner Zeitschr. für Ethnologie Bd. XI. Hft. 6 und XII. Nr. 1 verweisen.

In dem die Holzconstructionen in massiven Häusern behandelnden Abschnitte S. 172—175 haben wir da, wo von den freistehenden Ständern (Trägern) die Rede ist, die Erwähnung der in dieser Beziehung höchst interessanten baltischen Backsteinbauten vermisst und verweisen darüber auf die ausführliche Abhandlung von Arnold Brandenburg, über das städt. Bauwesen des M. A. in Anwendung auf Stralsund (1843. Vermehrter Abdruck aus der Zeitschr. Sundine 1843 Nr. 31 ff.). In den dortigen alten Bürgerhäusern steigt aus dem unter der „Diele" befindlichen Balkenkeller der „Hausbaum" auf, ein mächtiger, am unteren Theile oft durch Schnitzerei verzierter und mit der Hausmarke versehenor Pfosten, als Hauptträger des Balkenwerks der 3 bis 5 Malzböden, der zugleich die Seitenmauern des Hauses entlastet, welche nur aus einzelnen, durch Bögen verbundenen Pfeilern mit dünnem Zwischengemäuer bestehen.

Zu S. 181—183, wo von der Ausbildung des Innenraumes der Wohngebäude gehandelt wird, wären vielleicht auch die „Dockenhäuser" zu berücksichtigen gewesen, deren das Germanische Museum mehrere besitzt: es sind dies mit vollständiger Einrichtung versehene Modelle.

Für eine gewiss bald erforderliche zweite Auflage des reichhaltigen Buches dürfte die Hinzufügung eines Ortsregisters erwünscht sein.

Merseburg. Dr. theol. Heinr. Otte.

3. Evangeliorum codex graecus purpureus Rossanensis (Σ) litteris argenteis sexto ut videtur saeculo scriptus picturisque ornatus; edd. O. v. Gebhardt und A. Harnack. Mit 2 facsimilierten Schrifttafeln und 17 Umrisszeichnungen. Leipzig, Giesecke und Devrient, 1880; 4°; XLIX S.

Auf einer Forschungsreise nach Handschriften des Basilianer Klosters Sta. Maria de lo Patire fanden die oben genannten Herausgeber im März dieses Jahres im Besitze des Kathedralkapitels zu Rossano in Calabrien eine Handschrift, welche sich sofort als sehr bedeutend für die Textkritik des Neuen Testaments, wie für die christliche Archäologie und Kunstgeschichte herausstellte. Es ist der Cod. purpureus Rossanensis saec. VI, über welchen die Entdecker in der vorliegenden Schrift unter Mittheilung von Schriftproben und Umrisszeichnungen sämmtlicher Bilder genauere Auskunft geben.

Demnach besteht der in einen Lederband des XVII. oder XVIII. Jh's. gebundene Codex aus 188 purpurnen Pgtbl. von 26 : 30,7 cm; die Blätter des Textes sind nach Quinternen geordnet und tragen je 2 Columnen in Silberschrift, welche nur am Anfang der Evangelien auf 3 Zeilen durch Goldschrift verdrängt wird.

Leider ist die Handschrift nicht vollständig erhalten; während sie ursprünglich sämmtliche Evangelien und einen vollen Bildercyclus zum Leben Christi, sowie die Bilder der 4 Evangelisten umfasst haben wird, finden sich jetzt von den Miniaturen nur noch Bruchstücke, und der Text reicht blos bis Marc. 16, 14. Und auch von diesem Reste sind die letzten 10 Bll. schon arg beschädigt.

Gut erhalten ist dagegen der Torso des Bildercyclus, sowie das Titelblatt und die Darstellung des Evangelisten Marcus; jene Theile also, welche uns an dieser Stelle besonders beschäftigen müssen. Sie finden sich auf Bl. 1—5, 7, 8 und 121; die Reste des Bildercyclus speziell füllen Bl. 1—4, 6 u. 7; freilich nicht mehr in der ursprünglichen Reihenfolge. Indess hat der Verfasser der kunsthistorischen Seite der Erklärung, Harnack, die ursprüngliche Anordnung mit Erfolg wieder herzustellen gewusst; ich lege dieselbe im Folgenden sofort zu Grunde, indem ich zugleich über die Vertheilung der Miniaturen auf den Blättern folgendes bemerke: Bl. a—Bl. e nehmen die Bilder das oberste Drittel des Blattraumes ein, unter ihnen befinden sich je vier Propheten des alten Bundes mit typischen Sprüchen aus ihren Büchern; Bl. f dagegen bieten die oberen Zweidrittel des Raums die an erster Stelle genannte Darstellung, das untere Drittel das zu zweit erwähnte Bild.

Die Serie der Darstellungen selbst ist nun die folgende:

Bl. a (jetzt Bl. 7) r: Heilung des Blinden am Becken von Siloah.
v: Vom barmherzigen Samariter.
(Lücke, wol von 1 Blatte.)

Bl. b (jetzt Bl. 1) r: Auferweckung des Lazarus.
v: Einzug in Jerusalem.

Bl. c (jetzt Bl. 2) r: Reinigung des Tempels.
v: Von den thörichten und klugen Jungfrauen.

Bl. d (jetzt Bl. 3) r: Das Abendmahl. — Die Fusswaschung.
v: Austheilung des Brodes.

Bl. e (jetzt Bl. 4) r: Spendung des Kelches.
v: Christus am Oelberg.
(Lücke, wol von 1 Blatte.)

Bl. f (jetzt Bl. 8) r: Christus vor Pilatus. — Judas letzte That und Ende.
v: Die Juden vor Pilatus. — Gegenüberstellung von Christus und Barrabas.

Eine weitere Ergänzung dieses Cyclus hat Harnack nicht versucht; und in der That dürfte eine solche mit Sicherheit nie möglich sein, schon deshalb nicht, weil der vorliegende Miniaturencyclus eben der älteste aller bekannten ist. Bei dem Vergleich mit Mosaiken des V. und VI. Jhs. wird man doch sehr vorsichtig sein müssen; m. E. kommen kaum andere, als die von Sta. Maria maggiore in Betracht. Die Miniaturtechnik ermöglichte doch ganz andre Leistungen, als die musivische Kunst, und konnte demgemäss auch ganz andre Gegenstände zur Darstellung vortheilhaft finden. Demgemäss scheint mir der für den vorliegenden Zweck beste, von Harnack übersehene, Vergleich immer noch der mit dem zeitlich nächstliegendsten gemalten Cyclus zu sein. Das wäre dann freilich schon ein Karolingischer, nämlich der Cyclus der Schlosskapelle in Ingelheim, welchen Ermoldus Nigellus IV, 229—244 (MGSS. II, 505—506) beschreibt. Es waren das allerdings Freskomalereien, allein wenn man bedenkt, dass die Karolingische Kunst für die bildliche Ausstattung von Wandflächen fast nur das Mosaik vorfand, so ist es nothwendig anzunehmen, dass die junge Kunst der Freskomalerei sich aus dem Miniiren heraus entwickelte. In der That zeigt nun die Schilderung Ermolds eine ganz ähnliche, nur nicht so reiche Anordnung des evangelischen Cyclus; wenn man nach ihm urtheilen darf, so würde in dem verlorenen Theil des Cod. Rossan. die Leidensgeschichte des Herrn kurz gefasst gewesen sein, während der Jugendzeit eine grössere Ausdehnung gewährt wurde.

Es würde das jedenfalls auch dem Charakter der Entstehungszeit für die Rossanensischen Bilder durchaus entsprechen, in der man zwar aus der leichten Symbolik der christlichen Frühkunst schon zu ernster historischer Auffassung des Lebens Christi in der Malerei fortgeschritten war, aber die Darstellung der eigentlichen Leidensmomente doch noch möglichst vermied. Es ist deshalb nicht einmal ausgeschlossen, dass der Rossanensische Cyclus mit dem symbolisch zu deutenden Blatt 8ᵛ wirklich abschloss. —

Ueber die noch vorhandenen Darstellungen hat nun Harnack S. XXX—XLIV gehandelt; leider ohne den Text der Evangelien genau zu Rathe zu ziehen. Es sind ihm daher schon im Kleinen Versehen passirt, welche recht stören. Z. B. spricht er S. XXXVIII, N. 2 über die Eigenthümlichkeit, dass die klugen Jungfrauen Fackeln tragen, nicht Lampen; allein das thun sie auch Matth. 25, wo nur von *λαμπάδες* die Rede ist. Aehnlich ist ein Versehen auf S. XL, wo gesagt wird, der Teich Siloah sei als grosser weisser Kasten dargestellt. Nun übersetzt Luther allerdings *κολυμβήθρα* mit Teich; die Alten aber haben dabei nur an irgend welche Vorrichtung zum Baden gedacht, wie u. A. die Miniaturen des Cod. Egberti zu Trier und des Cod. Epternac. zu

Gotha beweisen, wo die *κολυμβήθρα* als Wasserkunst erscheint. Ebenso wenig ist die Auslegung des Bildes auf S. XLIII zu billigen. Matth. 27, 5 heisst es von Judas ausdrücklich '*ῥίψας τὰ ἀργύρια εἰς τὸν ναὸν ἀνεχώρησεν, καὶ ἀπελθὼν ἀπήγξατο*'. Harnack dagegen motivirt: 'Es ist der Moment fixirt, in welchem das von Judas angebotene Geld zurückgewiesen wird. Vor innerer Aufregung lässt derselbe einen Theil desselben zu Boden fallen.' Von Alledem steht im Neuen Testament Nichts.

Indess sind das Einzelheiten, eine wirkliche Lücke Laber giebt es, wenn Harnack die vorhandenen Bilder allgemein erklärt, ohne daran zu denken, bestimmte Stellen der Evangelisten als ihnen zu Grunde liegend aufzusuchen. Zu diesem Versuche, dessen Erfolg ja allerdings von vornherein nicht feststand, musste besonders die Darstellung auf Bl. 8[v] ermuthigen, bei der unmittelbar Luc. 23,7 zugeschrieben war, musste die häufige Originalität der bildlichen Auffassungsweise zwingen, wie sie ja auch Harnack S. XXXV Note 1 und S. XL zu Nr. 9 betont hat.

Allein diese Arbeit ist unterlassen worden, und da der Maler allerdings in jedem seiner Bilder sich auf eine bestimmte Evangelienstelle gestützt hat, so sind die sämmtlichen in der Publication gegebenen Erklärungen der Bilder mehr oder weniger schief ausgefallen. Ich begnüge mich damit, im Folgenden das Richtige an die Stelle zu setzen, ohne auf alle kleinen Fehler Harnacks einzugehen.

1. Die Heilung des Blindgeborenen ist nach Joh. 9, 6 und Joh. 9, 7. 8 dargestellt, sie zerfällt in 2 Bilder, links die Augensalbung durch Christus, rechts das Waschen in Siloah unter Assistenz der neugierigen Nachbarn. Diese letztere Scene verbindet zwei verschiedene Momente der Darstellung in Joh., denn hier ist der Blinde allein in Siloah und trifft erst später das Volk.

2. Die Parabel vom barmh. Samariter besteht nach Luc. 10, 34. 35 aus 4 ineinander fliessenden Scenen; diese sind von links gerechnet a) Jerusalem, b) Eingiessen von Oel und Wein, c) Reise zum Gasthaus, d) Abschied vom Wirth am andern Morgen. — Christus figurirt im Ganzen nur zweimal, sub b) und d), der Samariter ebenfalls nur zweimal, sub b) und c).

3. Die Auferweckung des Lazarus zerfällt nach Joh. 11, 31—38, 38—45 in zwei wiederum ineinander fliessende Scenen, welche durch eine für beide Theile in Betracht kommende jüdische Menge verbunden sind; a) Christus, dem seine Jünger folgen, trifft auf Martha und später Maria, welche von Juden begleitet sind; b) Juden sehen mit Entsetzen, wie Lazarus aus dem Grabe, das zwei Diener geöffnet haben, von einem dritten Diener geführt heraus kommt. — Der Christus

auf a) gilt hier für b) mit. Die Gestalt des dritten Dieners, welche sich Harnack nicht erklären konnte, ist dadurch merkwürdig, dass sie das Gewand sich bis vor die Nase gezogen hat, zur Andeutung der Worte des Ev. Joh. 11, 39 ἤδη ὄζει (Lazarus). Diese Andeutung des Verwesungsgeruchs durch die Geste des Nasenschliessens ist auch sonst naiver Kunstauffassung zugänglich, sie findet sich z. B. auf Orcagnas Triumph des Todes im Pisaner Campo Santo, dann in der Lazarusscene des Cod. Egberti. Grade die letztere ist für unser Bild von besonderem Interesse, insofern sich die Doppelscene des Cod. Rossan. im Cod. Egb. in éine zusammengezogen hat. Die Juden und zwei Diener sind in der Mitte weggefallen; von den beiden Frauen hat die eine die Stellung der Adoration beibehalten, während die andere die Gesten des hinteren, nun weggebliebenen Dieners angenommen hat.

4. Einzug in Jerusalem; einheitlich componirte Scene nach Luc. 19, 35—38, unter starken Reminiscenzen an Matth. 21. An Luc. möchte ich deshalb festhalten, weil die Gruppe von zwei (nach Harnack) lebhaft disputirenden Jüngern in der linken Ecke mir die nur bei Luc. erwähnten lobenden μαθηταί anzuzeigen scheint; eben dorthin weist auch das eine Füllen (nur Matth. kennt 2 Thiere). Alles Uebrige rechts dagegen weist mehr auf Matth., namentlich die Kindergruppe, welche wol eine Illustration des Verses 'Aus dem Munde der Unmündigen' etc. (Matth. 21, 26) ist. Durch die Aufnahme der Kinder und Jerusalems in der Ecke rechts wurde nun freilich das Bild gestört, denn der sonst in dieser Ecke stehende Baum wurde links hinter den einreitenden Christus gebracht, wo er keinen Sinn hat: die Zweige müssen doch vor Jesu Nahen abgehauen werden.

5. Reinigung des Tempels, schöne und gut componirte Scene nach Luc. 19, 44. 45. Christus hat soeben die Vorhallen des Tempels durchschritten und die Verkäufer zum Aufbruch genöthigt (nicht aber die Wechslertische umgestossen, wie Matth. und Marc. erzählen): jetzt steht er im Innern des Tempels zwei Priestern gegenüber und macht ihnen (die nach dem Texte der Evangg. allerdings an die Verkäufer gerichteten) Vorwürfe.

6. Von den klugen und thörichten Jungfrauen; nach Matth. 25, 11. 12; von Harnack richtig erklärt. Der Hügel mit den Paradiesesflüssen ist der gewöhnliche Standpunkt des Lammes (Christi); es scheint auch hier, als wenn Christus eben diesen Standpunct verlassen hätte und auf die Thür zugeschritten sei.

7. Das Abendmahl, genau nach Luc. 22, 21: .. ἡ χεὶρ τοῦ παραδιδόντος με μετ' ἐμοῦ ἐπὶ τῆς τραπέζης; eine Darstellung, von der die übrigen Evangelisten abweichen. Es haben daher auch nur Christus und Judas die Hände auf dem Tische. Nebenher scheint noch eine

Reminiscenz an Joh. 13, 23. 24 zu laufen; danach würde der Jünger bei Jesus Johannes, der zweite darauf folgende Petrus sein: was Harnacks nach dem farbigen Original gegebener Erklärung freilich zuwiderläuft.

8. Die Fusswaschung, nach Joh. 13, 6: *κύριε σύ μου νίπτεις τὰς πόδας;* Abweichend vom Evangelisten hat Christus die Kleider nicht ausgezogen, und ist nicht im Schurz: diese Darstellung widerstrebte der Zeit noch, grade so wie die Kreuzigung des kleiderlosen Christus, vgl. Greg. Turon. De glor. mart. I, 23.

9. 10. Austheilung des Brotes und Spendung des Kelches; ohne Vorbilder der Evangelien den damaligen Brauch darstellend. Interessant ist es, dass schon hier 5 Apostel jugendlich, 7 bärtig und älter dargestellt sind, ganz nach Auffassung des Handbuchs vom Berge-Athos, und im Widerspruch mit der Darstellung sub Nr. 7, wo 8 unbärtige Apostel vorkommen.

11. Christus am Oelberg, zwei ineinander übergehende Scenen nach Luc. 22, 45. 46 und Luc. 22, 41: a) Christus mahnt die Jünger, zu beten und zu wachen, b) Christus '*θεὶς τὰ γόνατα προσηύχετο*'. Beide Scenen sind durch das rauhe Felsplateau des Oelbergs verbunden; Luc. spricht nur vom *ὄρος*, und kennt Gethsemane nicht mit seinen Bäumen, welche Harnack vermisst.

12. Christus vor Pilatus, s. Nr. 14.

13. Judas letzte That und Ende; nach Matth. 27, 5 in zwei Scenen: a) *ῥίψας τὰ ἀργύρια εἰς τὸν ναὸν ἀνεχώρησεν*, b) *ἀπελθὼν ἀπήγξατο*. Erwähnenswert scheint, dass der (oder die?) Sessel der Priester genau den Marmorsesseln im Römergrab zu Weiden bei Köln entsprechen.

14. Die Juden und Pilatus, gemäss der Angabe des Cod. selbst nach Luc. 23, 7 (*καὶ ἐπιγνοὺς ὅτι ἐκ τῆς ἐξουσίας Ἡρώδου ἐστὶν, ἀνέπεμψεν αὐτὸν πρὸς Ἡρώδην*) componirt, vgl. Einleitung S. XLIII. Allein bei diesem Texte bleibt die Scene räthselhaft; dieselbe zeigt vielmehr, wie Harnack richtig betont, einen lebhaften Anklageact. Ankläger sind zwei Massen, von denen die linke sich in zwei Gruppen theilt, in zwei ruhiger stehende Männer im Vordergrunde und stark gestikulirende weiter nach hinten, sie alle tragen Sandalen; die Gruppe rechts aber zeigt gemeinere Gesichter, sie ist barfuss. Diese doppelte Masse der Ankläger, von denen die eine wieder in zwei Abteilungen zerfällt, glaube ich in Luc. 23, 13: *Πειλᾶτος δὲ συνκαλεσάμενος τοὺς ἀρχιερεῖς καὶ τοὺς ἄρχοντας καὶ τὸν λαὸν* wiederzufinden; und ich glaube daher auf das Bild Nr. 14 vielmehr einen der Verse aus Luc. 23, 13—23, etwa V. 23 beziehen zu müssen. Dann erklärt sich die Harnack räthselhafte Abwesenheit Christi, und vor Allem der sofortige An-

schluss des Bildes Nr. 14 an Nr. 15 gemäss dem auf Luc. 23, 23 folgenden Texte, s. unter Nr. 15. Ich halte es also fürs Wahrscheinlichste, dass unser Bild Nr. 14 den Kreuzige-Ruf und die Nachgiebigkeit des Pilatus, die in seiner Handbewegung gut ausgedrückt liegt, darstelle.

Der zu Nr. 14 zugeschriebene Vers Luc. 23, 7 dagegen scheint mir vielmehr den Abschluss des zu Nr. 12 gehörigen Textes zu bilden. Hier findet die eigentliche Anklage der Priester statt: Luc. 23, 4 *οἱ δὲ ἐπίσχυον λέγοντες ὅτι ἀνασείει τὸν λαὸν* u. s. w. Dies directe Verhör Christi (Luc. 23, 3) ist offenbar schon vorüber, der Maler wird nicht für schicklich gehalten haben, es darzustellen. Nach der Darstellung der doppelten Thätigkeit des Pilatus im Verhör Christi und in der Anklagescene der Juden folgt

15. Gegenüberstellung von Christus und Barrabas; höchst wahrscheinlich zu Luc. 23, 25 (*Πειλᾶτος*) *ἀπέλυσεν δὲ τὸν διὰ στάσιν καὶ φόνον βεβλημένον εἰς φυλακὴν, ὃν ᾐτοῦντο* (*Βαρραβᾶν*), *τὸν δὲ Ἰησοῦν παρέδωκεν τῷ θελήματι αὐτῶν.* Jedenfalls liegt ein Bezug des einen Gefängnissknechtes, welcher Barrabas führt, zu dem darüber stehenden Bilde Nr. 14 deutlich vor, der Diener schaut offenbar auf Pilatus. Entsprechend dem angegebenen Verse gliedert sich das Bild in 2 Scenen: a) links Christus in stolzer Ruhe zwischen zwei Legionssoldaten (vgl. für diese Nr. 12), welche Ruthen führen, um ihn zu schlagen; b) rechts Barrabas, wie er von zwei Gefängnissknechten aus der Haft weggeführt wird. — Dieser Scene, welche Harnack garnicht zu deuten weiss, wird dann analog dem raschen Fortgang des Ev. Lucae sofort die Kreuzigung und die Scene auf dem Wege zu dieser gefolgt sein.

Wir wissen von der Ausdehnung dieser Folgebilder Nichts; aber die Anlehnung des Malers an das Ev. Lucae während der Passionsgeschichte[1]) giebt einen bedeutsamen Fingerzeig. Die Perikopen verfahren ganz anders; sie geben die Passionszeit ganz nach Johannes, dem längsten und ausführlichsten Darsteller derselben, und ihnen folgen die spätern Bildercyclen der Miniaturen, z. B. Cod. Egb. Wie ganz anders Cod. Rossan., der denjenigen Evangelisten als Grundlage herausnimmt, der die vorbereitenden Thatsachen des Erlösungswerkes möglichst vollständig — fast nur die Fusswaschung fehlt — überliefert, dagegen die Marter Christi weniger eingehend schildert. Es liegt hier durchaus die Rücksichtnahme auf die heilige Person Christi zu Grunde, die sich auch in einer Masse von Einzelzügen zeigt. So z. B. auf dem Bild 15, wo die Legionare noch nicht auf Christus schlagen, der in

1) Vgl. Bild (2.) 4. 5. 7. 11. 12. 14. 15.

stiller Hoheit (ganz ähnlich im Bilde 12) zwischen ihnen steht, so im Bild der Fusswaschung, wo Christus bekleidet erscheint (s. oben).

Und das ist denn überhaupt der Charakter und die Stellung dieser Zeichnungen in der Geschichte der Iconographie, dass sie unter energischer Abschüttlung der Symbolik der Katakomben — an diese erinnert nur noch Bild 6 und 7 im Nebensächlichen — das rein historische Bild der evangelischen Vorgänge wiedergeben, aber noch in äusserst behutsamer und an den zu Grunde liegenden Text eng anschliessender Weise, unter zarter Berücksichtigung der menschlichen Person, und unter heiligem Schauer vor der göttlichen Natur Christi.

Grade diese Rücksichtnahmen führen oft zu äusserst glücklicher Auffassung einzelner Scenen; fast nie wird der Moment gewaltsamer Anstrengung, wild aufgeregter Gefühle zur Darstellung gebracht — das würde der Würde und Heiligkeit des Dargestellten widersprechen — sondern immer der Augenblick der Ruhe nach diesem Höhepunct der Ereignisse. So in Bild 5 (Reinigung des Tempels), 12 (Christus steht nach dem Verhör mit Pilatus in würdiger Hoheit bei Seite), ähnlich in Bild 15 (Geisselung).

Im Uebrigen aber klingt durch die Composition des ganzen Cyclus, wie der einzelnen Bilder entschieden der Lehrzweck durch. Wenn das Gleichniss vom barmherzigen Samariter nach den Wunderthaten Christi, die Parabel von den 10 Jungfrauen vor der Leidensgeschichte des Herrn eingeschoben ist, so soll, wie es scheint, der betrachtende Blick von den einzelnen Thaten Christi hingelenkt werden auf die allgemeine Bedeutung derselben: die Stellung Christi als des Erlösers von allen Erdenübeln und als des Vermittlers der ewigen Freuden an die ihm Getreuen kraft seines irdischen Leidens.

Und wie gewaltsam ist nicht grade der Gesichtspunct der Belehrung in die Darstellung der Gleichnisse selbst hineingetragen! Nicht das Bild der Parabel an sich, in seiner vollen Reinheit soll auf den Beschauer wirken, sondern auch die Idee, welche der Vergleichung zu Grunde liegt, soll sofort in die Augen springen; darum erscheint statt des Bräutigams in dem Bilde 6, statt des Samariters im Bilde 2 jedesmal Christus, und die ganze Darstellung giebt auf einmal und innig mit einander verbunden den Vergleich und seine Erklärung.

Auch die einzelnen Bilder in ihrer Composition erweisen sich fast durchweg nicht als einheitlich, nur einem Gesichtspunct unterliegend; es sind so zu sagen nicht systematische, sondern discursive Malereien, sie wollen uns nicht zunächst fesseln, sondern uns erzählen, mit uns recapituliren. Es sind keine Situationsbilder, sondern Illustrationen, welche in Andeutungen, durch in einander verschwimmende Scenen den Gang der zu Grunde liegenden Erzählung umschreiben. Am deutlich-

sten zeigen diesen Charakter die Bilder vom barmherzigen Samariter (Nr. 2), von der Auferweckung des Lazarus (Nr. 3), dann die von der Heilung des Blindgeborenen (Nr. 1), Christus am Oelberg (Nr. 11), Judas letzte That und Ende (Nr. 13).

Es liegt in all diesen Zügen entschieden keine individuelle Anschauungsweise des Malers vor, im Gegentheil er komponirt sogar gegen den Text der Bibel gern einheitlich (so namentlich Nr. 5), sondern es erhellt aus ihnen der Geist der neuen, historischen Auffassungsweise der Heilsthatsachen auf dem Gebiete der bildenden Kunst, besonders der Malerei, der Geist der belehrenden Darstellung, wie ihn Gregor d. Gr. in der bekannten Stelle über die Bilder klar ausgesprochen hat. Und als ein Denkmal grade dieses Geistes hat der Cyclus von Rossano seinen dauernden und einzig dastehenden Werth.

Neben dem Cyclus enthält der Cod. Rossan., wie schon oben bemerkt, noch zwei Gemälde, einmal das Titelblatt des ganzen Buches, ein Medaillon mit den Brustbildern der vier Evangelisten, das in seiner Form noch am ehesten an das Portraitmedaillon der Iuliana Anicia (Wiener Hofbibl., s. Labarte, Arts industriels Album Pl. LXXVIII) erinnert, und die Darstellung des Evangelisten Marcus, neben ihm eine dictirende Frauengestalt, deren Deutung ich, wie Harnack, nicht sicher angeben kann.

Die sonstige palaeographische und textkritische Bedeutung der Hs. muss bei einer Besprechung des Fundes an dieser Stelle unberücksichtigt bleiben; auch versprechen die Herausgeber gerade nach dieser Richtung hin noch weitere Aufklärungen. Um so dankbarer wird ihnen die kunsthistorische Welt für die rasche Publication des Bilderschmucks sein, wenn auch die von ihnen gegebenen Umrisszeichnungen den Wunsch nach einer genaueren und farbigen Publication nicht ganz ersterben lassen. Die von den Herausgebern den Bildern beigefügte Erklärung freilich kann der Ref. trotz reicher, aus der gleichzeitigen musivischen Kunst herbeigebrachter Vergleiche als eine befriedigende nicht erkennen, wie das aus einem Vergleiche der oben gegebenen Ausführungen mit denen der Publikation leicht erhellen wird.

Bonn. Lamprecht.

4. Die Neuerburg an der Wied und ihre ersten Besitzer. Zugleich ein Versuch zur Lösung der Frage: Wer war Heinrich von Ofterdingen? Von H. J. Hermes, kath. Pfarrer in Waldbreitbach. Neuwied & Leipzig 1879. J. H. Heuser'sche Verlagsbuchhandlung. 23 SS. 8⁰.

Im 13. Jahrhundert war die Neuerburg Residenz der Gräfin Mechtildis von Sayn, Wittwe des letzten der alten Grafen von Sayn, Heinrichs II. In der Geschichte ist Mechtildis bekannt durch wiederholte grossartige Schenkungen an die kölnische Kirche, unter welchen sich auch die Neuerburg nebst Gebiet befand. Die bis dahin noch controverse Frage nach der Abstammung dieser Gräfin steht in innigem Zusammenhange mit der frühesten Geschichte der Neuerburg. Entgegen den Wiedischen Geschichtschreibern, insbesondere Fischer und Reck, hat sich der Verfasser die Aufgabe gestellt, den Beweis zu erbringen, dass

1. Die Neuerburg und deren Gebiet im 12. Jahrhundert und bis zur Vereinigung mit dem Erzstift Cöln eine von der Herrschaft Wied unabhängige eigene Herrschaft und nicht das Eigenthum einer Seitenlinie der Grafen von Wied war.

2. Dass Mechthildis, die Gemahlin und danach Wittwe Heinrichs II. von Sayn, die Tochter des Markgrafen Dietrich von Landsberg und der Jutta von Thüringen, nicht aber eines Wiedischen Hauses war.

Auf den zweiten Satz stützt sich sodann die im Nachtrag entwickelte Hypothese über Heinrich von Ofterdingen.

In dem ersten über die Neuerburg und ihre Besitzer handelnden Abschnitte bewegt sich der Beweis für die behauptete Abstammung der Gräfin Mechtildis, Wittwe des Grafen Heinrich II., von Markgraf Dietrich von Landsberg und Jutta von Thüringen vielfach in einer Reihe scharfsinniger Combinationen, die theilweise zum Ziel führen (S. 5—12); dann aber tritt der Verfasser an der Hand wichtiger Quellen aus dem Dunkel der Hypothesen und Coniecturen auf festeren Boden. Gegen die zahlreichen Saynischen Deductionen, dass Mechtildis aus einem Wiedischen Hause entsprossen sei und sich 1222 mit Graf Heinrich II., genannt der Grosse, und letzter Graf von Sayn, nach Absterben seiner ersten Gemahlin, einer ebenfalls Mechtildis benannten Gräfin von Landsberg, vermählt habe, stützt er sich auf zwei Stellen aus Gelenius (de magnit. Colon. S. 75 u. 529), die für 1221 Mechtilde von Landsberg, Gräfin von Sayn, und für 1250 Mathildis von Landsberg, Wittwe Heinrichs von Sayn, anführen, also sowohl die thüringische Abstammung, als auch die Identität bekunden (S. 13—14). Mechtildis besitzt nach dem Tode ihres Gemahls noch sämmtliche Güter des thüringischen Land-

grafenhauses als ererbte und nicht von ihrem Gemahl oder als Wittum (S. 14). Die Ministerialen von Wide und Rospe (Rosbach an der Wied) sind den Herren von Wildenberg und den Kölner Burggrafen mit der Mechtildis et suis progenitoribus gemeinsam geweseu; die Walpoden und die Ministerialen von der Neuerburg befinden sich schon 1219 und fernerhin im Gefolge Heinrichs und Mechtildis, so auch noch während der Wittwenzeit der Gräfin; das Paar besitzt schon 1219 die Herrschaft in Breitbach, die 1250 als zu dem a patre et matre ererbten Besitz der Gräfin gehörig aufgeführt wird: Verhältnisse, welche die Identität der Mechtildis im Jahre 1219 mit der von 1250 bezeugen (S. 15). — Zu diesen für die Abstammung der Gräfin aus thüringischem Hause sprechenden Gründen möge uns die Bemerkung gestattet sein, dass auch Harless ('Die Grafen von Bonn' in d. Bonn. Festschrift v. J. 1868, S. 8) die Gräfin Mechtildis als Tochter des Grafen Tirrich und der Jutta von Landsberg, und als Wittwe (1247) des Grafen Heinrich von Sayn, jedoch des dritten dieses Namens, genannt der Grosse, bezeichnet. Ebendaselbst wird er aufgeführt als Sohn des vermuthlich zwischen 1206 und 1208 verstorbenen Heinrichs II. H. Grote hingegen (Stammtafeln, Leipz. 1877, S. 140) kennt diesen Heinrich III. nicht; nach ihm endet die (alt)saynische Grafenlinie mit Heinrich II. (1203—1246), Sohn Heinrichs I. Sei es, dass diese genealogische Verwirrung durch die Gleichheit der Vornamen, oder durch die Behauptung der wiedischen Geschichtschreiber, dass jener Graf Heinrich, der 1246 stirbt, zuerst eine Mechtildis von Landsberg und dann eine Mechtildis von Wied-Neuerburg geheirathet habe, entstand: wir entschliessen uns um so eher, in dem fraglichen Heinrich III.[1]) den zweiten dieses Namens als Gatten der Mechtildis von Landsberg zu erkennen, nachdem der Verfasser die Identität der letzteren für 1219 und 1250 bewiesen hat.

Nirgends ist der Beweis erbracht, dass Mechtildis 1221 gestorben und der Graf sich 1222 wieder verheirathet habe. Wenn von Senkenberg sich auf die Nachricht stützt, dass nach einer Inschrift in der Kirche des Klosters Sion zu Köln die Stifterin Mechtildis von Sayn 1221 gestorben sei, so verdient sie schon deshalb keinen Glauben, weil Gelenius und Winheim, die genauesten Kenner der Kölner Kirchen, jene Inschrift gar nicht erwähnen; wohl aber geben sie das Jahr 1221 als das Stiftungsjahr an; Gelenius speciell meldet (l. c. S. 529), dass damals jene Kirche von Mechtildis von Landsberg, Gräfin von Sayn,

---

1) von Nettelbla (Nachrichten von einigen Klöstern der h. Schwedischen Birgitte, Frankf. u. Ulm 1764, S. 60) weist schon auf die Möglichkeit einer Verwechslung des Henricus II. u. III. hin.

gegründet wurde, und wenn er sogar nicht vergisst, die Höhe des Wasserstandes in der öfters überflutheten Kirche mitzutheilen, so ist nicht anzunehmen, dass er über Nebensachen eine Angabe auf dem ihm übrigens wohlbekannten Grabsteine zu erwähnen vergessen hätte, die seinem dreimaligen Berichte über die Gräfin widersprochen hätte (S. 16).

Hier dürfte eine in unserm Besitze befindliche Nachricht über die Stiftung des Klosters Sion nicht zu übersehen sein. Sie ist enthalten in einer noch ungedruckten Kölner Chronik, geschrieben vor ungefähr 60 Jahren von einem Manne, der seiner Diction nach ein geborener Kölner und von bescheidener Bildung war. Er lässt die Gründung bereits im Jahre 1215 durch Heinrich von Sayn und Mechtildis von Landsberg erfolgen. Die Stelle lautet wörtlich: (fol. 130) „Sionitter St. Brigida in loco insulari No. 625½. Die Kirch abgebrochen, das Kloster eine Fabrick. 1215 fundirte Heinrich Graf zu Seyn und Mechtildis von Landsberg selbiges, ehemals war auf dieser Stelle derer Schloss" .... Ferner fol. 131: „Maria in Sion Brigitten Ordens No. 625½. Kirche etc. (wie vorher). Diese Kirche und Kloster ist gestiftet worden 1215 durch Heinrich von Seyn und dessen Gemahlin Mechtildis von Landsberg .... 1432 war der Rhein so gross, dass er in der Kirche dem Altar hoch gleich stand." Ueber die Zeit des Abbruchs dieser Kirche stehen uns augenblicklich keine Nachrichten zu Gebote; keinenfalls erfolgte er aber vor der französischen Fremdherrschaft, möglicher Weise erst nach der preussischen Besitzergreifung: man darf daher in beiden Fällen annehmen, dass unser Kölner die Kirche noch gekannt hat, und dann würde er als fleissiger Chronist sicherlich nicht jene von Senkenberg erwähnte Inschrift unbeachtet gelassen haben.

Mit Vorliebe wenden wir uns zu der im Nachtrage als Hypothese entwickelten Frage über Heinrich von Ofterdingen. Mit ihr hat der Verfasser einen glücklichen Zug gethan, und seine Forschungen legen die Berechtigung nahe, für unser mittelrheinisches Gebiet einen der grossen Sänger aus der ersten Blütheperiode der deutschen Dichtung reklamiren zu können (S. 23).

Die Familie de Rospe, Rosepe oder Roispe führte diesen Namen von dem Hauptorte der zum Erbe der Gräfin Mechtildis, zu den früher thüringischen Besitzungen am Rhein, gehörigen Herrschaft Rospe (jetzt Rosbach a. d. Wied). Die Rospe gehörten zu den Ministerialen der Gräfin (S. 15, 19), werden auch schon in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts in Diensten der thüringischen Landgrafen gefunden (S. 19). 1213 erscheint ein Heinrich von Rospe, der vordem Güter in Kruft bei Ochtendung besass, 1246 ein Frater Henricus de Rospe als Testa-

mentszeuge des Grafen Heinrich (S. 19), 1257 ein Henricus dictus de Oftindinch, filius Henrici de Rospe, der im Kloster Rosenthal bei Cochem eine Stiftung macht. Da auch wohl auf denselben Titel hin dessen Vater Heinrich die Berechtigung zustand, sich 'de Oftindinch' zu nennen, so hätten wir also zwei Henricus de Oftindinch (Ochtendung, Kreis Mayen), welche Ministerialen einer Landgrafentochter resp. Enkelin von der Wartburg sind, den einen zur Zeit des Sängerkrieges, den andern zur Zeit der muthmasslichen Abfassung der betreffenden Dichtung lebend (S. 20). Gegenüber den von Simrock angeführten drei Hypothesen über die Person Heinrichs von Ofterdingen erklärt der Verfasser seine eigene für haltbarer, da sie wenigstens eine bestimmte gleichzeitige Persönlichkeit nachweise. Für den Ort Ofterdingen in Schwaben als Geburtsort des Dichters gebe es ausser dem gleichlautenden Namen und der im Gedichte vorherrschenden Mundart, keine Gründe (S. 20). Uns will es scheinen, dass diese Gründe allerdings sehr stichhaltig wären, wenn nicht dem Verfasser (S. 21) die Beseitigung der dialektischen Schwierigkeiten gelungen wäre, wovon noch die Rede sein wird. Die Annahmen, dass Heinrich ein Eisenacher Bürger aus dem Geschlechte Afterding sei, oder gar dem Mainzer Geschlechte Aftering oder Afterdinge angehört habe, werden schon von Simrock bezweifelt und verworfen (S. 20). Durch die Annahme, dass jener Henricus dictus de Oftindinch oder sein Vater der Dichter gewesen, bleibt der berechtigte Kern der Sage gewahrt, und es begreifen sich die in der Geschichte Heinrichs spielenden Ereignisse in Eisenach, seine Sehnsucht, aus dem Ungarland nach Eisenach und der Wartburg „heimzukehren", auf welcher bis 1190 seine Heimath, der Wohnsitz seines Dienstherrn war, und wo er auch später als Ministeriale der Jutta von Thüringen jedenfalls oft anwesend war. Der Umstand, dass die österreichische Prinzessin Sophia († gegen 1197) Erbherrin auf der Wartburg ist, als diese noch das Heim unserer Heinriche war, musste auch Beziehungen der Familie de Rospe oder de Oftindinch zur österreichischen Herzogsfamilie mit sich bringen, an deren Hofe die oberdeutschen Sänger die gastlichste Stätte fanden. Demnach könnte auch jener de Rospe, welcher mit Heinrich von Ofterdingen identisch wäre, sehr wohl am österreichischen Hofe gelebt und mit den oberdeutschen Sängern verkehrt haben, und hierdurch würden auch die der Hypothese sich entgegenstellenden dialektischen Schwierigkeiten des Gedichtes vom Wartburgkriege und der Schreibart des Namens Ofterdingen beseitigt, und die in den ächten Theilen des Gedichts angewendete oberdeutsche Mundart wohl erklärlich. Die Abänderung des Namens Oftindinch mit seinen harten Lauten kann zu einer Zeit, wo die Schreibweise der Namen so wenig feststand, nicht auffallen (S. 21). Die Ansicht des Verfassers,

dass Ofterdingen, Oftindinch, Ofterdinc, Ophtemedinch soviel wie „auf dem Ding, auf der Gerichtsstätte" bedeute, wird auch von Andresen (Deutsche Volksetymologie, 2. Aufl., S. 68) getheilt. Wirtgen (Die Eifel, Th. I, S. 21 f.) berührt einige der vom 10. bis Ausgangs des 13. Jahrhunderts vorkommenden Schreibweisen Ochtendungs und bemerkt dazu: „Es soll jedoch auch Ochtendung in der keltischen Sprache der brennende Berg heissen, was sich nur auf eine zufällige Sage beziehen könnte, da die vielen in der Nähe liegenden erloschenen Vulkane lange vor aller menschlichen Bevölkerung thätig waren [1])." Wirtgens Mittheilung dürfte umsomehr Beachtung verdienen, als die jetzige Schreibweise „Ochtendung" nicht so ganz der neuern Zeit angehört, sondern sich einmal bereits im 12. Jahrhundert isolirt zwischen den oben angeführten vorfindet. Ob hierdurch die bei Wirtgen vorfindliche Ableitung an Bedeutung gewinnt, möge dahingestellt bleiben; hier wollen wir eine Uebersicht der in den rheinischen Urkundenbüchern vom 10. bis zum 15. Jahrhundert für Ochtendung vorkommenden Schreibweisen geben, die in mehrfacher Beziehung nicht unwichtig sein dürfte.

963 u. 973: Ofdemodinge
1043: Othenethinc
1052: Obtimetdinc
1103: Oftenmedenc
1121: Ophthemedinc
1179: Oftindinge
1189—90: Ochtendung
1190—1212: Ofthemedunc
1200 { Ofhtendinc, Ofdemedinc, Ohtimeding }
1216 u. 1231: Oftemedinch
1257 u. 1265: Oftindinch
1306: Oftendynch
1338: Vfftending
1353: Oichtending
1359: Ochtinding
1439: Oichtendunck
1461: Ochtendunk und nun stets diese Form.

Die Form Ofterdinch kommt mithin nicht vor, so dass also — die Richtigkeit der Hypothese über Heinrich von Ofterdingen vorausgesetzt — die vom Verfasser als nicht auffallend bezeichnete Umwandlung des 'in' in 'er', sei es in Thüringen oder in Oesterreich erfolgt sein muss, eine Annahme, die seinen Untersuchungen nicht widerspricht.

Auf Grund der erwähnten Testamentsurkunde von 1246 neigt Verfasser zu der Annahme, dass der als Zeuge dienende Frater Heinricus

1) Ob diese Zeit wirklich so ferne liegt? Zeigte doch Schaaffhausen im J. 1874 auf der Generalversammlung des naturh. Ver. zu Andernach einen in einem Lavabruche am Plaidter Hummerich gebrochenen Krotzenstein vor, in dessen Mitte, als er in zwei Stücke zerschlagen wurde, ein grosses hufnagelförmiges Eisen steckte. Dieser Fund wurde unter Umständen gemacht, die den Gedanken an einen Betrug nicht aufkommen lassen.

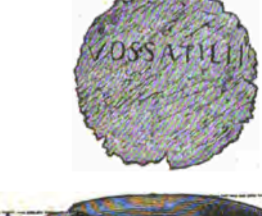
de Rospe, der vielleicht mit dem 1213 und früher lebenden Henricus de Rospe identisch ist, Cisterciensermönch in Heisterbach oder Marienstatt war, da er unmittelbar nach den Aebten dieser beiden Klöster aufgeführt ist, und erst der folgende Zeuge als einem andern Orden angehörend bezeichnet wird (S. 22). Ob die betreffende Stelle: ... praesentibus abbate de Heisterbach, abbate loci S. Mariae, fratre Heinrico de Rospe, fratre Gerhardo de ordine fratrum minorum etc. so aufzufassen ist, möge dahingestellt sein; es scheint uns aber auch kein Hinderniss vorzuliegen, den Bruder Heinrich in Verbindung mit Bruder Gerhard zum Orden der Minderbrüder zu rechnen. Wäre er aber wirklich Cisterciensermönch gewesen, so kann hier wohl nicht füglich von Heisterbach, sondern nur von Marienstatt die Rede sein, da dieses dem Namen des Bruder Heinrich unmittelbar vorangeht. Allerdings könnte er dann immer noch Mönch zu Heisterbach gewesen sein, bzw. sich unter den zwölf Mönchen befunden haben, die 1215 von Heisterbach nach Hemmerode berufen wurden und 1227 das von Graf Heinrich von Sayn gegründete Kloster Marienstatt bezogen. Die Möglichkeit, dass er mit dem 1213 lebenden Henricus de Rospe identisch sei, läge auch hier wieder nahe. Wäre dies der Fall, „so finden wir den Sänger von der Wartburg als Bruder in Heisterbach oder Marienstatt, und somit als Schüler des berühmten Novizenmeisters und Priors Cäsarius von Heisterbach wieder" (S. 22).

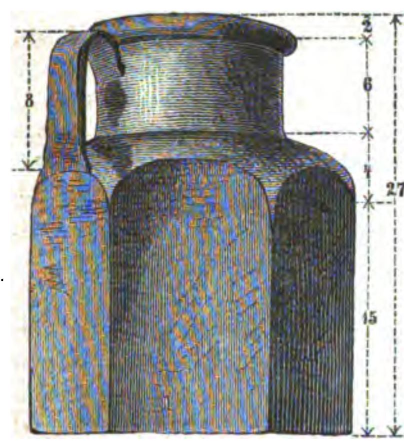
Welches von den Mitgliedern des Geschlechts Rospe könnte nun der Wartburgsänger sein? Dem Verfasser dünkt es am wahrscheinlichsten, dass wir es hier mit zwei Personen, mit Vater und Sohn zu thun haben, beide mit gleichem dichterischem Talente begabt. Der Vater erlebt die Ereignisse auf der Wartburg, der Sohn sammelt und erweitert die Erzählungen und vielleicht auch Dichtungen des Vaters, während beide ihre Thätigkeit hinter den Klostermauern verborgen halten, die ja auch nach dem Zeugnisse des Cäsarius dem Dichter Zuflucht gaben. So liesse sich am besten erklären, einerseits dass ein Heinrich von Ofterdingen im Anfange des 13. Jahrhunderts auf der Wartburg sang und in der zweiten Hälfte desselben Jahrhunderts seine Dichtungen verfasste, und andrerseits, dass man von einem Sänger dieses Namens, der doch, wie Simrock sagt, nicht aus der Luft gegriffen sein wird, so wenig weiss (S. 23).

Der Verfasser richtet zum Schlusse eine Anfrage an die Fachgelehrten, zu entscheiden, ob wir den grossen Wartburgsänger für unser mittelrheinisches Gebiet reklamiren dürfen? Möchte diese Entscheidung im Sinne der so geistreich entwickelten Hypothese ausfallen.

Bonn. Eberhard de Claer.

# III. Miscellen.




1. Bonn. Verschlussdeckel von Blei mit Inschriften. Im Anschluss an die im LXVI. Jahrb. S. 96 mitgetheilten Gefässdeckel von Blei mit Aufschriften, theile ich in beistehendem Holzschnitte eine ungefähr 27 Cm. hohe grüne achteckige Flasche mit, welche einen solchen Bleideckel trägt. Dieselbe befindet sich im Museum zu Berlin, ist eine römische Aschen-Urne, leider aber ohne Provenienz. Der eingeritzte Name des Deckels lautet Vossatilii. — Der Name des S. 97 Jb. LXVI. mitgetheilten Bleideckels ist wol Indutissae zu lesen. Indutissa kommt von Indutus (Corp. III. 5777, V. 7339) wie Germanissa (Bull. dell' Inst. 1850, 113) von Germanus.

Aus'm Weerth.

2. Aus Baden. Bei einer vor kurzem im Albthal in der Nähe der Baumwollspinnerei Ettlingen vorgenommenen Strassenausbesserung wurde ein Theil der Fahrbahn der römischen Heerstrasse, die von Ettlingen bis zur Wattsteig und von da über die Höhe von Reichenbach weiter zog, blosgelegt. Man fand ein ebenes, nur für den Durchgang eines Fuhrwerks gut gefugtes Pflaster aus grösseren, ungleich starken Felsstücken, welche so gebettet waren, dass sie oben eine ebene Fläche von etwa 2 m. Breite bildeten; auf dem Pflaster waren Geleiseeindrücke sichtbar.

(Kölnische Zeitung, 16. Sept. 80).

3. Aus Baden. Vor einigen Tagen wurde vom Oekonom Ballweg in Reinhardsachsen [am Limes zwischen Walldürn und Miltenberg, dicht

an der bairischen Grenze] beim Pflügen ein römischer Altarstein gefunden. Da man daselbst noch mehr Alterthümer vermuthet, so sollen unter Leitung Sachkundiger weitere Nachgrabungen veranlasst werden.

(Heidelberger Zeitung, 3. Nov. 1879.)

4. Bregenz. Unter Bezugnahme auf meinen Bericht in Heft LXVI, S. 139—141 theile ich noch Folgendes mit:

1) Bei meinem vorjährigen Besuch in Bregenz hörte ich von einer auf dem Ölrain gefundenen Broncetafel, welche sich in Innsbruck befinden solle. Auf meinen Wunsch schrieb Herr Dr. Jenny an den Besitzer derselben, Herrn Johann Wieser, der auch wirklich dieselbe einschickte und dazu schrieb, sie sei „a. 1848 oder Anfangs 49 in einem Gut auf dem Ölrain, nicht weit von der neuen Landstrasse", gefunden worden. Leider ist es nur ein kleines Bruchstück; aber doch lässt sich, wie ich glaube, der Name eines Kaisers darauf erkennen. Das Erhaltene sieht so aus:

IMP · C
ESP

Nach IMP · ist der Rest eines C sichtbar, der Anfang des Wortes Caesar; darunter lässt sich vor S die obere Spitze eines E oder F, nach S der Anfang eines P oder B oder R, genau wie bei dem darüberstehenden P, erkennen. Da aber dort F, hier R oder B keinen Kaisernamen gibt, so scheint mir V]esp[asianus unbestreitbar sicher zu stehen. Das kleine Fragment sagt uns zwar nicht, welche Beziehungen des Kaisers zu der Stadt Brigantium auf der Broncetafel ausgedrückt waren, immerhin ist es bedeutsam. — Die Buchstaben zeigen die sogenannte Pinselschrift (vgl. H. Dressel, die Buchstabenformen auf römischen Inschriften der Kaiserzeit, commentat. Momms. p. 386 ff.); ihre Höhe beträgt 20 mm. Die Tafel selbst ist 5 mm dick; sie hat einen etwa 20—25 mm breiten Rand, der nicht so geglättet ist, wie die Inschriftfläche; er zeigt, dass die Tafel in ein Bauwerk eingelassen war und oben fast rechtwinklig abschloss.

2) Schon früher waren in einem Torfmoor bei Butrach (eine Stunde südwestlich von Bregenz) an einer Stelle 30 Bracteaten, an einer andern 56 römische Kaisermünzen, die von Claudius bis Caracalla reichten, gefunden worden. Diesen Sommer aber wurde ein weiterer interessanter Münzfund dort gemacht, bestehend in 26 Silbermünzen aus der republicanischen Zeit, nebst einem Bracelet, einem Broncering und einigen fibulae. Die Münzen wurden mir von Herrn Dr. Jenny zur Prüfung übergeben, und soweit ich mit unzulänglichen literarischen Hilfsmitteln eruiren konnte, fällt die frühste in die Zeit des hannibalischen Kriegs, die späteste in die sullanische Epoche. Jene nämlich mit der Inschrift C. Titini, darunter Roma, und mit dem Zahlzeichen XVI, weist auf die Zeit bald nach der Münzreduction des Jahres 216 hin; die späteste aber scheint die des

Münzmeisters L. Sauf(eius) zu sein. Hienach sind diese Münzen ohne Zweifel während des letzten halben Jahrhunderts der Republik, vielleicht noch vor Cäsar's Erscheinen in Gallien, verloren gegangen oder vergraben worden.

3) Im Oktober d. J. hat Herr Dr. Jenny wieder auf dem Ölrain graben lassen, und zwar diesmal südlich von der evangelischen Kirche, welche auf der Stelle der römischen Thermen steht. Er hat dabei eine Reihe von zwölf Säulen aufgedeckt, die wahrscheinlich noch zu den Thermen gehörten und einen Porticus bildeten. Gegen Süden schloss diese Reihe mit einer Halbsäule ab; die Wand, in der die letztere steht, war bemalt, und zwar unten mit einem breiten rothen Streifen eingefasst, darüber ist der Grund weiss aber mit rother, grüner, gelber und schwarzer Farbe gespritzt. — Unmittelbar gegen Süden anstossend sind die Grundmauern eines grossen Gebäudes aufgedeckt worden, dessen Front gegen Osten liegt. Dieselbe war ebenfalls mit einer Säulenhalle geziert. Die Tiefe dieses Gebäudes von Ost nach West betrug 42 m; der Breite nach konnte aber nur die nördliche Seite ausgegraben werden, da der Besitzer des anstossenden Grundstücks, in welches deutlichen Anzeichen nach die Mitte und die andere, südliche Seite fällt, die Erlaubniss dazu verweigerte. Herr Jenny glaubt, dass dieses Gebäude eine curia oder basilica gewesen sei. Eine genauere Beschreibung wird derselbe in den „Mittheilungen der k. k. Centralcommission" geben.

F. Haug.

5. Düsseldorf. Im 3. und 4. Heft, Jahrg. VI, der Monatsschrift von R. Pick bespricht J. B. Nordhoff eine in dem Perg. Codex des Staats-Archivs zu Münster, welcher die Chronotaxis vitae S. Benedicti enthält, eingeheftete, den h. Benedict und die h. Scholastica darstellende Miniatur. Colorit, Lichtwirkung u. s. w. sollen an die gleichzeitige (1646—48) Farbenkunst Spaniens gemahnen; und da das Kloster Ueberwasser zu Münster, welches ehemals im Besitze des Codex war, Beziehungen zu den zur Zeit des Westph. Friedens dort anwesenden Gesandten Spaniens gehabt habe, so deutet N. den Namen des Malers, der sich in einer sehr kleinen Cursive angeblich Greg. Zaial. nennt, auf einen in der Kunstgeschichte bisher unbekannten spanischen Künstler.

In jener Zeit, und zwar von 1641—58, war aber in Holland thätig der niederl. Maler Gerard van Zyl (ausgespr. Seil), nach Houbraken II, 225 „van Dyk in't Kleyn" von seinen Zeitgenossen genannt, dessen Bilder als „natuurlyk gloeijend, helder, en konstig geteekent" erwähnt werden. Diese Bezeichnungen stimmen auffallend zu der von N. gegebenen Beschreibung jener Miniatur. Es fragt sich daher, ob die Lesart „Greg." auch ganz richtig und nicht GERT. oder GERA. zu lesen sei. In diesem Fall dürfte Gerardus zajalensis, d. h. Gerard van Zyl, zu interpretiren sein, anstatt auf einen total unbekannten spanischen Meister Zajal zu verfallen.

Sz.

6. Funde von Alterthümern im Glanthale. Bei dem im Laufe dieses Sommers erfolgten Abbruche der Pfarrkirche in St. Julian wurden aus den Grundmauern auffallend grosse Sandstein-Quader zu Tage gefördert, die durch ihre Ornamentirungen, Inschriften und Reliefarbeiten gerechtes Aufsehen erregten. Diese Zeugen einer längst vergangenen Zeit, in der Nähe des Bauplatzes sorgfältig aufgestellt, erwecken das Interesse der Alterthumsfreunde in hohem Grade. Die Funde erweisen sich als römische Grabmonumente mit Inschriften, als Reste von Statuen und als Fragmente von architectonischen Denkmalen. Im Ganzen zählt man über 20 derartige Steine, darunter 8 mit Inschriften. Letztere sind zum grossen Theile gut erhalten, die Ornamente zeichnen sich durch Schärfe und Reinheit der Formen, durch elegante und sinnige Einfachheit aus. Von einem Akanthus-Blatte oder einer zierlichen Vase entwickelt sich spiralförmig eine reich und kräftig aufsteigende Arabeske, deren Blätterwerk hauptsächlich auch dem Akanthus entlehnt ist, während in den Windungen verschieden stylisirte Blumen liegen. Diese Ornamentik bildet öfters die Umrahmung von Reliefbildern, insbesondere von Seethieren.

Specielle Erwähnung verdienen folgende Steine: Ein Torso über Lebensgrösse, einen Knaben im rechten Arme haltend, wahrscheinlich Silen mit Bacchus; das Fragment eines phantastischen beflügelten Thieres mit einer reichlichen Anzahl von Zitzen, offenbar eine Sphinx; ein sehr flaches Relief (Fragment) mit muthmasslicher Darstellung des Orpheus in Gesellschaft verschiedener Land- und Seethiere; ferner zwei beflügelte Knaben mit einem fruchtbeladenen Korbe und zwei umgestürzten Körben; zwei miteinander zu einem Oval verbundene Amazonenschilde mit der Darstellung einer Hirtenpfeife und einer Urne; das Fragment eines architectonischen Denkmals (Capitäl), vielfach gewundene Seeungeheuer en relief vorstellend. Ein Bildwerk zeigt die Darstellung des Vordertheiles eines sehr schön ausgeführten Pferdes, das, soweit man aus dem Ueberreste urtheilen kann, in ein Seethier zu endigen scheint.

Sämmtliche Fundobjecte, welche gegenwärtig unter der Obhut des dortigen Herrn Pfarrers stehen, wurden von der Gemeinde St. Julian in anerkennenswerther Liberalität der Kreissammlung zur Verfügung gestellt und dürften wohl in Bälde eine ansehnliche Bereicherung des Museums in Speyer bilden.

Speyer. Dr. Mayrhofer.

7. Hagnau (bei Meersburg). Im August d. J. ist auf einem Acker bei Hagnau eine antike Broncelampe gefunden worden. Auf der oberen Seite derselben sind in Basrelief zwei nackte weibliche Figuren abgebildet, welche an einer Brunnenschale stehen; die eine giesst aus einer Urne Wasser hinein, die andere scheint darin die Hände zu waschen. Am Griff befindet sich oben ein Löwenkopf mit lang herabhängendem Bart. — Die

Lampe ist in die Alterthümersammlung zu Überlingen gekommen, welche unter Leitung des Dr. Lachmann erfreulich anwächst.

F. Haug.

8. Zu dem Namen Hristo (Jahrb. 67, 74)[1]. Ueber den bis dahin nicht nachgewiesenen Namen Hristo auf der Ziegel von Mariaweiler schreibt mir Professor *Zupitza*: „Der Name scheint eine Koseform, wie Arno u. s. w., also von einem Compositum, dessen erster Theil Hrist war. Hrist hiess nach der älteren Edda (Grimnismâl 36) eine der zwei Valkyrjen, die sich Ôdinn zu höchsteigner Bedienung beim Trinkgelage in Valhöll reservirt. Der Name bedeutet wol ‚Schüttelung'; altn. hrista schütteln, vgl. got. hrisjan in Compositis, ae. hrysjan?" K. Z.

9. Mainz, 15. Oct. Die Aushebung der Pfeilerreste der alten Rheinbrücke nimmt seit Monaten ungehinderten Fortgang, und grosse Haufen von Bruchsteinen wie von Pfahlwerk, welche am Kasteler Ufer niedergelegt sind, beweisen, von welchem Umfang die im Rheinbett liegenden Brückenfundamente sind, und mit welchem Erfolg die Taucher ihres Geschäftes warten. Es verlohnte sich wohl, dem Unternehmen auch von archäologischer Seite einige Aufmerksamkeit zuzuwenden, da gerade jetzt der letzte Zeitpunkt sein dürfte, wo überhaupt noch eine Behandlung der Frage nach den Eigenthümlichkeiten und damit dem Ursprung der ganzen Brückenanlage mit Aussicht auf Erfolg möglich ist; denn sind einmal die Taucher mit ihren Zerstörungsarbeiten über die ganze Pfeilerreihe hingegangen, so wird von dem alten Brückenbau wenig mehr übrig und dessen Untersuchung den Kommenden unendlich schwieriger, ja geradezu unmöglich sein.

So viel bekannt, sind die Akten über den Ursprung der Brückenpfeiler, ob römisch, ob karolingisch, oder ob beides in der Art richtig, dass die Brücke Karls des Grossen auf römische Pfeilerreste zurückgriff, nicht endgiltig geschlossen, wiewohl bei den Untersuchungen im Jahre 1874 mehrfach Gründe für letztere Auffassung sich ergaben. Es dürfte darum gerade jetzt angezeigt sein, der Frage besondere Aufmerksamkeit zuzulenken und sie durch umfassende, mit wissenschaftlicher Genauigkeit geführte Erhebungen womöglich zum Abschluss zu bringen. Zunächst mögen einige Notizen hier ihre Stelle finden, die sich auf die bis dahin ausgehobenen Reste und einige Funde beziehen.

Vor allem muss immer wieder auf die grosse Masse von Pfahlwerk

1) Die vor oben bezeichnetem Artikel erschienene Mittheilung der Dürener Volkszeitung über die Mariaweiler Funde ist nachträglich in den Jahrb. 68, 154 fg. abgedruckt. Jene in derselben enthaltene Stelle über die Ziegelinschrift ist nach Zangemeisters Lesung und Erklärung zu berichtigen.

Die Redaction.

hingewiesen werden, das den Fundirungen entnommen wird. Die Arbeiten bei dem zweiten Pfeiler sind noch nicht vollendet, und nun sind es bis dahin gegen 135 Stämme, welche bei denselben herausgezogen wurden. Es sind theils Rundhölzer, wenig oder manchmal auch gar nicht beschlagen, theils vierkantig beschlagene Rammpfähle mit starker Verjüngung nach unten. Die Längen sind ungleich; in der Stärke finden sich Stämme von 40—45 cm Durchmesser. Neben den Pfählen werden Verbindungshölzer verschiedener Art zu Tag gefördert: es sind zum Theil Langschwellen, welche in der Richtung des Stromes die Pfähle verbanden, theils Querschwellen. An ersteren findet sich die Verbindung durch Ueberblatten mittels Durchlochung und Keilverschluss hergestellt, um die erforderliche Länge zu gewinnen; durch Ueberkämmen und mit Hilfe mächtiger Eisennägel, wovon einzelne bis 30 cm lang sind, wurden die Pfähle dann zu einem gewaltigen Roste zusammengeschlossen, und die Zwischenräume desselben mit Kalksteinen verfüllt. Mit Hilfe schräg von der Seite eingetriebener Hölzer dürfte eine Verstrebung und weitere Sicherung bezweckt worden sein. Betonirungen, wodurch die Steine zu einem Concret verbunden worden wären, fehlen. Dagegen scheinen beim Bau Spundwände geschlagen worden zu sein, wie denn auch die mächtige Ausdehnung der Fundationen auf die Anlage eines Fangdammes schliessen lässt, der während der Ausführung, wie auch später bei Hochfluthen und Eisgang von grosser Bedeutung war. Von Eisenschuhen ist, soweit bekannt, diesmal nur ein einziger gehoben worden; möglich dass sie beim Ausziehen der Pfähle, wie früher schon beobachtet, sich meist abstreiften. Ob ein bestimmter Unterschied zwischen einer älteren Rostanlage und einer späteren Erneuerung mittels schwächerer, dazwischen eingetriebener Pfähle vorhanden, scheint bis jetzt nicht näher beobachtet worden zu sein.

An sonstigen Funden war die Ausbeute bis jetzt verhältnissmässig gering: von bearbeiteten Steinen und Inschrift-Denkmalen römischer Art, wie solche früher mehrfach den Brückenpfeilern entnommen wurden, ergab sich nichts. Dagegen wurden andere Fundstücke aus römischer Zeit heraufgefördert, die hier, ohne dass zunächst bestimmte Schlüsse daraus gezogen werden sollen, immerhin der Erwähnung verdienen. Es sind drei stark verwaschene Münzen, zwei kleinere und eine mittlere bronzene; sodann eine eiserne Speerspitze, 26 cm lang, ein nicht näher bestimmtes Geräthe aus Eisen, 27 cm lang, flach, zu vier Fünftel seiner Länge geriefelt und mit gerundeter Schneide; ferner ein eisernes Geräthe, 25 cm lang, mit vierkantigem, am Ende durchlochtem Griff, am vorderen, jetzt stark verbogenen Ende mit fünf starken Zähnen versehen, vielleicht ein grosser Schlüssel; endlich ein Brandstempel aus Eisen, wie er zum Bezeichnen des Holzes mit einer Brandmarke dient, $34^1/_2$ cm lang, der Stempel selbst 12 cm lang, 2 cm dick und $1^1/_2$ cm breit. Der Stiel war ehedem offenbar mit einem

hölzernen Handgriff versehen, der jetzt fehlt. Die Brandmarke weist in schön gezeichneten, wohl erhaltenen Zügen folgende Legende auf:

LEG XXII AN

Dass das Fundstück, welches auf die 22. Legion zurückgeht, in einer nothwendigen Beziehung zum Brückenbau gestanden, wird kaum behauptet werden können; es müsste denn die Anwendung der Brandmarke auf die Brückenpfähle dargethan werden. Allein dies ist bis jetzt nicht geschehen und wird auch wohl kaum möglich sein, da die Oberfläche der Stämme, wenn auch nicht sehr zerstört, doch so vom Wasser aufgelockert und schwammig geworden ist, dass eine feste Fläche nirgends zu Tag liegt. Wohl ist das Holzwerk so gut erhalten, dass der erste Anhieb auf gesunden Kern trifft, und die bis jetzt gemachten Versuche ganz treffliche Diele und sonstige Abschnitte ergeben haben. Immerhin ist es beachtenswerth, neben Legionsbausteinen der 22. Legion (vergl. Becker, Röm. Inschr. Nr. 294 u. 295) abermals ein auf diese Truppe direct hinweisendes Fundstück bei der Brücke erhoben zu wissen. Hoffentlich bietet sich Gelegenheit, aus den Ergebnissen der Räumungsarbeiten noch weitere Mittheilungen zu machen, die zur Klärung der obschwebenden Streitfragen dienen.

Im Ganzen lässt sich auch nach den jüngsten Erhebungen so viel sagen, dass der Brückenbau mit grossartigen Veranstaltungen begonnen und in einer Weise durchgeführt wurde, dass die Dauerhaftigkeit des Werkes einerseits ausreichend gesichert war und anderseits eine durchaus sichere, erfahrene Leitung des Unternehmens heute noch ersichtlich ist. Der gewaltige Pfahlrost setzt genügende Hilfsmaschinen voraus und die rationelle Art der Durchführung zeigt ein auf der Höhe stehendes Handwerk. Ob alle diese Bedingungen gleichmässig in der karolingischen wie in der römischen Zeit vorausgesetzt werden können, ist jedenfalls eine Frage, welche neben den geschichtlichen Anhaltspunkten in der Beurtheilung nicht ausser Betracht darf gelassen werden.

Schliesslich sei noch erwähnt, dass beim Ausbruch einer Galerie in der äusseren Futtermauer des Grabens vor dem Münsterthor, wo der Tunnel ausmündet, eine grössere Anzahl römischer Werkstücke gefunden wurden, darunter der obere Theil eines cannelirten Anten-Pilasters mit Kapitell aus feinen Stäben und Rinnen, sowie das Bruchstück eines zweiten cannelirten Pilasters, ersteres 65—70 cm im Geviert haltend, alles Theile eines sehr beträchtlichen und sorglich ausgestatteten Bauwerks.

20. Oct. Aus den Brückenpfeilern im Rhein sind abermals Bautrümmer römischen Ursprungs hervorgezogen worden. Der eine Stein ist das Bruchstück eines Zwischengesimses, dessen obere Fläche im vorderen Theil zum Zweck der Abwässerung geneigt ist; die Gliederung besteht aus Platte, Karnies und Plättchen. Der Stein mag gegen 65 cm lang sein. Der zweite Fund ist ein mächtiges Werkstück aus Flonheimer Sandstein,

87 cm lang, 40 cm hoch und nach rückwärts 1,20 m breit. Der Stein ist als Eckstück gerichtet, war mit dem Wolf versetzt und hat an seiner Tiefe zur linken Hand verloren; ursprünglich schlossen sich unten und oben weitere Schichten an, wie er auch in der Breite mindestens noch einen Anläger hatte. Die Vorderfläche hat in einem beträchtlichen Abstand von der Seitenkante den steigenden Theil eines Rahmenprofils, das nach oben und unten eine Fortsetzung hatte, so dass die davon umschlossene Schriftfläche von beträchtlicher Grösse gewesen sein muss. Von der Inschrift ist im günstigsten Falle nur die zur Rechten eingehauene Hälfte auf dem vorliegenden Stück erhalten. Sie enthält folgende schön gezeichnete und scharf gehauene Züge:

RCI·M ////
.ƆDESTIN
////\ ·FIII·

Es kann keinem Zweifel unterliegen, dass wir hier das Bruchstück eines bedeutenden Inschriftdenkmals vor uns haben. Dass dasselbe gleichzeitig einem Gebäude angehört habe, ist nach dem Rahmenprofil nicht eben wahrscheinlich, wohl aber dürfte es einem über das gewöhnliche Mass hervorragenden Denkmal im engeren Sinne angehört haben. Der Block lag an dem gegen den Strom gerichteten Ende des Pfeilers und kam ganz unversehrt zu Tag. — Noch sei angefügt, dass auch jetzt wieder an einer bestimmten Gattung von Pfählen, den runden nämlich, eingerissene Zeichen, theilweise in Form römischer Schriftzüge, theilweise in Form von Holzmarken, beobachtet wurden. Leider verschwinden dieselben nach kurzer Frist, indem die Oberfläche der Pfähle unter der Einwirkung der Luft sich beträchtlich auflockert. Unter den eisernen Nägeln wurden solche bis zu 40 cm Länge gefunden; die einen sind rauh geschmiedet mit gerundetem Kopf, andere dagegen flach und kantig mit krückenartigem Kopf von sehr sorglicher Bearbeitung.

25. October. Der Sammlung der Steindenkmäler unseres Museums ist jüngst ein römischer Denkstein mit folgenden Resten einer Inschrift einverleibt worden:

///////////////
/ORE·SACR
MGSEXTıVS
/LIX·IN·SVO
L M

Das Denkmal besteht aus grauem Kalkstein, misst in der Höhe 78 cm, in der Breite 41 cm und in der Dicke 44 cm. Die oberen Theile der Inschrift sind weggehauen; ebenso hat der Stein etwas zur linken Hand verloren. Unten ist noch ein Theil der flachen Umrahmung sichtbar. Das Stück war als Stufe an dem militärischen Futtermagazin in der Bilhildis-

strasse bei dem ehemaligen Altmünsterkloster in einer Treppe verwendet und ist trotz seiner langen Gefährdung in den übrigen Theilen sehr gut erhalten.

In der Kasteler Gemarkung an der alten Elisabethen- (Stein-) Strasse ist ein Wetterkreuz, das sog. Fähnchenskreuz auf einem römischen Denkstein aufgebaut. Der mit einem flachen Giebel abschliessende Stein sieht nur mit dem Giebelfeld und dem Raum der ersten Inschriftzeile, worauf ein I [OVI] zu erkennen, an der Rückseite des Unterbaues gegen Norden hervor; die Inschriftfläche ist zum grössten Theil somit verdeckt. In dem Giebel ist der Rest eines radartigen Ornaments zu erkennen. Ein so hübsches Werkstück kommt zwar beim Bauen immer sehr gelegen, so dass es nicht Wunder nehmen kann, wenn der Römerstein auch hier gern Verwendung fand. Allein es dürfte sich doch fragen, ob nicht gerade da bei dem Bau des Wetterkreuzes eine dogmatisch-symbolische Absicht, wie sie ja bezüglich der Verwendung antiker Fragmente bei kirchlichen Bauten vielfach nachgewiesen ist, bestimmend einwirkte. Jedenfalls liegt die Thatsache vor, dass dieses Kreuz auf das in seiner Form und seinen Einzelheiten sorgfältig geschonte römische Denkmal fundirt ist. Dabei darf nicht ohne Grund die Vermuthung ausgesprochen werden, dass ein Kreuzdenkmal an dieser Stelle viel weiter hinaufreicht, als die Entstehungszeit des jetzigen. Das Kreuz selbst trägt die Inschrift 1697: unten am Fusse des Kreuzstammes:

Auf dass du die Früchte der Erden geben und erhalten
wöllest.

Darunter: Wir beten an nach dem Gebot
kein Bild sondern den wahren Got.

Das Postament ist 1783 gesetzt von Schultheiss und Landzöllner Franz Kultenbach und seiner Ehefrau von Kostheim.

Rückseitig: Adam Frisch Steinmetz, 18 (Anker) 62 mit seinem Werkzeichen.

Seitlich rechts: Renovirt im Jahr 1862
Nicolaus Krimmel
Elisabeth Krimmel
Geb. Vogler.

Die eiserne Windfahne trägt die Zeichen
Ph. M. 1830.

So gewiss es sonst angezeigt ist, geschichtliche Denkmale, für deren Sicherheit nicht genügend Gewähr geboten ist, in Sammlungen zu überführen, so ist in diesem Falle vielmehr Bedacht darauf zu nehmen, dass der in Rede stehende Stein nicht blos jetzt an seiner Stelle, wo er gesichert ist, erhalten, sondern auf die Dauer in der eigenartigen Verbindung mit dem Heiligthum bewahrt werde.

Es darf anschliessend hieran vielleicht auf ein zweites Denkmal aufmerksam gemacht werden, das gleichfalls im Casteler Felde steht und wohl noch kaum näher beschrieben worden ist: ein höchst alterthümliches Steinrelief der Apostel Petrus und Paulus beim Petersbrunnen. Derselbe liegt an einer Kreuzung des alten Wegs nach Bierstadt nördlich von Castel, und ist von einer anscheinend neueren Aufmauerung umgeben, die seit der Aufstellung eines Pumpstockes mit einem Bretterdach überdeckt ist. An der südlichen Seite der Einfassung steht etwas in den Boden eingesenkt eine weisse Sandsteinplatte von 13 cm Dicke, 95 cm Breite und 60 cm Höhe, worauf die Bilder der beiden Apostel derart eingehauen sind, dass der Umriss der ganzen Figur sammt dem Heiligenschein zuerst in den Grund eingetieft und dann die Darstellung selbst aus der stehengebliebenen Fläche herausgearbeitet wurde. Es ist somit ein Relief, das über die Fläche der Platte selbst gar nicht hervortritt, eine Art der Behandlung, die in dieser Form sehr alterthümlich erscheint und in hiesigen Kreisen selten auftritt: das spätere Mittelalter hat ähnliche, aber doch merklich unterschiedene Arbeiten der Art. Die Apostelbilder sind nur bis zu den Knien erhalten; ob die Figuren ursprünglich ganz vorhanden waren, lässt sich jetzt nicht sagen. Grosse tellerartige Heiligenscheine umgeben die Häupter; Petrus ist in der überlieferten Weise mit kahlem Scheitel und seitlichen Haarbüscheln dargestellt; Paulus hat einen länglich gezogenen Kopf, beide sind aber sehr stark verwittert. Petrus ist kleiner als Paulus, und trägt einen mächtigen Schlüssel mit rautenförmigem Griff in der Rechten; die Linke ist flach vor der Brust aufgerichtet; Paulus trägt die Rechte vor der Brust erhoben und ein kurzes, breites Schwert in der Linken. Die Gewandung ist bei Petrus in wenigen Falten erkenntlich, die auf einen Mantel deuten; Paulus hat ein gegürtetes Kleid mit geraden Falten an; der Oberkörper ist aber bei beiden nicht drapirt, sondern eng bekleidet, so dass die mageren Körperformen unmittelbar hervortreten. Die Arbeit ist rauh, jedoch in einem gewissen Grad stylvoll und gebunden. Nach der ganzen Haltung dürfte sie gewiss der Zeit der romanischen Kunstweise entstammen; wie hoch sie jedoch hinaufzuversetzen, darüber liesse sich rechten. Schon seit dem frühen Mittelalter bestanden übrigens Beziehungen zwischen Castel und dem alten Petersstifte zu Mainz, dessen Pröbste bereits in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts als Archidiacone ihre Rechte urkundlich über die Pfarreien der gegenüberliegenden Rheinseite ausübten; überdies bezog das Stift von Castel den Zehnten und besass daselbst beträchtliche Güter in früher Zeit. Die heutige Flurbezeichnung „Petersberg“, bei welchem das Steinbild sich noch findet, dürfte auf eine alte Besitzung des Petersstiftes, mit welcher vielleicht eine Capelle oder ein Bildstock verbunden war, zurückweisen, und das Relief selbst sonach mit der Ortsbezeichnung in einem vielhundertjährigen Zusammenhange stehen.

10. Mainz. Im Frühling dieses Jahres wurde eine grosse Brosche oder Zierscheibe aus Gold mit Steinen und Email verziert gefunden und gelangte glücklicher Weise in Besitz des hiesigen Museums. Der Fund reizte begreiflich die Aufmerksamkeit, und die verschiedensten Nachrichten wurden darüber in Umlauf gebracht. Vorerst berichtigen sich die Angaben über die Fundstelle nunmehr dahin, dass die Brosche nicht, wie zuerst war angegeben worden, in der Gemarkung von Marienborn gegen Ober-Olm hin, auch nicht bei Ingelheim, sondern beim Kanalbau in der Stadt selbst bei der Einmündung der Stadthausstrasse in die Schustergasse in dem ausgebrochenen Material alter, unter der Strasse liegender Kellerräume gefunden wurde. Um das Fundstück herum wurden Brandreste wahrgenommen; der Gegenstand selbst zeigte sich jedoch in keiner Weise vom Feuer berührt. So lauten die Nachrichten, welche auf amtliche Erhebungen zurückgehen.

Das scheibenförmige Schmuckstück ist annähernd kreisrund und hat im Längendurchmesser etwa $8^1/_2$ cm, in der Breite gegen 8 cm. Auf einem dünnen Goldblech sind doppelte Reihen von Filigran in Gestalt eines Hufeisens aufgelöthet, die an der oberen Biegung der Scheibe abgerundet zusammenlaufen. Zwischen den Filigranen liegen flach gewellte Streifchen von Goldblech. Das mittlere Feld der hufeisenförmigen Einrahmung nimmt ein laufendes Ornament ein, das aus starkem Filigran mit je zu zwei und zwei übereinander sitzenden eingerollten Enden des gekörnten Golddrahtes besteht, zwischen welche sich auf jeder Hälfte der Umrahmung vier in die Breite gedrückte, runde Blätter vertheilen; die untere Seite derselben ist, wo der Stiel anschliesst, etwas eingezogen. An den oberen Enden des Hufeisen-Schlusses läuft der Filigranstempel in drei Abwickelungen aus.

Das Mittelfeld der Scheibe nimmt ein gegen $7^1/_2$ cm grosser, einköpfiger Adler ein. Der Kopf ist heraldisch nach rechts, also gegen links vom Beschauer gewendet und reicht bis zu dem inneren Rand des äusseren Doppelreifens. Ueber dem Kopf des Adlers sitzen drei kleine runde Hyacinthen in schlichter Kapselfassung. Die Flügel des Adlers sind geöffnet und die Schwungfedern in straffer Zeichnung bis zu dem inneren Rande des Rahmens herabgezogen. Den Anschluss der Flügel an den Leib vermitteln je zwei Filigranknötchen. Zwischen dem Vogelleib und den Schwanzfedern ist eine Scheibe mit zwei Ringen eingefügt. Die Schwanzfedern durchbrechen den Ring der Einfassung und sind bis zur äussersten Kante der Scheibe selbst fortgeführt. Die Schenkel des Adlers bestehen aus flach gewundenen Lagen von Filigran, während die Fänge aus konisch aufgebogenen Goldstreifen mit Filigran auf der oberen Kante gebildet sind. Die Fänge stehen stramm auf dem inneren Rande der Umrahmung.

Zu dieser merkwürdigen Form und Durchbildung des Schmuckstückes tritt als höchst bedeutsame Eigenthümlichkeit die farbige Ausstattung hinzu.

Mit dem glänzenden Goldgeschmeide verbindet sich nämlich farbenprächtiges Email von der vollendetsten Technik. Es ist Zellenschmelz, welcher zur Ausstattung der flachen Blattformen auf der Umrandung wie des Adlerbildes angewandt ist. Die Blätter links vom Beschauer sind von grünlich schillernder Farbe, und wo der Stiel anschliesst, ist in goldener Fassung in weiss ein lilienartiges Ornament eingelegt. Die Blätter der rechten Seite spielen dagegen bläulich bei der gleichen Ausstattung.

Der Schnabel des Adlers ist gelb, der Kopf blau, das doppelt umschriebene Auge weiss. Den Hals umschliesst eine Krause von dunkel grünlichen Federn, welche durch ein lichtblaues Band über der Brust abgesäumt sind. Der Emailschmuck des Vogelleibes ist leider und wahrscheinlich sogar erst jüngst nach der Auffindung in Verlust gerathen. In den Goldboden sind schuppenartig übereinander gestellte Bänder leicht eingravirt und die dazwischen liegenden Felder gestockt, so dass hier wohl ein theilweise durchsichtiger Email angebracht war. Die obere Rundung der Flügel hat blaue Säume um grüne Mittelfelder, in denen Goldstege in Lilienform stehen. Die Federn sind in zwei Reihen und in folgenden Farben geordnet: die oberen roth, lichtblau und dunkelblau nebeneinander, die unteren lichtblau, weiss, dunkelblau und grün, alle Farben durch die feinen Goldstege geschieden. Zwischen Leib und Schwanz haben die Kreise nebeneinander blau und grün mit einem Lilienornament in der Mitte. Die oberen Schwanzfedern sind abwechselnd weiss und blau, die unteren grün, dunkelblau, hellblau und weiss.

Von den Emailfarben ist die blaue, sowie theilweise auch die grüne durchscheinend, die anderen dicht, d. h. undurchsichtig. Wenn einzelne Farben und namentlich das Blau am Kopfe von so leuchtender Helle und Durchsichtigkeit sind, so spricht dieser Umstand keineswegs dagegen, dass es wirklich Email und nicht eingepasste Glasstücke sind; denn es steht die Herstellung von durchsichtigem und undurchsichtigem Glasfluss ganz in der Gewalt des Emailleurs, und die alten Emails beweisen, dass man sich dieser Fähigkeit im frühen Mittelalter sehr wohl bewusst war und sie übte.

Zur Vervollständigung dieser Angaben sei bemerkt, dass an der Rückseite die Reste einer allerdings sehr engen und verhältnissmässig schwachen Spangennadel erhalten sind; offenbar erwies sich das Mittel der Befestigung als zu schwach und brach ab, ohne die Zierscheibe selbst zu beschädigen.

Die Erhaltung des Ganzen ist mit Ausnahme des fehlenden Emails vom Leib des Adlers vortrefflich und das Ganze von glänzender, prachtvoller Wirkung.

Ueber die einstige Verwendung und den Besitzer lässt sich kaum eine Vermuthung aussprechen; es ist darum wohl besser, ganz auf jede Erörterung zu verzichten.

Anders verhält es sich mit der Frage nach dem Alter und der Herkunft des merkwürdigen Fundes. Es ist nicht beabsichtigt, hier diese im Einzelnen schwierigen Punkte kurz entscheiden zu wollen; indess lässt sich wohl zunächst feststellen, wohin die Arbeit nicht gehört. Sie ist jedenfalls kein Erzeugniss des antiken Kunsthandwerks und ebensowenig ein Gebilde der entwickelten romanischen Kunst. Zwar bieten byzantinische Kunstgebilde des 5. Jahrhunderts Anklänge an die Form des Adlers wie an Ausstattung mit Email; allein es erscheinen die Adlergestalten daneben z. B. auf Stoffen mehr als ornamentale Gebilde in oft wiederkehrender Zahl, während hier durch die einmalige Verwendung und die bevorzugte Anordnung die Bedeutung des Adlers in so absichtlicher Weise in den Vordergrund gerückt ist, dass der heraldische Charakter des Thierbildes damit angezeigt sein dürfte. Einköpfige Adlerbilder ähnlicher Art sind übrigens aus dem 10. und 11. Jahrhundert mehrfach überliefert. Bezüglich der Emailtechnik bietet das Kreuzreliquiar zu Limburg (zwischen 963 und 976 gefertigt) nicht uninteressante Vergleiche. Was von Zellenschmelz, wie die Eiserne Krone zu Monza (vor 625) aus älterer Zeit bekannt ist, kann sich an technischer Vollendung nicht damit messen, wie auch die Zeichnung des Adlers eine spätere Entstehung bedingen dürfte. Bei Gelegenheit der Düsseldorfer Ausstellung, wo auch wenigstens noch in der letzten Zeit unser Adler-Kleinod zu sehen war, liess sich dasselbe übrigens mit einigen der ältesten Werke unserer rheinischen Goldschmiedekunst, wie dem Tragaltar des heil. Andreas zu Trier und dem Deckel des Codex von Echternach unmittelbar vergleichen. Es zeigte sich hinsichtlich der Emailtechnik, wie auch in Einzelheiten der Metallarbeit, z. B. den gewellten Streifchen von Goldblech, die auch am Echternacher Codex vorkommen, eine so verwandte Anschauungs- und Behandlungsweise, dass daraus sowohl für die Zeit als auch den Ort der Entstehung unseres Kleinods ziemlich sichere Anhaltspunkte sich gewinnen liessen. Es wäre demnach etwa die Zeit der Ottonen auch für dasselbe anzunehmen, und es dürfte die Frühzeit des 11. Jahrhunderts wohl am meisten Wahrscheinlichkeit für sich haben. Auch dürfte der deutsche, insbesondere rheinische Ursprung kaum anzuzweifeln sein. Jedenfalls gehört der Fund zu den merkwürdigsten Kostbarkeiten, wie sie kaum in einer ähnlichen Weise je zu Tag getreten.

Friedrich Schneider.

11. Mainz, 19. November. Zu Ende der vorigen Woche ist in der Gemarkung des nahegelegenen Gonsenheim beim Aufsuchen der römischen Wasserleitung, deren Spuren über die erhaltenen Pfeilerreste hinaus nach dem zwischen Gonsenheim und Finthen liegenden Königsborn zu führen scheinen, ein römischer Votivstein zu Tag gefördert worden. Die rothe Sandsteinplatte ist an dem ziemlich vollständigen Ende noch 56 cm breit

und 14 cm dick, die grösste Höhe beträgt 42 cm; nach unten sind beide Ecken stark beschädigt, so dass die Form der Platte hier fast dreieckig wird. Am oberen Rande zieht sich eine einfache Leiste von 4 cm Höhe hin.

Die Inschrift ist durch Abblätterung, sowie mit Absicht theilweise zerstört; erkenntlich sind noch folgende gut gezeichnete Buchstaben:

ΝΑΡΗΙS · LAVRƎN
VS · PRO SALVTE
CAES · M · A /////
MP
///// EXT · CA /////
NTIN
DA

Die Ergänzung dürfte sich wohl also gestalten:

NYMPHIS LAVRENTIVS (LAVRENTINVS)
PRO SALVTE CAESARIS MARCI AVRELII
ANTONINI CARACALLAE IMPERATORIS
SEXTO CALENDAS ??
GENTIANO ET BASSO CONSVLIBVS

Merkwürdig ist die völlige Rasur des Namens des Kaisers, die von kundiger Hand mit dem Meissel so geschickt ausgeführt wurde, dass sich keine Spur davon mehr erkennen lässt. Gleichwohl dürfte die Ergänzung richtig sein. Die Namenstilgung wurde bekanntermassen durch Senatsbeschluss gegen die Kaiser Commodus, Geta, Caracalla und Heliogabal verfügt. Caracalla, des Severus Sohn, wurde im Februar 211 Nachfolger seines Vaters auf dem Throne und trat kurz darauf seine Reise zur Uebernahme der Regierung vom Kriegsschauplatze in Schottland, wo er mit Vater und Bruder weilte, nach Rom an. Die Inschrift hätte also möglicherweise dem jungen Caracalla gegolten und wäre eine Huldigung gegen den Thronfolger gewesen, als er seinen Weg über Mainz nach Rom nahm.

L—S.

12. Metz, 8. September. Bei den Pionirarbeiten an der Arcon Lunette zwischen Metz und Sablon sind eine grosse Anzahl römischer Gefässe von terra sigillata, terra cotta und Glas, sowie zwei Grabsteine mit Inschriften gefunden worden. F. M.

13. Die Hügel bei Montenau. Die östlich von Halenfeld (Bürgermeisterei Amel) entspringende Amel, von den Wallonen Amblève genannt, wird schon in einer Urkunde aus dem Jahre 888 unter dem Namen Amblava, der ihr von der gallo-keltischen Bevölkerung, als der ältesten zwischen Rhein und Maas, beigelegt worden, erwähnt. Sie fliesst im Allgemeinen in westlicher Richtung und vereinigt sich bei dem zur Gemeinde Com-

blain-au-Pont gehörigen Weiler Douxflamme mit der Ourte (alt Urta), die bekanntlich bei Lüttich in die Maas geht. Bei ihrem nicht mehr wie etwa 20 Kilometer Luftlinie betragenden Laufe durch den Kreis Malmedy nimmt die Amel eine ansehnliche Zahl von Nebenbächen auf; so auf der linken Seite den Schützelbach bei Valender, den Meyeroder Bach zwischen Amel und Deidenberg, die Emmels mit dem Ladenbach und dem Schwarzenvennswasser bei Montenau, den Rohrbach (wallon. Robâ oder Roubâ, urkundlich schon im Jahre 666 als Raurobaccus erscheinend) östlich von Pont, den Rechtbach westlich von Pont; auf der rechten Seite den Heppenbach bei Halenfeld, den Moederscheider Bach oder Schallbach bei der Ameler Mühle, den Hallbach zwischen Deidenberg und Montenau, den Steinbach (im Jahre 666 Stagnebachus) bei Ondenval, den Thierru bei Ligneuville. Nachdem die Amel das Dorf Deidenberg (2,4 Kilometer westlich von dem Orte Amel) passirt hat, beginnt eine Kette von Hügeln den Bach zu begleiten, die sich bis nahe bei Odenval hinziehen, wo der Steinbach, von den Wallonen gewöhnlich einfach le ru genannt, einfliesst. Aber nicht nur im Amelthale finden sich Hügel, sondern auch in fast allen Seitenthälern und Nebenthälchen, die auf der bezeichneten Strecke mit dem Hauptthale in Verbindung stehen. So können noch als besonders hügelreich genannt werden das Thal der Emmels (von Born ab) sowie das des Ladenbaches, der im Flurbezirke „Neuemett" südlich vom Wolfsbusch (in der Nähe der Malmedy-St. Vither Chaussee) entspringt und beim Flurbezirk „Dohlscheid" zwischen Born und Montenau mit der Emmels sich vereinigt, endlich das Hallbachthal, das bei Schoppen seinen Anfang nimmt, durch den sog. Rohrbusch sich hinzieht und oberhalb Montenau in das Amelthal geht. In verschiedenen besonders der engeren Umgebung von Montenau angehörigen Thalpartien sind die meisten Hügel bei der Anlage von Wiesen geebnet oder weggeräumt worden, so besonders im Amelthale selbst, oberhalb und unterhalb von Montenau, im Thale der Emmels und zwar in der Nähe ihrer Einmündung in die Amel, und im Maresprung, einem auf der Höhe der Weismes-Ameler Chaussee beginnenden und etwas unterhalb des Flurbezirks „Klosterhof" mit dem Amelthale in Verbindung stehenden Seitenthälchen; trotzdem sind fast überall in den Wiesen die Spuren der früheren Hügel noch ziemlich deutlich zu erkennen. Aber nicht nur in der unmittelbaren Nähe von Montenau kommen dieselben vor; mehr oder weniger vereinzelt finden sie sich auch im Schallbachthal östlich bei Amel; ferner an der Quelle der Warchenne, die östlich von Faymonville ihren Ursprung hat und bei Malmedy in die Warche und mit dieser bei Thioux auf der preussisch-belgischen Grenze in die Amblève fliesst; ebenso in der Gegend zwischen Remonval und Steinbach in der Nähe der Quelle des Baches, von dem der letztere Ort seinen Namen erhalten hat; auch westlich vom Wolfsbusche sind die Hügel nicht selten: indess kommen sie auch

hier wie bei der Warchenne und dem Steinbach nur an den Quellen der auf dieser Seite entspringenden Gewässer (besonders des Rohrbaches und des in der Nähe des Dorfes Recht in den Rechtbach fliessenden Königsborns, des Dedilonis-rivus der Urkunde vom Jahre 666) vor; endlich erstrecken sie sich vom Ladenbache aus auf Recht zu und endigen nach dieser Seite erst auf dem belgischen Gebiete in der Gegend von Viel-Salm. Allenthalben aber, wo die Hügel uns begegnen, liegen sie stets entweder in Thälern oder an Gewässern und nassen, sumpfigen Stellen, bald in einer unregelmässigen Linie, wie die Bäche sie zu bilden pflegen, bald an einem in ziemlich gerader Richtung (so im Ladenbachthale) fortlaufenden, jedoch mit zahlreichen Unterbrechungen versehenen Graben von 7 bis 10 Meter Breite und 1 bis 3 Meter Tiefe; im letztern Falle ketten sie sich auf längere Strecken so nahe an einander, dass man von einem auf den andern springen könnte.

Was nun die Grössenverhältnisse der Hügel angeht, so beträgt die Höhe derselben 1 bis 4 Meter, während der Durchmesser an der Grundfläche, die entweder rund oder elliptisch ist, zwischen 3 und 15 Meter wechselt. Ihr Inhalt besteht aus Sand, Schiefer und Gerölle, welche Stoffe jedoch in der Regel nicht durcheinandergemischt erscheinen; auch findet sich häufig entweder nur Sand, oder nur Schieferbruch, oder nur Flussgerölle vor, und zwar liegt diese Masse stets auf der Humusschicht oder der Torfdecke. Dass diese Hügel als Werke der Menschenhand zu betrachten sind, geht unter Anderm auch daraus hervor, dass man in vielen von spitzen Werkzeugen durchlöcherte Schieferstücke, sowie Asche, Kohlen und bearbeitetes Holz gefunden hat. Hin und wieder (so besonders im Maresprung) kommen in denselben auch Hufeisen vor, die jedoch durch ihre Kleinheit auffallen; ich habe ein solches vor mir, dessen verkürzte Längenachse ebenso wie die Breitenachse 10 Centimeter misst und auf dessen Längenseiten in der vorderen Hälfte je drei Löcher zum Durchschlagen der Nägel vorhanden sind.

Welchem Zwecke die Hügel gedient, oder welchen Umständen sie ihren Ursprung verdanken, oder zu welcher Zeit sie entstanden sind, alle diese Fragen sind bis jetzt, soviel ich weiss, noch nicht einmal öffentlich in Anregung gebracht worden, geschweige denn zu einer Entscheidung gelangt. Das Einzige, was ich hierüber habe finden können, ist einmal die Bemerkung, die Bormann in seinen 1841 und 42 erschienenen Beiträgen zur Geschichte der Ardennen (Band II, S. 123) macht, dass man nämlich bei Montenau am Rande des Wolfsbusches eine Kette von alten Gräben sehe, welche „zur Vertheidigung und Befestigung" gedient zu haben schienen; dann aber auch eine Notiz in einem in dem Malmedyer Blatte La Semaine, Jahrgang 1849, erschienenen und durch viele Nummern sich hinziehenden Aufsatze unter dem Titel Chroniques du pays: dort heisst es nämlich

(Nr. 41): „dans la forêt dite Wolfsbusch près du village de Monteno et de Ligneuville, où les anciens rétranchements se montrent encore dans une très grande étendue.“ Offenbar sind mit diesen anciens rétranchements (alte Verschanzungen) unsere Hügel gemeint; dass diese aber ebensowenig als Befestigungen oder Verschanzungen, wie als „kleinere Grabhügel“ (so meint Herr Dr. Hecking in seiner Geschichte der Stadt und ehemaligen Herrschaft St. Vith S. 8) aufzufassen sind, dürfte wohl aus dem, was im Vorhergehenden über ihre Ausdehnung, Grösse u. s. w. beigebracht worden, hinlänglich klar sein. Was hat denn aber zu diesen zahllosen Erdaufwürfen Veranlassung gegeben? Vielleicht führt uns ein Passus aus einem von Dr. Bovy im Jahre 1833 unter dem Titel Promenades historiques herausgegebenen interessanten und zwischenzeitlich selten gewordenen Buche der Lösung des Räthsels näher. Die betreffende Stelle lautet übersetzt folgendermassen: „Aber nicht in Perlen allein besteht der Reichthum der Amblève; einer der Abhänge, an deren Fusse ihre Wasser fliessen, heisst la Heid de la mine d'or. Es mögen jetzt (also 1833) etwa 30 Jahre her sein, als die Bauern aus der Umgegend von Quarreux (am rechten Ufer der Amblève, ca. 12 Kilometer südwestlich von Spa und ca. 17 Kilom. nordwestl. von Stavelot) Aufgrabungen veranstalteten, um nach diesem werthvollen Metall zu suchen. Proben ihrer Funde brachten sie zum Herrn Desmousseaux, der damals Präfect des Ourte-Departements war, und dieser bedeutete ihnen daraufhin, dass ihre Bemühungen zweifelsohne sehr lobenswerth seien, dass er es aber trotzdem viel lieber sehe, wenn sie ihre Kartoffelfelder brav bearbeiteten. Es scheinen übrigens nicht alle Theilhaber an der Heid de la mine d'or diesem hausbackenen, prosaischen Rathe gefolgt zu sein, denn einer von ihnen zählt heutigen Tages (a. 1833) zu den Millionären.“

Wenn es hiernach festzustehen scheint, dass das bei Quarreux in die Amblève hinabreichende Gebirge goldhaltig ist, so liegt der Schluss nahe, dass in früheren Zeiten auch die im östlicheren Theile des Amelgebietes befindlichen Gebirgsmassen eines gewissen Goldreichthumes sich zu erfreuen gehabt haben. Bedenken wir nun, dass auf oder nahe der Oberfläche kleiner Thäler (in der Eifel „Seifen“ genannt) und Schluchten durch Zertrümmerung, Verwitterung und Abschwemmung aus den anstossenden Gebirgsmassen sich Trümmerlagerstätten gebildet haben, in welchen diejenigen Metalle oder Erze vertheilt sind, die ursprünglich dem benachbarten Gebirge eigen waren, so dürfte man sich zu der Annahme wohl berechtigt halten, es seien in alter Zeit, vielleicht von den Römern, oder, was mir wahrscheinlicher dünkt, gar schon von den keltischen Galliern in der Gegend des heutigen Montenau sogen. Seifenwerke angelegt worden, um aus den vorhandenen Ablagerungen durch Gräberei und den Prozess des Auswaschens das vorhandene Gold zu gewinnen. Was mich hauptsächlich veranlasst,

die keltischen Gallier für die Väter der vielgenannten Hügel bei Montenau bzw. für die Goldgräber zu halten, ist das, was Otto Kaemmel in seinem Buche über die Anfänge deutschen Lebens in Oesterreich (Leipzig 1879) S. 31 u. flgd. über den Betrieb des Bergbaues in Norikum und Pannonien in der keltisch-römischen Zeit beibringt. „Frühzeitig“, heisst es dort, „haben die Ostkelten die Minerale und Metallschätze ihrer Berge auszubeuten begonnen . . . Aus den Gruben von Bruck und Mitterberg im Pinzgau holten sie das Kupfer, . . anderwärts schürften sie auf Eisen und Gold. Nicht eigentlich bergmännisch war der Betrieb des Goldbergbaues, vielmehr eingerichtet nach dem älteren Systeme des Schurf- oder Pingenbaues, wie er noch in Australien und Kalifornien üblich ist: man arbeitete sich in Gruben hinein, die höchstens 15 Fuss tief getrieben werden mussten, denn in dieser geringen Tiefe, zuweilen sogar wenige Fuss unter der natürlichen Erdoberfläche, fand sich das gediegene Gold in der Grösse einer Bohne oder Lupine und reichhaltiges Golderz. Auch aus den Flüssen wusch man ja damals Gold.“

Mögen nun auf Grund der im Vorstehenden gegebenen Anhaltspunkte des Bergbaues Kundige der Sache, falls sie überhaupt einiges Interesse zu erwecken im Stande ist, weiter nachforschen, oder doch wenigstens konstatiren, ob die versuchte Erklärung des Ursprunges der Hügel bei Montenau in Folge von Gräberei zutreffend bzw. möglich ist oder nicht.

Malmedy, den 22. Oktober 1880. Dr. Esser.

14. Mörs. Am 14. Juni wurde bei Fundamentirung einer Scheune auf dem Gehöft des Ackerers Giesen zu Binsheim, Kreis Mörs, ein Sarg aus rothem Eifeler Sandstein gefunden, welcher 6 Schädel und eine Anzahl Gebeine enthielt. Auch rund herum fanden sich menschliche Gebeine zerstreut. Die inneren Ecken des Sarges sind mit jenem Viertelstab verkleidet, den römische Wasseranlagen, besonders Baderäume zeigen. Ein Loch im Boden war offenbar auch zum Wasserabschluss bestimmt. Nach Aussage eines beim Funde thätigen Arbeiters fand man den Sarg an seiner untern Schmalseite mit einer Platte verdeckt, während er sonst durch eine Art gewölbter Mörteldecke verschlossen erschien. Als Beigabe vermeldet man lediglich eine abhanden gekommene Metallschnalle. Der Umstand, dass weniger Gebeine als zu den 6 Schädeln gehören in dem Sarge, und ein Theil derselben sich ferner ausserhalb desselben zerstreut vorfanden, wie die ungleiche Ueberdeckung weisen auf eine Demolirung der Grabstätte in älterer Zeit durch Schatzsucher hin. Die Viertelstäbe und das Abschlussloch lassen weiterhin vermuthen, dass wir in dem Sarge wahrscheinlich eine römische Badewanne zu erblicken haben, welche, nachdem sie ihrem ursprünglichen Zwecke entzogen, zur Todtenbestattung benutzt wurde. Die Länge beträgt 2,24; die obere Breite 0,815 die untere 0,58; die Höhe am Kopfend 0,37; am Fussend 0,34. Aus'm Weerth.

15. Neuss. Lokalhistorische Beobachtungen bei den Grundarbeiten zu der Wasserleitung in Neuss.

Es war wohl zu erwarten, dass die Grundarbeiten zu der hiesigen Wasserleitung für den Lokalhistoriker ein nicht geringes Interesse bieten würden. Wir haben deshalb auch weder Zeit noch Mühe gescheut, die Ausgrabungen, welche bis zu $1^1/_2$ Meter Tiefe reichten und fast überall, die alten Culturschichten durchschneidend, den Urboden erreichten, zu verfolgen, für die Sicherung der dabei gemachten Funde zu sorgen, die Resultate der Beobachtungen sofort durch die „Neusser Zeitung“ zu besprechen; um so zugleich bei den Bewohnern einer der in culturhistorischer Hinsicht bedeutungsvollsten Städte im Rheinlande die Erkenntniss und richtige Würdigung der lokalen Alterthümer zu beleben.

In Nachfolgendem erscheint dasjenige jener Besprechungen, was für archäologische Kreise zu verwerthen.

Schon zwischen dem Stadtgraben und der Mitte der Promenadenstrasse kamen fünf von Südosten nach Nordwesten laufende Mauern zum Vorschein. Die am meisten östlich gelegene schliesst an die in der Promenade erhaltene Stadtmauer an; sie besteht aus Tuff und Kalk und hat eine Breite von 2 Meter. Fünf Meter westlich fand sich die oben aus mittelalterlichen Ziegelsteinen, unten aus allem möglichen, mit Kalk verbundenen Steinmaterial hergestellte zweite Mauer. 2,50 Meter weiter nach Westen entdeckte man die dritte; diese ist vornehmlich aus Ziegeln hergestellt. Aus Basalt und Kalk ist die vierte, mit der vorigen fast in Zusammenhang stehende Mauer gebildet. Auch die fünfte ruht dicht neben der vorher besprochenen, aber das zu ihrer Herstellung benutzte Material bestand wieder aus mittelalterlichen Ziegelsteinen. Augenscheinlich führen uns diese Gemäuer die Fundamente des mittelalterlichen Zollthors und seines Vorkämpferhofs (propugnaculum) vor Augen. Es bleibt aber die Frage zu beantworten, ob nicht die eine oder andere Mauer einen älteren Ursprung aufzuweisen hat. Schon die Verschiedenheit des Mauermaterials lässt nicht wohl ein gleichzeitiges Entstehen der 5 Mauern zu; es liegen vielmehr vier Bauperioden vor. Dazu kommt noch die Thatsache, dass hinter der ersten Mauer die Ueberreste einer alten Strasse zu erkennen, während vor der zweiten Mauer bis zum heutigen Stadtgraben, soweit die Röhrengräben reichen, nur angeschütteter Boden beobachtet werden konnte. Durch den Umstand, dass sowohl Technik, Material als auch Breiteverhältnisse der beiden östlich gelegenen Mauern an das Mauerwerk des blosgelegten Theils der Umfassungsmauer der Bonner castra erinnern, während der angeschüttete Boden, welcher vor diesen Mauern lag, auch vor jenen der Bonner castra lagerte und sich hier als Umfassungsgraben herausstellte, treten wir der Beantwortung dieser Frage schon näher. Offenbar scheinen die vier wahrnehmbaren Bauperioden mit den vier Stadtzerstö-

rungen und Erneuerungen im 4., 9. und 16. Jahrhundert in Verbindung gebracht werden zu müssen.

Die Fortführung des Röhrengrabens leitete durch die Südseite der Zoll-, durch den westlichen Theil der Mühlen-, sowie durch den bis zur Clarissenstrasse gelegenen Westtheil der Michaelsstrasse. In diesem Bereiche begann der Urboden 1,45 bis 1,55 m unter dem heutigen Stadtniveau. An mehreren Stellen sah man auf dem Urboden Kieslagen, die wie Strassenreste aussahen: so in der Mühlenstrasse gegen Hausnummer 2, gegen Nr. 16, besonders aber gegen Hausnummer 43. Bald unter, bald auf oder neben den Kiesspuren fand sich ab und zu ein Stück römischer Ziegelplatte oder römischen Gefässes, woraus hervorgeht, dass der Urboden zur Römerzeit die Culturschicht des betreffenden Bereiches war. Auf der Culturschicht konnte man eine Brandlage beobachten, aus der wir mehrfach angebrannte Thierknochen hervorzogen, besonders solche von Pferden, von Rindern und Schafen. Darüber lagerte wieder Schutt mit Culturresten verschiedener Jahrhunderte. Die Brandlage lässt leicht errathen, dass das Gebiet zwischen Oberstrasse und Zollthor von einem grossen Stadtbrand berührt worden ist. Gegenüber der Hausnummer 16 in der Mühlenstrasse sahen wir, wie ein Arbeiter aus dieser Brandlage einen eisernen Sporn hervorzog, der die Gestalt der frührömischen Stachelsporen hat; die starke Länge seines Bügels und Halses, das Aufwärtssteigende des letzteren, sowie das Flachige des Stachels setzt jedoch eine spätere Zeit voraus. Das ist unzweifelhaft ein deutscher Stachelsporn aus dem Ende des 9. Jahrh. uns. Zeitr. Im Museum zu Wiesbaden befindet sich ein ganz ähnlicher, den der waffenkundige Archäologe Demming in das 10. Jahrhundert setzt; dieser Sporn ist in Constanz gefunden worden. Offenbar gibt unser Sporn im Verein mit geschichtlichen Nachrichten die Zeit an, in der jener Brand stattgefunden hat: das ist die des Jahres 881, als die Normannen unter anderen Städten und Castellen auch das „Castell Niusa“ verbrannten. Demzufolge bildete die Gegend des Zollthors schon in der fränkischen Zeit den Westabschluss von Neuss; denn vor dem Zollthor lagerte weder Brand noch Schutt.

In der Michaelstrasse, gegenüber von Kothen, stiess man auf einen alten Canal, der, wie schon früher beobachtet wurde, vom alten Clarissenkloster ausging und sich in den Stadtgraben verlief. Da der Canal über der römischen Culturschicht angelegt ist, dürfte er unzweifelhaft mittelalterlichen Ursprungs sein. In der Michaelstrasse zeigte sich der Canal durchstochen; in die Oeffnung hatte man mehrere schwere Basaltsteine gezwängt, dem Anscheine nach bei einer Stadtbelagerung, aus Furcht, dass sich der Feind durch die Canalöffnung einen Eingang in die Stadt verschaffen könne.

Neben dem Canal zerstiessen die Arbeiter ein unten kuglig abgerundetes Thongefäss, das von Brand umgeben gewesen sein soll. Da wir

die Lage des Gefässes leider nicht selbst untersuchen konnten, wird es fraglich bleiben, ob der Fund mit den Fundamenten des Canals oder aber mit der Brandlage in Zusammenhang zu bringen ist; denn diese Art von Gefässen kommt sowohl im 9. als auch im 13. Jahrh. vor, gewöhnlich allerdings unter alten Mauerfundamenten. Damals glaubte man ja, dass die Erde, welche ein Bauwerk zu tragen, dafür eine Sühne verlange. Wie bei der Restauration des Capitols, so schlachtete man auch damals, wie die Funde lehren, auf der Fundamentstelle Thiere und brachte Brandopfer dar. Die Thongefässe dienten zur Beisetzung der Opfergaben. Wir haben in der „Neusser Zeitung" schon früher die Vermuthung ausgesprochen, dass gewisse Thongefässe, welche man unter alten Mauerfundamenten unserer Stadt gefunden, auch in Neuss diese Sitte voraussetzen. Nach einer freundlichen Mittheilung von Herrn W. Thywissen wurde dies bestätigt. Herr Thywissen hatte die Güte, uns in der Mühlenstrasse eine Stelle zu zeigen, wo unter einer der Fundamentmauern des Jesuitenklosters eine ganze Reihe von Gefässen beigesetzt war. Mehrere der Gefässe hätten Brandreste, wie auch kleine Täfelchen enthalten. Um der Gefahr des Mauereinsturzes vorzubeugen, habe man die meisten derselben in ihrer ursprünglichen Lage lassen müssen.

Aber auch im Jesuitenhofe fand sich eine grosse Anzahl von Thongefässen, so dass Herr Thywissen schon an eine Töpferei dachte, umsomehr, weil die meisten Gefässe Unebenheiten und Eindrücke aufzuweisen hatten. Daran ist jedoch deshalb nicht wohl zu denken, weil diese Gefässe dem 13. oder dem Anfange des 14. Jahrh. angehören, zu welcher Zeit selbst die in den Handel gelangten Gefässe solche Mängel zeigen, und weil wir durch die Geschichte wissen, dass damals schon das sogenannte Jesuitenkloster bestanden hat oder aber gerade gegründet wurde. Wenigstens sagt die Geschichte, dass das Kloster im Jahre 1311 von den Tempelherren bewohnt und von den Minoriten vom Orden des h. Franziskus bezogen wurde; 1615 fanden in ihm die Jesuiten Aufnahme. Die Beisetzung der Gefässe fällt demnächst entweder mit der Erbauung des Klosters oder aber mit dem Einzuge der Minoriten zusammen, bei welch letzterer Gelegenheit ja auch die besprochene Sitte in Anwendung kommen konnte. Denn: Neue Bewohner, neuer Geschmack, neuer Geschmack, neue Einrichtungen, neue Einrichtungen, neuer Bausegen!

Bei der Fortführung der Röhrengräben durch die Clarissen- und Mühlenstrasse stiess man in ersterer wieder auf Gemäuer. Die alten Stadtpläne zeigen hier das unter dem Bischof Wichbold von Holte im Jahre 1297 erbaute Clarissenkloster. Am Ostende der genannten Strasse lagen die aus Basalt und Kalk bestehenden Fundamente der Kirche, woran sich die Ziegelmauern des Klosters schlossen. Den westlichen Abschluss bildete ein starker Thurm, der ebenfalls aus Basalt und Kalk gebildet war; es lagen in den Fundamenten jedoch auch alle möglichen anderen Steinsorten. Die

Reste einer schmalen Tuffsteinmauer, welche dem westlichen Fenster von Nr. 10 gegenüber zu Tage kamen, schienen älteren Ursprungs zu sein. Es ist sehr wahrscheinlich, dass die Ziegelmauern bei der Restauration des Klosters im Jahre 1590 hergestellt worden sind, während die Basaltmauern dem Jahre der Klostergründung angehören. Es hat dies eine Bedeutung, weil wir dadurch über das in dieser oder jener Zeit beliebte Baumaterial belehrt werden.

Sehr viel wussten die Arbeiter über einen von der Ostseite des Thurmes nach Südosten leitenden sogenannten „unterirdischen Gang“ zu sagen. Wir sahen denselben; er war, weil im mittelalterlichen Stadtschutt angelegt, späteren Ursprungs. Schwere, durch Zahnschnitte zusammen gefügte Bretter dienten als Wandbekleidung.

War die Bodenlagerung in der Clarissenstrasse jener der Zoll-, Michael- und Mühlenstrasse gleich, so hatte man in der Windmühlenstrasse einen Unterschied zu verzeichnen. Die Stadtschuttlage zeigte eine so grosse Stärke, dass sie die Tiefeverhältnisse der Röhrengräben überschritt. Was hier zum Vorschein kam, war neueren Ursprungs, so die gegen Nr. 1 in der Richtung vom Wasserwerkthurm nach dem Oberthor zu gelegte Rinne aus Liedberger Sandstein, wie auch mehrere Ziegelfundamente; nur ein am Ostende der Gasse entdecktes Gemäuer aus Tuff und anderm Steinmaterial war früherer, dem Anschein nach fränkischer Zeit angehörig.

Unter dem Pflaster der Hauptstrasse von Neuss, welche vom Oberthor bis zum Niederthor hinaus führt, sahen wir einen vielfach über 50 cm starken Damm aus schwerem Rheinkies. Der von der Neustrasse ausgehende Querdurchschnitt des Büchels gestattete eine genauere Untersuchung desselben. Hier lagen die Reste desselben 0,90 m unter dem heutigen Strassenpflaster. Die Sohle derselben bestand aus einer 0,15 m starken Lage äusserst fest gestampften Kieses, dessen Oberfläche, was Sauberkeit der Anlage anbelangt, mit unserem Trottoir zu vergleichen war. Auf derselben befand sich eine 0,50 m starke Decke von schwerem Rheinkies. Basaltsteine, welche mit dem Westrande des Büchels gleich lagen, schienen den Seitenabschluss der Strasse zu bilden. Auffallend waren zwei die Strassensohle durchschneidende ca. 0,3 m breite Furchen; dieselben dürften bei der Anlage der Strasse verwendet worden sein.

Auf der Strecke von der Glockhammerstrasse bis südöstlich der Clarissenstrasse hatte die Strasse eine Breite von 10 m, von hier ab bis zum Nieder- und Oberthor hinaus schien dieselbe sich zu verschmälern.

120 m nordöstlich, zwischen dem Kauf- und Zeughause, erschien 85 cm tief ein Kiesweg von ca. 5,50 m Breite und 82 cm Dicke, welcher mit der Strasse ein und dieselbe Linie verfolgte. Von seiner nordwestlichen Fortsetzung waren in der Mitte des Glockhammers nur noch geringe Reste zu erkennen. Seine südöstliche Fortsetzung schien in der

Brückstrasse, 11 m nördlich der linken Thürpfoste vom Alexianer-Kloster, ein Ende erreicht zu haben, wo wenigstens wieder die Ecke eines solchen Weges berührt wurde, der jedoch eine Decke von mit Ziegelstücken und Kies untermischtem Kalk trug.

Bei der Fortführung des Rohrgrabens durch den südwestlichen Stadttheil bis zu 105 m von der Hauptstrasse entfernt, erschienen die Reste von drei weiteren Wegen, welche den Kiesdamm der Hauptstrasse in rechtem Winkel zu durchschneiden schienen, um sich dann gewissermassen in den beschriebenen Weg zu verlaufen. Den am meisten südöstlich gelegenen Weg entdeckte ich in der Michaelstrasse, dicht vor der Clarissenstrasse. Er wurde auf eine Länge von ca. 12 m blosgelegt und begann 52 cm unter dem heutigen Strassenpflaster mit einer 11 cm dicken Lage aus mit Kies und Stücken römischer Dachziegelplatten vermischten Kalkes. Unter diesem befand sich Rheinkies von 32 cm Stärke; er schien in seinen oberen Theilen festgestampft zu sein, die unteren Theile ruhten auf dem Lehm des Urbodens. Seine Fortsetzung zeigt auf die in der Brückstrasse vorgefundene Wegecke.

53 m nordwestlich zerstörte man die Kalkdecke des zweiten Weges, dessen Fortsetzung vom Rohrgraben nicht berührt werden konnte.

100 m nordwestlich sah ich die obere Lage des dritten Weges. Seine nordöstliche Fortsetzung kam in der Cremerstrasse, 20 m nördlich von Tonnet zum Vorschein.

Dem „alten Stadthause“ gegenüber kam eine Mauer aus Gerölle, Thonschiefer, Basalt, Tuff und Mörtel zu Tage. Etwas weiter nach dem Hammthor zu lag eine zweite in derselben Weise aufgeführte Mauer. Beide Mauern gehörten, nach ihrer kreisförmigen Bewegung zu schliessen, einem Thurme an, welcher, wie der zwischen den Mauern gefundene Bauschutt angibt, etwa im 16. Jahrhundert geschleift worden ist. Von der linken Seite der Thüre von Nr. 28 ab bis zur Wallstrasse berührte die Tiefe des Röhrengrabens nur angefüllten Boden, aus dem bei dem Hause Nr. 31 die Ueberreste einer aus Gerölle und Tuff hergestellten (dem Anschein nach nur schmalen) Mauer und im weiteren Verfolge nur neuere Ziegelmauern hervorragten.

Unstreitig römisches Mauerwerk erschien in der Michaelstrasse vor dem Eingangsthor des Hofes von Herrn J. B. Schmitz. Es war sorgfältig aus dünnen Ziegelsteinen und feinem Mörtel hergestellt. Das Alter der Tuffsteinmauer, welche 3,50 m südlich beobachtet werden konnte, liess sich nicht bestimmen, jedoch wurden wir an die sorgfältige römische Technik erinnert. Unzweifelhaft jünger, und wohl mit dem Südwestabschluss des Clarissenklosters in Verbindung zu bringen war ein aus gut gebrannten grossen deutschen Ziegelsteinen hergestelltes Gemäuer, das seine Lage in

dem Terrain von Herrn Gymnasiallehrer Dr. Windheuser bis zum Kgl. Landw.-Bez.-Commando hatte.

Von vereinzelten römischen Dachziegelstücken, von einzelnen Scherben römischer Thongefässe aus der Zeit der Auguste und Flavier war das tiefer liegende Terrain der Michael- und Hammthorstrasse begleitet. Die meisten Scherben, welche sich in dem die viae überragenden feuchten schwarzen Schutt fanden, waren jedoch fränkisch und erinnerten uns lebhaft an die Stadtzerstörung durch die Normannen.

Archäologisch wichtig war der Rest eines in die frühere Zeit der Römerherrschaft zu setzenden Grabes, das in der Hammthorstrasse bei dem sogenannten alten Stadthause blosgelegt wurde. Sein Inhalt lag im Urboden nur 0,60 m tief. Schade, dass die Hacke des Finders denselben zertrümmerte. Er bestand zunächst aus zwei kleinen urnenartigen Gefässchen, deren Wände dünn zugedreht mit Sand bestreut, von grauem Farbwasser übergossen und recht gut gebrannt waren, dazu kam eine 0,18 m im Durchmesser haltende Schüssel aus guter terra sigillata, deren untere Fussfläche das durch Einkerben hergestellte Wort FIRMI zeigt. Das heisst dem Firmus gehörig. Eingeritzte Worte dieser Bedeutung sind schon mehrfach auf kostbareren Gefässen beobachtet worden. Zwar trägt ein solches Gefäss, das sich in der Sammlung des Herrn C. Guntrum in Düsseldorf befindet, den Namen IUSTI und der Name Iustus ist durch zahlreiche Fabrikstempel als der eines römischen Töpfers bekannt, allein dies wird darum doch nicht ausschliessen, dass auch Nichttöpfer diesen Namen geführt und ihr Besitzthum mit demselben bezeichnet haben, um so mehr, weil die Töpferstempel gewöhnlich in den noch weichen Thon eingedrückt, während diese Namen in die Gefässwand eingeritzt sind. Der Name scheint der des Bestatteten zu sein. Liegt es doch in der Natur des menschlichen Geistes, das Besitzthum mit dem Besitzer in Verbindung zu bringen. Ein gewisses mit Pietät verbundenes Gefühl von Abscheu wider alle einem Todten angehörige Dinge wollte weder die weitere Aufbewahrung noch die Zerstörung des Gefässes, welches der theuere Dahingeschiedene als sein Besitzthum so hoch ehrte, dass er es mit seinem Namen versah; — die Anverwandten gaben es ihm mit in das Grab.

Die durchschnittenen Fundamente des Hammthors gaben wieder mehrere Bauperioden zu erkennen. Der älteste Mauerverband des Zoll- und Niederthors erschien auch hier. Regelmässig bearbeitete Tuffsteine von 33 cm Seitengrösse waren durch Mörtel mit einander verbunden und bildeten zwei in gewissem Abstande von einander entfernt gelegene Mauern, deren Zwischenraum eine Fülle aus mit Mörtel vergossenen verschiedenartigen kleinen Steinen zeigte. Es tritt also auch hier wieder die Frage an uns heran, in welcher Zeit man diese Gussmauer angelegt hat. Es ist eine bekannte Thatsache, dass diese Nachahmung des opus spicatum wie auch der Mauer-

verband des pseudoisodomum in der Zeit der Römerherrschaft Verwendung gefunden haben. Die römische Technik ging mit dem Beginne des Mittelalters allerdings nicht zu Grunde. Aber wie die fränkischen Bauwerke lehren, konnten sich die Söhne des freien Germanien nur mit grosser Mühe selbst der schon ihrem gänzlichen Verfalle nahestehenden römischen Technik nähern. Es tritt uns nur ein immer deutlicher werdender Verfall vor Augen. Erst jener Umschwung, welcher die Kreuzzüge zur Folge hatte, brachte es zum Besseren.

In das Hammthor hinein verlief sich auch wieder ein Pflaster aus schweren Basaltsteinen, das den Lauf der über Liedberg, Glehn, Spitzenhäuschen, Fetscherei leitenden Römerstrasse verfolgt; es liegt 54 cm unter der heutigen Strasse.

Auch kam in der Glockhammerstrasse, dem Eingang zum Waisenhause (Nr. 58) gegenüber, ein solches Strassenpflaster zum Vorschein. In der Rheinstrasse bei dem Thor des Hauses (35) von Herrn Adolf Linden, erschien ein Stück der Fortsetzung desselben. Es war von Ziegelfundamenten des Rheinthors unterbrochen. Jedoch vor dem Rheinthor 0,90 m tief zeigte es sich wieder und lief mit der heutigen Chaussee in gleicher Linie. Wir haben uns durch dieses Pflaster mit dem Genaueren des Laufs des östlichen Armes der drei Rheinrömerstrassen bekannt gemacht. Verlängern wir nun die Richtung, welche unser Steinpflaster beschreibt, dann kommen wir da aus, wo die heutige Quirinusstrasse eine plötzliche Wendung nach Süden nimmt. Das ist südöstlich vom Chor der Münsterkirche.

Die Grundarbeiten auf dem Viehmarkte brachten schon wieder ein Strassenpflaster zu Tage. Das schien, weil es mit dem heutigen Walle in gleicher Linie lag, der Wallstrasse anzugehören. Der Glockhammer und die Quirinusstrasse bargen ebenfalls einige Ueberbleibsel längst entschwundener Zeit. So kam z. B. vor der Quirinusstrasse eine rohe, aber sehr feste Gussmauer zum Vorschein, welche nach den alten Stadtplänen gerade da liegt, wo sich die das Bereich des ehemaligen Quirinusstiftes umgebende Mauer befand. Es wäre aber auch nicht unmöglich, dass man damals eine bereits vorhandene Mauer benutzt hat.

Einen recht interessanten Fund machte man bei dem Erddurchschnitte von der Friedrichs- in die Breitestrasse. Als man hier das neuere Strassenpflaster aufgebrochen und den 0,27 m starken Boden der neueren Anfüllung weggeräumt, wurde eine 0,80 m dicke Lage gemischten Bodens berührt, worin Dachziegelstücke aus der Römerzeit lagen. Unter diesem angeschütteten Boden kam ein sorgfältig angelegtes Pflaster zum Vorschein, das auf einer 0,30 m starken Sandunterlage ruhte. Diese befand sich auf dem Lehm des Urbodens. Die Breite des Pflasters war nicht genau zu ermitteln, da der Nordrand desselben, der mit der Front der nördlichen Häuserreihe der Friedrichsstrasse gleichlag, im Mittelalter von einem Zie-

gelfundament durchschnitten war. Das Erhaltene hatte 4,50 m Breite. Ein ganz ähnliches Steinpflaster legte man vor einigen Jahren etwas südlich, dem Eingange zu der Mühle des Herrn Hoffstadt gegenüber, blos. Einer der von hier stammenden Steine, der an der Ostecke der Tonhalle benutzt ist, zeigt eine ganz deutliche Schleissfuge, welche von wiederholtem Befahren herrühren kann, wenn es auch immerhin sehr auffallend erscheint, dass alle Karren genau denselben Punkt berührt haben sollen. Vielmehr scheint man die Fugen absichtlich in das Strassenpflaster gemeisselt zu haben. Wir möchten an eine Stelle im Buche 3, 7 des Gregor von Tours erinnern, worin von „Wagengeleisen der Landstrasse“ die Rede ist.

Bei dem weiteren Verfolge der Grundarbeiten durch die Friedrichs- und Canalstrasse sah man nur neueren Schutt, der auf dem Lehm des Urbodens lagerte. Erst als man vor der Canalstrasse den Stadtgraben überschritten, zeigte sich wieder Gemäuer, das waren die Ueberreste der dort befindlich gewesenen Stadtmauern. Das mit der heutigen Stadtmauer parallel liegende Gemäuer bestand aus Basalt und hatte eine Breite von 2,10 m. Gegenüber der Wohnung des Herrn Pfarrer Hermann zeigte sich weiteres Gemäuer, allein, da die Grabungen bei der schon vorgerückten Dunkelheit zu Ende geführt wurden, war es uns nicht möglich, diesen die für unsere Zwecke erforderliche Untersuchung zu Theil werden zu lassen.

Die in östlicher Richtung fortgeführten Grundarbeiten ergaben vor der Hammthor- und Michaelstrasse eine Mauer aus Gerölle und Kalk, deren oberer Theil in deutschem Ziegelmaterial aufgeführt war. Auf den alten Stadtplänen ist diese Mauer abgebildet; sie scheint den Zweck gehabt zu haben, die Strasse abzusperren.

Der Michael- und Hammthorstrasse gegenüber gab der in einer Tiefe von 1,40 m lagernde Urboden einen Hohlweg zu erkennen.

In der Neustrasse sah man nur Humus, in dem ab und zu römische Gefässscherben und Brand lagerten. Merkwürdig war der dem Hause Nr. 9 gegenüber in einer Tiefe von 0,90 m gemachte Fund eines zerdrückten römischen Weingefässes von mächtigem Umfange. Ueber demselben ruhte das Knochengerüst eines Schweines. Kleinere römische Gefässe, die man hier zerstiess, schienen Gräbern anzugehören. Das blosgelegte Gemäuer war sämmtlich aus dem späten Mittelalter, auch der hier entdeckte Stadtbrunnen reichte in keine entlegene Zeit. Selbst der dicht vor dem Büchel lagernde Brandschutt mit seinen Scherben von verbranntem Glas und zerstörten Thongeschirren war höchstens in die Zeit der Stadtzerstörung von 1586 zu setzen.

Auf der Crefelderstrasse, von dem ersten linken Fenster des Hauses Nr. 62 bis zu dem zweiten linken Fenster des Gasthofs von Pilartz lag in einer Tiefe von 0,67 m ein Pflaster aus zum Theil schweren Basaltsteinen.

Altes Gemäuer wurde zunächst auf der Niederstrasse gegenüber dem Hause Nr. 14 berührt. Es bestand in den unteren Theilen aus Basalt, in den oberen aus deutschen Ziegeln. Dann durchbrach man die Quermauern des Niederthors. Es waren deren sechs. Die vordere, der Stadtseite zunächst befindliche, lag mit dem Nordrande der Rheinwallstrasse gleich und reichte bis zur Mitte des Eingangs zu dem Hause Nr. 4; ihre Breite betrug 3,90 m. Das zu ihrer Herstellung benutzte Material bestand aus zwei Tuffsteinstreifen, welche die Bekleidung eines aus Gerölle und Kalk hergestellten Gusses bildeten. Nach der Niederstrasse zu war dieselbe durch neuere Ziegelsteine restaurirt. 13 m nördlich von dieser Mauer, der Mitte des Walles gegenüber, befand sich die 2 m breite und aus Basaltsteinen hergestellte zweite Mauer. Die dritte mit der erhaltenen Stadtmauer gleich liegende erschien nur in geringen Resten, weil sie den Südrand des Stadtgrabens berührte und daher beim Abbruch leicht zerstört werden konnte. Die vierte Mauer ist bei dem linken Uferrande des Stadtgrabens aufgebaut worden und zwar vorzüglich aus Tuff; die neueren Ziegelsteine sind wieder einer Restauration zuzuschreiben. Die fünfte und sechste Mauer hatte in mittelalterlichen Ziegeln das Material ihrer Herstellung gefunden.

Wie bei den Fundamentmauern des Zollthors, so werden wir auch bei denen des Niederthors der Frage nach der Zeit ihrer Entstehung zugeführt. Ziehen wir zu diesem Zwecke die Stadtabbildungen des Mittelalters zu Rathe. Da sahen wir nach der Niederstrasse zu einen schweren viereckigen Thurm. Die hintere Seite desselben reicht bis zur Mitte des Walles, also sie ruhte auf der zweiten der eben beschriebenen Mauern, während die vordere Thurmmauer nur in dem Gussmauerwerk ihr Fundament gefunden haben konnte, was auf ein weit höheres Alter des letzteren schliessen lässt. Vor dem Thurme zeigten unsere alten Stadtabbildungen den Vorkämpferhof, dessen nördliche Quermauer mit unserer heutigen Stadtmauer in gleicher Linie liegt. Es entspricht dieser also der Stelle unserer dritten Mauer. Vor dem grösseren Vorkämpferhof zeigen sie drei schwächere Vorhöfe. Die Quermauer des dem beschriebenen zunächst liegenden befindet sich da, wo unsere vierte Mauer blosgelegt wurde. Es schien diese Anlage wohl mehr dem Mittelalter anzugehören. Die Lage der Quermauern der beiden letzten Vorhöfe lässt sich endlich mit der unserer beiden Ziegelmauern in Verbindung bringen.

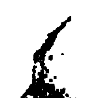
Die Grundarbeiten, welche die Hymgasse, Brückstrasse, den Süd- und Westsaum des Marktes sowie den Ostrand des Büchels durchschnitten, boten ebenfalls ein nicht geringes lokalhistorisches Interesse.

In der Hymgasse begann der Urboden in einer Tiefe von einem Meter, darüber lagerte Schutt aus vielen Jahrhunderten. Ein Basalt-Gemäuer, das in der Mitte dieser Gasse berührt wurde, gehörte augenschein-

lich einem alten Stadtbrunnen an. Je mehr man der Erft zu grub, desto mehr verstärkten sich die Schuttlagen.

In dem der Hymgasse zunächst gelegenen Theil der Brückstrasse hatten die Schuttlagerungen eine Stärke von 1,45 m erreicht; in der Mitte dieser Strasse waren sie 1,30 m dick, während sie nach dem nördlichen, dem Hessenthor zunächst liegenden Gebiete, schwächer wurden und endlich ganz verschwanden. Unter den unteren Schuttlagen fanden sich Brandreste, ziemlich viele Stücke von römischen Ziegelplatten, einzelne römische Mauerziegel und Bruchstücke von römischen Thongefässen. Der Mühle von Herrn Thywissen gegenüber hoben wir aus den Schuttresten ein Stück römischer Wandbekleidung. Es besteht aus zwei Mörtellagen; die untere ist gröber und mit kleingestampften Ziegeln angemacht, sie hat eine röthlich-gelbe Farbe, die obere Lage ist aus Sandmörtel gebildet, ihre Farbe ist weiss. Die äussere geglättete Fläche derselben hat man mit Weiss, das durch rothe Streifen unterbrochen wird, überzogen. Dieser Rest römischer Fresko-Malerei ist übrigens mehr mit einer flüchtigen Tüncherei zu vergleichen. Auch die Zusammenstellung der Mörtelunterlagen setzt nur eine handwerksmässige Arbeit voraus.

Gegenüber der Mitte der beiden nördlichen Fenster des ehemaligen Alexianerklosters (Haus Nr. 64) deckte man die Reste einer aus verschiedenem durch Kalk verbundenen Steinmaterial hergestellten Mauer auf, die uns eine Nachahmung des opus spicatum vorzuführen schien. $18^1/_2$ m nördlich durchschnitt man nur Sand, so dass man einen Damm vor sich zu haben glaubte. 8,50 m weiter nach Norden erschien anstatt des Sandes eine Kiesdecke; hier wurden wir mehr an eine Strasse erinnert. 3,50 m nördlich von dem Anfange der Kiesdecke sah man eine Menge römischer Ziegelreste, die, weil sie an ein und derselben Stelle lagerten, von einer hier befindlich gewesenen Ziegelmauer herzurühren schienen. In derselben Richtung, 11 m von dem letzten Funde entfernt, stiess man auf die oben beschriebene Wegecke, und als man abermals 15 m vorgerückt, hatte man die Fundamente eines Ziegelbaues aus dem 16. Jahrhundert wegzuräumen. Ein Theil dieses Gebäudes ruhte in angeschüttetem Boden, der durch seine Feuchtigkeit und Schwärze schon beim ersten Blick als Füllwerk eines hier befindlich gewesenen Wasserbehälters zu erkennen war. Zwischen dem angefüllten Boden lagen zahlreiche Brandreste, Thierknochen und Gefässscherben. Diese letzteren, welche uns das Alter des ausgehobenen Füllwerks angeben, sind in die Zeit des 9. bis 13. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung zu setzen. Die Stärke des angefüllten Bodens konnte leider nicht ermittelt werden, da sie über die Tiefe der Röhrengräben hinausreichte; die Breite derselben war ebenfalls nicht ganz genau zu bestimmen, weil der südliche Rand des angefüllten Bodens, wie schon gesagt, von einem Ziegelbau durchschnitten war. Ausser diesem Funde machte



man noch zwei andere: dem Schlachthauseingange gegenüber stiess man auf einen alten Abflusskanal und zwischen den Häusern Nr. 4 und Nr. 6 kam ein alter Stadtbrunnen zum Vorschein. Das Material dieser beiden Anlagen bestand aus allem nur denklichen Steinmaterial, vorzüglich jedoch aus Basalt.

Die Grundarbeiten, welche auf der Südseite des Marktes vorgenommen wurden, ergaben in der Nähe der Oberstrasse eine 1,20 m starke Schuttlage; nach dem Hessenthor zu wurde dieselbe schmäler und der Constantia gegenüber verlor sie sich, um dann aber bei dem zweiten dem Rathhaus zu gelegenen Fenster der Wohnung des Herrn Kerssenboom ganz plötzlich wieder zu erscheinen.

In den unteren Theilen der bis zur Constantia lagernden Schuttreste befanden sich vielfach Stücke römischer Dachziegel. Auch bemerkten wir auf dem Urboden einen schmalen Streifen Erde, der durch seine grosse Festigkeit mit Kalk vermacht zu sein schien.

Gegenüber der Wirthschaft von Sticker entdeckten wir in einer Tiefe von 0,75 m, dicht unter diesem muthmasslichen Wege, ein römisches Gefäss aus gelblichem Thon. Es enthielt Sand und geringe Brandreste und war durch den Druck der Erde zertrümmert worden. Jedoch ergaben die zusammengesetzten Scherben einen Topf mit Deckel ganz von der Art der Gefässe, welche man in den Römergräbern findet. Allem Anschein nach schien auch dieses einem römischen Grabe anzugehören.

Bei dem Hause Nr. 13 auf dem Markt stiess man auf eine schwache Mauer aus Gerölle und Kalk, welche nach Norden zielte. Der Constantia gegenüber legte man das Gerippe eines Menschen blos und da, wo das Haus Nr. 21 liegt, förderte man das Knochengerüst einer Kuh nach vielleicht 2000jähriger Ruhe an das Tageslicht; denn es lag im Urboden unter der römischen Culturschicht. Sehr merkwürdig war eine nördlich von dem zweiten Fenster des Hauses von Herrn Kerssenboom befindliche schmale Mauer, welche mit der vorher beschriebenen parallel zu laufen schien; nach dem Markte zu lag nämlich bis zu den obern Theilen derselben nur Urboden, während vor derselben, nach dem Hessenthor zu, bis $1^1/_2$ m Tiefe nur angefüllter Boden lagerte. Erklärlich wird der Fund, wenn man annimmt, dass die Schuttreste das Innere, der Urboden das Aeussere eines Baues vorführen. Auch die weiteren Grundarbeiten bis über die Brückstrasse hinaus ergaben nur angefüllten Boden, er bestand vorzüglich aus jenen für das 17. Jahrhundert so charakteristischen grossen Ziegelsteinen. Mehrere Mauern, welche sich hier fanden, waren ebenfalls aus diesen Ziegeln hergestellt. Da, wo diese Mauern ihren östlichen Abschluss fanden, das war gegenüber der Ostseite der Brückstrasse, lag ein Säulenfuss aus dem 17. Jahrhundert. Ein derselben Zeit angehöriger Mauerschmuck zeigte sich gegenüber der Wohnung des Herrn Notar Brandenbergs, da, wo das

Ziegelmauerwerk den westlichen Abschluss hatte, und zwar in einer Tiefe von 1,30 m unter dem heutigen Strassenpflaster. Offenbar stammt dieses Gemäuer von dem im Jahre 1647 vom hessischen Oberst Rabenhaupt erbauten und von ihm nach den damaligen Besitzern unserer Stadt benannten „Hessenthore", über das ein gepflasterter Weg zur Brückstrasse leitete.

Bei dem Verfolge der Grundarbeiten in der Niederwallstrasse sah man, 10 m von der Crefelderstrasse entfernt, den Anfang einer ca. 21 m breiten Kieslage, deren Bedeutnng wir nicht ermitteln konnten.

Auf dem Viehmarkte liess sich nur ein auf dem Sande des Urbodens ruhender Mutterboden verfolgen.

In der Spulengasse waren bis zum Hause Nro. 1 dieselben Verhältnisse wahrnehmbar. Von hier ab erschien an der Stelle des Urbodens ein bis über die Rohrgrabentiefe hinaus reichender feuchter, schwarzer Grund, den die Arbeiter als „alde Stadtgrawe" (alter Stadtgraben) bezeichneten.

Wenn man sich einen Durchschnitt von der Hafenstrasse aus bis in den Glockhammer hinein denkt, dann wird uns dasselbe Verhältniss vorgeführt. Auf der ganzen Strecke bis zu der rechten Ecke des Wirthshauses „Zu den drei Glocken" sah man stets den Sand des Urbodens, dann erschien wieder jenes feuchte Füllwerk, das uns lebhaft an dasjenige des Grabens der Bonner castra erinnerte. Die westliche Grenze des angefüllten Bodens liess sich nicht genau ermitteln. Bei dem Hause Nro. 30 erschienen allerdings wieder die Spuren eines Kiesweges und zwar bis zu dem Hause Nro. 25. In denselben fanden sich ab und zu Stücke römischer Ziegelplatten und Gefässe.

In dem dem Münsterplatz zu führenden Theile der Glockhammerstrasse sah man nur Mutterboden und auf diesem, besonders dem Wohnhause des Herrn Dr. Reindorf gegenüber, Kiesreste, die von römischen Gefässen und Ziegelplattentrümmern begleitet waren. Bei dem Hause des Herrn Baumeister Busch, wie auch am Ende der Glockhammerstrasse, dicht vor dem Münsterplatze, stiess man auf zwei Tuffsteinmauern, deren Alter fraglich, jedoch schien die eine eher römisch, die andere eher mittelalterlich zu sein.

Die den Umkreis des westlichen Münsterplatzes verfolgenden Grundarbeiten ergaben an dem dem Glockhammer zunächst gelegenen Theile eine rohe Mauer aus verschiedenartigem Steinmaterial, worunter sich auch Ziegel befanden, die wohl dem 16. Jahrh. angehörten. Etwas weiter westlich, nach der Wohnung des Herrn Landrath zu, erschien schon in geringer Tiefe der Urboden, und aus diesem förderte man eine einfache eindochtige Thonlampe mit dem Verfertigerstempel EVCARPVS zu Tage. Vor dem „Riechens Gässchen" verschwand allmälig der Urboden. Es erschien wieder ein dunkler, angefüllter Grund, in dem mittelalterliche Culturreste lagen. In der Mitte des genannten Gässchens förderte man einen nach dem ehe-

maligen Quirinusstift zeigenden Abflusskanal oder aber eine Wasserleitung an das Licht. Die Herstellung der Anlage war aus Tuffstein bewirkt worden; den oberen Abschluss bildete ein Rundbogengewölbchen, den unteren eine Lage Schieferplatten. Unerklärlich waren die zahlreichen Gefässscherben (c. aus dem 13. Jahrh.), welche im innern Raum der Anlage ruhten. Ob auch diese an den Bausegen erinnern dürfen? Mit der Hausfront des Richen'schen Geschäftslokales in gleicher Linie erstreckte sich eine schmale Mauer, die wahrscheinlich entweder spätrömisch oder aber fränkisch war, weil ihre Herstellung mit allem möglichen, augenscheinlich meistentheils römischen Gebäuden entnommenen Steinmaterial, bewirkt worden war. Gleich vor dieser Mauer erschien der schwere Kies der beschriebenen Römerstrasse. — Die Südostgrenze des Münsterplatzes ergab vor der Restauration des Herrn M. Sommer eine Mauer aus Tuff und anderem, ebenfalls allem Anscheine nach grösstentheils Römerbauten entnommenen Material, welche mit der heutigen Cremerstrasse in gleicher Linie liegt.

An den Bauschutt der um 1100 abgebrochenen Stiftskirche erinnerte die dicke Schicht von Kalk und Steinmaterial, welche in dem Anfange der Cremerstrasse zu sehen war. Unter derselben erschienen etwa 10 aus Tuffsteinen hergestellte Skelettengräber, in denen die Todten ohne Beigaben mit dem Gesichte nach Osten gerichtet waren. Solche, wenn auch vielfach aus mittelalterlichen Ziegeln hergestellte Gräber sind früher schon mehrfach in der Umgebung der Stiftskirche St. Quirin gefunden worden. Man wird dieselben wohl mit dem ehemaligen Quirinusstifte in Verbindung bringen und in das 10. bis 13. Jahrh. setzen dürfen, wesshalb auch die Stücke einer grossen römischen Amphora und die Reste von römischen Ziegelplatten, welche sich ab und zu zwischen den Mauersteinen fanden, für die Altersbestimmung der Gräber weniger eine Berechtigung haben. Man hat diese älteren Culturreste bei der Anlage der Grabstätten gefunden und, weil sie sich zur Ausfüllung einer Lücke eigneten, einfach mit vermauert. In dem weiteren Bereiche der Cremerstrasse erschien der schon beschriebene Weg und das schon erwähnte Gebäude.

Auf dem Markte, vom Rathhause bis zum Zeughause, fanden sich mehrfach römische Ziegelplatten und römische Gefässscherben. Dann kam zwischen der Cremerstrasse und dem Kirchgässchen eine römische Anlage, deren Mauern aus den schönsten Ziegelplatten, die flach übereinander und mit Mörtel mit einander verbunden aufgebaut waren, zum Vorschein. Wir scheinen es hier mit einer Wasserleitung oder einem Abflusskanal zu thun zu haben. — Vor dem Hause Nro. 32 kamen zwei 4,40 m von einander gelegene Mauern zu Tage, die vorzüglich aus schwerem, mit sehr festem Mörtel verbundenem Basalt hergestellt waren und oben überwölbt zu sein schienen, sodass man an einen im früheren Mittelalter errichteten gangartigen Keller erinnert wurde.

Auf das frühe Mittelalter (etwa das 12. Jahrh.) wiesen auch unter den Mauerfundamenten gefundene Gefässreste, welche zugleich wieder die damalige Sitte zur Gewinnung des Bausegens voraussetzen dürften.

Unter den Funden, welche vor dem Gymnasium und zwischen Zeug- und Kaufhaus gemacht wurden, geschah schon eines Kiesweges Erwähnung. Es bleibt uns daher nur noch übrig, des dort gemachten Scherbenfundes und der Auffindung einer muthmasslichen ustrina zu gedenken. Beide Funde wurden nördlich von dem erwähnten Kieswege gemacht. Der erstere hat eine nicht geringe lokalhistorische Bedeutung, weil er uns Scherben vorführt, die zum Theil jenen schönen Terranigra-Gefässen angehören, wie wir solche in Andernach mit Münzen von Augustus und Liborius gefunden haben, und wie ganz ähnliche von Herrn v. Vleuten im vorigen Hefte der Jahrbücher, als in Köln und zwar mit einer celtisch-gallischen Münze zusammen gefunden, beschrieben worden sind, zum Theil aus Sorten der so sehr schön profilirten Urnen besteht, deren Herkunft ebenfalls in die Zeit der Augusten zu setzen ist. Die ustrina barg neben Brandresten einfachere Gefässscherben aus gewöhnlichem Thon sowie aus mittelmässiger terra sigillata, deren Entstehungszeit recht wohl dem Alter der mit demselben zu Tage geförderten Grosserzmünze des Hadrian gleich sein dürfte.

Schliesslich bleibt noch die Erwähnung eines dem mittleren Halbkreise der St. Quirin-Kirche gegenüber gefundenen brunnenartigen Behälters von 3,40 m Durchmesser übrig. Derselbe war oben zum Theil überwölbt und seine Herstellung war aus Ziegelsteinen bewirkt worden, die etwa dem 15. Jahrh. angehören mochten. Auf den alten Stadtabbildungen des 16. Jahrh. erscheint an dieser Stelle ein dachloser Thurm, und die dortige Gegend wurde damals „auf dem Quaes" genannt. Ob diese Benennung vielleicht auf eine Gerichtsstätte deutet und unser Fund als zu dieser gehörig bezeichnet werden darf, oder ob vielmehr die grosse Schicht von menschlichen Gebeinen, welche gleich nördlich neben dem Gemäuer lag, und der Umstand, dass die nähere Umgebung der Kirche damals eine Grabstätte bildete, in dem Funde ein Beinhaus erkennen lässt, wird sich vielleicht später einmal entscheiden.

Die Grundarbeiten zu den Hausleitungsröhren ergaben in der Zollstrasse, 7,30 m westlich der Promenadenstrasse, einen ca. 1,70 m breiten Mauerpfeiler, der nach den Stadtabbildungen aus dem Mittelalter unzweifelhaft als derjenige zu betrachten ist, welcher die beiden Thore des ehemaligen Zollthors trennte. Die Herstellung desselben war wieder durch Gusswerk bewirkt worden, nur schien man bei der Füllung mehr Basaltstücke und Tuff verwendet zu haben. Dann entnahmen wir dem Füllwerk eine Anzahl Stücke von römischen Dachziegelplatten.

Aus den Funden geht hervor, dass sich der römische Ursprung der

Fundamente unserer Stadtmauern, wie sie auf den Abbildungen des 15. Jahrh. dargestellt sind, wenn auch nicht beweisen, so doch auch nicht (nach dem gegenwärtigen Stande der Forschung) in Abrede stellen lässt. Innerhalb dieser Stadtmauern, in dem Theile von der Spulengasse bis hinter der Clarissenstrasse einerseits und vom Zeughause bis zur Synagoge andererseits, sind die Spuren eines römischen Castells unschwer zu verkennen; denn offenbar lassen die in diesem Bereiche aufgefundenen Wege in ihrer Anlage ein gewisses System erkennen, das mit der innern Einrichtung eines Castells übereinstimmt: der schwere Kiesdamm der Hauptstrasse gibt uns die, die Mitte des Kastells verfolgende Linie des decumanus maximus an. Der zwischen Zeug- und Kaufhaus blosgelegte Kiesweg mit seiner Fortsetzung durch die Mitte der Glockhammerstrasse und seinem Auslaufe in der Brückstrasse ist der Nordosttheil der via angularis, welche nach Art der Wallwege im ganzen Umkreise des Castells verfolgt werden konnte. Der Südosttheil dieser via ist in dem zuerst beschriebenen Querwege vor der Clarissenstrasse zu suchen. Der bei dem Rathhausthörchen, also 160 m nordwestlich entdeckte Weg ist die via principalis, welche das castellum in zwei gleiche Hälften zu theilen pflegte. Die zwischen diesen beiden Querwegen entdeckte via kann endlich nur als via quintana, als derjenige Weg betrachtet werden, welcher die hintere Castellhälfte theilte.

Haben wir so die Mittellinie des Castells sowie die Linie seiner Nord- und Nordwestgrenze gefunden, so lassen sich die übrigen Grenzlinien durch Uebertragung bestimmen. Lag die Linie der Nordwestgrenze 120 m nordwestlich der via praetoria, so kann die Südwestgrenze nur 120 m südöstlich der via praetoria gesucht werden, und befand sich die via principalis 160 m nordwestlich der Südostgrenze des Castells, so muss ihre Nordwestgrenze in derselben Entfernung nordwestlich der via principalis gelegen haben, so dass die ganze Anlage ein Rechteck von 330 m Länge und 150 m Breite bildete.

Im Verfolge dieser Castellgrenze glaubte man auch Spuren des Umfassungsgrabens wahrzunehmen, so bei dem alten Stadthause vor dem Hammthor, am Südende der Spulengasse, in dem östlichen Theile der Glockhammerstrasse und bei der Ecke der via angularis in der Brückstrasse. Man kann sich allerdings in diesem Punkte sehr leicht täuschen, indem dieser schwarze Grund auch an andern Stellen zum Vorschein kam, wo augenscheinlich im früheren Mittelalter durch häufiges Befahren ein Hohlweg entstanden ist, in dem sich Wasser angesammelt hat und der schliesslich angefüllt wurde.

Dass der Wasserplatz zur Römerzeit eine grosse Bedeutung hatte, erhellt aus der Thatsache, dass fünf römische Heerstrassen, welche von den entfernter gelegenen militärischen Niederlassungen ausgehen, mit demselben verbunden sind. Von Südosten kommen zwei Strassen, nämlich

der über Grimlinghausen leitende östliche Arm der drei Rheinrömerstrassen und der mittlere Arm dieser Strassen, welcher über Bergshäuschens führt. Beide verlaufen sich in die porta decumana. Die Fortsetzung der ersteren scheint von der porta principalis dextra aus durch die alte Rheinstrasse nach dem Kaiser geführt zu haben, wo ich wenigstens, von der Hafenstrasse aus, auf einer Strecke von ca. 200 m das sorgfältig angelegte Pflaster aus schweren Basaltsteinsäulen verfolgt habe. Die zu zweit genannte Strasse hat von der porta praetoria des Castells in der Richtung der heutigen Niederstrasse über Zoppenbroich ihre Fortsetzung.

Von Südwesten werden die zwei weiteren Heerstrassen dem Waffenplatze zugeführt und zwar die eine über Holzheim, die andere über Glehn. Beide vereinigten sich vor dem Castell und führten in die Gegend der porta decumana, wenn auch die Möglichkeit vorliegt, dass ein Arm derselben den Weg nach der porta principalis sinistra genommen hat. Auch die Stelle dieser Strassen liess sich wohl durch die zwei Pflaster aus schweren Basaltsteinen bestimmen.

Die fünfte Strasse endlich führt, von Westen kommend, über Fetscherei und zielt auf die porta praetoria. Ihr Lauf wird ebenfalls durch ein Steinpflaster vorgeführt.

Ob nun auch noch die zwei weiteren von Professor Schneider zuerst erkannten Römerstrassen, von denen die eine über Büttchen kommend 550 m nordwestlich, die andere über Erprath leitend in genau derselben Entfernung südöstlich des Castells den Rhein überschreitet, mit dem castellum in Verbindung gebracht werden dürfen, ist wohl wahrscheinlich, weil diese Anlage eben den Rhein beherrschte und Uebergangsstellen den erforderlichen Schutz fanden; allein eine völlige Gewissheit über diesen Punkt dürften erst fernere Beobachtungen ergeben.

Neuss. Constantin Koenen.

16. Oberschwaben. Nördlich vom Bodensee, im württembergischen Oberschwaben, hat der bisher mehr als Naturforscher bekannte Kaplan Dr. Miller zu Essendorf während des letzten Sommers und Herbstes eine Reihe von keltischen oder germanischen Ringwällen entdeckt, welche nur aus Erde bestehen, theilweise mit treppenartigen Absätzen. Die grösste derselben ist Schmalegg bei Ravensburg, mit c. 900 Schritt Durchmesser, eine Ringburg mit zwei Vorburgen. In dreien dieser alten Befestigungen sind Scherben gefunden worden, sonst nur Kohlen und Knochen, besonders von Schweinen. Der Entdecker glaubt beobachtet zu haben, dass mehrere derselben gegenüber von römischen Ansiedlungen liegen, und dass eine ganze Kette von römischen Lagern sich von Bregenz bis an die Donau bei Mengen erstrecke. Die bisherigen Funde zeigen jedoch nur friedliche Niederlassungen. So hat Dr. Miller in Jettenhausen

bei Friedrichshafen ein Gehöft mit zwei Hypokausten, verschiedenen Arten von Ziegeln, Gussböden, gemalten Wänden aufgedeckt; ferner etwa 2 Stunden nördlich davon auf dem Herrgottsfeld (zwischen Thaldorf und Wilhelmskirch) fünf Hypokauste, einen Mosaikboden mit einfachen Ornamenten, Scherben von terra sigillata (eine mit dem Stempel SIIVI d. i. Severus), Glasstücke und eiserne Nägel, auch eine Silbermünze von Hadrian (Hadrianus Aug. cos. III p. p., auf der Rückseite eine bewehrte weibliche Gestalt mit der Umschrift Germania). In Winterstettendorf (östlich von Schussenried) glaubt derselbe Spuren einer römischen Töpferei gefunden zu haben, u. a. zwölf irdene Becher, oben und unten ausgeschweift, etwa 10 cm hoch, auch ein schwarzes Gefäss mit Henkel und Ausguss. Über diese Funde hat der glückliche und eifrige Forscher auf der Versammlung des Bodensee-Vereins zu Friedrichshafen am 5. Sept. Bericht erstattet. Mit den erreichten Erfolgen aber nicht zufrieden hat derselbe im Oktober seine Ausgrabungen bei Ummendorf (unweit Biberach) fortgesetzt. Er berichtet darüber im Württb. Staatsanzeiger vom 2. Nov. No. 256 Folgendes:

Essendorf, 29. Oktbr. Die Ausgrabung der römischen Station Ummendorf ist jetzt — nach sehr ungünstiger Witterung — soweit vorangeschritten, dass der Plan annähernd festgestellt erscheint. In der Ebene (auf der sog. Flussterrasse) ist ein zerstört gewesenes und nachher wiederaufgebautes Gebäude mit mehreren Hypokausten von mässigem Umfang ausgegraben. Die Säulen sind theils aus Backsteinen, theils aus Baltringer Molassesandstein; die Schürlöcher weisen auf eine Centralheizung hin. In mässiger Berghöhe steht das Hauptgebäude, circa 70 m lang, 40 m tief, mit 2 Flügeln, die durch Säulenhallen verbunden waren. Heute wurde ein Zimmer gefunden, wo in den beiden gegenüberliegenden Mauern die Heizröhren wie Orgelpfeifen zwischen der Mauer und dem Verputz aufrecht eingemauert stehen. Im Ganzen sind über 25 Wohngelasse, 10 Hypokausten, wenigstens 18 gemalte Zimmer nachgewiesen. Von Inschriften ist nur ein Lämpchen mit dem Stempel Cerialis gefunden worden. An schönen Nachmittagen der nächsten Woche stehen die Ausgrabungen wie die Funde (im Rathhaus in Ummendorf) noch zur Besichtigung offen. Längere Erhaltung sowie die volle Ausgrabung des Ganzen sind wegen mangelnder Mittel und vorgerückter Jahreszeit nicht möglich.

Dr. Miller.

Nach so glücklichen Erfolgen darf man wohl auf weitere Entdeckungen in dem bisher noch wenig durchforschten Gebiete hoffen.

F. Haug.

17. Römisches verschanztes Lager im badischen Odenwald. Die Feststellung der Ueberreste dieser grossartigen römischen Centralbefestigungsanlage der Zehntlande beschäftigt schon lange die Freunde der Alterthumsforschung. Die Nachbarländer sind uns in solchen Unter-

suchungen weit voran, und es ist an der Zeit, dass auch in Baden das Versäumte nachgeholt und in Gemeinschaft mit den bereits geschehenen Untersuchungen das Bild des römischen Vertheidigungswesens in den Zehntlanden zu einem Ganzen zusammengearbeitet werde. Hier nur Weniges über die sehr interessante Hochebene des Odenwaldes zwischen Walldürn und Schlossau, einen Theils mit der durch Kastelle befestigten Hochstrasse (Mümmlinglinie) gegen den Main bei Oberburg zu, anderntheils mit der nach dem Katzenbuckel (Strümpfelbronn) ziehenden römischen Verschanzungslinie. Der Pfahlhag (limes transrhenanus), welcher in gerader Linie vom Hohenstauffen, als äusserstem Punkt, durch das Hohenlohe'sche Gebiet und den Odenwald nach dem Main zog, war nach den bewährten Forschungen des württembergischen Konservators von Paulus eine Allarmlinie zur Sicherung der Zehntlande gegen die Einfälle der Deutschen. Der Pfahlhag ist im Freiherrl. v. Adelsheim'schen Hochwald bei Hergenstadt mit den Grundmauern von Wachhäusern noch ganz erhalten; letztere standen in Entfernungen von 1000 Schritte (milien); die Kastelle, welche 100—200 Mann fassten, waren 5—6 Stunden entfernt. Im Odenwald waren solche in Osterburken, Walldürn und Burgstadt am Main. Ersteres wurde vor 20 Jahren ausgegraben und aufgenommen (Plan hievon in der Karlsruher Alterthumshalle.) Die Oertlichkeit des Kastells zu Walldürn im Marsgrund ist bekannt, sein Grundplan dürfte vielleicht noch durch Ausgrabungen festgestellt werden können. Die Römer bauten im Zehntlande sehr leicht; z. B. die Escarpe des Osterburkener Kastells zeigt bei Einhaltung einer nur dem Erddruck entsprechenden Mauerdicke ein satt in Mörtel versetztes Schichtmauerwerk von dem Material (Kalkstein), wie es sich gerade in der Gegend vorfindet. Man darf bei uns die starken Quaderbauten nicht auf die Römerzeit zurückführen, denn das römische Mauerwerk besteht stets in kleinen, mit dem Hammer zugerichteten, gut gefugten und übersetzten Schichtsteinen. Die Aufführung der hiesigen Burgthürme und Mauern mit Buckelquadern lässt sich mit dem Bedürfniss des Kulturlebens und der Art der Kriegsführung der Römer nicht zusammenreimen. Die römischen Bauwerke, schon von den Germanen während der letzten Einfälle dem Boden gleich gemacht, waren später nur noch als mit Gesträuch überwucherte Schuttkegel bemerkbar, die erst durch die Ausgrabungen der Neuzeit theilweise aus dem Dunkel ihres Daseins gehoben wurden. Das berühmte römische Bad in Badenweiler wurde erst Ende des vorigen Jahrhunderts entdeckt und blosgelegt. Was nun das fragliche berühmte römische Festungsviereck Walldürn-Schlossau-Katzenbach-Osterburken anbelangt, so ist die Bedeutung desselben für die Vertheidigung der Zehntlande durch die beherrschende Höhenlage auf der Wasserscheide des Main und Neckar, die hier (zwischen Miltenberg und Eberbach) sich so auffallend nähern, vollständig klar. Nach allen Seiten hin ziehen von diesem Hoch-

plateau die Thalrinnen dem Neckar und Main zu und war hier das Eindringen bei der damaligen Beschaffenheit derselben sehr erschwert. Gegen Osten durch den Pfahlhag mit seinen Allarmeinrichtungen geschützt, war von Walldürn aus der Norden des Höhenzuges zwischen der Morre und Mudbach bei Hettingenbeuern und Mörschenhard durch eine Querverschanzung gedeckt, die in Gemarkung Steinbach in der Hoheitsgrenze von Bayern und Baden liegt, und deren Spuren in der topographischen Karte eingetragen sind. Die Strasse von Mudau über Steinbach nach Beuchen, welche diesen Pfahlhag durchschneidet, ist römischen Ursprunges. In Steinbach selbst war das Quartier einer Abtheilung römischer Reiterei, wie der daselbst aufgefundene Altarstein, welchen das Trompeterkorps derselben setzen liess (in der Karlsruher Alterthumshalle), genügend beweist. Das Ende der Nordverschanzung des Schlossauer Festungsvierecks war bei Hesselbach (Grenzpunkt von Bayern, Baden, Hessen, 550 Met. hoch); von hier zog auf dem Höhenrücken zwischen dem Mudbach- und Mümmlingthal mit beherrschender Umsicht östlich in das Mainthalgebiet, westlich zu den Höhen des Odenwaldes, eine römische Strasse (Operationslinie), die durch Kastelle gedeckt war, bis Obernburg, wo die Mümmling den Main trifft. Diese Verschanzungen sind daher auch bei den Alterthumsforschern unter dem Namen der sogen. Mümmlinglinie bekannt, deren Bedeutung für das römische Vertheidigungssystem hauptsächlich von dem preuss. Genieobersten v. Cohausen erkannt und deren Werke von den hessischen Sachverständigen genau untersucht und aufgenommen wurden. Das zu Eulbach gestandene Kastell hat Graf Erbach in seinen Park zu Erbach versetzen lassen. Wir verfolgen diese ganz im hessischen Gebiet liegende Vertheidigungslinie nicht weiter, sondern wir kehren an den westlichsten Theil der Nordlinie des Festungsvierecks zurück und finden hier in der topographischen Sektion (Blatt Eberbach) auf dem Höhenpunkt bei Schlossau (536 m), eine Stelle mit Römergrab bezeichnet, ein Name, der keineswegs dem Zweck der hier befindlichen römischen Mauerreste entspricht. Schlossau ist der vorgeschobenste und höchste Punkt der Hochebene; in gleicher Entfernung von Main und Neckar treffen hier die Thalgründe ihrer Seitenzuflüsse zusammen. Die Sicherheit der römischen Niederlassungen zu Schlossau und Steinbach und des ganzen verschanzten Lagers erforderten an der oben genannten Stelle eine Signalstelle (specula) mit Wachthaus. Die noch vorhandenen quadratischen Vertiefungen mit den seitlichen Aufwürfen von Mauersteinen und Speis lassen das Vorhandensein solcher Gebäulichkeiten erkennen. Die römischen Warten (speculae) hatten nach den zuverlässigen Angaben des Oberingenieurs v. Bavier in der Schweiz, wo solche noch erhalten sind, nicht mehr als 4 m. Seite; während unsere Berchfriede, die sämmtlich von den Germanen erbaut sind, nicht unter 9 m Quadratseite haben. Dies nur beiläufig zur Bestätigung, dass keiner unserer

Wartthürme dem Bau nach römischen Ursprunges ist; die Maasse der Ueberreste beim sogen. Römergrab aber treffen mit der Bauweise eines römischen Signalthurmes zusammen. Die etwas unterhalb desselben befindlichen Mauerreste dürften von dem dazu gehörigen Wohnhaus herrühren. Auch diese waren bei den Römern sehr leicht gebaut; man trifft auch hier nur das bekannte, oben beschriebene Schichtmauerwerk mit nicht über 0,6 Met. starken Seitenwänden wie man sich noch an den zum Theil gut erhaltenen Ueberresten von den römischen Gebäuden im Hagenschiess bei Pforzheim, in Osterburken, Oehringen, Badenweiler, Baden-Baden etc. überzeugen kann. Nicht weit von obengenannter Stelle beim Schlossauer Parkthor liegt der Ort Schlossau. Hier wurde an dem Weg in das Unterdorf vor etwa 16 Jahren durch den Alterthumsverein in Buchen, dessen Vorstand damals der jetzige Oberamtmann Herr Lumpp in Ettlingen war, gegraben und ein bedeutenderes römisches Wohnhaus blosgelegt, das einem römischen Quästor gehörte, denn man fand daselbst eine grosse Anzahl von Goldmünzen, die wohl zur Kriegskasse gehörten. Jetzt sieht man kaum mehr die Spuren dieser Ausgrabungen, denn es wächst schon seit Jahren wieder Frucht darüber hinweg, wie dies auch theilweise an der Stelle des römischen Kastells zu Osterburken der Fall ist, das ein Fremder ohne kundige Leitung nicht mehr finden würde. So verhält es sich auch mit der Hochebene unseres Festungsvierecks, das ausser dem Standquartier der Reiterei bei Steinbach gewiss auch noch einige für das Fussvolk gehabt haben muss. Wohl sind manche bezügliche Gewann- und Ortsbenennungen erhalten, die auf das Vorhandensein von Bauten aus den Römerzeiten hindeuten, aber man muss zur Ausforschung und Bestimmung derselben wochenlang sich in der Gegend umhertreiben und die nöthigen Gelder zum Nachgraben besitzen, um zu einem befriedigenden Ergebniss zu kommen. Die Lage des Kastells bei Schlossau ist durch die Ausgrabung des genannten Hauses daselbst noch nicht gesichert, es dürfte vielleicht auf der Höhe bei Dumbach gestanden haben, obgleich die Kastelle der Römer keinen Vertheidigungscharakter zeigen, denn ihre Hauptstärke lag im Angriff, welcher für alle Bauten im Zehntland massgebend war. Als die Alemannen den Pfahlhag durchbrachen, dienten die Castelle nur zur sicheren Sammlung ihrer Wachposten und der in den Sommerstandlagern zerstreut liegenden Truppentheile (von dem Andrängen der Feinde waren sie zeitig genug durch die Signalthürme benachrichtigt); dann zogen sie sich in Masse hinter die Rheinlinie, als die zweite Hauptverschanzungslinie, zurück. Eines ihrer Castelle gegen acht Alemannen zu vertheidigen, fiel den Römern nicht ein, weil es zwecklos gewesen wäre. Eine solche Rückzugslinie zur Rheinvertheidigung ist die dritte Seite des Festungsvierecks, die Höhenstrasse von Mudau über Scheidenthal und Strümpfelbronn nach Eberbach am Neckar. An dieser Strasse finden wir sehr interessante Querverschanzungen, die jetzt

noch unter dem Namen „Römischer Graben, Römerschanze, Heerhag" bekannt sind; sie bestehen in einem Wall und beidseitigem 5 m breiten, $1^1/_2$ m tiefen Graben und sperren die Höhenrücken zwischen dem Trienz- und Itterbach ab. Der ganze Neckargrund bis zu den Hohenloher Bergen mit dem Pfahlhag, das Elsenzgebiet mit dem Steinsberg ist von hier aus sichtbar. Der Katzenbuckel mit dem Königsstuhl bei Heidelberg in westlicher Richtung, der Melibocus in nördlicher ermöglichten den zur Sicherheit des Festungsvierecks nöthigen Signaldienst. Von Schlossau zog auf der Höhe von Waldauerbach eine römische Strasse, die Landstrasse bei Km.-Stein 2 durchschneidend, nach Langenelz, von da über Bödigheim nach dem Kastell zu Osterburken. Eine andere ging von der Hohenstrasse bei Wagenschwend über Robern, Fahrenbach und Sattelbach nach Neckarburken in das Elzthal oberhalb Mosbach. Mit der Karte in der Hand lässt sich leicht ein Bild dieses römischen Verschanzungssystems entwerfen. Die gedeckte Lage des Hochplateau, das sich zwischen die hier nur ungefähr 7 Stunden entfernten grossen Thäler der schiffbaren Flüsse Main und Neckar einkeilt, durch welche die leichteste Verbindung mit den grossen Kolonieen am Rhein, namentlich der Hauptstadt Mainz, von Obergermanien ermöglicht wurde, spricht schon an und für sich für die Wichtigkeit der fraglichen Oertlichkeit als römisches Lager, welches schon längst das Interesse aller Freunde der römischen Geschichtsforschung in den Zehntlanden in Anspruch genommen hat. Manches bleibt noch sicher zu stellen sowohl bezüglich des Grundgedankens dieser Verschanzungen, als auch der Lage, des Bestandes und der Ausdehnung der erhaltenen Baureste. Es handelt sich darum, sachverständige Persönlichkeiten und der Gegend Kundige für die Weiterforschung zu interessiren, und in dieser Beziehung empfehlen sich vor Allen Herr Rektor Schnorr in Mudau, dem wir für die Theilnahme, mit welcher derselbe unsere Forschung unterstützte, hiemit unsern Dank aussprechen. Auch Herr Forstmeister Roth in Zwingenberg, der zuverlässigste Kenner dieses Theiles des Odenwaldes, versagt Keinem, der sich an ihn wendet, seine Mithilfe zur Begehung der theilweise in seinem Bezirk liegenden Verschanzungen. Den besten Gesammtüberblick des fraglichen Gebietes ermöglicht der Thurm des Katzenbuckel und der beste Stützpunkt für die Bereisung der ganzen Gegend ist das freundliche Eberbach, von wo jeden Morgen um 5 Uhr ein Eilwagen über Schlossau nach Ernstthal fährt. Abgesehen von den römischen Ueberlieferungen der Gegend, die für den Alterthumsforscher von hohem Werthe sind, ist die Fahrt durch den schönen fürstlich Leining'schen Park und auf die Höhe bei Schlossau eine der lohnendsten des Odenwaldes.

Carlsruhe. Naeher.

18. Sulzbrunn bei Kempten. Indirect beziehen sich auf das Rheingebiet die Ziegelstempel, welche in dem Jodbad Sulzbrunn (nicht Salzbrunn) unweit Kempten zum Vorschein gekommen sind. Dieselben lauten LEG VIII AVG und COH IIII VINDEL und müssen sehr auffallen, weil nach der herrschenden Ansicht die Gegend von Kempten (Cambodunum) immer zu Rätien gehört hat, die achte Legion und die vierte Cohorte der Vindeliker aber ebenso entschieden in Obergermanien standen. Mommsen hat diese Stempel nach einer Mittheilung von L. Müller in die Ephemeris epigraphica (IV, p. 178, n. 635 f) aufgenommen, aber mit Recht die Frage daran geknüpft, ob dieselben wirklich an diesem Ort gefunden worden seien. Ich habe hierüber durch mehrere Personen Erkundigungen eingezogen und kann hienach jene Frage bestimmt verneinen. Nach der Mittheilung des hiesigen Landgerichtsrathes Roos, der sich letzten Sommer mehrere Wochen dort aufhielt, wurde die Jodquelle von Hofrath Dr. Schott aus Frankfurt a. M. im Jahr 1856 neu gefasst. Die Grabungen liessen eine alte tunnelartige und absichtlich zerstörte Leitung erkennen. Ein dabei beschäftigter Arbeiter, jetzt Hofbauer in der Nähe, versichert bestimmt, „man habe damals allerdings einige alte Münzen aufgefunden, die fraglichen Ziegel aber habe Herr Hofrath Schott mit anderem Hausrath in einem Omnibus nach Sulzbrunn gebracht, soviel er wisse, von Frankfurt." Diese Aussage verdient allen Glauben, um so mehr, als gerade in der Gegend von Frankfurt nicht nur die 8. Legion, sondern auch die 4. vindelikische Cohorte bekanntlich viele Spuren hinterlassen hat; vgl. über letztere besonders Brambach CIR. 1377, i. 1431, c. 1435, b. 1537, i. 1542, b. 1550, b. Ohne Zweifel hat der genannte Herr den Ruf seines Bades durch den Aufputz als „Römerbad" erhöhen wollen, sei es nun, dass dasselbe wirklich schon von den Römern benutzt worden ist, oder nicht.

F. Haug.

## IV. Verzeichniss der Mitglieder[1]).

### Vorstand für das Vereinsjahr von Pfingsten 1880 bis 1881.

Prof. E. aus'm Weerth, Präsident,
Geh. Rath Prof. Schaaffhausen, Vicepräsident,
van Vleuten, Secretär,
Eberhard de Claer, Bibliothekar.

Rendant: Rechnungsrath Fricke in Bonn.

### Ehren-Mitglieder.

S. Kaiserl. und Königl. Hoheit der Kronprinz des Deutschen Reiches und von Preussen in Berlin.
S. Königl. Hoheit Carl Anton Meinrad Fürst zu Hohenzollern in Sigmaringen.
Dechen, Dr. von, Excellenz, Wirkl. Geh. Rath, Oberberghauptmann a. D. in Bonn.
Diergardt, Freiherr Friedrich von, in Bonn.
Düntzer, Dr., Professor und Bibliothekar in Cöln.
Falk, Dr., Excellenz, Königl. Staatsminister a. D. in Berlin.
Greiff, Wirkl. Geh. Ob.-Reg.-Rath und Ministerial-Director in Berlin.
Helbig, Dr., Professor, 2. Secretär des Archäologischen Instituts in Rom.
Henzen, Dr., Professor, 1. Secretär des Archäologischen Instituts in Rom.
Schöne, Dr., Geh. Reg.-Rath und General-Director der Königl. Museen in Berlin.
Urlichs, Dr., Hofrath und Professor in Würzburg.

### Ordentliche Mitglieder.

Die Namen der auswärtigen Secretäre sind mit fetter Schrift gedruckt.

Achenbach, Dr., Excellenz, Staats-Minister a. D. u. Oberpräsid. in Potsdam.
Achenbach, Berghauptmann in Clausthal.
Achenbach, Joh., Rentner in Bonn.
Achterfeldt, Stadtpfarrer in Anholt.
Adler, Baurath u. Prof. in Berlin.
Aebi, Dr., Chorherr in Beromünster im Kanton Luzern.
Aegidi, Dr., Geh. Rath u. Prof. in Berlin.
**Aldenkirchen**, Rector, ausw. Secr., in Viersen.
Alleker, Seminar-Director in Brühl.
Alterthums-Verein in Mannheim.
Alterthums-Verein in Xanten.
Altmann, Bankdirector in Cöln.
Antiken-Cabinet in Giessen.
Antiquarisch-historischer Verein in Kreuznach.
Arndts, Max, in Cöln.
Arnold, Baumeister in Bolchen.
Asbach, Dr., Gymnasiallehrer in Bonn.
Asschenfeldt, Hauptm. a. D. u. Rittergutsbesitzer, in Bonn.
Ayx, Freiherr von, Kgl. Landrath in Euskirchen.
Baedeker, Carl, Buchh. in Leipzig.
Baedeker, J., Buchhändler in Essen.
Barbet de Jouy in Paris.
Bardeleben, von, Dr., Exc., Wirkl. Geh. Rath, Oberpräsident in Coblenz.
**Bartels**, ausw. Secr., Pfarrer in Alterkülz.

1) Der Vorstand ersucht Unrichtigkeiten in nachstehenden Verzeichnissen, Veränderungen in den Standesbezeichnungen, den Wohnorten etc. gefälligst unserem Rechnungsführer, Herrn Rechnungsrath Fricke, schriftlich mitzutheilen.

Basilewsky, Alexandre, in Paris.
Baunscheidt, Gutsbes. in Endenich.
Beck, Dr., Seminardirector in Linnich.
Becker, Dr., Oberbürgermeister in Cöln.
Becker, Robert, in Cöln.
**Becker**, Dr., ausw. Secr., Professor in Frankfurt a. M.
Becker, Dr., Kgl. Staatsarchivar, in Coblenz.
Beckerath, von, Heinr. Leonh., Kaufmann in Crefeld.
Beissel von Gymnich, Graf, Oberstlieutenant a. D., Schloss Frens bei Horrem.
Bender, M., Bürgermeister in Worringen.
Benrath, Dr., Professor in Bonn.
Bergau, Professor in Nürnberg.
Bergk, Dr., Hofrath u. Prof. in Bonn.
Berlage, C., Domvicar in Strassburg i. E.
Bernau, Arnold, Justizrath in Ruhrort.
Bernays, Dr., Professor u. Oberbibliothekar in Bonn.
Bernoulli, Dr., Prof. in Basel.
Bernuth, v., Kgl. Reg.-Präsid. in Cöln.
Besselich, Kaufmann in Trier.
Bettingen, Justiz-Rath und Rechtsanwalt in Trier.
Bibliothek der Stadt Barmen.
Bibliothek der Universität Basel.
Bibliothek, Ständ. Landes-, in Cassel.
Bibliothek der Stadt Cleve.
Bibliothek der Stadt Coblenz.
Bibliothek der Stadt Crefeld.
Bibliothek, Fürstl., in Donaueschingen.
Bibliothek der Stadt Düren.
Bibliotéca-Nazionale in Florenz.
Bibliothek d. Etrur. Mus. in Florenz.
Bibliothek der Stadt Frankfurt a. M.
Bibliothek der Universit. Freiburg in B.
Bibliothek, Stifts-, in St. Gallen.
Bibliothek der Universität Göttingen.
Bibliothek der Universität Halle a. d. S.
Bibliothek der Stadt Hamburg.
Bibliothek d. Universität Heidelberg.
Bibliothek der Universität Jena.
Bibliothek d. Univers. Königsberg i. Pr.
Bibliothek der Universität Löwen.
Bibliothek der Universität Lüttich.
Bibliothek der Akademie Münster.
Bibliothek, Stifts-, in Oehringen.
Bibliothek, Theodoran., in Paderborn.
Bibliothek der Universität Parma.
Bibliothek der Universität Perugia.
Bibliothek der Universität Prag.
Bibliothek der Universität Strassburg.
Bibliothek der Stadt Trier.
Bibliothek der Univ. Tübingen.
Bibliothek der Universität Utrecht.
Bibliothek, Gräfl. Stolberg'sche, in Wernigerode.
Bibliothek, Königl., in Wiesbaden.
Binsfeld, Dr., Gym.-Dir. in Coblenz.
Binz, Dr., Professor in Bonn.
Bleibtreu, Dr. H., Bergwkbes. in Bonn.
Blümner, Dr., Professor in Zürich.
**Boch**, ausw. Secretair, Commerzienrath und Fabrikbesitzer in Mettlach.
Bock, Adam, Dr. jur. in Aachen.
Boecking, G. A., Hüttenbesitzer zu Abenteuerhütte bei Birkenfeld.
Boecking, K. Ed., Hüttenbesitzer zu Gräfenbacherhütte bei Kreuznach.
Boecking, Rud., Hüttenbesitzer zu Asbacherhütte bei Kirn.
Boeddicker, Dr., Sanit.-R. zu Iserlohn.
Boeddinghaus, Wm. sr., Fabrikbesitzer in Elberfeld.
Boeker, H. H., Rentner in Bonn.
Bone, Dr., Gymnasiallehrer in Cöln.
Boot, Dr., Professor in Amsterdam.
Borggreve, Wegb.-Insp. in Kreuznach.
Borret, Dr., in Vogelensang.
Bossler, Dr., Carl, Gymnasiallehrer in Darmstadt.
Bracht, Eugen, Maler in Carlsruhe.
Brambach, Dr., Prof. und Oberbibliothekar in Carlsruhe.
Braselmann, Albert, Kaufmann in Beienburg bei Schwelm.
Brassert, Dr., Berghauptmann in Bonn.
Braun, Dr., Justizrath, Rechtsanwalt in Leipzig.
Brendamour, R., Inhaber d. Xylogr. Instituts in Düsseldorf.
Broicher, Wirkl. Geh.-Rath, Excellenz in Sinzig.
Bruck, Emil vom, Com.-Rath in Crefeld.
Brunn, Dr., Prof. in München.
Bruns, Kgl. Reg.-Baurath in Erfurt.
Bücheler, Dr., Geh. Reg.-R., Prof. in Bonn.
Bücklers, Geh. Commerzienr. in Dülken.
Bürgerschule, Höhere, in Bocholt.
Bürgerschule, Höhere, in Eupen.
Bürgerschule, Höhere, in Hechingen.
Bürgerschule, Höhere, in Lennep.
Bürgerschule, Höhere, in Lüdenscheid.
Bürgerschule, Höhere, in Oberhausen.
Bürgerschule, Höhere, in Saarlouis.
Bürgerschule, Höhere, in Solingen.
Bürgerschule, Höhere, in Unna.
Bürgerschule, Höhere, in Viersen.
Bürgerschule, Höhere, in Witten.
**Bursian**, Dr., ausw. Secr., Prof. in München.
Busch, Dr., Geh. Medizinalrath und Professor zu Bonn.
Buschmann, Dr., Canonicus in Aachen.
Buyx, Geometer in Nieukerk.
Bylandt-Rheydt, Graf von, Major a. D. und Rittergutsbes. in Bonn.
Cahn, Albert, Bankier in Bonn.

Camphausen, Excellenz, Wirkl. Geh. Rath, K. Staatsminister a. D. in Cöln.
Camphausen, August, Geh. Commerzienrath in Cöln.
Cappell, Kreisgerichtsrath in Essen.
Carnap, von, Rentner in Elberfeld.
Carstanjen, Adolf, in Cöln.
Cauer, C., Bildhauer in Creuznach.
Cauer, R., Bildhauer in Creuznach.
Cetto, Carl, Gutsbesitzer in St. Wendel.
Chrzescinski, Pastor in Cleve.
Civil-Casino in Coblenz.
Claer, Alex. de, Lieutenant a. D. und Steuerempfänger in Bonn.
Claer, Eberhard de, Referendar a. D. und Rentner in Bonn.
Clason, Rentner in Bonn.
Clavé v. Bouhaben, Gutsbes. in Cöln.
**Conrads**, Dr., ausw. Secr., Professor u. Gymnasial-Oberlehrer in Essen.
Conrady, Kreisrichter a. D. in Miltenberg.
Conservatorium der Alterthümer, Grossherzogl. Badisches, in Carlsruhe.
Conze, Dr., Prof. u. Abtheil.-Director am K. Museum in Berlin.
Cornelius, Dr., Professor in München.
Cremer, Pfarrer in Echtz bei Düren.
Culemann, Senator in Hannover.
Cuny, Dr. von, Appellationsgerichtsrath a. D. und Professor in Berlin.
Cüppers, Wilh., Director der Taubstummenlehranstalt in Trier.
Curtius, Dr., Geh. R., Professor in Berlin.
Curtius, Julius, Commerzienrath in Duisburg.
Dapper, Seminardirector in Boppard.
Deichmann-Schaaffhausen, Frau Geh. Comm.-Räthin, in Mehlemer-Aue.
Delhoven, Jac., Gutsbes. zu Dormagen.
Delius, Dr., Professor in Bonn.
**Delius**, O., ausw. Secr., K. Bauinspector in Coblenz.
Delius, Landrath in Mayen.
Dieckhoff, Baurath in Aachen.
Dieffenbach, Dr., in Bonn.
Diergardt, Freih. von, in Morsbruch.
Dilthey, Dr., Professor in Göttingen.
Dobbert, Dr., Prof. in Berlin.
Doetsch, Oberbürgermeister in Bonn.
Dommerich, Frau Emma, geb. Weyhe, in Poppelsdorf.
Drewke, Dr., Rechtsanwalt in Cöln.
Duhr, Dr., prakt. Arzt in Coblenz.
Dumont, Mich., Buchhändler in Cöln.
Duncker, Dr., Bibliothecar der ständischen Bibl. in Cassel.
**Dütschke**, Dr., ausw. Secr., Oberlehrer in Burg bei Magdeburg.
Eckstein, Dr., Rect. u. Prof. in Leipzig.
Ehrhard, Rechts-Anwalt beim Oberlandesgericht in Cöln.
Eltz, Graf, in Eltville.
Eltzbacher, Moritz, Rentner in Bonn.
Emundts, J. Landgerichtsr. in Aachen.
Endert, van, Dr., Caplan in Bonn.
Endrulat, Dr., Archiv-Secr. in Düsseldorf.
Engelskirchen, Architect in Bonn.
Eskens, Fräul. Jos., Rentnerin in Bonn.
Essellen, Hofrath in Hamm.
Essingh, H., Kaufmann in Cöln.
Evans, John, in Nash-Mills in England.
Firmenich-Richarz, Frau Prof. Dr. in Bonn.
Flandern, Ihre Kgl. Hoheit die Gräfin von, in Brüssel.
Flasch, Dr., Professor in Würzburg.
Fleckeisen, Dr., Prof. in Dresden.
Flinsch, Major a. D., Immenburg bei Bonn.
Florencourt, Chassot von, in Berlin.
Floss, Dr., Professor in Bonn.
Fonk, Landrath in Rüdesheim.
Franks, August, Conservator am British-Museum in London.
Franssen, Pfarrer zu Ittervort, holl. Limburg bei Roermonde.
Frenken, Dr., Domcapitular in Cöln.
Fricke, Rechnungsrath u. Oberbergamtsrendant in Bonn.
Friedländer, Dr., Professor in Königsberg in Pr.
Frings, Frau Commercienrath Eduard, auf Marienfels bei Remagen.
Frowein, Landrath in Wesel.
Fuchs, Pet., Professor und Dombildhauer in Bayenthal b. Cöln.
Fürstenberg, Graf von, Erbtruchsess auf Schloss Herdringen.
Fulda, Dr., Director des Gymnasiums in Sangerhausen.
Fuss, Dr., Gymnasial-Oberlehrer in Bedburg.
Gaedechens, Dr., Professor in Jena.
Galhau, G. von, Gutsbesitzer in Wallerfangen.
**Galiffe**, Dr., ausw. Secr., Prof. in Genf.
Gatzen, Amtsrichter in Tholey.
Geiger, Poliz.-Präs. a. D., in Coblenz.
Georgi, C. H., Buchdruckereibesitzer in Aachen.
Georgi, W., Univ.-Buchdruckereibes. in Bonn.
Gerhartz, Wilh., stud. phil. in Bonn.
Gerson, Chemiker in Frankfurt a. M.
Geyr-Schweppenburg, Freih. von, Rittergutsbesitzer in Aachen.
Gewerbeschule, Prov.-, in Aachen.
Gewerbeschule, Städt., in Remscheid.

Gilly, Bildhauer in Berlin.
Goebel, Dr., Gymn.-Director in Fulda.
Goeben, von, Excellenz, General d. Inf., Kommandirender General des VIII. Armee-Corps. in Coblenz.
Goertz, Ed., Fabrikbes. in Odenkirchen.
Goldschmidt, Jos., Bankier in Bonn.
Goldschmidt, Rob., Bankier in Bonn.
Gottgetreu, Reg.- u. Baurath in Cöln.
Greef, F. W., Commerzienr. in Viersen.
Groote, von, Kgl. Landrath in Ahrweiler.
Grüneberg, Dr., Fabrikant in Cöln.
Guichard, Kreisbaumeister in Prüm.
Guilleaume, Frz., Fabrikbes. in Bonn.
Gymnasium in Aachen.
Gymnasium in Arnsberg.
Gymnasium in Attendorn.
Gymnasium in Bochum.
Gymnasium in Bonn.
Gymnasium in Carlsruhe in Baden.
Gymnasium in Cassel.
Gymnasium in Cleve.
Gymnasium in Coblenz.
Gymnasium an Aposteln in Cöln.
Gymnasium, Friedrich-Wilh.-, in Cöln.
Gymnasium, Kaiser Wilhelm-, in Cöln.
Gymnasium an Marzellen in Cöln.
Gymnasium in Coesfeld.
Gymnasium in Constanz.
Gymnasium in Crefeld.
Gymnasium in Dillenburg.
Gymnasium in Düren.
Gymnasium in Düsseldorf.
Gymnasium in Duisburg.
Gymnasium in Elberfeld.
Gymnasium in Emmerich.
Gymnasium in Essen.
Gymnasium in Freiburg in Baden.
Gymnasium in Gladbach.
Gymnasium in Hadamar.
Gymnasium in Hanau.
Gymnasium in Hersfeld.
Gymnasium in Höxter.
Gymnasium in Mannheim.
Gymnasium in Marburg.
Gymnasium in Moers.
Gymnasium in Montabaur.
Gymnasium in Münstereifel.
Gymnasium in Neuwied.
Gymnasium in Neuss.
Gymnasium in Rheine.
Gymnasium in Rinteln.
Gymnasium in Saarbrücken.
Gymnasium in Soest.
Gymnasium in Trier.
Gymnasium in Warendorf.
Gymnasium in Weilburg.
Gymnasium in Wesel.
Gymnasium in Wetzlar.
Gymnasium, Gelehrten-, in Wiesbaden.
Haakh, Dr., Professor und Inspector des Königl. Museums vaterländischer Alterthümer in Stuttgart.
Haass, Eberh., Apotheker in Viersen.
Hagemeister, von, Regs.-Präsident in Düsseldorf.
Hagelüken, Hugo, Gymnas.-Oberlehrer in Coblenz.
Habets, J., Präs. d. arch. Ges. d. Hrz. Limburg, in Bergh b. Mastricht.
Hammers, Ober-Bürgermeister a. D. in Düsseldorf.
Haniel, Paul, Landrath i. Mülheim a. d. Ruhr.
Hanstein, Peter, Buchhändl. in Bonn.
Hardt, A. W., Kaufmann und Fabrikbesitzer in Lennep.
Harless, Dr., Geheimer Archivrath in Düsseldorf.
Hasskarl, Dr., in Cleve.
Haubrich, Pastor in Nohn.
**Haug**, Ferd., Professor und Gymnasial-Director, ausw. Secr., in Constanz.
Haugh, Senatspräsident in Cöln.
Hauptmann, Rentner in Bonn.
Heckmann, Fabrikant in Viersen.
Hegert, Dr., Staats-Archivar in Berlin.
Heimendahl, Alexand., Geh. Commerzienrath in Crefeld.
Heinsberg, von, Landrath in Neuss.
Heister, von, Bruno, Rentner zu Düsseldorf.
Henry, Buch- u. Kunsthändler in Bonn.
Herder, August, Kaufm. in Euskirchen.
Herder, Ernst, in Euskirchen.
Hermann, G., Hauptm. a. D. zu Bonn.
Hermeling, Pfarrer in Kirspenich bei Münstereifel.
Herstatt, Eduard, Rentner in Cöln.
Herstatt, Friedr. Joh. Dav., in Cöln.
Herzog, Dr., Professor in Tübingen.
**Hettner**, Dr., ausw. Secr., Direct. des Provinz.-Mus. in Trier.
Heuser, Dr., Subregens u. Prof. in Cöln.
Heydemann, Dr., Professor in Halle.
Heydinger, Pfarrer in Schleidweiler bei Auw, Reg.-Bez. Trier.
Heydt, Freih. v. d., Landrath in Malmedy.
Hilgers, Dr.. Dir. d. Realsch. in Aachen.
Hillegom, Six van, in Amsterdam.
Hirsch, Polizei-Präsident in Aachen.
Hirschfeld, von, Regierungsrath in Marienwerder.
Historischer Verein für Dortmund und die Grafschaft Mark in Dortmund.
Hochgürtel, Buchhändler in Bonn.
Hoesch, Gustav, Kaufmann in Düren.
Hoesch, Leop., Commerzienr. in Düren.

Hohenzollern, Se. Hoheit Erbprinz v., Sigmaringen.
Hölscher, Dr., Gymnasial-Director in Recklinghausen.
Höpfner, Dr., Provinzial-Schulrath in Coblenz.
Hövel, Freiherr von, Landrath in Essen.
Hoiningen genannt Huene, Freiherr von, Bergrath in Bonn.
Holzer, Dr., Domprobst in Trier.
Hompesch, Graf Alfr. von, zu Schloss Rurich.
Horn, Pfarrer in Cöln.
Hoyer, Lieutn. im 2. westfäl. Husaren-Regiment Nr. 11 in Düsseldorf.
Hübner, Dr., Professor in Berlin.
Hüffer, Dr., Professor in Bonn.
Hüffer, Alexander, in Bonn.
Hultsch, Dr., Professor in Dresden.
Hünnekes, Dr., Progymn.-Rect. in Prüm.
Hupertz, General-Dir. in Mechernich.
Huthmacher, Oberpfarrer in Crefeld.
Huyssen, Milit.-Oberpfarrer in Altona.
Jenny, Sam., Dr., in Hard bei Bregenz.
Jentges, W., Kaufmann in Crefeld.
Jörissen, Pastor in Alfter.
Joest, Frau August, in Cöln.
Joest, Eduard, Kaufmann in Cöln.
Jost, J. B. Dom. in Mettlach a. d. Saar.
Irmer, Dr., in Düsseldorf.
Isenbeck, Julius, Rentner in Wiesbaden.
Junker, C. A., Kgl. Baumeister in Erfurt.
Junkerstorff, Carl, Kaufmann in Düsseldorf.
Kaestner, Techniker in Neuwied.
Kamp, Dr. Jos., Gymnasiallehrer in Cöln.
Kaentzeler, P., städt. Archivar in Aachen.
**Karcher**, ausw. Secr., Fabrikbesitzer in Saarbrücken.
Karthaus, C., Commerzienr. in Barmen.
Kaufmann, Oberbürgerm. a. D. in Bonn.
Kekulé, Dr., August, Geh.-Rath und Professor in Poppelsdorf.
Kekulé, Dr., Reinh., Prof. in Bonn.
Keller, Jul., Religionslehrer in Brühl.
Keller, O., Professor in Graz.
Kelzenberg, Gymn.-Lehrer in Trier.
Kempf, Ingenieur-Premier-Lieutenant in Fort Stammheim bei Mülheim a. Rh.
Kessel, Dr., Kanonikus in Aachen.
Kiessling, Dr., Prof. in Greifswald.
Klein, Dr., Jos., Privatdocent in Bonn.
Klingholz, Rentner in Bonn.
Knebel, Landrath in Beckingen a. d. Saar.
Koch, Heinr. Hub., Divisionspfarrer in Frankfurt a. M.
Koenen, Constantin, Bildhauer in Neuss.
Koenig, Leop., Rentner in Bonn.
Koenigs, Commerzienrath in Cöln.
Koerte, Dr., Professor in Göttingen.
Kohl, Gymnasiallehrer in Kreuznach.
Kolb, Fr., General-Director in Viersen.
Kortegarn, Dr., Director der Wöhlerschule in Frankfurt am Main.
Krafft, Dr., Consistorialrath u. Prof. in Bonn.
Kramarczik, Gymn.-Direct. in Ratibor.
**Kraus**, Dr., Prof. und ausw. Secr., in Freiburg i. B.
Krupp, Geh. Commerzienrath in Essen.
Krüger, Herm., Landschaftsmaler in Düsseldorf.
Kühlwetter, von, Exc., Wirkl. Geh. Rath, Kgl. Oberpräsident in Münster.
Küppers, Dr., Sem.-Direct. in Siegburg.
Lamprecht, Dr., Privatdoc. in Bonn.
Landau, H., Commerzienr. in Coblenz.
Landsberg-Steinfurt, Freiherr v., Engelbert, Gutsbes. in Drensteinfurt.
Landsberg-Steinfurt, Freiherr v., Hugo, Landes-Director der Rheinprovinz in Düsseldorf.
Lange, Dr., L., Professor in Leipzig.
Lauenstein, Historienmaler in Düsseldorf.
Leemans, Dr., Dir. d. Reichsmuseums d. Alterthümer in Leiden.
Lehfeldt, Dr., Paul, Privatdocent a. d. techn. Hochschule in Berlin.
Leiden, Franz, Kaufmann u. k. niederl. Consul in Cöln.
Lempertz, M., Rentner in Bonn.
Lempertz, H. Söhne, Buchhdl. in Cöln.
Lennep, van, in Zeist.
Leutsch, v., Dr., Geheimer Hofrath u. Professor in Göttingen.
Lewis, S. S., Professor am Corpus Christi-Collegium zu Cambridge.
Leydel, J., Rentner zu Bonn.
Leyen, von der, Emil, in Bonn.
Leykam, Freih. von, Schloss Elsum bei Wassenberg.
Liebenow, Geh. Rech.-Rath in Berlin.
Lieber, Regier.-Baurath in Düsseldorf.
Linden, Anton, in Düren.
Lintz, Jac., Verlagsbuchh. in Trier.
Loë, Graf von, Schloss Wissen b. Geldern.
Loersch, Dr., Professor in Bonn.
Loeschigk, Rentner in Bonn.
Lohaus, Regierungsrath in Trier.
Longpérier, Adr. de, membre de l'Institut de France in Paris.
Lübbert, Dr., Prof. in Kiel.
**Lübke, von**, Dr., ausw. Secr., Professor in Stuttgart.
Marcus, Verlagsbuchhändler in Bonn.
Martin, A. F., Maler in Roermonde.
Märtens, Bauinspector a. D. in Bonn.
Mayer, Heinr. Jos., Kaufmann in Cöln.

Medem, Frhr. v., Fr. L. C., Kgl. Archivrath a. D. zu Homburg v. d. Höhe.
Meester, de, de Ravestein, Ministre plénip., zu Schloss Ravestein bei Mecheln.
Mehler, Dr., Gymnasial-Director in Sneek in Holland.
**Mehlis**, Dr. C., ausw. Secr., Kgl. Studienlehrer in Dürkheim.
Merck, Pfarrer u. Rector in Meisenheim.
Merkens, Franz, Kaufmann in Cöln.
Merlo, J. J., Rentner in Cöln.
Meurer, Hippolyt, Kaufm. in Cöln.
Mevissen, Geh. Commerzienrath in Cöln.
Michaelis, Dr., Prof. in Strassburg.
Michels, G., Kaufmann in Cöln.
Milani, Kaufmann in Frankfurt a. M.
Milz, Dr., Professor und erster Gymn.-Oberl. in Aachen.
Mirbach, W. Graf v., zu Schloss Harff.
Mirbach, Frhr. von, Reg.-Präsident. a. D. in Bonn.
Mitscher, Landger.-Director in Mühlhausen i. E.
Mohr, Professor, Dombildhauer in Cöln.
Möller, F., Oberlehrer am Lyceum in Metz.
Mörner v. Morlande, Graf, in Roisdorf.
Mommsen, Dr., Professor in Charlottenburg.
**Mooren**, Dr., ausw. Secr., Pfarrer, Präsident des hist. Vereins f. d. Niederrhein, in Wachtendonk.
Mosler, Dr., Prof. am Seminar in Trier.
Movius, Director des Schaaffh. Bankvereins in Cöln.
Müllenhoff, Dr., K., Prof., Mitglied der Akad. der Wissensch. in Berlin.
Müller, Dr., Albert, Gymnasial-Director zu Flensburg in Schleswig.
Müller, Pastor in Immekeppel.
Münch, Joseph, Kaufmann in Düren.
Münz- u. Antiken-Cabinet, Kais. Königl., in Wien.
Museen, die Königl., in Berlin.
Musée royal d'Antiquités, d'Armures et d'Artillerie in Brüssel.
Musiel, von, Laurent, Gutsbesitzer zu Schloss Thorn bei Saarburg.
Nagelschmitt, Heinr., Oberpfarrer in Zülpich.
Naturwissenschaftlicher Verein in Saarbrücken.
Nels, Dr., Kreisphysicus in Bittburg.
Neufville, W. von, Rentner in Bonn.
Neumann, Regierungsrath in Cassel.
Nissen, Dr., H., Professor in Strassburg.
Nitzch, Dr., Gymn.-Dir. in Bielefeld.
Nolte, Dr., Buchhändler in Bonn.
Nottberg, Reinh., Kaufm. in Elberfeld.
Obernier, Prof. Dr. in Bonn.
Oberschulrath, Grossherzoglich Badischer, in Carlsruhe.
Oeder, George, Landschaftsmaler in Düsseldorf.
Oppenheim, Albert, Königl. Sächs. General-Consul in Cöln.
Oppenheim, Dagobert, Geh. Regierungs-Rath, Director d. Cöln-Mindener Eisenbahn-Gesellschaft in Cöln.
Oppenheim, Eduard, Freiherr von, k. k. General-Consul in Cöln.
Orth, Pfarrer in Wismannsdorf bei Bitburg.
Ort, J. A., Rittmeister in Leiden.
Otte, Dr. theol., Pastor in Merseburg.
**Overbeck**, Dr., ausw. Secr., Prof. in Leipzig.
Papen, von, Prem.-Lieut. im 5. Ulanen-Regiment in Werl.
Pauls, E., Apotheker in Cornelimünster.
**Paulus**, Prof. Dr., Conservator d. K. Württ. Kunst- u. Alterthumsdenkmale, ausw. Secr., in Stuttgart.
Pauly, Dr., Rector in Montjoie.
Pflaume, Kgl. Bau-Inspector in Cöln.
Peill, Rentner in Haus Römlinghoven b. Obercassel.
Perthes, Dr., Geh. Hofrath u. Gymnas.-Dir. a. D. in Davos-Platz.
**Pick**, ausw. Secr., Amtsrichter in Rheinberg.
Piper, Dr., Professor in Berlin.
Plassmann, Director des Landarmen-Wesens zu Münster in Westfalen.
**Pleyte, W.**, ausw. Secr., Conservator am Reichs-Museum der Alterth. in Leiden.
Plitt, Dr., Professor, Pfarrer in Dossenheim bei Heidelberg.
**Pohl**, Dr., ausw. Secr., Rector in Linz.
Polytechnicum in Aachen.
Pommer-Esche, von, Geh. Regierungsrath in Strassburg.
Prieger, Dr., Rentner in Bonn.
Prinzen, Handelsgerichts-Präsident in M.-Gladbach.
Proff-Irnich, Freiherr Dr. von, Landgerichts-Rath z. D. in Bonn.
Progymnasium in Andernach.
Progymnasium in Bruchsal.
Progymnasium in Dorsten.
Progymnasium in Euskirchen.
Progymnasium in Malmedy.
Progymnasium in Rietberg.
Progymnasium in Siegburg.
Progymnasium in Sobernheim.
Progymnasium in Tauberbischofsheim.
Progymnasium in Trarbach.
Progymnasium in St. Wendel.

Provinzial-Verwaltung in Düsseldorf.
Prüfer, Theod., Architect in Berlin.
Quack, Advokat u. Bankdirector in M.-Gladbach.
Raderschatt, Kaufmann in Cöln.
Radziwill, Se. Durchlaucht Prinz Edmund, Vikar in Ostrowo, Provinz Posen.
Randow, von, Kaufmann in Crefeld.
Rath, von, Rittergutsbesitzer u. Präsid. d. landw. Vereins für Rheinpreussen, in Lauersfort bei Crefeld.
Rath, Th. vom, Rentner in Duisburg.
Rautenstrauch, Valentin, Commerzienrath in Trier.
Rautert, Major in Düsseldorf.
Realschule in Barmen-Wupperfeld.
Realschule, Kortegarn'sche, in Bonn.
Realschule I. Ordn. in Düsseldorf.
Realschule I. Ordn. in Duisburg.
Realschule I. Ordn. in Elberfeld.
Realschule in Essen.
Realschule I. Ordn. in Mülheim a. d. Ruhr.
Realschule I. Ordn. in Ruhrort.
Realschule I. Ordn. in Trier.
Reinkens, Dr., Pfarrer in Bonn.
Reitzenstein, Frh. von, Namens des Bez.-Präsidiums für Lothringen in Metz.
Rennen, Geh. Rath, Director d. Rhein. Eisenb. in Cöln.
Reumont, Dr. von, Geh. Legationsrath, in Aachen.
Reusch, Kaufmann in Neuwied.
Rheinen, Hermann, Rentner, Villa Herresberg bei Remagen.
Richarz, Dr., Geh. Sanitätsr. in Endenich.
Richter, Baumeister in Cöln.
Rieu, Dr. du, Secretär d. Soc. f. Niederl. Litteratur in Leiden.
Rigal-Grunland, Frhr. v., in Bonn.
Ritter-Akademie in Bedburg.
Robert, membre de l'Institut de France in Paris.
Rohdewald, Gymnasial-Director in Burgsteinfurt.
Rolffs, Commerzienrath in Bonn.
Rosen, von, Freiherr, Oberst und Regiments-Commandeur in Mainz.
Rospatt, Landrath in Lennep.
Rossbach, Dr., Gymn.-Lehrer in Neuss.
Roth, Fr., Bergrath in Burbach bei Siegen.
Roulez, Dr., Professor in Gent.
Ruhr, Jacob, Kaufmann in Euskirchen.
Rumpel, Apotheker in Düren.
Salis, Baron de, in Metz.
Salm-Salm, Se. Durchlaucht Fürst zu, in Anhalt.
Salm-Hoogstraeten, Hermann, Graf von, zu Bonn.
Salzenberg, Geh. O.-Baurath in Berlin.
Sandt, von, Landrath in Bonn.
Sauppe, Dr., Geh. Reg.-Rath u. Prof. in Göttingen.
Schaaffhausen, H., Dr., Geh. Medicinal-Rath u. Professor in Bonn.
Schaaffhausen, Theod., Rentner in Bonn.
Schady, Dr., Bibliothekar an der Univ.-Bibl. in Heidelberg.
Schaefer, Dr., Professor in Bonn.
Schaefer, Gräfl. Renessescher Rentm. in Bonn.
Schaffner, Dr., Medicinalrath in Meisenheim.
Scharfenberg, von, Lieutenant im Königshusaren-Reg. in Bonn.
Schauenburg, Dr., Realschul-Director in Crefeld.
Scheibler, L., Commerzienr. in Aachen.
Scheins, Dr., Gymn.-Oberl. in Cöln.
Scheppe, Oberst a. D. in Boppard.
Scherer, Dr., Professor in Berlin.
Schickler, Ferdin., in Berlin.
Schilling, Rechtsanwalt beim Oberlandesgericht in Cöln.
Schillings-Englerth, Bürgermeister in Gürzenich.
Schleicher, C., Commerzienr. in Düren.
Schlottmann, Dr., Prof. in Halle a. S.
Schlumberger, Jean, Fabrikbesitz. u. Präsid. d. Landesausschusses f. Elsass-Lothringen in Gebweiler.
Schlünkes, Dr., Probst an dem Collegiatstift in Aachen
Schmelz, C. O., Kaufmann in Bonn.
Schmidt, Pfarrer in Crefeld.
Schmidt, Oberbaurath u. Prof. in Wien.
**Schmitt**, Dr., ausw. Secr., Arzt in Münstermaifeld.
Schmithals, Rentner in Bonn.
Schmitz, Dr., Sanitätsrath in Viersen.
**Schneider**, Dr., ausw. Secr., Professor in Düsseldorf.
Schneider, Dr., R., Gymnas.-Director in Norden, Ostfriesland.
Schneider, Friedr., Dompräbendar in Mainz.
Schnütgen, Domvicar in Cöln.
Schoeller, Guido, Kaufmann in Düren.
Schönaich-Carolath, Prinz, Berghauptmann in Dortmund.
Schoenen, Dr., Kreisschulinspector in Euskirchen.
Schönfeld, Frederick, Baumeister in Grenzhausen.
Schroers, Daniel, Beigeordneter und Fabrikbesitzer in Crefeld.
Schubart, Dr., Bibliothekar in Cassel.
Schulz, Caplan in Aachen.
Schulz, Prof. Dr., in Breslau.

Schultze, Dr., Hofapotheker in Bonn.
Schwabe, Dr. L., Prof. in Tübingen.
Schwan, städt. Bibliothekar in Aachen.
Schwickerath, C. J., Kaufmann in Ehrenbreitstein.
Seeger, Pfarrer in Seckmauern i./Od.
Seligmann, Jacob, Bankier in Cöln.
Sels, Dr., Fabrikbesitzer in Neuss.
Seminar in Soest.
Senfft-Pilsach, Freiherr von, Kreisdirector in Bolchen (Elsass-Lothr.).
Seydemann, Architect in Bonn.
Seyffarth, Reg.-Baurath in Trier.
Seyssel d'Aix, Graf, Oberst in Düsseldorf.
Simon, Wilh., Lederfabrikant in Kirn.
Sloet van de Beele, Baron, Dr., L. A. J. W., Mitglied der Königl. Acad. der Wissenschaften zu Amsterdam, in Arnheim.
Solms, Se. Durchlaucht, Prinz Albrecht zu, in Braunfels.
Spankeren, von, Reg.-Präsident a. D., in Bonn.
Spee, Dr., Gymn.-Lehrer in Bonn.
Spies-Büllesheim, Ed., Freiherr v., Königl. Kammerherr u. Bürgermeister auf Haus Hall.
Spitz, Oberstlieutenant im Kriegs-Ministerium in Berlin.
Springer, Dr., Professor in Leipzig.
Stahlknecht, H., Rentner in Bonn.
Startz, Aug., Kaufmann in Aachen.
Statz, Baurath u. Diöc.-Archit. in Cöln.
Stedtfeld, Carl, Kaufmann in Cöln.
Steinbach, Alph., Fabrik. in Malmedy.
Stier, Hauptmann a. D. in Berlin.
Stier, Dr., Ober-Stabs- und Garnisons-Arzt in Breslau.
Stinshoff, Pfarrer in Sargenroth bei Gemünden, Reg.-Bez. Coblenz.
**Straub**, Dr., ausw. Secr., Canonicus zu Strassburg.
Strauss, Verlags-Buchhändler in Bonn.
Strempel, von, Gen.-Major in Stettin.
Strubberg, von, Gen.-Lieut. u. Comm. der 19. Division in Hannover.
Stumm, Carl, Geh. Commercienrath in Neunkirchen.
Swerts, Albert, Kaufmann in Bonn.
Sybel, Dr., von, Director der Staats-Archive und Professor in Berlin.
Szczepanski, Hauptmann u. Bürgermeister a. D. in Düsseldorf.
Thiele, Dr., Director d. Gymnasiums in Barmen.
Thoma, Architekt in Bonn.
Tornow, Bezirks- und Dombaumeister in Metz.
Trinkaus, Chr., Bankier in Düsseldorf.
Uckermann, H., Kaufmann in Cöln.
Ueberfeldt, Dr., Rendant in Essen.
Ungermann, Dr., Gymnas.-Director in Münstereifel.
Usener, Dr., Professor in Bonn.
Vahlen, Dr., Professor in Berlin.
Valette, de la, St. George, Freiherr, Dr., Professor in Bonn.
Veit, Dr., Geh. Medicinal-Rath u. Professor in Bonn.
Veith, von, General-Major a. D. in Bonn.
Verein für Erdkunde in Metz.
Vieten, Kaufmann in Eschweiler.
Villers, Graf von, Regier.-Präsident in Frankfurt a. d. O.
Vleuten, van, Rentner in Bonn.
Voigtel, Regierungsrath und Dombaumeister in Cöln.
Voigtländer, Buchhdl. in Kreuznach.
Voss, Theod., Bergrath in Düren.
Wagner, Geh. Commerz.-R. in Aachen.
Wal, Dr. de, Professor in Leiden.
Waldeyer, Dr., Gymn.-Dir. in Bonn.
Wallenborn, Peter, junior, in Bitburg.
Wandesleben, Friedr., zu Stromberger-Neuhütte.
Weber, Rechtsanwalt in Aachen.
Weber, Pastor in Ilsenburg.
Weerth, Dr. aus'm, Prof. in Kessenich.
Weerth, aus'm, Bürgermeister in Stromberg.
Weerth, Aug. de, Rentn. in Elberfeld.
Wegeler, Dr., Geh. Medicinalrath in Coblenz.
Weise, v., Oberbürgermeister in Aachen.
Weiss, Professor, Director d. K. Kupferstichkabinets in Berlin.
Wende, Dr., Realschullehrer in Bonn.
Wendelstadt, Victor, Commerzienrath in Godesberg.
Werner, v., Kabinetsrath in Düsseldorf.
Werner, Lieut. u. Adjutant in Saarlouis.
Werners, Bürgermeister in Düren.
Weyer, Stadtbaumeister in Cöln.
Weyhe, Ernst, Dr., Gymnasiallehrer in Seehausen i. d. Altmark.
Weyermann, Franz, Gutsbesitzer in Hagerhof bei Honnef.
Wied, Se. Durchlaucht Fürst, zu Neuwied.
Wieker, Gymnasial-Oberlehrer in Hildesheim.
**Wieseler**, Dr., ausw. Secr., Professor in Göttingen.
Wiethase, Königl. Baumeister in Cöln.
Winckler, H. G., Kaufmann in Hamburg.
Wings, Dr., Apotheker in Aachen.
Wirtz, Hauptmann a. D., in Harff.
Witkop, Ptr., Maler in Lippstadt.
Wittenhaus, Dr., Rector in Rheydt.

Wittgenstein, F. von, in Cöln.
Woermann, Dr., C., Prof. in Düsseldorf.
Wolf, Caplan in Calcar.
Wolf, Oberst und Director der Artillerie-Werkstätte in Deutz.
Wolff, v., Regierungspräsident in Trier.
Wolff, Kaufmann in Cöln.
**Wollseiffen**, Dr. M., Gymnasial-Director, ausw. Secr., in Crefeld.
Woyna, Exc. von, Gouverneur von Mainz.
Wright, von, General-Major in Metz.
Wuerst, H., Hauptmann a. D. und Kgl. Steuereinnehmer in Bonn.
Wüsten, Frau Gutsbesitzerin, zu Wüstenrode bei Stolberg.
Wulfert, Dr., Gymn.-Dir. in Kreuznach.
**Zangemeister**, Prof. Dr., ausw. Secr., Oberbibliothekar in Heidelberg.
Zartmann, Dr., Sanitätsrath in Bonn.
Zehme, Dr., Walther, Director der Gewerbeschule in Barmen.
Zengeler, Kgl. Bauführer in Bonn.
Zervas, Joseph, Kaufmann in Cöln.

## Ausserordentliche Mitglieder.

Arendt, Dr., in Dielingen.
Arsène de Noüe, Dr., Advocat in Malmedy.
Fiorelli, G., Senator del Regno Direttore generale dei Musei e degli Scavi, Rom.
Förster, Dr., Professor in Aachen.
Gamurrini, Director des etrusk. Museums in Florenz.
Heider, k. k. Sectionsrath in Wien.
Hermes, Dr. med. in Remich.
Lanciani, P. Architect in Ravenna.
Lucas, Charles, Architect, Sous-Insp. des travaux de la ville in Paris.
Mella, Eduard, Graf in Vercelli.
Michelant, Bibliothécaire au dept. des Manuscrits de la Bibl. Imper. in Paris.
Promis, Bibliothekar des Königs von Italien in Turin.
Rossi, J. B. de, Archäolog in Rom.
Schlad, Wilh., Buchbinderm. i. Boppard.
L. Tosti, D., Abt in Monte-Casino.

---

# Verzeichniss

## sämmtlicher Ehren-, ordentlicher und ausserordentlicher Mitglieder nach den Wohnorten.

Aachen: Bock. Buschmann. Dieckhoff. Emundts. Foerster. Georgi. von Geyr-Schweppenburg. Gymnasium. Hilgers. Hirsch. Kaentzeler. Kessel. Milz. Polytechnicum. Provinz.-Gewerbeschule. von Reumont. Scheibler. Schlünkes. Schulz. Schwan. Startz. Wagner. Weber. von Weise. Wings.
Abenteuerhütte: Boecking.
Ahrweiler: von Groote.
Alfter: Jörissen.
Alterkülz: Bartels.
Altona: Huyssen.
Amsterdam: Boot. van Hillegom.
Andernach: Progymnasium.
Anholt: Achterfeldt. Fürst zu Salm.
Arnheim: Baron Sloet.
Arnsberg: Gymnasium.
Asbacher Hütte: Boecking.
Attendorn: Gymnasium.
Barmen: Karthaus. Stadt. Thiele. Zehme.
Barmen-Wupperfeld: Realschule.
Basel: Bernoulli. Universitätsbibliothek.
Bayenthal b. Cöln: Fuchs.
Beckingen a. d. Saar: Knebel.
Bedburg: Fuss. Ritter-Academie.
Beienburg: Braselmann.
Bergh: Habets.
Berlin: Adler. Aegidi. Conze. von Cuny. Curtius. Dobbert. Falk. v. Florencourt. Generalverwaltung der kgl. Museen. Gilly. Greiff. Hegert. Hübner. Kronprinz des Deutschen Reiches und von Preussen. Lehfeldt. Liebenow. Müllenhoff. Piper. Prüfer. Salzenberg. Scherer. Schickler. Schoene. Spitz. Stier. v. Sybel. Vahlen. Weiss.
Beromünster: Aebi.
Bielefeld: Nitzsch.
Bitburg: Nels. Wallenborn.
Bocholt: Höhere Bürgerschule.
Bochum: Gymnasium.
Bolchen (Els.-Lothr.): Arnold. Freih. von Senfft-Pilsach.
Bonn: Achenbach. Asbach. Asschenfeldt. Benrath. Bergk. Bernays. Binz. Bleibtreu. H. H. Böker. Brassert. Bücheler. Busch. Graf von Bylandt. Cahn. Al. de Claer. Eb. de Claer. Clason.

v. Dechen. Delius. Dieffenbach. v. Diergardt. Dötsch. Eltzbacher. van Endert. Engelskirchen. Frl. Eskens. Frau Firmenich-Richartz. Floss. Fricke. Georgi. Gerhartz. J. Goldschmidt. R. Goldschmidt. Guilleaume. Gymnasium. Hanstein. Hauptmann. Henry. Hermann. Hochgürtel. v. Hoiningen. Alex. Hüffer. Prof. Hüffer. Kaufmann. R. Kekulé. Klein. Klingholz. Leop. König. Krafft. Lamprecht. Lempertz. von der Leyen. Leydel. Loersch. Loeschigk. Märtens. Marcus. von Mirbach. W. von Neufville. Nolte. Prof. Obernier. Prieger. von Proff-Irnich. Realschule. Reinkens. von Rigal. Rolffs. Graf von Salm-Hoogstraeten. v. Sandt. H. Schaaffhausen. Th. Schaaffhausen. A. Schaefer. Schaefer. von Scharfenberg. Schmelz. Schmithals. Schulze. Seydemann. von Spankeren. Spee. Stahlknecht. Strauss. Swertz. Thoma. Usener. de la Valette St. George. Veit. von Veith. van Vleuten. Waldeyer. Wende. Würst. Zartmann. Zengeler.
Boppard: Dapper. Scheppe. Schlad.
Braunfels: Prinz Solms.
Breslau: Schulz. Stier.
Bruchsal: Progymnasium.
Brühl: Alleker. Keller.
Brüssel: Gräfin von Flandern. Musée Royal.
Burbach bei Siegen: Roth.
Burg: Dütschke.
Burgsteinfurt: Rohdewald.
Calcar: Wolf.
Cambridge: Lewis.
Carlsruhe: Bracht. Brambach. Conservatorium d. Alterth. Gymnasium. Oberschulrath.
Cassel: Duncker. Gymnasium. Neumann. Schubart. Ständ. Landesbibliothek.
Charlottenburg: Mommsen.
Clausthal: Achenbach.
Cleve: Chrzescinski. Gymnasium. Hasskarl. Stadt.
Coblenz: von Bardeleben. Becker. Binsfeld. Civil-Casino. Delius. Duhr. Geiger. Gymnasium. von Goeben. Hagelüken. Höpfner. Landau. Stadt. Wegeler.
Coeln: Altmann. Aposteln-Gymnasium. Max Arndts. Oberbürgermeister. Becker. Robert Becker. v. Bernuth. Bone. Camphausen, Excell. Aug. Camphausen. Clavé von Bouhaben. Carstanjen. Drewke. Dumont. Düntzer. Ehrhard. Essingh. Frenken. Friedrich-Wilhelm-Gymnasium. Gottgetreu. Grüneberg. Haugh. Ed. Herstatt. Frdr. Joh. Dav. Herstatt. Heuser. Horn. Frau August Joest. Eduard Joest. Kaiser Wilh.-Gymnasium. Kamp. Königs. Leiden. Lempertz. Marzellen-Gymnasium. Mayer. Merkens. J. J. Merlo. Meurer. Mevissen. Michels. Mohr. Movius. Albert Oppenheim. Dagobert Oppenheim. Eduard Freiherr von Oppenheim. Pflaume. Raderschatt. Rennen. Richter. Scheins. Schilling. Schnütgen. Seligmann. Stats. Stedtfeld. Uckermann. Voigtel. Weyer. Wiethase. von Wittgenstein. Wolff. Zervas.
Coesfeld: Gymnasium.
Constanz: Haug. Gymnasium.
Cornelimünster: Pauls.
Crefeld: von Beckerath. Emil vom Bruck. Heimendahl. Huthmacher. Jentges. Gymnasium. v. Randow. Schauenburg. Schmidt. Schroers. Stadt. Wollseiffen.
Darmstadt: Bossler.
Davos-Platz: Perthes.
Deutz: Wolf.
Dielingen: Arendt.
Dillenburg: Gymnasium.
Donaueschingen: Fürstl. Bibliothek.
Dormagen: Delhoven.
Dorsten: Progymnasium.
Dortmund: Prinz Schönaich. Hist. Verein.
Dossenheim: Plitt.
Drensteinfurt: Frh. v. Landsberg.
Dresden: Fleckeisen. Hultsch.
Dülken: Bücklers.
Düren: Bibliothek der Stadt. Gymnasium. Gust. Hoesch. Leop. Hoesch. Linden. Mönch. Rumpel. Schleicher. Schöller. Voss. Werners.
Dürkheim: Mehlis.
Düsseldorf: Brendamour. Endrulat. Gymnasium. v. Hagemeister. Hammers. Harless. v. Heister. Hoyer. Irmer. Junckersdorff. Krüger. Frh. Hugo von Landsberg-Steinfurt. Lauenstein. Lieber. Oeder. Provinzial-Verwaltung. Rautert. Realschule. Schneider. Seyssel d'Aix. von Szczepanski. Trinkaus. von Werner. Woermann.
Duisburg: Curtius. Gymnas. v. Rath. Realschule.
Echtz: Cremer.
Ehrenbreitstein: Schwickerath.
Elberfeld: Boeddinghaus. v. Carnap. Gymnasium. Nottberg. Realschule. de Weerth.
Elsum (Schloss) bei Wassenberg: Frh. von Leykam.
Eltville: Graf Eltz.

Emmerich: Gymnasium.
Endenich: Baunscheidt. Richarz.
Erfurt: Bruns. Junker.
Eschweiler: Vieten.
Essen: Baedeker. Cappell. Conrads. Gymnasium. v. Hövel. Krupp. Realschule. Ueberfeld.
Eupen: Höhere Bürgerschule.
Euskirchen: v. Ayx. A. Herder. E. Herder. Progymnasium Ruhr. Schoenen.
Flensburg in Schleswig: Müller.
Florenz: Bibl.-Nazionale. Bibliothek des etrurischen Museums. Gamurrini.
Frankfurt a. M.: Becker. Gerson. Koch. Kortegarn. Milani. Stadtbibliothek.
Frankfurt a. d. Oder: Graf Villers.
Freiburg in Baden: Universitäts-Bibliothek. Gymnasium. Kraus.
Frens (Schloss) bei Horrem: Graf Beissel von Gymnich.
Fulda: Goebel.
St. Gallen: Stiftsbibliothek.
Gebweiler: Schlumberger.
Genf: Galiffe.
Gent: Roulez.
Giessen: Antiken-Cabinet.
Gladbach: Prinzen. Gymnas. Quack.
Godesberg: Wendelstadt.
Goettingen: Dilthey. Koerte. von Leutsch. Sauppe. Universitätsbiblioth. Wieseler.
Gräfenbacher Hütte: Boecking.
Graz: Keller.
Greifswalde: Kiessling.
Grenzhausen: Schönfeld.
Gürzenich: Schillings-Englerth.
Hadamar: Gymnasium.
Hagerhof bei Honnef: Weyermann.
Hall (Haus) per Erkelenz: v. Spies.
Halle: Heydemann. Schlottmann. Universitäts-Bibliothek.
Hamburg: Stadtbibliothek. Winckler.
Hamm: Essellen.
Hanau: Gymnasium.
Hannover: Culemann. von Strubberg.
Hard (bei Bregenz): Jenny.
Harff (Schloss): v. Mirbach.
Harff (Kreis Neuss): Wirtz.
Hechingen: Höhere Bürgerschule.
Heidelberg: Schady. Universitäts-Bibliothek. Zangemeister.
Herdringen (Kreis Arnsberg): Graf Fürstenberg.
Hersfeld: Gymnasium.
Herresberg bei Remagen: Rheinen.
Hildesheim: Wieker.
Homburg v. d. Höhe: Freiherr von Medem.
Höxter: Gymnasium.
Ilsenburg: Weber.
Immekeppel: Müller.
Immenburg: Flinsch.
Iserlohn: Boeddicker.
Ittervort: Franssen.
Jena: Gaedechens. Universitäts-Bibliothek.
Kessenich: aus'm Weerth.
Kiel: Lübbert.
Kirn: Simon.
Kirspenich (b. Münstereif.): Hermeling.
Königsberg i. Pr.: Friedländer. Universitätsbibliothek.
Kreuznach: Antiquarisch-historischer Verein. Borggreve. C. Cauer. R. Cauer. Kohl. Voigtländer. Wulfert.
Lauersfort: v. Rath.
Leiden: Leemans. Ort. Pleyte. du Rieu. de Wal.
Leipzig: Baedeker. Braun. Eckstein. Lange. Overbeck. Springer.
Lennep: A. Hardt. Höhere Bürgerschule. Rospatt.
Linnich: Beck.
Linz: Pohl.
Lippstadt: Witkop.
London: Franks.
Löwen: Universitäts-Bibliothek.
Lüdenscheid: Höhere Bürgerschule.
Lüttich: Universitäts-Bibliothek.
Malmedy: Arsène de Noüe. v. d. Heydt. Progymnasium. Steinbach.
Mainz: von Rosen. Schneider. v. Woyna.
Mannheim: Alterthumsverein. Gymnasium.
Marburg: Gymnasium.
Marienfels bei Remagen: Frau Frings.
Marienwerder: von Hirschfeld.
Mayen: Delius.
Mechernich: Huperts.
Mehlemer-Aue: Frau Deichmann.
Meisenheim: Merck. Schaffner.
Merseburg: Otte.
Mettlach: Boch. Jost.
Metz: Möller. Frh. von Reitzenstein. Baron de Salis. Tornow. Verein für Erdkunde. von Wright.
Miltenberg: Conrady.
Moers: Gymnasium.
Montabaur: Gymnasium.
Monte-Casino: Tosti.
Montjoie: Pauly.
Morsbruch: v. Diergardt.
Mülhausen i. E.: Mitscher.
Mülheim a. d. R.: Haniel. Realschule.
München: Brunn. Cornelius.
Münster: Bibliothek der Akademie. v. Kühlwetter. Plassmann.
Münstereifel: Gymnasium. Ungermann.
Münstermayfeld: Schmitt.

Nash-Mills: Evans.
Neunkirchen: Stumm.
Neuss: von Heinsberg. Gymnasium. Koenen. Rossbach. Sels.
Neuwied: Fürst Wied. Kaestner. Gymnasium. Reusch.
Nieukerk: Buyx.
Nohn (Post Antweiler) Kreis Adenau: Haubrich.
Norden: Schneider.
Nürnberg: Bergau.
Oberhausen: Höhere Bürgerschule.
Odenkirchen: Goertz.
Oehringen: Stifts-Bibliothek.
Ostrowo: Prinz Radziwill.
Paderborn: Theodoranische Bibliothek.
Paris: Barbet. Basilewsky. de Longpérier. Lucas. Michelant. Robert.
Parma: Universitäts-Bibliothek.
Perugia: Univ.-Bibliothek.
Poppelsdorf: Frau Dommerich. A. Kekulé.
Potsdam: Achenbach.
Prag: Universitäts-Bibliothek.
Prüm: Guichard. Hünnekes.
Ratibor: Kramarczik.
Ravenna: Lanciani.
Ravestein: de Meester de Ravestein.
Recklinghausen: Hölscher.
Remich: Hermes.
Remscheid: Gewerbeschule.
Rheinberg: Pick.
Rheine: Gymnasium.
Rheydt: Wittenhaus.
Rietberg: Progymnasium.
Rinteln: Gymnasium.
Roermonde: Martin.
Roisdorf: Graf Moerner.
Römlinghoven (Haus) bei Obercassel: Peill.
Rom: Fiorelli. Helbig. Henzen. de Rossi.
Ruhrort: Realschule. Bernau.
Rurich (Schloss b. Erkelenz): v. Hompesch.
Rüdesheim: Fonk.
Saarbrücken: Gymnasium. Karcher. Naturwissenschaftl. Verein.
Saarlouis: Höh. Bürgerschule. Werner.
Sangerhausen: Fulda.
Sargenroth b. Gemünden (R.-B. Coblenz): Stinshoff.
Schleidweiler: Heydinger.
Seckmauern im Odenwalde: Seeger.
Seehausen (Altmark): Weyhe.
Siegburg: Küppers. Progymnasium.
Sigmaringen: Fürst zu Hohenzollern. Erbprinz von Hohenzollern.
Sinzig: Broicher.
Sneek: Mehler.
Sobernheim: Progymnasium.
Soest: Gymnasium. Seminar.
Solingen: Höhere Bürgerschule.
Stammheim (Fort) bei Mülh. a. Rhein: Kempf.
Stettin: von Strempel.
Strassburg: Berlage. Michaelis. Nissen. von Pommer-Esche. Straub. Universitäts-Bibliothek.
Stromberg: ausm Weerth.
Stromberger Neuhütte (pr. Stromberg): Wandesleben.
Stuttgart: Haakh. v. Lübke. Prof. Paulus.
Tauberbischofsheim: Progymnas.
Tholey: Gatzen.
Thorn (Schloss): v. Musiel.
Trarbach: Progymnasium.
Trier: Besselich. Bettingen. Cüppers. Gymnasium. Hettner. Holzer. Kelzenberg. Lintz. Lohaus. Mosler. Rautenstrauch. Realschule. Seyffarth. Stadtbibliothek. von Wolff.
Tübingen: Herzog. Schwabe. Universitäts-Bibliothek.
Turin: Promis.
Unna: Höhere Bürgerschule.
Utrecht: Universitäts-Bibliothek.
Vercelli: Mella.
Viersen: Aldenkirchen. Höhere Bürgerschule. Greef. Haas. Heckmann. Kolb. Schmitz.
Vogelensang: Borret.
Wachtendonk: Mooren.
Wallerfangen: v. Galhau.
Warendorf: Gymnasium.
Weilburg: Gymnasium.
St. Wendel: Cetto. Progymnasium.
Werl: v. Papen.
Wernigerode: Bibliothek.
Wesel: Frowein. Gymnasium.
Wetzlar: Gymnasium.
Wien: Heider. k. k. Münz- und Antik.-Cabinet. Schmidt.
Wiesbaden: Bibliothek. Gelehrten-Gymnasium. Isenbeck.
Wismannsdorf bei Bitburg: Orth.
Wissen: Graf Loë.
Witten: Höhere Bürgerschule.
Worringen: Bender.
Würzburg: Flasch. Urlichs.
Wüstenrode: Frau Wüsten.
Xanten: Niederrhein. Alterthumsverein.
Zeist: van Lennep.
Zülpich: Nagelschmitt.
Zürich: Blümner.

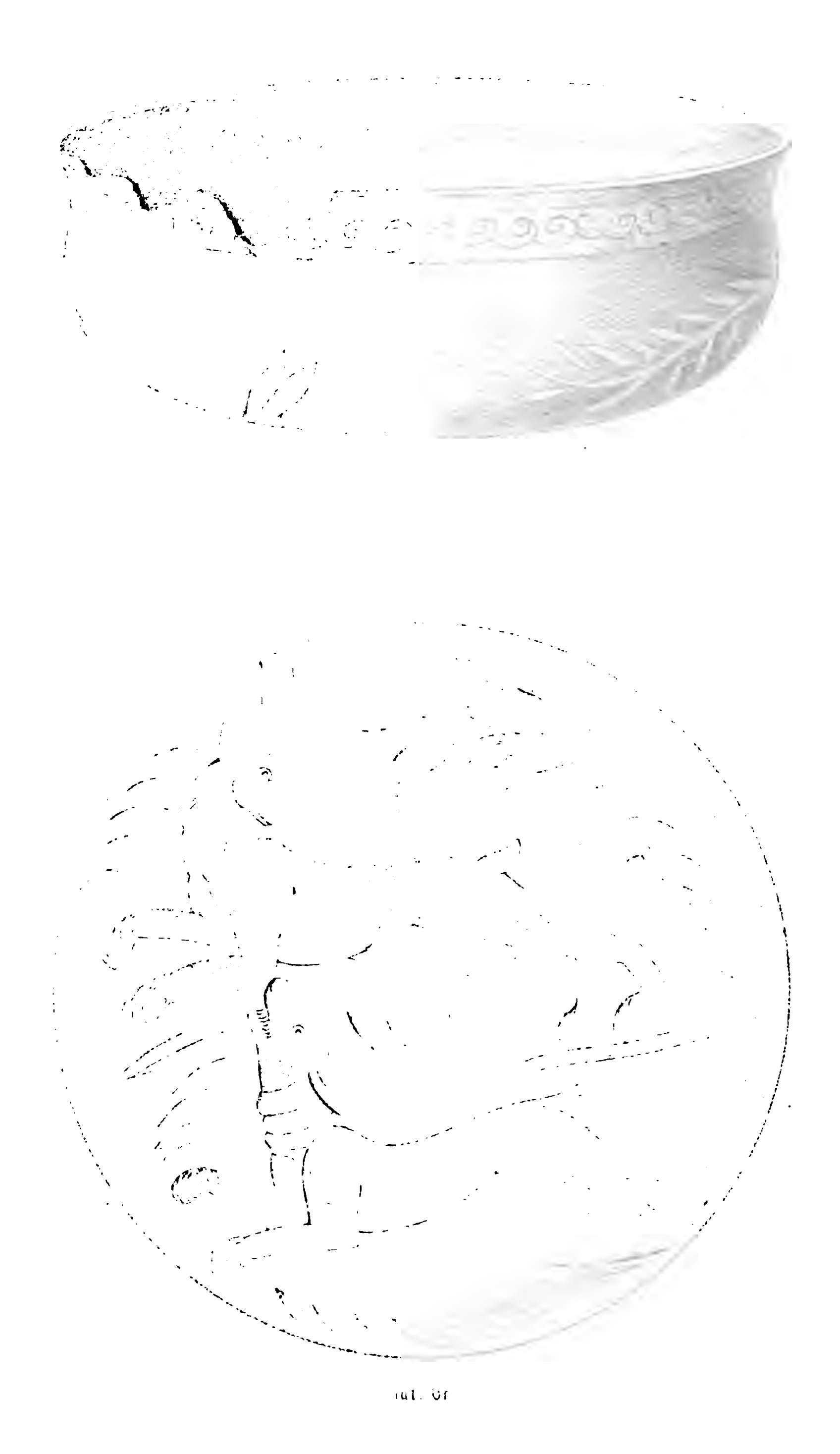
Universitäts-Buchdruckerei von Carl Georgi in Bonn.



nat. Grösse.

Glasschale im Museum zu Mainz.

Lith. Inst. v. A. Henry, in Bonn



nat. Gr.

Glasschale in der Sammlung der Gesellschaft für Erhaltung der geschichtlichen Denkmäler des Elsass zu Strassburg.

A. Straub delin. Lith. Jnst. v. A. Henry in Bonn



Glasschale im Prov. Museum zu Bonn.

½ nat. Gr.

1.

½ nat. Gr.

2.

½ nat. Gr.

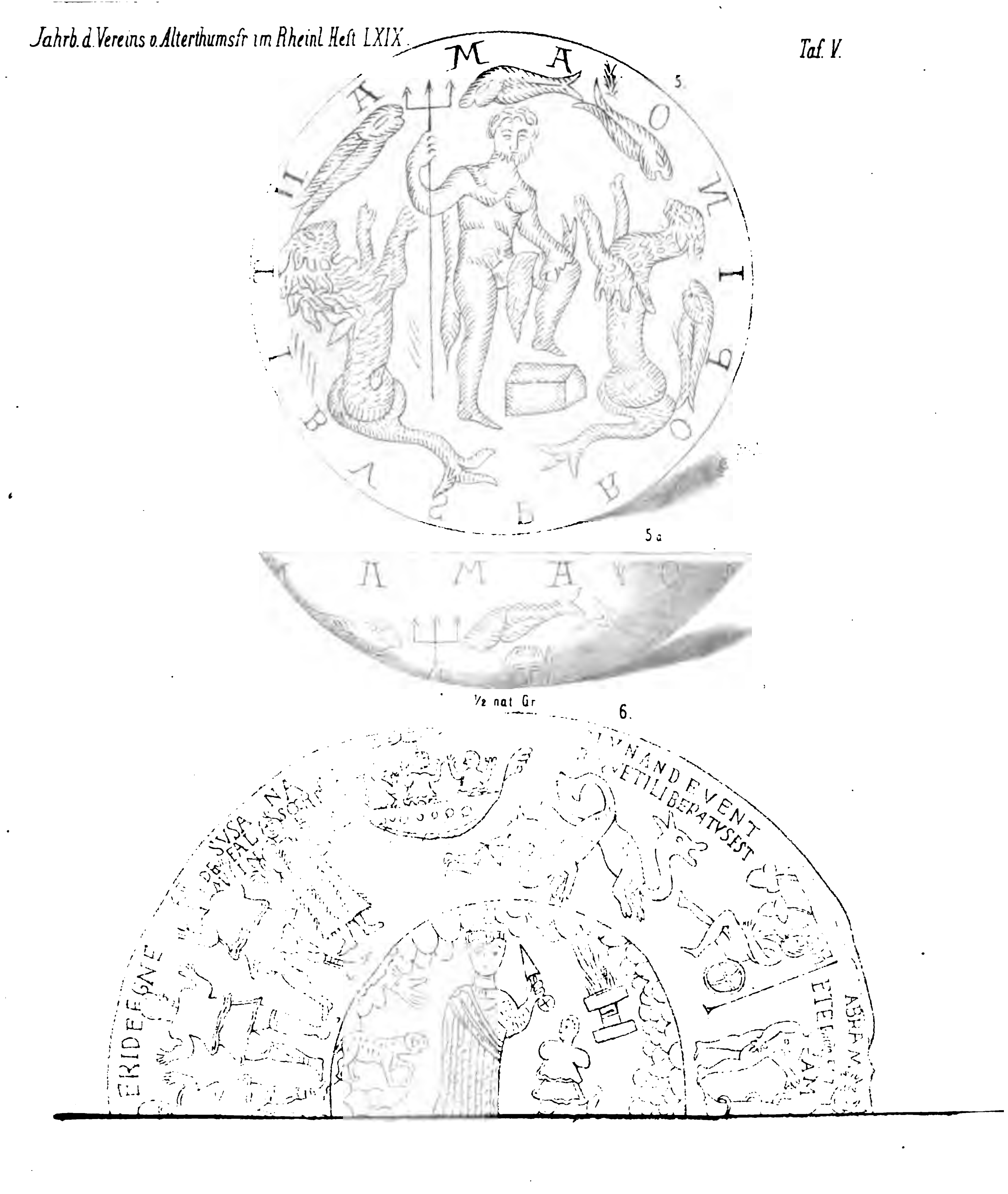
4.

½ nat. Gr.

3.

½ nat. Gr.

Lith. Inst. v. A. Henry in Bonn.




Glasschale im Provinzial-Museum zu Trier

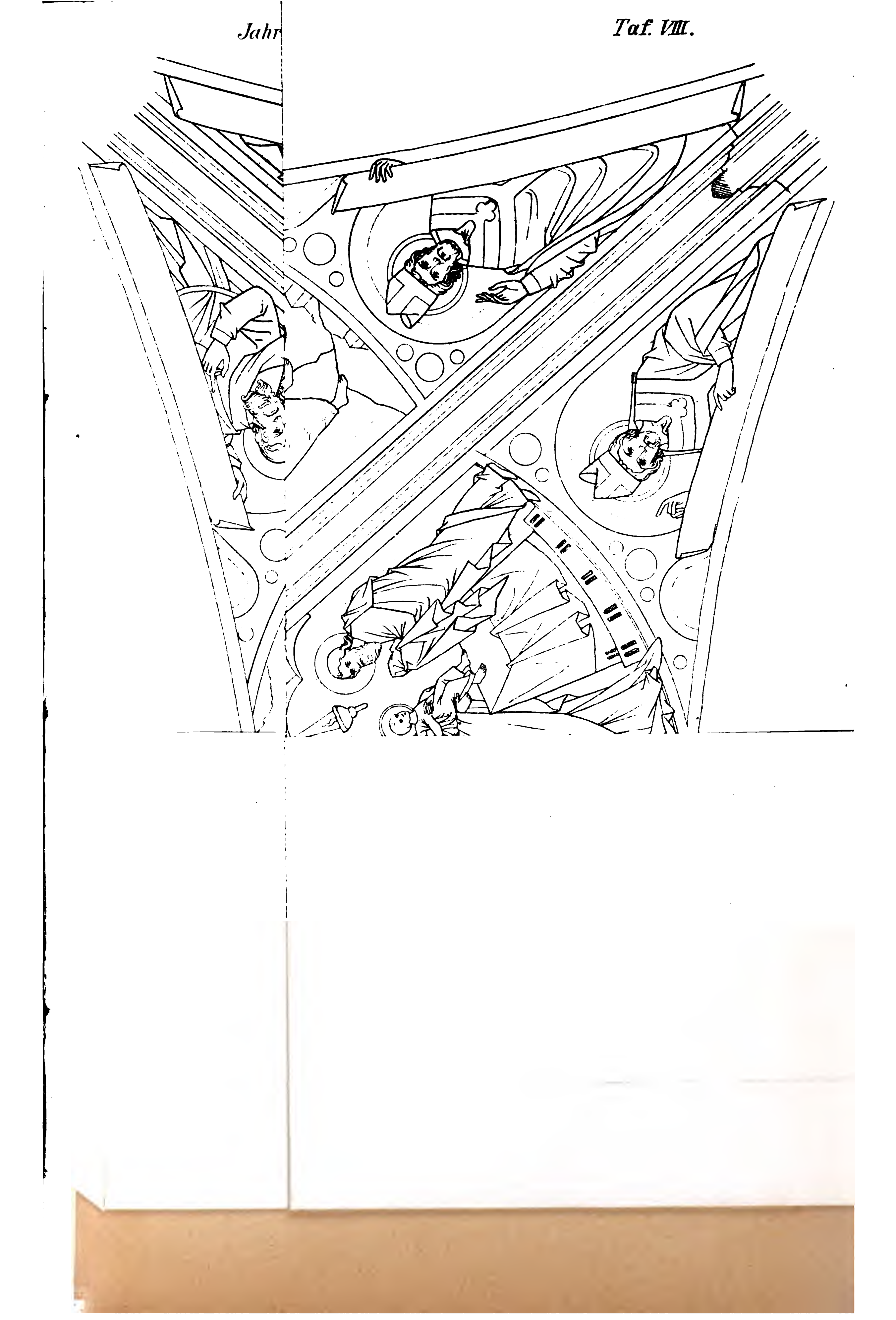


Glasschale im Provinzial-Museum zu Trier

Lith. Jnst. A. H.




Lith. Jnst. v. A. Henry in Bonn



Riesley

Op de alte Burg

Chaussée von Cleve

an der

an der Windmühle

Mühlenweg

Ausgrabung

Nie

Schotz

Abzugsgraben

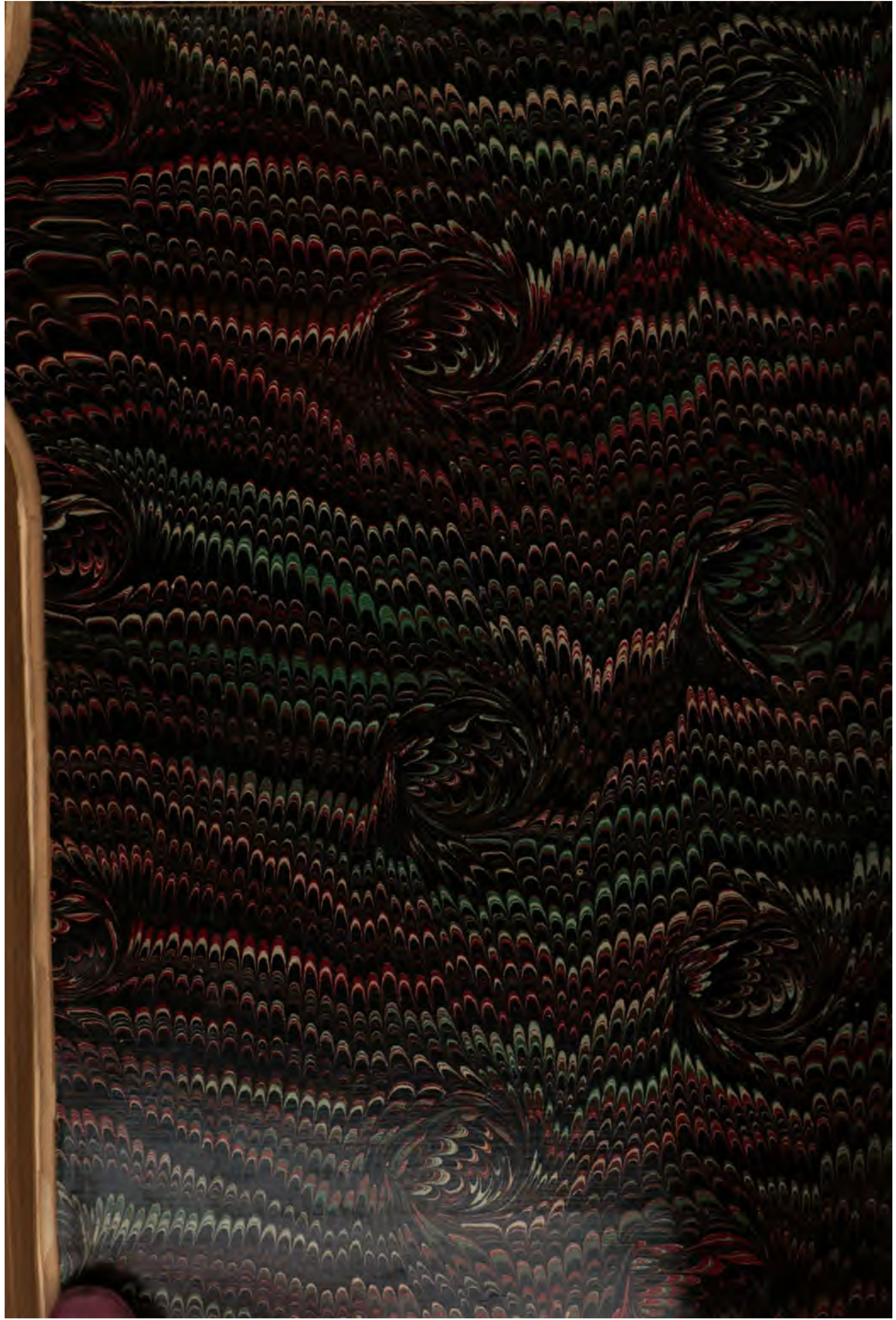
Haus Erprath

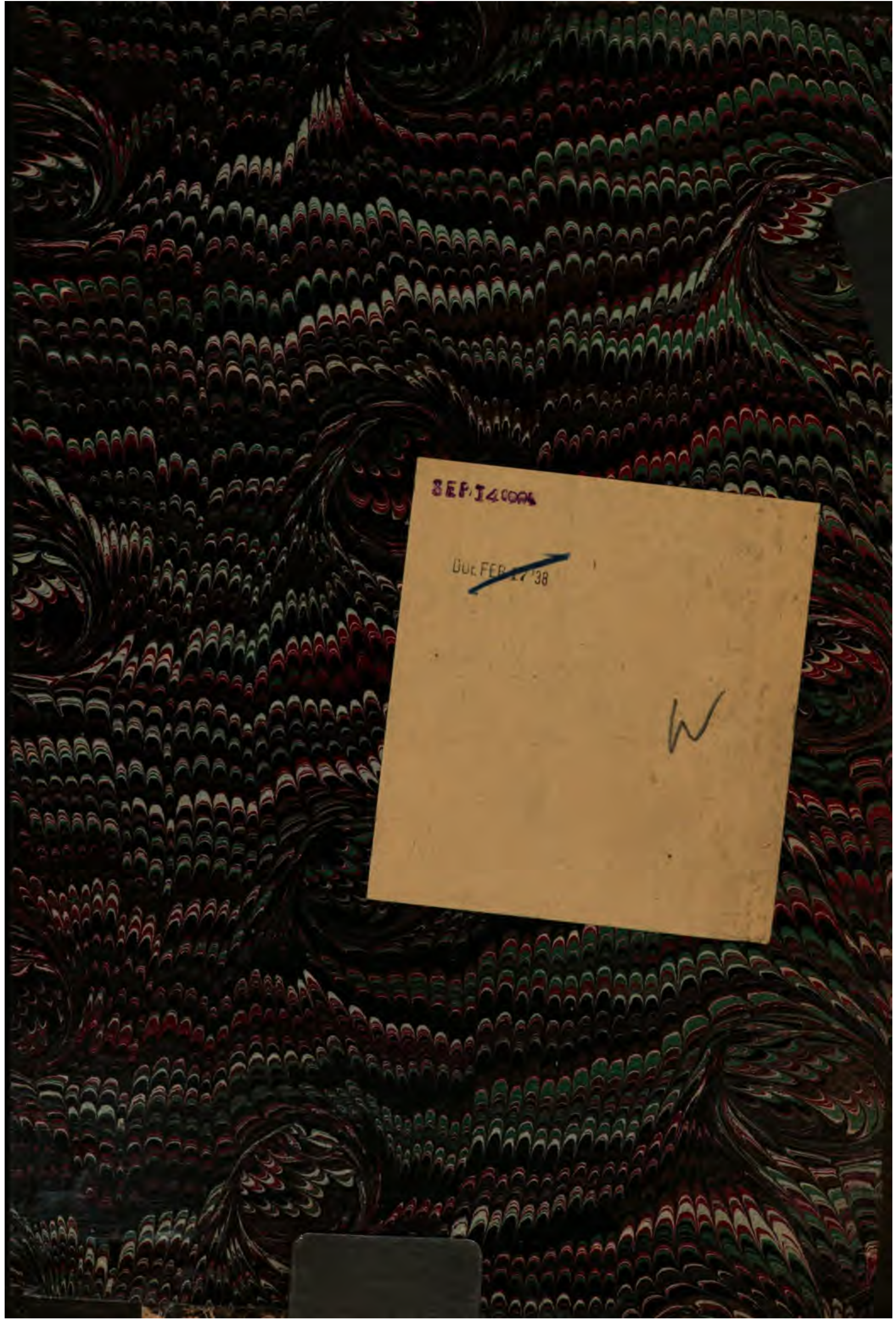
Römerstraße

Nord

0,96 dick

1,23 dick





Due FEB 17 '38
W

